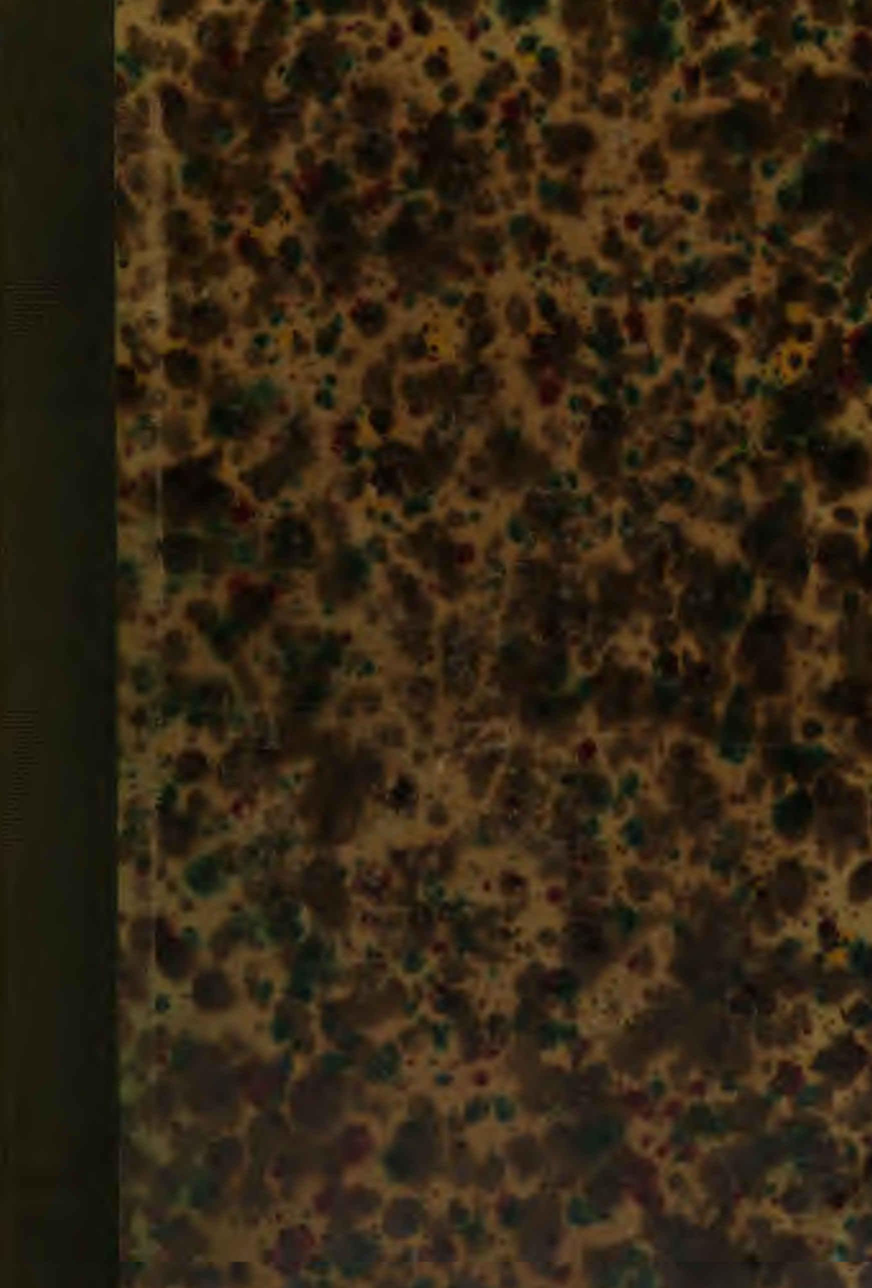
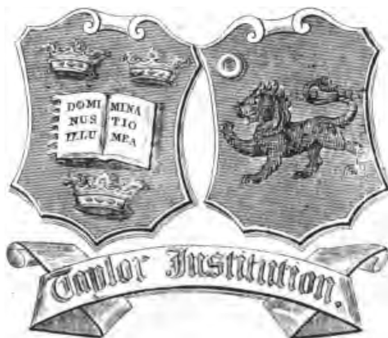



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.

M W Cannan

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Neunter Band.

Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1861.

Erzählungen und Bilder

aus

dem Volksleben der Schweiz.

Dritter Band.

Der Besuch auf dem Lande.

(Die Erzählung erschien zuerst in den Elsässischen Neujahrsblättern: Jahrgang 1847.)

Es dämmerte auf Erden, am Himmel schwand ein Sternlein nach dem andern; zu sumsen und zu surren begann es in einem langen und schönen Gebäude wie in einem Bienenstocke, der stoßen will. Grüne Männer traten in den grauen, weiten Hof, der vor dem Gebäude lag und durch ein Gitter nach außen verschlossen war. Es war kein schläferiges, langsames Kommen, einer nach dem anderen, wo keiner begehrt der erste zu sein, jeder augenscheinlich die versäumte Minute für gewonnen zählt; es war ein rasches Rennen, wo jeder vor dem andern sein wollte; es wollten die grünen Männer auch nicht zum Exerciren gehen, es war der Morgen, wo eine in Garnison gestandene Scharfschützen-Kompagnie nach Hause ziehen konnte. Geschäftig schossen die Unteroffiziere herum, hatten aber nicht viel zu thun, denn diesmal stund jeder recht und hatte alles in Ordnung. Fourier und Feldwebel schwitzten freilich, was aber auch ganz natürlich ist, wenn alles auf ihnen liegt, was Andere beschicken sollten. Die Offiziere fanden sich ein nach und nach, selbst der Hauptmann kam diesmal beinahe zu rechter Zeit. Indessen war die Kompagnie bereits in Reihe.

Trompeter und Hornisten stunden an ihren Plätzen, hatten die Lippen genetzt und spitzten auf's Kommando. Als

flüchtig der Hauptmann das Seine gethan, zog er den Degen, kommandirte, und noch war das „Marsch" nicht ganz in der Luft, als das lustige Blasen ertönte, die Kompagnie lebendig ward, wie eine grüne Schlange aus dem Hofe, aus dem Gitter brach, in's Freie sich wand. Wie so munter die Trompeten schmettern, so lustig die Hörner blasen, die Füße so rasch sich heben, als ging's zum Tanze, wenn Schützen in's Weite ziehen, sei es zum blutigen Treffen, sei es zu fröhlichem Waffenspiel! Aber wie lustig müssen die Herzen schlagen, wenn zur friedlichen Heimkehr die Hörner blasen, zum fröhlichen Wiedersehen, wo Vater und Mutter in des Hauses Ecke stehen, den ganzen lieben langen Tag nach dem Sohne sich umsehen oder ein treues Weibchen emsig auf den Beinen ist, aufs beste alles beschickt, zum Empfang des Vaters die Kinder schmückt, Kind um Kind ausschickt, wie Noah Vogel um Vogel, zum Ausguck nach dem Vater? Oder ein lieb Schätzchen aus allen Fenstern sieht, verstohlen, wie es meint, daß es niemand merken sollte, und lauter das Herz ihm pocht, wenn draußen es klopft, und immer mächtiger die Thränen in die Augen schießen, wenn es nicht der Schütze ist, sondern ein Anderer, und endlich die Thränen zum Weinen werden, wie einzelne Tropfen meist in Regen übergehen, wenn der Abend kommt, aber kein Schütze?

Wie rasch muß der Marsch nicht sein, wie hoch müssen nicht die Herzen schlagen, wenn vor der Seele der Heimziehenden solche Bilder schweben, immer heller, immer lockender und näher die Heimath kommt, sichtbar die Hügel werden, an deren Fuß ihr Dörfchen liegt, die Wälder sich zeigen, an deren Rand ihr Häuschen steht, und wenn endlich „Auseinander, Marsch" der Hauptmann kommandirt; sollte es da nicht sein, als ob die müden Beine zu raschen Flügeln würden?

Doch warum nun im grünen Zuge düstere Gesichter, unsichere Schritte, dumpfe Flüche, wildes Thun? Ja frostig,

schauerlich weht es durch manche Seele; es hat sich der Garnisonsrausch gesetzt, ein düsterer Nebel über schwarzem See. Der schwarze See ist das Gewissen, und wie über Seen Winde wehen, schauert es ebenfalls fröstelnd vom Gewissen her. Die Garnisonstage stehen auf gleich Todten aus den Gräbern, schwanken gespenstig vor der Seele, zeigen das Geld, welches man nicht mehr hat, auch Schulden, welche man gemacht, zeigen einen wüsten, dunkeln Keim, aus welchem, wie sie oft gehört, die Menschen wachsen sollen, welche ein Ende nehmen mit Schrecken. Dieser Keim kam ihnen in's Herz, wie ein Splitter in die Hand, sie merkten es nicht, sehen es jetzt. Wo über des Gewissens schwarze Gewässer eisige Garnisonswinde wehten und namentlich zum ersten Male, da klangen die Hörner anders wie sonst, nicht wie ein fröhlich Rufen zum muntern Schwertertanz oder zu den Spielen der Liebe, sondern dumpfverhüllt wie Grabesgeläute, wie ein Rufen vor Gericht. Wem so die Hörner hornen, der kürzt den Schritt, kömmt vorwärts wie ein Schiff, welchem Wind und Wellen entgegenströmen, während Andere das Sehnen der Liebe vorwärts zieht, zu raschem Gange sie beflügelt. Denn Solche, welche nach Vater und Mutter verlangen, nach dem lieben Weibchen sich sehnen, die bewahrte Treue zum Schätzchen treibt, die keine Schulden quälen, die den treuen Menschen unvergiftet heimbringen, gibt es Gottlob immer noch. Daher marschirt es sich so ungleich an solchen Morgen, daher ist so schwer, eine Kompagnie zusammen zu halten. Während die Einen den Sturmschritt anschlagen, stolpern die Andern einher wie alte Karrgäule; indem die Einen jede Rast verschmähen, bleiben die Andern in jeder Kneipe sitzen.

Unter der ausziehenden Kompagnie repräsentirten ihrer zwei diese widerstrebenden Richtungen ganz absonderlich, und doch war keiner von ihnen in irgend einem der gedachten Fälle; es waren ein Unterlieutenant und ein Corporal.

Jakobli Esau hieß der erste, des großen Herrn Esau's Sohn; der andere ward Sämeli genannt, war Sime Sämelis, eines reichen Bauern, Einziggeborner, hieß bei Hause Sime Sämelis Sämeli. Herr Esau und Sime Sämeli waren nicht weit von einander aufgewachsen und wenn auch nicht befreundet, so doch wohl bekannt. — Aber während Sime Sämeli auf seinem Hofe blieb, war Herr Esau, welcher keinen Hof besaß, in die Stadt gezogen, glänzte dort durch seine Talente, hatte sich der jungen Aristokratie angereiht. So waren sie äußerlich auseinander gekommen, während sie übrigens auch innerlich durchaus verschieden waren. Sime Sämeli war eine feste Eiche: trotzig, steif, spröde, die im Sturme bricht, Esau eine Weide, welche das Sumpfland liebt, dann rasch aufschießt, doch nicht hoch, welcher aber Wind und Sturm nichts thun; denn bekanntlich geben Weiden nach und beugen sich links und rechts mit gleicher Leichtigkeit und gleich tief, eben je nachdem der Wind geht stärker oder schwächer. Indessen waren sie in etwelchem Verkehr geblieben, welcher an Leben gewann, als beider Söhne in der gleichen Kompagnie sich fanden, der eine als Lieutenant, der andere als Corporal. Wären jedoch nicht die Schnüre und Epauletten gewesen, so hätte man ihr Verhältniß eher umgekehrt geglaubt, denn offenbar hatte Jakobli, Herrn Esau's Sohn, viel mehr Respekt vor Sämeli, Sime Sämeli's Sohn, als derselbe vor ihm. Das hatte aber seinen natürlichen Grund. Sime Sämelis Sämeli hatte einen Hof zu erben und viel Geld im Sack, Jakob nichts als ein mager Pöstlein, freilich Hoffnungen auf den Kredit des Vaters, aber was sind Hoffnungen, wenn man kein Geld hat und der Vater nicht viel? Zu diesem natürlichen Grund zum Respekt kam ein noch viel natürlicherer.

Sime Sämelis Sämeli hatte zwei Schwestern, welche hübsch sein sollten, jedenfalls reich wurden, und diese hatte der Jakobli, der Lieutenant, im Auge und ästimirte einst-

weilen den Bruder um der Schwestern willen sehr. Eine gute Parthie, das Wort hat Klang, wird einstweilen nicht aus der Mode kommen und besonders bei denen nicht, welche magere Pöstlein haben, lockern Kredit, daneben kein Geld, aber grausam viel Wünsche und Bedürfnisse, Sehnsuchten von allen Sorten.

Nun war es Herrn Esau's Jakobli gelungen, eine Einladung von Sime Sämelis Sohn zu bekommen. Sie war Sime Sämelis Sämeli nur entronnen, er wußte, wie lieb seine Mutter solche Besuche hatte und wie grob sein Vater jedem Herrn und namentlich einem neuen einbrockte, wenn er einen vor den Mund kriegte. Jakobli, Esau's Sohn, war dagegen ganz glücklich, er hoffte fast zweifelsohne auf reiche Eroberung. Er strebte daher ungeheuer vorwärts, machte rasende Fortschritte, während sein Corporal, wenn nicht an jedem Zaunstecken, so doch in jeder Kneipe hängen blieb, daß Jakobli fast irre an ihm geworden, ihn für einen Finsterling und Jesuiten gehalten hätte. Indessen half alles Hindern und Hemmen nichts, endlich kam man doch an den Ort, wo die Kompagnie entlassen werden mußte, jeder heimwandern konnte.

Züsiwyl, in dessen Nähe Sime Sämelis Hof stand, war von dort noch eine Stunde entfernt, und der Corporal hatte durch den Müller sagen lassen, daß man ihm dorthin das Fuhrwerk sende. Aber es war kein Fuhrwerk da, was einige Mißstimmung in die Gemüther brachte, besonders bei Jakobli, dem Lieutenant, der seine schönsten Stiefelchen (er hatte nämlich zwei ganze Paare) d. h. die engsten angerissen hatte. Sämeli brummte etwas von Pflügen und wie das nicht zu versäumen sei. Persche! sagte Jakobli, accurat wie viele Gelehrte es machen, wenn ihnen was vordemonstrirt wird, an dem sie auch nicht das Düpflein begreifen.

Züsiwyl lag nicht romantisch, die Landschaft war nicht belebt, die Gebirge sah man nicht, die Bäche murmelten nicht,

plätscherten nicht; mißmuthig, fast wie schwermüthig, schlichen sie durch die Ebene, aber die Matten waren feucht, die Wälder schön, der Boden gut, der Landmann reich, der auf dem Boden saß. Es war eine wahre Seufzerstunde, welche der arme Lieutenant durchhumpelte, und als endlich Sämeli sagte: seht dort in den Bäumen das Haus, das ist das unsere! war es Jakobli wie einem Missethäter, dem die Spießruthen geschenkt werden. Der arme Jakobli wußte nicht, was man Angesichts des Ufers noch alles erleben kann. Das Haus war weder ein schönes noch ein neues. Das Strohdach lag wie eine altersgraue Nachthaube über demselben bis auf die Fenster herab. Neben demselben stand ein sogenannter Stock mit angebautem Schopf und bildete mit dem Hause eine Art von Hof, in welchem gar mancherlei lag oder stand, beides wie es sich eben schickte. Seitwärts stand der mächtige Düngerhaufe mitten im Wasser, fast wie ein umflossenes Schloß. Vom Wasser wußte man aber nicht, war es eine simple Jauchepfütze, war es ein Teich oder gar eine Art von Badeanstalt, ein Schlammbad oder eine Gelegenheit, wo der Bauer und die Bäurin sich im Schwimmen übten. Jakobli vergaß fast, was er eben unter der Presse hatte, seine armen Füße, hielt scharfen Ausguck, ob an keiner Ecke ein Mädchen stehe oder eine schöne Jungfrau beim Brunnen, um dem Ankömmling und dem Kameel, welches er mit sich führte, den Durst zu löschen.

Aber keine Rebekka war zu sehen. Wohl war durstiges Vih beim sprudelnden Brunnen, aber es bedurfte keiner freundlichen Mittlerin, sondern soff selbst nach Herzenslust und machte es sich sonst behaglich, während drinnen der Melker mit frischem Stroh reinliche Lager bettete. Plötzlich entstand, man wußte nicht wie und woher und ergründete es nie, eine schöne Bewegung unter dem saufenden Vieh, die Kälber schlugen hinten aus, die Kühe stießen und sprangen, die Wehre fiel, lustig brach der Haufe in's Freie, bockend die

Kälber, kühn hochauf Kopf und Schwanz die Kühe, rannten ohne Rücksichten durch's ungemähte Gras, in großer Noth standen die Bohnen, um den Kabis hätte kein vernünftiger Mensch mehr einen Kreuzer gegeben. Eine einzige Kuh blieb kaltblütig am Brunnen stehn, schaute mitleidig in die Bewegung hinein; sie mochte früher wohl auch mitgemacht, aber den Ausgang zu klar erfahren haben, um ferner mitzumachen.

Wehret, wehret, ward gerufen und plötzlich ward es lebendig um's Haus. Aus allen Löchern stürzte Mannschaft und Weibervolk. Zu stumpfen Besen griff das letztere und schrie so mörderlich als möglich, zu Stecken, Geißeln, Gabeln die Mannschaft und sandte grimmige Donnerwetter vor sich her, ehe sie sich stürzte in's Gemenge. Während die Einen sich verstellten, begannen die Andern ein wild verwegen Jagen. Unter der Küchenthüre stand die Bäurin, Frau Sime Sämelene, mit aufgehobenen Händen und kommandirte schrecklich die Völker: Peter, der Kabis, der Kabis, wehr, wehr; Hans, du Gstabi, spring, siehst den Kleb beim Mohn; Mensch, Marei, du faul Thier, rühr dich, siehst die Bohnen nicht, du Blindschleiche was du bist. Den Melker sollte man abschlagen wie einen Hund, aber wart der nur, was zu Schanden geht, wird ihm am Lohn abgezogen. Der arme Melker sollte an einem Ereigniß schuld sein, welches in der Reihe der Dinge und von wegen des entschiedenen Fortschritts zur Nothwendigkeit geworden war! Ein schlank schön Mädchen hatte, wie eine Henne zu den Küchlein, zu Blumenstöcken sich gestellt, ein anderes kleineres aber runderes hatte ein Kalb erhascht, nun zerrten sie an einander, zweifelhaft, wer dem Zuge des anderen werde folgen müssen. Zwei Mägde rannten mit aufgehobenen Besen schrecklich herum, doch eigentlich mehr unter den Knechten als unter den Kühen. Der Melker repräsentirte die Besonnenheit, er sprang nicht, sondern stand bloß vor das Dach hinaus, rief: Ho, ho, sä, sä, streckte die Hand aus, gefüllt mit Salz, und wenn nicht Mägde in blindem Eifer

dazwischen rannten, so kam hier eine Kuh, dort eine schnobernd und schnaubend heran, ob aus Liebe zum Melker, ob aus Liebe zum Salz, war sie sich kaum selbst bewußt, ließ sich aber, durch das Salz besänftigt, gelassen bei den Hörnern fassen und dem Stalle zuführen. Neben dem Stalle aber stand ein langer, hagerer Mann, eine weiße Kappe auf dem Kopfe, kurze Hosen an den Beinen, eine leichte Geißel in der Hand. Wie am Horn der Melker eine besänftigte Kuh brachte, maß ihr der Mann einige tüchtige Hiebe auf, Denkzettel für die Zukunft.

Die einen schossen zitternd und stolpernd in den Stall, verfraßen den Schmerz an der vollen Krippe, andere machten kehrt, rannten mit aufgehobenem Schweif einstweilen wieder in's Freie. Drinnen fluchte der Melker über die unzeitige Züchtigung, welche später im Stalle weit sicherer und nachdrücklicher anzubringen gewesen wäre; doch fluchte er bloß leise, denn der lange Geißelmann war Sime Sämeli selbst, und der verstand nicht Spaß, nicht Widerrede, weder von Kühen noch Knechten.

Sime Sämelis Sämi, des Vaters würdiger Sohn, hatte sich gleich anfangs kühn in's Getümmel gestürzt, Jakobli dagegen war verblüfft stehen geblieben. Glücklicherweise versperrte er damit einen Gang in's Freie, und wenn eine Kuh ihn anrannte, rief er mit aufgehobenen Armen: Tschu! Tschu! Indessen faßte er doch allgemach den Standpunkt der Dinge, begriff, was die Kühe wollten und nicht sollten, und als er einen großen Schwarzkleb gegen eine hinter dem Hause liegende Hanfpflanzung sich stürzen sah, stürzte er vor, begann mit dem Schwarzkleb einen Schnelllauf, wie mit dem armen Hektor der wilde Achill. Es glückte ihm, er gewann den Vorsprung, er rettete die Pflanzung. Als aber der Schwarzkleb sich überholt sah, wandte er sich rasch und rannte vor dem Hause durch, rannte auf die Blumenstöcke ein, welche das Mädchen hütete, riß einige nieder trotz des Mädchens

Geschrei. Als Jakobli, der hinter dem Schwarzkleb herrannte, den Schaden sah, schwenkte er links ab hinter den Gartenzaun, er fühlte, die Vorstellung durch den Schwarzkleb unter solchen Umständen möchte nicht zu großer Empfehlung gereichen. Aber der arme Jakobli! Gesehen war er worden, das Unglück mit den Blumentöpfen geschah vor Aller Augen, seine Heldenthat am Hanf hatte niemand gesehen, er war keiner, den Zufall und Glück begünstigen und heben. Als Scharfschütze kannte er etwas von gedeckt Marschiren, vom Standpunkt, von Visiren und Observiren. Als er hinter der Ladenwand marschirte, dann observirte, sah er im Baumgarten ein Mädchen stehen, offenbar die andere Tochter des Hauses. Das Mädchen hatte ein Kalb um den Hals gefaßt, es gestellt, aber ab Platz konnte es dasselbe nicht bringen, ja es war zweifelhaft, ob nicht das Kalb mit dem Mädchen dahin fahren werde. Hier gingen Jakobli die herrlichsten Aussichten auf, kühne Thaten konnte er thun, zwei Würfe mit einem Steine, ein Kalb meistern, ein Mädchen erobern. Er stürzte in's Feld gleich einem Helden vor Troja, er stürzte dem Kalb um den Hals, mit schönen Händen im Bunde wollte er siegen. Aber o weh! Züsi, so hieß das Mädchen, ließ los, warum wußte es wahrscheinlich selbsten nicht; das Kalb aber erschrack wie natürlich, that einen Satz, kriegte die Freiheit, feierte sie alsbald in lustigen Sprüngen mit munterm Blöken. Mit großen Augen sah Jakobli ihm nach; zornig sagte das Mädchen: Hast du es scheu gemacht, so fang es wieder. Jakobli schoß dem Kalbe nach, kriegte es endlich beim Schwanz, endlich beim Ohr, endlich konnte er es stellen, aber den Tschacko hatte er verloren, und was sie jetzt miteinander anfangen wollten, er und das Kalb, war zweifelhaft; einstweilen war Stillstand, beide verschnauften.

Rundum war es stille geworden, das sämmtliche Vieh war gebunden in den alten Stricken und von hinten hielt Sime Sämeli ein scharf Hochgericht. Die Andern stunden

unterm Dache und waren begierig zu sehen, was Jakobli und das Kalb mit einander beginnen wollten. Wir zweifeln, daß Jakobli und dem Kalbe positive Zwecke klar wurden; es ward vielmehr eine einfache, gegenseitige Negation fühlbar; stieß Jakobli hier herum, sprang das Kalb dort herum, riß Jakobli vorwärts, drängte das Kalb nach hinten, sprang es nach vornen, riß es Jakobli am Schwanz zurück, und höchlich ergötzten sich darob die Zuschauer und ihr hell Gelächter trug nicht zur Einigung der widerstrebenden Kräfte bei. Endlich hörte man eine Stimme, welche zu Sime Sämelis Sämeli sagte: Geh doch und hilf, ich mag das nicht mehr sehen. Endlich stieg der Corporal wieder nieder in's Feld, aber mit Bosheit. Halte recht, sagte der dem Freund, und hieb dann das Kalb, daß es vorwärts schoß wie eine Kanone, und mit dem Lieutenant am Halse hinauf nach dem Hause und mitten unter die Leute fuhr, fast wie die Gergesener unter die Schweine. Droben fuhr der Haufe mit Gixen und Gaggeln auseinander, die Bäurin lachte, daß ihr der ganze Vordertheil auf und nieder ging wie die Schlägel in einer Oelstampfe. So fand sich Jakobli unerwartet vorgestellt und eingeführt durch ein Kalb und konnte sich nicht fassen. Er vergaß den Gruß von daheim an Herrn Sime Sämeli und Frau Sime Sämelene, vergaß die Anrede an des Hauses schöne Töchter, drehte das Schnäuzchen nicht, rieb die Hände nicht, folgte wie ein Schaf der Bäurin, welche ihn hineinkommen hieß und vorangehend ihn in die Hinterstube führte. Jakobli war sehr undankbar; der lustige Kampf mit dem Kalbe und die rasche Einführung hatten ihm den unfreundlichen Empfang erspart, welcher ihm sonst zu Theil geworden und welchen der Corporal mit gutem Grunde ersorget hatte.

Wenn die Bäurin die übliche Gastfreundschaft auf einige Stunden nicht ungern übte, so haßte sie doch bitterlich längere Besuche, welche den Gang der Haushaltung störten, die Arbeit hinderten. Sitz ab, sagte die Bäurin, wirst müde sein

und noch weiter wollen? Da hatte endlich Jakobli Gelegenheit zu sagen, daß er Jakobli, Herrn Esau's Sohn sei, seine Grüße auszupacken und zu bemerken, daß er so frei gewesen sei, seines Freundes Einladung anzunehmen und ihn hierher zu begleiten, da er schon lange Verlangen gehabt, ihre geehrte Bekanntschaft zu machen. So, sagte Sime Sämelis Frau, so, aus der Stadt kommt ihr und seid einer von Esau's, so! Hätte euch nicht gekannt. Die Großmutter wohl, der habe ich viel abgekauft, sie war zuweilen da, als sie noch hausirte mit allerlei. Auch euern Vater habe ich gekannt, ehe er zu einem vornehmen Herrn gerathen ist. Er war viel hier, aber daß ich ihn gar gerne gesehen, kann ich nicht sagen. Es schien mir, sobald der herumlaufe, gebe es was Ungereimtes, an was sonst kein Mensch gedacht hätte. Ihr werdet also da bleiben wollen? He nun so dann, so sitzet ab und nehmt vorlieb, und ist's euch nicht gut genug, so stecket einen Stecken dazu.

Nach dieser Herzensergießung ging Frau Sime Sämelene ab und Jakobli wälzte schwere Gedanken in seinem Gemüthe. Daß er unwerth kam und sich lächerlich gemacht, begriff er, und viel hätte er gegeben, vielleicht sein Schnäuzchen selbst, wenn er daheim gewesen wäre. Doch bald kam die Frau wieder mit Brod und Wein, brummend über ihre Töchter, von denen eine nicht zu finden sei, die andere aber nichts thue als lachen und mit keiner Lieb zu bewegen gewesen sei hineinzukommen. Es werde wegem Kalb sein, meinte die Bäurin, es hätte sie selbst fast lächern wollen, wie sie beide dahergekommen seien, daß man gar nicht gewußt, wer von ihnen vier Beine habe und wer nur zwei. Jakobli hatte es soweit in der Diplomatik seines Vaters gebracht, daß er etwas vom Ablenken wußte, wenn was Unangenehmes zum Vorschein kam; er fragte daher, wo wohl sein Kamerad stecke, daß er nicht hineinkomme. Ja, sagte die Bäurin, wenn der heimkömmt, so geht der nicht in die Stube, sondern in den

Stall; es nimmt ihn nicht wunder, wie es in der Stube ist, aber wie es im Stall aussieht, das nimmt ihn wunder. Und wenn nicht alles gegangen wie er gedacht, so begehrt er auf, wie wenn schon alles sein wäre. Daneben habe ich das nicht ungern, so muß Einer sein, wenn er ein Bauer werden will. Auf denen, welchen alles gleichgültig ist und welche so mir nichts dir nichts, für nichts und wieder nichts in der Welt herumlaufen, halte ich nicht viel, ich muß es sagen. Ich denke eben daran, daß unser Schwein dreizehn Junge geworfen, welche er nicht gesehen, b'sunderbar schöne, mit Ohren gerade, wie die hoffährtigen Mädchen das Haar kämmen, was ihnen so schlecht steht, und mit schön gedrehten Schwänzchen, viel schöner als euer Schnauz gedreht ist. Die muß ich ihm zeigen, er wird große Freude daran haben; hat er die Runde gemacht, so wird er schon kommen. Trinkt unterdessen und habt nicht lange Weile.

Draußen fand sie ihren hoffnungsvollen Sohn, wo sie ihn suchte, zeigte ihm die Ferkel, freute sich, als er sie schön fand; dann sagte sie: Jetzt kannst dich hineinmachen zu deinem Maulaffen, welchen du mitgebracht. Ich hätte geglaubt, du seiest klüger und brächtest nicht solch Zeug mit, welches nichts taugt, als daß man die Zeit darob versäumet und zum Dank brav ausgeführt und verhöhnt wird. Für eine Nacht mag es angehen, aber mach, daß er morgen aus dem Wege kömmt, sonst räuchere ich ihn weg, daß er abfährt, als ob er fliegen könnte. Das mach nicht, Mutter, sagte der Sohn, sonst müßte ich es entgelten. Z'fresse werden wir ihm wohl haben und verbrüllet in der Stadt möchte ich nicht werden. Daneben kam er mir dort kommod, sein Vater hat viel zur Sache zu sagen, und was es aus ihm giebt, kann man nicht wissen. Jetzt ist er freilich nicht viel anders als ein Maulaffe, daneben ziehn ihm schon viele Leute den Hut ab, und wie es geht, weiß man, es kommt nicht auf die Weisheit an, sondern darauf, wen unser Herrgott zum Narren will gerathen lassen.

Wem er das gebeizt hat, an dem läßt er die Leute den Narren fressen, bis er zum Narren wird, dann haben ihn die Leute wieder für das, was er ist. Das ist gestürmt, sagte Frau Sime Sämelene, beizt oder unbeizt, so halte ich die Leute für das, was ich will, und machst du nicht, daß er abweg kommt, so mache ich ihm Füße, darauf zähle, und jetzt mache dich hinein. Daneben wüßte ich nicht, warum du dich jemanden viel zu achten haben solltest; gibst du nicht einen Hudel ab, so hast du ungschmeichelt zu essen dein Lebtag.

Sime Sämelis Sohn machte sich der Hinterstube zu und polterte mörderlich mit seinen schweren und wohlbeschlagenen Stiefeln über die hölzernen Dielen. Er fand seinen Freund nicht in der besten Stimmung; derselbe wußte nicht, sollte er verlegen sein oder wirklich erzürnt, und machte dazu gar kein holdselig Angesicht. Sime Sämelis Sohn nahm aber davon nicht Notiz, sondern einfach ein Glas und sagte: G'sundheit. Das Gespräch war eben nicht belebt. Sämeli munterte zum Trinken auf, aber mit Gründen, welche eben nicht höflich waren. Trink doch, sagte er z. B., dein Handel mit dem Kalb soll dich durstig gemacht haben. Wunder hätte es mich genommen, wer von euch zuletzt Meister geworden wäre, wenn nicht fremde Intervention, wie man in der Stadt sagt, gekommen wäre. Jakobli war empfindlich und setzte begreiflich solche Gespräche nicht mit großer Lebhaftigkeit fort. Dazu ging die Bäurin ab und zu, fortwährend über die Mädchen schimpfend, die sturm an der Leber wären, zu nichts zu gebrauchen, und wenn das Lachen sie heute nicht versprenge, so geschehe es nie mehr. Jakobli wußte nicht was sagen dazu; moderne Bildung, d. h. Unverschämtheit genug, um solchen Anfällen würdig zu begegnen, hatte er nicht.

Endlich dröhnte draußen ein fester Schritt, die Thüre ging auf, es erschien des Hauses Majestät, Sime Sämeli, in eigener Person. Sime Sämeli war kein schöner Mann,

aber auf den ersten Blick sah man, daß er ein fester, stolzer Mann war, in seinen Adern rollte wahrhaft souveraines Blut. Was diese Souverainetät beeinträchtigte, haßte er von Herzensgrund, daher auch niemand gründlicher als Bettler und Regierung, beide, weil er ihnen eben was geben mußte. Sime Sämeli war von je in der Opposition gewesen, hatte für einen Patrioten gegolten, für liberal, und jetzt wird er wohl radikal geworden sein mit sittlichem Halt und entschiedener Gesinnung: d. h einen Mann, der Widerspruch weniger ertrug und über abweichende Meinung zorniger ward als Sime Sämeli, gab es wohl kaum im Schweizerland. Mit jeder Regierungsveränderung hoffte er in den vollen Besitz seiner Souverainetät zu gelangen, nichts zahlen zu müssen und alles thun zu können, was ihm wohlgefiel. Was auch eine Regierung thun mochte in seinem Sinne, sobald sie etwas von ihm forderte oder wollte, haßte er sie und begann sie zu verfolgen, und dessen hatte er kein Hehl, und wenn er einem Regierungsgliede so recht auspacken konnte, so war das sein größtes Labsal. Reichthum hielt er als das Höchste, aber Geizhals war er keiner. Er konnte mit großem Behagen für seinen Sohn, der einen Andern halb todt geschlagen hatte, hundert Thaler zahlen und dabei sagen: Wo die sind, sind noch mehr, und wenn ein ander Mal Einer dich wieder so anläuft, so prügle ihn noch viel mehr und wenn es das Doppelte kosten sollte. Er konnte den lüderlichsten Prozeß wagen, um etwas zu zwingen und mit der größten Kaltblütigkeit tausend Gulden eigene Kosten und tausend Gulden dem Gegner zahlen und sagen: Dießmal hätte er's verspielt, verflucht ungerecht zwar, aber es mache nichts. Das nächste Mal wolle er dafür sorgen, daß es anders gehe, er wisse jetzt, wo das Salben am meisten nütze.

Er und seine Anne lebten in holder Eintracht, er war stolz auf sie, sie auf ihn; wie sie beide lebe niemand zwischen Himmel und Erde, glaubten sie, nebenbei verachteten

sie jedermann, der nicht eben so viel Kühe und Pferde hatte als sie. Sie kümmerten sich um keines Menschen Gunst oder Ungunst, sie hatten niemanden nöthig, darum legten sie eine gränzenlose Rücksichtslosigkeit an den Tag, und ob sie jemanden wohl oder wehe thäten, war ihnen durchaus gleichgültig; die Worte, welche ihnen in den Mund kamen, sprachen sie aus, schliffen sie nicht, hobelten sie nicht, noch weniger schluckten sie dieselben hinunter.

Vor ihrem Sohne hatten sie eine Art von Respekt, er war ja ihr Abglanz, der Nachfolger in der Souverainetät; dabei hielten sie auch die Mädchen werth, gehörten sie ja auch zu ihnen, und wissen sollte es jedermann, wo sie daheim seien. Zu heirathen war einstweilen ihr Lebenszweck, dessen weder Eltern noch Kinder Hehl hatten, aber gut d. h. reich heirathen, das wollte man; für Zinse und Dienstenlöhne zu angsten und zu sorgen, seien sie nicht gewohnt, hieß es. Liebhaber hatten sich wohl schon gezeigt, aber der Mutter war keiner recht gewesen, solch Lumpenzeug kriegten sie in hundert Jahren noch, sagte sie. Die Mädchen schienen derselben Meinung zu sein, überhaupt hielten sie zu viel auf sich, um ängstlich auf Männer zu fahnden. Bei den ländlichen Festen ließen sie sich spärlich sehen, putzten sich nie auffallend heraus, thaten nie, als ob an selbem Tage zum Heirathen das beste Zeichen sei. Den Narren zu machen mit Kleidern und Thun schämten sie sich, sagten sie, es werde ohne dieß jedermann wissen, wo sie daheim seien und wer Sime Sämeli sei.

Züsi, die Jüngere, glich der Mutter innen und außen, galt für die hübschere, war draller und blühender und praktischer als Anne Bäbeli, die Schwester. Es sagte ganz offen, daß es reich heirathen wolle; so ein Schuldenbäuerlein sehe es nicht mit dem Rücken an, daneben wolle es sehen, daß es kein böser sei; über das Geld wolle es können, wann es wolle, und Butter- und Eiergeld solle ihm keiner nachzählen.

Solche Reden nahm Züseli niemand übel, sondern man sagte: wer's Glück habe, das zu bekommen, der sei glücklich. Anne Bäbeli war größer aber blasser, hatte ernstere Mienen und war schweigsamer als Züseli, galt daher für stolzer. Wenn es von Heirathen sprach, so sagte es immer: auf das Geld allein sehe es doch nicht, es müsse ihm Einer auch gefallen, daß es ihm sei: Der und kein Anderer. Dann lachte die Mutter, Frau Sime Sämelene, und sagte: Narr, was du bist, der und kein Anderer ja wolle! Ist doch ein Möff wie der andere, haben Alle die Nase mitten im Gesicht, aber nicht Alle sind reich, und wer reich ist, der hat nach allem Andern nichts zu fragen. Dann sagte Anne Bäbeli wohl: Aber Mutter, was hilft Geld, wenn man zum Mann einen Unflath hat? Dann sagte die Mutter: Mußt ja nicht meinen, daß du ihn fressen müßtest, wer Geld hat, kann was Anderes anschaffen. Daneben war Anne Bäbeli weder sentimental noch sogenannt gebildet, es las kaum alle Jahre den Kalender bis hinten aus, aber singen konnte es schön. Wenn es sang: Herz, mys Herz, warum so traurig, oder: Hab amene Ort es Blümeli gseh, oder: Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten, so ward Anne Bäbeli's Herz voll und schwer, seine Augen wurden dunkel, es wußte selbst nicht wie ihm ward.

Sime Sämeli fragte begreiflich Gästen auch nichts nach, sobald sie den Haustrapp störten. Unterstund sich ein Bettler bei einer Magd oder einem Tagelöhner stehen zu bleiben, so kriegte er Donnerwetter auf den Hals, wenn Sime Sämeli es sah. Ja, kam ihm der Pfarrer zur ungelegenen Zeit, so hieß er ihn weder in's Haus kommen noch sonst wo absitzen, sondern machte ihm bestmöglichst den Verstand, seinen Stab weiter zu setzen. Diesmal jedoch war es fast, als ob er Freude hätte an dem unerwarteten Gast. So war es auch. Es freute ihn einmal so recht vaterländisch auspacken zu können, was er von der Regierung halte, und zwar so, daß

es ihnen zu Ohren käme, wie hundsschlecht Sime Sämeli mit ihnen zufrieden sei. Sobald die üblichen Ceremonien, Gruß und Anstoßen, vorüber waren, brach das Wetter los mit der Frage: ob es jetzt für dieses Jahr genug der Narr gemacht sei, oder ob es noch irgendwo ein Lager oder eine Musterung absetze. Des Dings sei er satt. Seit man einen Milizinspektor habe, plage man die Leute zum Teufel. Geld koste es, daß Einem das Liegen weh thue, und für was, wisse er nicht. Nichtsnutzer kriege man allemal seine Leute wieder, und wo sie mit andern zusammen kämen, seien sie allemal die schlechtesten und müßten an Schwanz. Das ist eine Regierung, daß Gott erbarm. Hat man die Leute am nöthigsten, so steht ein Lumpenhund an der Thüre und brüllet: daß morgen um Acht die Auszüger vom siebenundsiebenzigsten Bataillon am Landshaag seien, alles wohl in der Ordnung!

Das werde Herrn Sime Sämeli nicht Ernst sein, sagte Jakobli, der Lieutenant. Sein Vater sage: Schulmeister und Soldaten seien die Hauptsache in der Welt, Schulmeister von wegen der Bildung und Soldaten von wegen der Sicherheit. Sein Vater halte auf beiden viel; er sage: ohne Bildung und ohne Sicherheit sei der Mensch gleich einem Vieh, und für beides solle der Staat sorgen, dafür eben sei man ein Republikaner und frei.

Er glaube es beim Hagel, sagte Sime Sämeli, sein Vater hätte viel auf der Sicherheit von Staatswegen, doch nicht wegem Geld, sondern wegem Leben. Wenn sie drinnen Geld hätten, welches ihnen gestohlen werden könnte, so würden sie mit den Schelmen anders verfahren und nicht die Bauern schinden, um die Diebe mit Taggeldern zu mästen von Staatswegen. Von wegen der Freiheit möge er nichts hören, es sei niemand frei als die Schulmeister; die könnten lehren was sie wollten, und daß Alle vor dem Gesetz gleich seien, sei eine Lüge: wer müsse Bodenzinse zahlen als der

arme Bauer, Herren an der Staatskrippe zahlten nicht einen faulen Heller. Und wer die Armen erhalten müßte? Er wüßte große Herren, die keinem Bettler einen Kreuzer gäben, geschweige sonst was für die Armen, das Land müsse sie erhalten, ja selbst die Diebe müsse man jetzt erhalten. Könne man die Finger nicht weit genug auseinander machen, um da durch zu sehen, oder nicht stark genug blinzen, sondern müsse einmal einen zur Seltenheit beim Schopf nehmen, so gränze man ihn in die Gemeinde ein und lasse ihn dieser zur Last und Qual. Zudem habe man Schelmen- und Bettlerfabriken in den neuen Wirthschaften, das Land müsse sie nicht bloß erhalten, sondern dem Staat noch Gebühren zahlen dafür, welche derselbe vermustere oder mit Straßen verblizge.

Straßen seien sehr nöthig, nach Soldaten und Schulmeistern das Nöthigste, sage sein Vater, sie seien die Adern des Landes, wandte Jakobli bescheiden ein.

Davon verstehe sein Vater nichts, sagte Sime Sämeli. Wider Straßen am rechten Ort habe er nichts, aber daß man allen Großräthen die Straßen über ihre Kirschbäume führe, damit sie die Leitern ersparen könnten, und alle Fingerbreit eine Heerstraße mache, selb sei über das Bohnenlied. Wenn das so fortgehe, so müsse ihm ein Gesetz gemacht sein, daß man die Erdäpfel für die armen Leute auf den Köpfen der Großräthe pflanzen dürfe.

Verzeiht, sagte Jakobli, mein Vater sagt, manchmal müsse man B sagen, wenn man bereits A gesagt und die Sache nicht gehörig untersucht gewesen, und manchmal erkenne man etwas, weil die Ingenieure gründlich rapportirt hätten, aber wie es sich hintendrein ergebe, wunderlich, sehr wunderlich, so daß man eigentlich nicht wisse, was sie im Auge gehabt, ob das Gestein oder das Metall.

Das wird nicht sein, sagte Sime Sämeli, für was hätte man sonst Rathsherrn? für solche Erkenntnisse wären Rathsbabeni lange gut genug.

Verzeiht, sagte Jakobli, an allen Orten könne man nicht sein, sagt mein Vater, und alles verstehen eben so wenig; dafür habe man Experte, und wenn die leider nicht zuverlässig seien, so könne man halt nichts dafür.

Schlechte Meister haben schlechte Knechte, und wer regieren will muß wissen, was und wie er befehlen soll, und gehts nicht gut, so nimmt man den Meister beim Kopf, wißt ihr's!

Verzeiht, sagte Jakobli, mein Vater meint, das sei unmöglich und daher nie so gewesen, und ginge es nicht gut, so sei das Land selbst schuld. Wer in einer hohen Stellung sei, könne weder alles wissen noch alles sehen. Darum sollten die Leute es anzeigen, wenn sie glaubten, es gehe etwas nicht recht, dann könnte man untersuchen lassen und Berichte einfordern. Das thue man aber nicht, sondern räsonnire nur hinterrücks. Wenn so angesehene Männer und liberale, wie Sie sind, kommen und sagen würden: Hochgeachtete Herren, so und so ist d'Sach, mit der größten Freude würde man entsprechen und eintreten.

Daß man doch ein Narr wäre, ihre Spione zu machen, sie haben so weit zu uns als wir zu ihnen, und daß man da vor ihnen auf die Knie fällt, dafür sind sie noch lange nicht gut genug, und zuletzt würden sie doch dem Lumpenpack, welches ihnen die Füße abläuft, mehr glauben als rechten Leuten. Sie sind bezahlt, es selbst zu wissen, und wunder nimmt es mich nicht, wie sie den Bauch z'weg strecken und auf die Zehen stehen, so sprach Sime Sämeli.

Das sei wahrhaftig nicht der Fall, sprach Jakobli, es seien doch wirklich Viele, welche sich alle Mühe gäben, alle Tage gemeiner zu werden. Wenigstens von seinem Vater könnte er es versichern, von Hochmuth wisse er nichts, und seine größte Freude sei, seine alten Bekannten zu sehen.

Es kann sein, sagte Sime Sämeli, so lange man bei ihm ist. Was er macht, wenn man fort ist, weiß ich nicht.

Daneben wüßte ich apart nicht, warum er hochmüthig sein sollte; freilich sagt man, der Hochmuth sei der niederträchtigste Halunk, sintemalen er in den schlechtesten Hudel hineinschlüpfe.

Das war starker Tubak. Jakobli wurde wirklich roth und wollte eben fragen: das werde doch nicht auf seinen Vater gestichelt sein sollen, als Frau Sime Sämelene hinein kam als wie ein großes Schiff, wenn stark der Wind geht. Man sah, es brannte ihr im Kopf und zwar stark. Sie war schrecklich böse über ihre Töchter, welche nicht in die Hinterstube wollten. Kichernd war Züseli davon gelaufen. Anne Bäbeli hatte nicht viel gesagt, sondern sich in der Stille abseits gedrückt. Von der eigentlichen Ursache ihres Zornes sagte sie nichts, was Anderes mußte herhalten, wie es in solchen Fällen üblich sein soll bei den Weibern und laut vertraulichen Mittheilungen auch bei Staatsmännern, wie denn überhaupt nach den allerneuesten Naturforschungen eine höchst auffallende, geschlechtliche Aehnlichkeit zwischen Staatsmännern und Weibern sich herausbilden soll. Vorerst schoß sie Teller und Gläser herum, daß es ihnen fast übel ward. Dann schimpfte sie über den Melker, welcher einen Schaden angerichtet, es wisse kein Mensch wie groß, dann über den Mann, daß er den Melker nicht gleich fortgejagt, endlich über den Sohn, daß er im Militär sei, den Soldatenteufel im Leibe habe, und wenn er nicht in Garnison gewesen, so wäre das Alles nicht begegnet. Das hätte man davon, und wie viel Geld er verklopfet, das wüßten sie nicht und würden es wahrscheinlich nicht vernehmen!

Sime Sämeli und seine Frau verstunden einander sehr gut, hatten es nicht wie viele Eheleute, welche einander die Worte auflesen, um sie sich gegenseitig an den Kopf zu werfen. Wenn eins von ihnen in Eifer kam, so ließ das andere dessen Worte liegen, wohin sie fielen, half ihm manchmal sogar, benutzte zuweilen auch ein Wort, um den Zorn auf

einen andern Gegenstand zu leiten. Ja, ja, sagte Sime Sämeli, viel Geld kostet es. Doch das macht nichts, wenn man es hat, aber wenn man eine Arbeit vor hat und alle Hände voll zu thun, und es brüllet so ein Maulaffe Einem zur Thüre oder zum Fenster hinein: Morgen um Fünfe sollen die Auszüger am Laushaag stehen, mit gepacktem Habersack und Ober- und Untergewehr wohl geputzt; selb stellt Einem das Haar auf vor Zorn.

Nun zogen die beiden souverainen Eheleute an einem Seil und so stark los über Ordnung und Regierung, daß es selbst dem Sohn wohl stark vorkam, so daß er sagte: es mache so heiß da innen, er hülfe hinausgehen und ein Cigarrli rauchen. Jakobli war das sehr recht. Er hatte viel von dem heimeligen Abendsitzen vor den Häusern gehört, da hoffte er Gelegenheit zu finden, Bildung und Manieren zu zeigen, die Bekanntschaft gehörig einzuleiten. Aber kaum saßen sie mit ihren Cigarrlene zweg, so kam Frau Sime Sämelene und sagte: selb sei ihr nicht anständig, sie hülfe die Garbenknebel aus dem Maul thun. Sie hasse das Tubacken ohnehin wie die Pestilenz, daß man aber gar noch das Feuer so nackt und bloß unter einem Strohdache herum trage, selb leide sie nicht, so lange sie noch was zu sagen habe. Wenn sie witzig wären, so gingen sie zu Bette, hübscher als dort könnten sie heute wohl nirgends sein. Wo liegt er? fragte Sime Sämeli's Sohn. Wo wollte er liegen als bei dir. In deiner Allmend hätten ja drei Platz, nicht bloß zwei, antwortete Frau Sime Sämelene, welche der Meinung war, daß, was in einem Bette Platz hätte, man nicht in zwei thue; von wegen das Waschen kostete sie nicht Geld, aber Zeit.

Sime Sämelis Sohn hatte sein Bett im Stock, d. h. in dem kleinen Gebäude ohne Scheuerwerk, welches bei so viel bernerischen Bauernhäusern steht. Es hat eine eigene Bewandtniß mit dem Stock. Es wohnen nicht ungerne Söhne

und Töchter in demselben, nächtliche Ausgänge und nächtliche Besuche können dort von Knechten und Mägden, welche im Hause schlafen, nicht beaufsichtigt werden. Aber wird der Sohn zum Bauer, so zieht er aus dem Stock, siedelt sich in's Haus hinüber, um wachen zu können über das Haus. Der rechte Bauer hat, wie der Hase die Augen, die Ohren offen im Schlafe. Er hört des Hundes Gebell, hört, wenn die Pferde rumpeln im Stalle, hört, wenn es rumpelt in den Gaden, hört, wenn verdächtige Schritte schleichen um's Haus oder von einem Gaden in's andere Gaden. Hat der Bauer seine Jahre durchgewacht, ist Großvater geworden und über ihn ist gekommen mit der abnehmenden Kraft das Sehnen nach Ruhe, so zieht er aus dem Hause und siedelt wieder im Stocke sich an, nun aber nicht alleine, sondern mit seiner Alten, welche mit ihm Lieb und Leid getragen und mit ihm gehütet und gewacht, und manchmal hängt ein liebes Großkind sich an, welches den Schatz großelterlicher Liebe entdeckt und sich denselben anzueignen gewußt hat. Sie ziehen aber nicht hinüber, um ungestörter der Welt nachschleichen zu können, sondern um leise von der Welt sich zu lösen nach und nach, zu ruhen von den Mühen der Welt, sich vorzubereiten auf den letzten Umzug von hier in's kühle Grab, wo das Thor sich öffnet zum ewigen Licht. Ein solcher Stock ist also zuerst das Gehäuse, aus welchem man hinaus sich schleicht in die Welt, und in welches die Welt hineinschleicht mit ihrer Lust; es ist aber auch die letzte Herberge des müden Wanderers, in welcher Leib und Seele Abschied nehmen von einander, der Leib, um zu Grabe zu gehen und zu schlafen, die Seele aber, um die dunkeln Wege zu gehen, welche dem sterblichen Auge verborgen sind. Wohl dem Hause, dessen Stock eine heilige Stätte ist, von welcher weg muntere Kinder unbefleckt sich stürzen in den Strudel der Welt, zu welcher sie zurückkehren mit reinem Gewissen nach treu vollbrachtem Tagewerk, um in Glauben und Hoffnung zu harren

dem Rufe dessen, der die Gaben austheilt mit reicher Hand und wiederum die Empfänger ladet zur Rechnung über die empfangenen Gaben.

An des Stockes Bedeutung dachte indessen unser Jakobli nicht, sondern daran, daß er mit Sime Sämelis Sohn in einem Bette schlafen müsse, während ihm aller Zusammenhang mit den Schwestern abgeschnitten ward, und was frug er dem Bruder nach, wenn es ihm nicht um die Schwestern gewesen wäre? Er folgte schweigend seinem Corporal, stellte sich an's Fenster und verarbeitete innerlich einen großen Zorn. Da war er nun und was hatte er davon? Spott und Grobheit und die Aussicht, in schwerem Bette mit Sämeli zusammen eine höllenheiße Nacht zu verschwitzen. Vor ihm lag das Bauernhaus und kam ihm vor wie ein großer Misthaufen, auf welchem zwei Röslein blühen. Für sein Leben gerne hätte er gewußt, wo sie zu suchen und zu finden wären; vielleicht hätte er noch einen Ausfall gewagt, aber er mochte Sime Sämeli das Wort nicht gönnen, wie eine Beißzange klemmte ihm die Aergerniß die Lippen zusammen.

Derselbe nahm aber von Jakobli's tiefsinnigen Betrachtungen keine Notiz, kleidete sich rasch aus, warf sich in's Bett, streckte lang sich und sagte: G — u — t — e — den Rest verschlang bereits der Schlaf. Da nun niemand seiner sich achtete, von Pfeifen und Singen Sämeli gar keine Notiz nahm, so wußte Jakobli am Ende nichts Besseres, als ebenfalls in's Bett zu kriechen; er hoffte, da seinem Zorn am reiflichsten nachdenken zu können. Als er sich dazu so bequem als möglich zurechtgelegt hatte, da kommandirte ein Anderer. Wer draußen an der Thüre gehorcht hätte, hätte glauben müssen, da innen thäten zwei werdende Trompeter liegen, denen in den Schlaf hinein das Trompeten nachgekrochen sei, ohne jedoch zu honorigen Tönen kommen zu können. Wer aber am andern Morgen ungefähr um sieben Uhr in's Stübchen geguckt hätte, der hätte ein stummes Menschenkind ge-

sehen, sitzend im Bette, mit wunderlichem Haargehänge um's Haupt, einem schwarzen Strich unter der Nase, einem Schnauze ähnlich (ob einem, den Gott wachsen läßt, oder einem, wie sie jungen Lieutenants und ungefiedertem Federvieh die Friseure liefern, das Stück zu sieben Batzen; wäre nicht zu unterscheiden gewesen mit Sicherheit), die Augen reibend, das Maul aufsperrend mit gräulichen Geberden, bald wieder in die Kissen tauchend, bald auffahrend, endlich aus dem Bette sich windend, fast wie weiland ein Drache, ein fabelhaft Thier aus seiner Höhle. Als das Menschenkind endlich saß auf des Bettes Rand, rieb es die Augen wieder, gähnte schrecklich, dehnte die Glieder, streckte fast sich wieder nieder und that's doch nicht, sondern drehte sich rund um, ganz dumm; endlich schüttelte es die Mähnen mit langem Gähnen und stellte langsam sich auf die Füße, dehnte sich wieder, gähnte wieder, sah rundum kreuz dumm, merkte endlich im Stübchen ein Fenster. Am Fenster stund er lange, endlich schien ihm was einzufallen; er kam zum Bette zurück, schien was in demselben zu suchen, und als er nichts darin fand, machte er im Stübchen die Runde, sah hier und dort Kleider liegen, erkannte endlich seine Uniform, und als er sich noch einmal gedehnt und lange gegähnt, schien es ihm auch im Kopf zu dämmern (in's Stübchen schien die Sonne längst), das Bewußtsein zu erwachen und zu fassen, wo er sei. Er begriff aber nicht bloß dies, sondern auch, was in dieser Lage zu thun sei; er streckte langsam die Hand nach den Kleidern aus, zog langsam Stück um Stück an, und mit jedem Stück erwachte nicht bloß das Bewußtsein besser, sondern auch das Selbstbewußtsein, und als er das Beste am Leibe hatte, war er in einer Stimmung, Napoleon hatte sie vor der Schlacht bei Austerlitz nicht schöner. Indessen, der besonnene Held versäumt nichts, so that auch Jakobli, als zweiter Unter-Lieutenant ebenfalls ein Held, wenn auch erst ein angehender.

Er schritt an's Werk; er sah sich um, aber o Himmel,

er sah kein Waschbecken, er sah keinen Nachtsack, in welchem er sorgfältigst seinen Toilettenapparat mitgenommen, selben aber, da etwas zu tragen unter der Würde des eigentlichen Menschen ist, am Orte gelassen hatte, wo die Kompagnie auseinander gegangen war. Sime Sämeli hatte versprochen zu sorgen, daß derselbe nachkomme, und Jakobli vegessen nachzusehen, ob er da sei. Da stand nun Jakobli ungewaschen, ungekämmt, struppigter anzuschauen als ein ungestriegelt Roß, und machte eine Physiognomie, gegen welche die eines Ochsen am Berge geistreich könnte genannt werden. Wo war sein Nachtsack und wo war Sime Sämelis Sohn, der gestern mit ihm zu Bette gegangen, jetzt treulos nicht zu sehen war? Verrath und Bosheit sah er wieder rund um, er wußte nicht, daß Sime Sämelis Sohn beim Melken war, weil er wissen wollte, ob die Kühe an Milcherträg zu- oder abgenommen, und daß das große Waschbecken der Familie hinter dem Hause war, wo aus hölzerner Röhre ein reicher Wasserstrahl in den langen Brunnentrog lustig sprudelte. Hier war der Toilettentrog der ganzen Familie, und Frau Sime Sämelene hätte wunderliche Augen gemacht, wenn sie hätte Waschbecken zum Privatgebrauch liefern sollen. Wem so was eingefallen wäre, der hätte vernommen, daß, wo Großvater und Großmutter sich gewaschen, so ein Gabel- und Trampelthier sich auch waschen könne. Ansprüche konnte sie nicht leiden, die Frau Sime Sämelene!

Das Waschen hätte sich allfällig ersetzen lassen, aber das Kämmen und Frisiren ohne Kamm, wie ließ sich das thun? Ehedem waren die fünf Finger ein tüchtiges Surrogat des Kammes, aber jetzt bei den langen Haarbündeln, welche um's Haupt hängen, welche man so oft durch den Friseur muß glätten und schmieren lassen, wenn man einigermaßen einem civilisirten Geschöpf und nicht einem Zottelbär ähnlich sehen will, jetzt sind die fünf Finger untauglich geworden. Trostlos stand er da, zuchtlos zottelten ihm die Haare um's düstere

Haupt, die schönen Haare, auf die er sich so viel einbildete, in denen er eine bezwingende Kraft, dem Simson gleich, zu besitzen glaubte, unser zweiter Herr Unter-Lieutenant.

Rathlos stand er da, Neues fiel ihm nicht ein, genial war er nicht, schaffen konnte er nicht, nur nachahmen, prächtig seine Haare schniegeln mit Kamm und Pomade, wie er es abgeguckt; aber ohne Kamm und Pomade war er halt nichts, war er rein verloren. Endlich fiel ihm was ein, er riß das Fenster auf. Ach Himmel, gegenüber stand Anne Bäbeli und fütterte die Hühner. Wie von scharfer Kugel getroffen, fuhr der arme, ungewaschene, zottige Jakobli zurück, flüchtete sich in des Stübchens hintersten Winkel, um sich zu bergen vor den schönen Blicken aus Anne Bäbeli's tiefbraunen Augen. Wie curios doch die Leute sind; das Licht dieser Blicke, in welchem er gestern Abend für sein Leben gerne gestanden wäre, wie floh er es jetzt? Es weiß kein Mensch, ob er nicht noch dato in jenem Winkel stünde, wenn nicht eine grobe Stimme durch's Fenster gekommen wäre mit der Einladung, hinunter zum Frühstück zu kommen. Er rief bittend seinem Freunde, dem die Stimme gehörte, zu, heraufzukommen. Der meinte erst, Jakobli solle hinunterkommen, er könne ihm ja hier auch sagen, was er wolle, doch ließ er sich endlich erbitten und polterte die hölzerne Treppe auf.

Was der lachte, als er Jakobli's Noth und Anliegen vernahm. Deswegen sollte er sich nicht plagen, meinte er, und nur kommen, sonst erkalte das Frühstück. Im Vorbeigehen könne er sich beim Brunnen waschen, und mit dem Kämmen nehme man es bei ihnen nicht halb so spitz; wer Einen nicht ungekämmt ansehen möge, der könne wo anders hin luegen. Als Jakobli aber gar schrecklich gegen diese Zumuthung sich stemmte, rief Sämeli zum Fenster hinaus: Anne Bäbi, bring ein Kacheli mit Wasser und einen Lauser. Aber nein, rief Jakobli, was denkst, was machst! was wird deine Jungfer Schwester denken? Meinethalben was sie will, wenn sie

nur geschwind macht, daß wir bald zum Essen kommen, ich bin hungrig. Da kam von unten herauf eine milde Stimme: Komm und hol's. Bring's, rief Sämeli rauh hinunter. Es steht auf der Treppe, tönte es wieder. Das ist mir immer das dümmste Mensch unter der Sonne, brummte Sämeli.

Züsi hätte seine Galgenfreude daran gehabt, zu kommen und zu sehen, wie der Herr Lieutenant sich in einer Seelenangst in den Bettumhang eingewickelt. Anne Bäbeli hatte den Sinn, der ohne zu denken und zu abstrahiren jede Pein und jedes Weh fühlt, als ob es eigenes wäre. Deswegen kam Anne Bäbeli seinen Geschwistern so oft ganz kreuzdumm vor, weil sie solchen Sinn nicht hatten, darum auch nicht begriffen, und was man nicht begreift, das schreit man als dumm aus, und ganz besonders laut thut dies die junge Schule, wahrscheinlich weil sie äußerst weise ist, daneben dann freilich unendlich viel nicht begreift. Ein ähnlich Urtheil über sich hatte Jakobli sich zugezogen, seine Unbeholfenheit gegenüber dem Kalbe ließ ihn den guten Leuten dümmer als das Kalb selbst erscheinen, und sein quasi fein Wesen, welches sie nicht faßten, nahm ihnen dieses Vorurtheil nicht.

Als der Schreck einer persönlichen Erscheinung Anne Bäbeli's vorüber war, wickelte sich Jakobli aus dem Vorhang und begann zu waschen und zu kämmen, daß Sämeli ein um's ander Mal mahnen mußte, Jakobli solle doch absetzen; wenn man mit einem Roß so umgehen, es so striegeln wollte, er glaube nicht, daß dasselbe es aushielte und mit dem Leben davon käme. Indessen Jakobli traute seiner Natur, setzte nicht ab, bis das Düpflein auf dem i war, und als er den letzten Blick in den Spiegel that, erglänzte sein Gesicht in voller Selbstzufriedenheit: jetzt Courage, dann fehlt es nicht, sagte seine Seele zu sich selbsten.

Als sie endlich hinunter kamen, fanden sie Züsi unten, welches wahrscheinlich neugierig war, zu sehen, wie weit es

Jakobli mit Lauser und Wasser gebracht. Jakobli begann ein langes Complimentiren, so daß Frau Sime Sämelene sich genöthigt fand, zur Küche hinauszurufen; sie hätte genug gewartet, sie hülfe abbrechen und endlich zum Essen kommen. Sämeli leistete Jakobli allein Gesellschaft, die Andern hatten längst gegessen, wahrscheinlich auch Sämeli, denn die Mutter machte ihm das Compliment, er und ihr Blaß hätten es accurat gleich, wenn es für sie sei, so nähmen sie den ganzen Tag, und kein Mensch sehe es ihnen an, daß sie schon was gehabt.

Züsi ging ab und zu, gab und nahm Gelegenheit mit Jakobli zu händeln, und Jakobli schwoll das Herz in Freude! Er hielt dafür, er sei eben daran, Eindruck zu machen. Weit ließ es aber Frau Sime Sämelene nicht kommen, sie pressirte den armen Jakobli, der streng am Eindruck arbeitete und darob das Essen vergaß, mörderlich, bis sie endlich abtragen konnte. So eine Hausfrau ist in einem Bauernwesen das Hauszeit, die Hausuhr, sie ordnet die Zeit durch die verschiedenen Mahlzeiten, muß dafür sorgen, daß in den Zwischenzeiten das Gehörige geschehe, damit zu rechter Zeit Menschen und Schweine das Ihrige kriegen. Eine rechte Bäurin, welche sich nicht helfen läßt, sondern alle Hände auf's Feld schickt, muß sich rühren und den Morgen gut zu Ehren ziehen, wenn sie zu rechter Zeit mit dem Mittagessen fertig sein will. Darum läßt sie sich am Morgen nicht gerne säumen, und wenn sie einmal auf jemanden gewartet hat, so mag der parlieren so interessant er will, eine geneigte Zuhörerin findet er nicht an ihr, sondern bloß eine Bäurin, welche auf alle mögliche Weise ihm ihre Ungeduld kund giebt und ihr Verlangen, abzuräumen und fertig zu machen.

Als endlich die Mutter zu ihrem Zwecke gekommen war, saßen die beiden Kriegskameraden um den leeren Tisch mit langen Gesichtern und schauten in einen langen langen Morgen hinaus, der aussah wie eine afrikanische Wüste. Wie in

einer solchen Wüste nicht Baum, nicht Haus zu sehen ist, nichts als öder Sand, so sahen sie in den Morgen hinein, sahen nicht Arbeit, kein Kaffeehaus, nicht einmal eine Speise-Wirthschaft, sahen nichts als unendliche Stunden, eine lange, lange Visite, und heimlich seufzte jeder: Ach wenn's doch nur schon Mittag wäre! Endlich dehnte sich Sämeli grausam, gähnte schrecklich, daß ein Krokodil vor ihm Reißaus genommen hätte und sagte: er hülfe hinausgehen!

Draußen trappete Sämeli, wie von ungefähr, dem Roßstall zu und Jakobli trappete ihm nach. Hier machte Sämeli auf. Der Anblick eines Pferdes wäre im Stande gewesen, den Tod ihm, wenn nicht zu verscheuchen, so doch zu verzögern, während Pferde auf Jakobli gar keinen Eindruck machten. Ach, der Arme sehnte sich nach ganz andern Eindrücken, wußte aber nicht, wie dazu kommen. Sämeli begann bei jedem Roßstande einen Lobgesang über das Roß, welches darin stand, welche wir nicht wiederholen wollen, obgleich viel Poesie in denselben war, und nicht bloß Poesie, sondern auch hohe Gesinnung und tiefe Politik. Er schimpfte nämlich gewaltig auf die Machthaber, weil eins ihrer Pferde, nach seiner Meinung das schönste, welches auf vier Beinen stehe, keinen Preis erhalten hatte. In seiner Begeisterung band er es los, führte es hinaus, stellte es unter das Dach und sagte: Ist das ein Staatsroß oder nicht? Es gäbe ein schönes Trainpferd, sagte Jakobli. Ja, beim — die wären froh über ein solches Trainpferd, wie man über einen gescheuten Mann froh wäre, wenn einmal ein socher in die Regierung käme! Aber hast du je ein schöneres gesehen? Es gefalle ihm auch, sagte Jakobli, es sei schön braun; aber es scheine ihm zu groß und dick, wenn man in einem Fuhrwerke sitze und namentlich in einem Char à banc, so sehe man nicht, was gegen Einem komme, und der Schweif sei zu lang und dick; wenn man weiße Hosen habe und darauf sitzen müsse, so werde man bei solchen Schwänzen ganz verspritzt, daß man sich gar nicht mehr zeigen

dürfe, er habe das schon mehr als einmal erfahren. Mit Schein verstehst du auch nicht viel, sagte Sämeli, und weißt nicht, was für ein Unterschied ist zwischen einem Staatsroß und einem Schindgaul, wie ihr sie in der Stadt habt. Aber sieh mal, so viel wirst du doch verstehen, haben sie ihm nicht vorgeworfen, es habe zu gerade Beine. Sie haben zwar geweltschet, aber die Tröpfe haben vergessen, daß noch andere Leute als sie weltsch können. Das wirst du wohl falsch verstanden haben, meinte Jakobli, so was Dummes haben sie sicher nicht gesagt, denn das begreift ja ein Kind, daß man nicht zu gerade Beine haben kann. Steckengrade ist am schönsten, wem sollten hundertjährige Schneiderbeine gefallen? Sämeli warf einen seltsamen Blick auf Jakobli. Schreiberbeine werden kaum viel schöner sein im Alter, sagte er. Aber sieh, wie es läuft. Der darf dem Erdboden trauen und stellt zu Boden, daß man eine Stunde weit glaubt, es erdbebne. Jakobli trat vor das Dach hinaus, um den Gang des Staatsrosses besser betrachten zu können, aber als Sämeli zurückkam, wußte er nichts zu sagen, nicht einmal was Dummes. Als er vor das Dach hinausgetreten war, da hatte er einen Eindruck gekriegt, er sah die Töchter ganz in der Nähe Erdäpfel hacken. Als einem jungen Mann von Bildung ging ihm begreiflich eine Brünette weit über einen Braunen. Der Anblick fesselte ihn so, daß er Sämeli, welcher das Staatsroß in den Stall führte, nicht nachging; ihm ahnte, welch köstliche Zeit er versäumen könnte, wenn aller Stoff, welcher noch im Stalle war, abgesponnen werden sollte, denn noch war von zwei Pferden nicht die Rede gewesen, von zwei Widdern, welche frei im Stall herumliefen, nicht, und hinten im Stalle war noch ein Verschlag, dessen Inhalt Jakobli noch nicht enträthselt hatte. Sollte das Mutterschwein mit seinen berühmten dreizehn Ferkeln darin sein, so war die Aussicht ziemlich sicher, daß vor Abend Sämeli seine Lobgesänge nicht zu Ende bringe.

Jakobli, der wie bekannt etwas von Diplomatie in Leib gekriegt hatte, hatte den Grundsatz, daß man immer ganz unverfänglich anfangen müsse und jedenfalls an einem Orte, der himmelweit von dem entfernt sei, zu dem man eigentlich gelangen möchte. Jakobli blieb also draußen stehen, stellte sich mit verschränkten Armen vor den prächtigen Brunnen und machte die geistreiche Bemerkung: wenn dieser Brunnen in Holland wäre, so wäre er unter Brüdern hunderttausend Gulden werth. Die Bemerkung interessirte Sämeli, er meinte, wenn Jakobli ihn nach Holland brauchen könnte, so könne er ihn für tausend Gulden haben und neunundneunzigtausend Gulden Profit machen, für hundert Gulden könnten sie einen noch viel schönern herbeileiten.

Während Sämeli noch den hunderttausend Gulden nachdachte, rückte Jakobli einen Schritt weiter, trat unter dem Dache hervor und fragte: Bekommt ihr Obst in diesem Jahre? Ich liebe das Obst gar sehr, besonders geküchelt. Kannenbirenküchli sind ganz herrlich, besonders wenn man ein wenig Kirschenwasser in's Teigli rührt. Meine Mutter hat uns schon lange versprochen, Kannenbirenküchli zu machen, wenn einmal die Kannenbiren in einem billigen Preis seien, bis dahin hat es es aber noch nicht geben wollen. Habt ihr auch Kannenbirenbäume? Ja, dort sehe ich einen, antwortete er sich selbst und zeigte auf einen großen Baum, welcher zwischen ihm und dem Pläß stund, in welchem die Mädchen hackten. Ich muß doch sehen, ob Biren daran seien. Ein schöner Kannenbirenbaum, sagte Sime Sämelis Sohn, ein Grauechbaum ist es ja.

Jakobli nahm von dieser Bemerkung nicht Notiz, holte seine Cigarrenbüchse aus der Tasche und drehte sich mit kundschaftenden Augen dem quasi Kannenbirenbaum zu. Wenn du den Narren machen willst, so mach' ihn für dich, brummte Sämeli und drückte sich bei Seite, wahrscheinlich dem Stalle, wo die Ferkel waren, zu. Jakobli ging mit hochgehobenen

Beinen wie ein Storch, wenn er fröschen geht, seinem Ziele zu, suchte bedächtig Kannenbiren am Grauechbaum, dann machte er unvermerkt, wie Scharfschützen es lernen, eine Wendung, und ehe man es sich versah, stand er am Plätz, wo die Töchter hackten. Fleißig, ihr Töchter, fleißig, sagte er, wenn ich eine Haue hätte, ich wollte helfen. Die wäre zu bekommen, sagte Züsi, oder wenn es ihm Ernst sei, so könne er sie ablösen und gleich bei ihr anfangen und bot ihm seine Haue dar. Jakobli mußte sie ehrenhalb ergreifen; da er aber sein Lebtag kein solch Ding in der Hand gehabt hatte, that er begreiflich kreuzdumm, so daß Züsi fast verspritzen wollte, jedoch seine Haue wiedernehmen mußte, da Jakobli tapfer Erdäpfelstauden abhackte. Das war ein Glück für ihn, sonst hätte ihn Züsi gerne den ganzen Tag hacken lassen, um den ganzen Tag lachen zu können. Anne Bäbeli hatte zuerst auch mitgelacht, aber bald regte sich das Mitleid in seiner weichern Seele; es schob sich allgemach als Schild zwischen Züsi und Jakobli, begann dessen Ungeschicklichkeit zu entschuldigen.

Was man nie gemacht, dazu thue man anfänglich ungeschickt, dessen sei sich nicht zu wundern, er werde auch manches können, wo es viel Lachens geben würde, wenn sie es machen sollten, meinte Anne Bäbeli. Allweg kann er was, sagte Züsi, er kann den Herrn machen, und das ist allerdings eine Kunst, welche uns übel anstehen würde. Im Gegentheil, meinte Jakobli, es würde sich gerade niemand besser zu ihnen schicken als Jungfer Züseli; lauter Müssiggang sei nicht bei ihnen, sie führten ein sehr thätiges Leben und hätten viele Geschäfte.

Glaub's, sagte Züseli, Handschuh an- und abziehen, Schnäuzli drehen, Steckli suchen, Höseli bürsten, Stiefeli putzen, den Hemdekragen z'wegrupfen, die Stadt auf- und abwedelen, den Mädchen nachstreichen, den einen wegem Karessiren, den andern wegem Geld, Kutscher suchen, welche noch

auf Borg fahren auf's Land hinaus, jemanden zu suchen, den ihr zum Besten haben könnt. Jungfer Züseli, Jungfer Züseli, sagte Jakobli, ihr seid verzweifelt spitzig, so ist es doch nicht wie ihr sagt. Den ganzen Tag muß ich auf dem Bureau sein, manchmal des Abends noch für den Vater schreiben. Wahrhaftig, ich bin sehr angebunden, habe selten einen freien Tag. Sell sollte man nicht meinen, entgegnete Züseli.

Anne Bäbeli ward roth und sagte: daß die Herren was machen müßten, glaube es gerne, aber was ihr Weibervolk mache, welches nicht pflanze, für nichts Lebendiges zu sorgen hätte, das habe ihn's schon oft wunder genommen. Das geht verschieden, sagte Jakobli. So was ganz vornehm ist, die Aristokraten, die thun nichts als spazieren, Visiten machen, zuweilen ein wenig weltsch lesen, aber nicht dick, brodiren hie und da ein wenig an einem Nastuch, ziehen dabei aber nicht einmal die Handschuh aus, gehen nie in's Bett, stehen nie auf und wissen nie, was auf den Tisch kömmt. Sie werden immer nur tanzen und in die Komödie gehen, meinte Züseli. Nicht einmal, sagte Jakobli, tanzen thun sie nicht wegem Schwitzen, und in die Komödie gehen sie nicht wegem Kosten.

Herrgott, wie langweilig muß das sein, da möchte ich für mein Leben nicht in der Stadt sein, sagte Züseli. Ja, Jungfer Züseli, so geht es Gottlob nicht allenthalben und bei uns, welche wir noch nicht vornehm sind, ganz besonders nicht. Bei uns geht's, wie es recht ist; es wechselt das Nützliche mit dem Schönen, die Beschäftigung mit dem Vergnügen, wir halten das Weib nicht für eine Sklavin, aber auch nicht für eine Zierpuppe; das Weib soll das Leben zieren und es selbst genießen. Alle drei oder vier Wochen haben wir eine kleine Wäsche im Hause, welche Mutter und Schwester besorgen und glätten, was geglättet sein muß. In der Zwischenzeit nähen und stricken sie und die Mutter macht

dem Vater die Hosen; er sagt, er sei in keinen wöhler als in denen von der Mutter. An den Markttagen geht man auf den Markt, macht seine Einkäufe, Kraut, manchmal ein Salätchen, im Sommer bringt die Mutter zuweilen Kirschen heim, besonders wenn man das Pfund für einen Kreuzer kriegt. Nach dem Mittagessen geht man ein wenig aus, guckt in die Buden hinein, macht manchmal selbst Emplettes, manchmal bekömmt man Visiten, dabei kann man stricken, manchmal liest man, wir sind abonnirt in einem Lesladen, wo sie die schönsten Bücher haben, Romane und andere Geschichten. Am Abend geht man spazieren oder sitzt auf dem Läubchen hinterm Hause gegen das Höfchen, wo Einen die Sonne nicht plagt, oder geht z'Visite und hat Soiréen. In den kurzen Tagen essen wir um sechs Uhr zu Nacht und machen manchmal schöne Musik; die Mutter kann schöne Gellertlieder, die älteste Schwester macht auf dem Klavier, ich Klarinette, der Vater hört zu oder schlägt an den Dreiangel, das sind gar vergnügte Abende. Ja, manchmal giebt es Bälle, alle Jahre fährt die ganze Familie in einem Chaischen auf's Land, und wenn der Vater Freibillets bekommt, so gehen wir in Conzerte oder gar in die Komödie. Was sind das für Billette? fragte Züsi. Wenn man in einer Stellung ist, wo man sich für die Leute verwenden, ihnen z'best reden kann, beköimmt man oft solche, und mit denen kann man hinein ohne zu zahlen. Die gefielen mir, sagte Züsi, deren möchte ich auch. Wäre ich der Vater, ich wäre Tag und Nacht in der Stellung, wo es sie giebt. Ja, fiel Anne Bäbeli ein, so ein Leben scheint mich ganz freundlich an, das ist doch ein anderes als arbeiten und immer nur arbeiten von einem Sylvester zum andern.

Das war endlich ein Ton, der in Jakobli's Ohren himmlisch klang. Er wisse nicht, sagte er, ob er es hoffen dürfe, aber eine große Freude und Ehre wäre es ihnen, wenn die Töchter sie einmal in der Stadt besuchen wollten. Sie soll-

ten versichert sein, es würde alles aufgeboten werden, um ihnen Freude zu machen, er sei versichert; es würden Alle dazu helfen. Es sei schon lange die Rede von einer Parthie auf die Bielerinsel gewesen, er sei überzeugt, wenn sie kämen, dieselbe würde alsbald arrangirt werden. Das wäre ihm! sagte Züseli. Es hätte schon lange davon gehört, wie es dort lustig zugehe, und gedacht, es möchte einmal dabei sein. Aber in's Schiff wolle es nicht, wie es gehört, daß die Meisten thäten, es wolle fahren oder zu Fuß laufen.

Da ward Anne Bäbeli roth und sagte: Aber weißt du denn nicht, daß bei einer Insel ringsum Wasser ist? Warum sollte ich das nicht wissen, so gut als du, sagte Züseli, aber weißt du nicht, daß man durch das Wasser laufen und fahren kann, so tief wird es doch wohl nicht sein, daß man nicht durch kömmt. Er möchte es nicht garantiren, sagte Jakobli, aber Angst sollten sie deßwegen nicht haben; wo er sei, da solle ihnen nichts begegnen, sie sollten sich nur auf ihn verlassen. Und wenn ein Kalb käme oder gar ein Stier? frug Züseli. Bist doch immer das Gleiche, sagte Anne Bäbeli. Vor dem Wasser fürchte ich mich ganz und gar nicht, es kömmt mir so weich und lieblich vor, daß es mich oft dünkt, ein schöneres Bett gäb es nicht, als so ein schönes, kühles, klares Wasser. Kind, was du bist, sagte Züsi, ein gut Federnbett hat doch eine ganz andere Nase, als so kaltes nasses Wasser, in welchem man ja ertrinken kann, wenn man zu tief hinein geräth. Da kam, wie aus den Lüften her, plötzlich eine Stimme über sie und die rief: Züsio, Züsio, hey cho!

Als die Mutter eine Zeit lang gehaushaftet hatte, begann es sie wunder zu nehmen, wo die beiden Bursche seien, da sie keinen Ton von ihnen hörte. Sie ging zum Brunnen, da war alles still; sie stand vor das Haus hinaus, da sah sie Jakobli bei den Mädchen stehen. Schade, daß der kein Jagdhund geworden, der kriegt, auf was er los geht, weither in

die Nase, sagte sie für sich selbst, Sämeli wird dem aber bald den Stand weiter geben. Eine gewisse mütterliche Unruhe ließ sie nicht leben in der Küche, sie stand wieder hinaus, sah, wie Jakobli mit der Haue focht, lachte herzlich und meinte: He nu, habt ihn nur recht zum Besten, es kommt ihm dann hoffentlich auch bald in die Nase, was Trumpf hier ist. Als sie zum dritten Mal hinaus kam, sah sie nicht mehr den Jakobli mit dem lächerlichen Katzenbuckel, sondern Jakobli mit verschränkten Armen bei den Mädchen stehen, diese auf ihre Hauen sich lehnen und vertraulich plaudern. Den Anblick ertrug sie nicht lange; die will ich auseinander geben und dem weiter zünden, sagte sie zu sich und rief: Züsi! Der Name klang lauter durch die Lüfte, und wenn was ging, war Züsi voran.

Züsi war ärgerlich, aber zu säumen war nicht, wenn die Mutter rief. Du kömmst mit, sagte es zur Schwester, während es mit dem Fuß die Erde von der Haue machte. Wüßte nicht warum, sie hat dich gerufen, antwortete Anne Bäbeli, und für was sie zwei daheim brauchen wollte, wüßte ich nicht. Sie hat aber doch beide gemeint, sagte Züseli, du weißt, die Mutter ruft immer so. Und ich komme nicht, sagte Anne Bäbeli, will mich die Mutter, wird sie schon noch einmal rufen. Wer schrecklich zornig ward, war Züsi, wem aber die Rede wohl that, das war Jakobli.

Jakobli's Herz hatte noch nicht gesprochen. Es hatte sich freilich Züsi zugeneigt, weil es ihm zuerst holder schien, aber da beide Schwestern accurat gleich reich waren, so neigte sein Herz sich ohne Anstrengung bei der schönen Gelegenheit auf die andere Seite und kriegte eine heftige Neigung für Anne Bäbeli. Das Blut schoß ihm armsdick an's Herz, tobte darin herum wie ein wilder Elephant im Pfahlwerk, in das er sich gefangen, einen starken Klamm fühlte er im Halse, ein Chaos brausender Elemente verarbeitete er in sich mit Allmachtskraft, der Athem war gepreßt, er seufzte lang, end-

lich sprach er: Jungfer Anne Bäbeli — es macht warm. O, sagte Anne Bäbeli, heute macht es nichts, der Wind geht. O, Jungfer Anne Bäbeli, sprach Jakobli weiter, es macht also zuweilen noch wärmer? dann müßt ihr doch nicht draußen arbeiten? Allweg, sagte Anne Bäbeli. Wer sich dessen gewöhnt hat, dem macht es nicht so viel, und wenn es Einen drückt, so denkt man, es müsse sein. Das glaube er nicht, sagte Jakobli, Töchter, wie sie, könnten es anders machen. Und als er das gesagt hatte, da seufzte er lange. Anne Bäbeli mied die Klippe und sagte: was Hausbrauch sei, sei Hausbrauch, und besser als die Andern zu haben, begehre es nicht. Aber in allen Häusern sei ein anderer Hausgebrauch, und der Mensch könne ändern, wenn es ihm beliebe, sagte Jakobli. Jungfer Anne Bäbeli, dünkt es euch nicht, es werde alle Augenblicke heißer und der Wind habe sich gelegt? Wie wäre es, wenn wir an den Schatten gingen? dort unter dem Kannenbirenbaum wäre es so schön und es ließe sich so heimelig schwatzen im schönen Grase. Anne Bäbeli wurde roth, und statt der Rede warf es einen seltsamen Blick auf den Jakobli, vermuthlich um zu sehen, ob er Spaß treiben wolle oder nicht bei Troste sei und verhürschert im Gehirn. Aber ehe es in's Reine gekommen, kam wieder eine Stimme durch die Luft: Anne Bäbi, söllist hey cho, enangerenah.

Anne Bäbeli packte alsobald auf, aber Jakobli machte ein dumm Gesicht, ungefähr so eins, wie ein Ochse machen wird, wenn er sich auf die Schienen einer Eisenbahn gelegt, auf ein ruhiges Schläfchen rechnend, und plötzlich saust und schnaubt ein Zug daher. So ungern gab er den Schatten unter dem Grauechbaum auf, aber Anne Bäbeli war nicht zu halten. So erlaubt mir doch daß ich die Haue trage, sagte Jakobli galant, und als sie am Grauechbaum vorbei kamen, sagte er zärtlich: Wollen wir nicht von dem schönen Schatten profitiren und ein wenig darin absitzen, da könntet

ihr euch so schön erkühlen, denn es ist doch wahrhaftig nicht gesund, so erhitzt in's kalte Haus zu gehen? Wohl, da würde mir die Mutter das Erkühlen vertreiben, sagte Anne Bäbeli und wollte Jakobli die Haue wieder abnehmen, und Jakobli wollte sie nicht geben. Die liebe Haue, wie er sagte, mit welcher Jungfer Anne Bäbeli einen ganzen Morgen gearbeitet. Ach, wenn er doch selbst eine solche Haue wäre, seufzte er mit starken Geberden.

Das ist mir doch ein donnstig's Genarre! an einem heiligen Werktage schändet man die Zeit nicht mit solchen Faxen und Flausen! erscholl vom Hause her eine scharfe Stimme. Rasch wasche die Kartoffeln, dann geh in Garten und nimm Salat. Es war die Stimme der Mutter, welche durch Züsi's Bericht, wie Anne Bäbeli dem Maulaffen süße Augen mache, sehr stark in Harnisch gebracht worden war. Züsi hätte sich lieber eine Kröte in die Haare flechten lassen, als den Jakobli, der nichts hatte, der arm war, zum Manne genommen, aber die angenehme Unterhaltung und die süßen Augen des armen Burschen gönnte es der Schwester deswegen doch nicht.

Es hatte zum zweiten Ruf die Mutter begeistert, und als Anne Bäbeli neben ihr vorbei in's Haus geschossen war, sagte die Mutter mit großer Befriedigung: Wohl, die habe ich schön auseinander gegeben! Ach, die gute Frau Sime Sämelene wußte nicht, was so ein junger Eidgenosse für ein Ding ist und wie schwer loszukriegen von dem, an was er sich gesetzt, sei es nun ein Mädchen oder ein Bier- oder anderes Glas.

Verblüfft war Jakobli vor dem Hause stehen geblieben, und als er noch so da stund, kam Anne Bäbeli mit dem Erdäpfelkörbchen aus dem Hause und wollte zum Brunnen gehen. Da hängte sich Jakobli frisch an die Tochter des Landes, ließ nicht nach, bis er auch was vom Körbchen tragen konnte. Als dasselbe endlich im sogenannten Südeltrögli lag, griff

Jakobli rasch nach dem dabei stehenden Besen, fuhr mit demselben so kühn und gewaltig darauf los, daß das Wasser hoch aufspritzte, Anne Bäbeli und ihm über den Leib fuhr, daß er bestürzt den Besen fahren ließ und nach seinen armen Beinchen sah in den ehemals weißen, jetzt nassen Hosen. Anne Bäbeli hatte den Augenblick benutzt, des Besens sich bemächtigt, arbeitete tapfer in den Erdäpfeln, aber schon hatte auch Züsi das neue Zusammensein gesehen und es der Mutter berichtet und bemerkt: Mutter, das kömmt beim Hagel nicht gut! Das schoß der Mutter in's Haupt, mit harten Worten musterte sie Anne Bäbeli, die Erdäpfel zu bringen und ein ander Mal geschwinder zu machen. Anne Bäbeli machte keine Einwendung, trug im Bewußtsein seiner Unschuld gelassen die Vorwürfe und vorsichtig das Körbchen weit vom Leibe weg, damit es ihr nicht die Kleider netze, und betrübt blieb Jakobli am Brunnen stehen, in tiefe Betrachtung seiner nassen weißen Beinchen versenkt.

Drinnen setzte es eine mörderliche Kapitelten ab, und wenn Anne Bäbeli sich entschuldigen wollte, es vermöge sich dessen nicht, wenn er ihm nachlaufe, fortjagen könne es ihn doch nicht, so ließ das die Mutter nicht gelten, sondern meinte: Mein Lebtag lief mir nie ein solcher Heustüffel nach; es hätte es aber auch Einer probiren sollen! Und jetzt packe dich und hole Salat, so schloß sie. Anne Bäbeli war dessen froh, wollte zur Thüre aus und zwar zu der gleichen, zu welcher es in die Küche gekommen war. Ja wolle, ich wollte dir, da sieht man, wie du ihm immer unter der Nase durch willst. Marsch, Meitschi, zur andern aus, der braucht nicht zu wissen, daß du im Garten bist, und sehe ich euch heute noch einmal beisammen, so kriegst du deine Heiligen, zähle darauf!

Jakobli war in der Betrachtung seiner Umstände endlich zu dem Schlusse gekommen, daß die Sonne seinen Hosen wohl thäte. Da nun das Unglück hinterm Hause an der Schatt-

seite begegnet war, so trappete er sachte der Sonne zu vor das Haus; dort lag auch der Garten, dort stunden Anne Bäbeli's Blumenstöcke. Der Garten gehörte zu der mittlern Sorte, sowohl der Größe als dem Gebrauche nach, enthielt nicht bloß Kraut, nicht lauter Blumen, sondern beides zusammen. Die Blumenbeete waren mit Buchs eingefaßt, welcher das Scheeren nöthig hatte, die Wege waren eng und mit der häßlichen rothen Gerberlohe bedeckt; hie und dort erhoben sich hohe Sonnenblumen, Dahlien, Rosenstöcke, üppig und groß, daß man gar trefflich im Garten Versteckens hätte spielen können.

Nun war Jakobli schon eine Weile an der Sonne herumgestanden, ohne daß er im Garten was Anderes gesehen hätte als ganz gemeine Blumenstauden, welche ihn nicht im mindesten interessirten, als es ihm schien, hinter einer gewaltigen Sonnenblume rühre sich was Weißes. Er sah näher hin, sah Anne Bäbeli unter Salatköpfen kauern, wie eine Henne bei ihren Küchlein. Sein Herz schwoll auf wie ein Birenschnitz in heißer Butter; es werde doch sein sollen, dachte er, stürzte in den Salat hinein, neben Anne Bäbeli nieder und sagte: Denket doch, erst jetzt sah ich euch, nicht wahr, ich darf euch helfen? Und ehe er die Antwort hatte, stieß er die Hände in den Salat hinein und raufte unbarmherzig darin herum, wie vor alten Zeiten ein Schulmeister in Bubenköpfen. Anne Bäbeli wehrte ängstlich, sagte, es habe genug, erhob sich und ging. Da hing sich Jakobli wieder an, ergriff das Körbchen, zerrte daran herum, wollte es tragen, wollte rüsten helfen, dieweil er das wohl verstehe, da er ehedem zwischen der Schule der Mutter in der Küche habe helfen müssen. Da schossen plötzlich hinter der Sonnenblumenstaude zwei andere Hände hervor, rissen das Körbchen weg und eine zornige Stimme sagte: Gib, du sollest hinein! Es war Züsi, welches mit dem erbeuteten Körbchen wie ein Wirbelwind dem Brunnen zu sauste. Wenn mal ein Mädchen ein Verhältniß in die

Nase kriegt, welches ihm nicht anständig ist, dann kriegt es hundert Augen und zweihundert Ohren, und wo heimlich die Liebenden zusammenstehen, fährt es mit Sausen und Brausen zwischen sie.

Kaum hatte die Mutter Anne Bäbeli zu einer Thüre hinaus in den Garten gemustert, schoß Züsi zur anderen Thüre dem Brunnen zu. Es müsse doch sehen, was der Laffe jetzt für ein Gesicht mache, sagte es zu sich selbsten. Derselbe hatte aber bereits die Wendung nach der Sonne gemacht, trappete, ohne Züsi zu bemerken, dem Garten zu. Du Lumpenhund, sagte Züsi zornig, hast du es schon wieder in der Nase, wart aber, du Ketzer, und schoß in die Stube, von wo aus es den Garten übersehen konnte. Ob Jakobli's Herumtrappen verlor es fast die Geduld; als er endlich wie eine Spinne, welche eine Fliege entdeckt, zur Gartenthüre hinein schoß, schoß Züsi zur Stubenthüre aus in die Küche. Mutter, denk, sie sind schon wieder bei einander! rief es. Wo! rief die Mutter. Im Salat! rief Züsi, soll ich sie auseinander geben! Wenn ich von der Pfanne könnte, ich wollte, sagte die Mutter hochroth vor Feuer und Zorn. Geh, jag mir das Babi hinein, dem will ich die Läuse runter machen!

Jakobli stand wieder alleine; da er aber bedachte, wie es nicht gut sei, daß der Mensch alleine sei, trappete er dem Brunnen zu, wo Züsi den Salat rüstete, sagte dort seinen Spruch wieder her: Erlaubet, Jungfer Züseli, das kann ich perfekt. Ich mußte zwischen der Schule der Mutter in der Küche helfen, ich bin eine halbe Köchin. Es ist curios, aber es ist doch so, daß eine Schwester, wenn sie einen Knaben bei ihrer Schwester stehen sieht, außer sich geräth aus Angst oder sonst etwas und Himmel und Hölle zu Hülfe ruft, während sie den gleichen Knaben ganz kaltblütig neben sich duldet, von ferne nicht an Gefahr denkt. Es ist curios das! So schrie Züsi nicht nach der Mutter, jagte eben so wenig

Jakobli weg, aber es tribelirte und kujonirte ihn gräßlich. Was er abhieb mit seinem dicken Feuerstahlmesser, war nicht recht, und was er nicht abhieb, war noch viel weniger recht. Ganz curios ist's wieder, daß man selten zu rechter Zeit in's Klare kömmt, ob solche Kujonaden aus Liebe oder Bosheit kommen; denn Bosheit und Liebe können accurat gleich kujoniren, und manchmal weiß es das Mädchen selbst nicht recht, welcher Kobold es stachelt. Scharfschützen nehmen bekanntlich solche Neckereien zumeist als Liebeszeichen, und Jakobli machte keine Ausnahme. Das Händeln mit Züsi schien ihm gar so süß und Züsi brach es nicht ab, und beide waren darin so vertieft, daß sie hoch auffuhren, als über sie abermals eine Stimme kam und zwar mächtiger als nie. Ist ein Narr wie der andere, und willst du an dem Salat rüsten bis drei Tage nach dem jüngsten? Packe dich hinein, den ganzen Morgen hatte ich nichts zu thun als zu mustern, und dessen bin ich satt. Züsi, daß du es nur weißt, du bist um kein Haar besser als das andere! Verzeiht, Frau Sime Sämelene, sagte Jakobli halb ärgerlich, halb demüthig, es ist mir leid, wenn ihr böse seid; ich wollte Jungfer Züseli nur zeigen, wie wir den Salat rüsten, es sei eine sehr kommode Manier, sagt meine Mutter. Schmök, ja wolle, lehre den Salat rüsten! sagte Frau Sime Sämelene und hätte sicher noch mehr gesagt, wenn ihr Zorn nicht gar so dick gewesen wäre, daß er sich im Halse gesteckt hatte, und ging mit raschen Schritten dem vorausgejagten Mädchen nach.

Nun war Jakobli wieder alleine, er fühlte ein fatal Schwanken im Gemüthe. Das Benehmen der Töchter hatte ihn mit Hoffnung erfüllt; ein ungestört Stündlein unter vier Augen, dachte er, und er wäre glücklich. Aber wie das machen, da die Mutter umher schoß wie eine erzürnte Henne, welche Krähen und Elstern verjagen will. Zudem sank ihm überhaupt der Muth zusammen, es ward ihm öde im Magen, er war z'Visite und wiederum alleine und wußte nicht, was

anfangen. Vom Haus zum Garten trappen mochte er nicht, der Brunnen gewährte ihm ebenfalls unangenehme Rückerinnerungen, und es hatte das Ansehen, wenn er da bliebe, als lauere er auf die Mädchen, wie eine Katze vor dem Mauseloch auf die Mäuse. Sime Sämeli hatte er heute noch gar nicht gesehen, Sime Sämelis Sämeli zeigte sich nicht mehr; daß seine Lage eben nicht kurzweilig war, wird jeder begreifen, auch wenn er nicht im Weltschland gewesen ist.

Um von Brunnen und Garten wegzukommen, trappete er vom Hause weg, mied sorgfältig den Grauechbaum, zündete eine Cigarre an und schritt den Weg entlang, auf welchem Sämeli den Braunen hatte traben lassen. Da tönte von ferne her ein Mittagsglöcklein. Dieses Glöcklein ist eigentlich der berühmteste Volksredner und unterscheidet sich von den meisten Volksrednern dadurch, daß es seinen Ruf nicht bloß von Lichtmeß bis Fastnacht zu erhalten vermag, sondern seit Jahrhunderten gleich populär bleibt, so daß Tausenden, so bald sie seine Töne hören, das Herz aufgeht und es in die Nase steigt wie Zwiebelnduft, Mehlsuppe und sonst noch was. Jakobli kamen die Töne unendlich heimelig vor, er fühlte sich nicht mehr alleine auf dem Erdenrund, er wußte, hinter den Tönen her kam ein Mittagessen, der beste Tröster für viele tausend Scharfschützen- und andere Seelen. Er zog seine Uhr und kriegte neuen Trost, sie war sechs und eine halbe Minute hintendrein, er trieb sie der Zeit nach zu entschiedenem Fortschritt, steckte sie dann mit großer Befriedigung in die Tasche; er wußte, um sechs und eine halbe Minute kam er jetzt früher zum Essen als er gedacht. Er hatte die Zeit gelenkt, er hatte der Welt Wohl gefördert, sechs und eine halbe Minute früher, als er gedacht, konnte er essen! Kaum hatte die Glocke ausgetönt, kamen Leute vom Felde heim, neugierig ihn betrachtend. Stolz und ohne Gruß, die Cigarre staatsgemäß zwischen Zeig- und Mittelfinger, ging er an ihnen vorüber. Spöttisch, die

Hauen auf den Schultern, sahen sie ihm nach, und wer ihnen nachgegangen wäre, hätte gehört, mit welchen Witzen über das Cigarrenherrlein sie ihre Erdäpfel gesalzen hätten. So ein Ding mit der Cigarre zwischen den Fingern gilt Leuten mit Hauen auf den Achseln sehr oft für eine lustige Komödie, welche nicht bloß Stunden, sondern Tage lang währt. Solche Herrlein lassen sich von solchen Witzen begreiflich nichts träumen. Bald darauf trabte ein Roß heran, hinter demselben sah er den Zipfel einer weißen Kappe. Es war Sime Sämeli selbst, welcher Korn hatte röneln lassen, um, ohne des Müllers etwas zweideutige Vermittlung, zu Spreue und Kern zu kommen. Sime Sämeli hielt das Roß an, sagte guten Tag und frug wo aus. Als er vernommen, Jakobli spaziere so bloß an der Sonne, so hieß er ihn aufsitzen, es sei Essenszeit und seine Alte halte nicht viel auf Warten. Indessen Sime Sämeli mußte doch warten; als er in die Hinterstube kam, in gewisser Beziehung der Salon der Bauernhäuser, war kaum noch der Tisch recht gedeckt, geschweige denn, daß das Essen darauf stand.

Als Sime Sämeli sich sehr mißfällig darüber äußerte, sagte seine Alte: wenn er daheim gewesen wäre, so würde er sich über die Zögerung nicht wundern, und lieb wäre es ihr, es würde, wenn fremde Leute im Hause seien, nicht Alles davon laufen und ihr nicht den Kummer alleine überlassen. Dessen sei sie einstweilen satt. Sime Sämeli lenkte ein und frug nach dem Sohne. Sie hätte genug zu thun gehabt, die Mädchen zu hüten, lautete die Antwort, zum Buben werde er sehen, habe sie gedacht. Als man von ihm sprach, kam derselbe eben daher und stellte den Vater zur Rede, warum dies noch nicht gemacht sei, warum jenes nicht, und wenn nicht dazu gethan werde, so komme man mit allem hintendrein und einen Schaden hätte man, wie groß wüßte man nicht. Der Vater begehrte auf, wie es Einem zuzumuthen sei, alles zu machen, wenn alle Augenblicke der

Bärentanz gepfiffen und die Leute an den Laushaag kommandirt würden. Er habe geglaubt, mit der alten Regierung bessere es, jetzt sei es zehnmal ärger und es sei gerade, als ob man drinnen meine, Bauernsöhne seien die Kegel, mit welchen die Herren kurzweilen könnten. Doch lag in seinem Aufbegehren nicht sowohl Zorn als eine gewisse Befriedigung, die väterliche Freude, daß während der Garnison in seinem Sohne der Bauer nicht gelitten. Der übrige Schaden kümmerte ihn wenig.

Endlich kam das Essen; diesmal versammelte sich um dasselbe die ganze Familie, aber schweigsam. Die Mädchen machten saure Gesichter, auf Frau Sime Sämelene's Stirne schwebte eine Donnerwolke, und wenn Sime Sämeli und sein Sohn hungerig waren, so griffen sie zu und ließen das Reden einstweilen sein. Das Essen war reich und gut, freilich mehr ihnen selbst als dem Gaste zu Ehren. Fleischsuppe eröffnete den Tanz, dann kam Fleisch, geräuchertes, gesalzenes, grünes, kam Kraut und gedörrtes Obst, Speck, kam Braten, Schinken sammt dem bekannten Salat; Erdäpfel sah man diesmal keine. Jakobli ward von der Frau Gastgeberin gewaltig zum Essen genöthigt. Nur nehmen sollte er, sagte sie, so viel er möge, sollte sich nicht eigelich machen. Es reue sie ja nicht, was einmal gekocht sei, müsse gegessen werden. Er solle doch essen so viel er mäge. Sie wisse wohl, wo man jeden Bissen kaufen müsse, esse man oft nicht halb genug. Was sie kochten, müßten sie nicht kaufen, sondern hätten es selbst, und da esse ein Jedes, so lange es möge. Man wisse es nicht, wie gut man es habe, wenn man in Spycher und Keller und Garten das Nöthige holen könne und nicht für jedes Maul voll und für jede Lauserei die Hand im Sack haben müsse. Ja, wenn sie es so hätte, sagte sie, sie ließe sich die Kleider auch so enge machen, wie man sie in der Stadt hätte, das Mannsvolk müßte Hosenringgen haben und Fleisch würde man Jahr aus Jahr ein wenig sehen bei ihnen.

Ihr werdet aber auch pflanzen und Land haben, sagte sie zu Jakobli. Nein, sagte Jakobli, pflanzen thun wir nicht, es schickt sich nicht wohl. Was, nicht pflanzen? sagte Frau Sime Sämelene, aber doch einen Kraut- und einen Baumgarten habt ihr für das Nöthigste. Nein, sagte Jakobli, die Losamenter mit Gärten sind gar theuer. In der Stadt macht man es am besten, wenn man Losamenter Schattseite nimmt, die sind die wohlfeilsten, und allweg hat man doch ein Höfli oder ein Läubli, wo man die Sonne sieht, wenn sie scheint nämlich. Was, sagte Frau Sime Sämelene, ihr wohnt nur zur Miethe, ach du mein Gott! Ja, sagte Jakobli, das ist gegenwärtig die größte Mode, die Höchsten und die Gesandschaften wohnen alle nur zur Miethe. Der Vater sagt, man sei gar abhängig, wenn man ein Haus habe. Wenn was angerichtet werde, wo man lieber hundert Stunden weit davon wäre, so könnte so ein Haus Einen in große Verlegenheit bringen. Er glaube es, sagte Sime Sämeli, besonders wenn man alles darauf schuldig sei. Das sei ihr ein schöner Hudel- und Lumpenbrauch, sagte dagegen Frau Sime Sämelene. Es tödtete mich, wenn ich in einem Hause nicht Meister wäre, den Hauszins geben, alles kaufen müßte, vielleicht gar noch die Kartoffeln, oder esset ihr etwa keine deren?

Ja freilich essen wir deren, absonderlich der Vater, der ist immer der erste in der Schüssel, der letzte draus und gibt das gute Beispiel. Du mein Gott, sagte Frau Sime Sämelene, und kauft sie; da werdet ihr sie wohl auch zählen wie die Seeländer, ehe ihr sie in den Hafen thut. Aber ein Schwein mästen und metzgen werdet ihr doch, besonders wegem Abgang, oder esset ihr die gekauften Erdäpfel sammt der Rinde? Nein, sagte Jakobli, wir schlachten nicht, für eine eigentliche Sau haben wir nicht Platz, aber jetzt ist stark die Rede davon, eine anzuschaffen. Vornehme Herren haben englische Schweine kommen lassen, welche wenig fressen

und keinen Platz einnehmen. Nach einer solchen Sau gelüstet es die Mutter sehr. Aber wenn man schon kein Schwein hat, deswegen geht die Erdäpfelrinde nicht verloren, das ist eben das Kommode, daß so in einer Stadt nichts verloren geht. Es gibt Weiber, welche alles holen, auch das Waschwasser als Tränke für Schweine und zahlen gut dafür; es gibt ein recht artig Sackgeld für eine ledige Tochter.

Psi Tüfel, wer möchte solch Sackgeld! sagte Frau Sime Sämelene, und das wird mir doch ein Geld sein! Wie viel Erdäpfel braucht ihr denn im Jahr? O viel, sagte Jakobli, wenigstens fünfzig Mäße und manchmal noch mehr, der Vater klagt immer, wie viel doch so eine Haushaltung koste. Fünfzig Mäß macht sieben Säcke, sagte Frau Sime Sämelene, an sieben Säcken hätte hier die schlechteste Bettlerhaushaltung nicht genug, so viel frißt eine Kuh alleine von Martistag bis Fastnacht. Verzeiht, sagte Jakobli, der Vater sagt immer, die Stadt nehme den Appetit, wenn er auf's Land komme, esse er immer noch einmal so viel als daheim, und die Mutter meint, nur dreimal essen sei sehr kommod, auf dem Lande esse man den ganzen Tag. Ich glaube es, der Vater möge d's Halb mehr auf dem Lande als daheim, wenn ihr nicht schlachtet und alles Fett und alle Kartoffeln kaufen müßt. Da wird es auch heißen, es sei besser eine Laus im Kraut als gar kein Fleisch, und staubicht werden die gerösteten Erdäpfel sein wie ein alter Mehlsack, daß es ganz dunkel wird um's Gesicht, wenn man daran haucht. Da könnten mich die armen Kinder dauern, die werden das ganze Jahr durch den Husten haben, sagte Frau Sime Sämelene. Nein, beim Schieß, so möchte ich nicht dabei sein! Milch werdet ihr auch nicht selbst haben, vermag man kein Schweinchen, so vermag man noch viel weniger ein Kuhli.

Natürlich, sagte Jakobli, kaufen wir die Milch, man bringt sie uns in's Haus, von der besten wo es gibt. Der Küher, bei welchem wir sie nehmen, ist gut bekannt mit dem

Vater und nimmt es für eine Ehre, sie uns geben zu können. Ihr werdet sie nehmen von einer Kuh oder zweien, wenn man fragen darf, sagte Frau Sime Sämelene? Wir nehmen sie nicht nach den Kühen, sondern anders. Sind wir Alle daheim und der Vater ist nicht eingeladen, so nehmen wir täglich für neun Kreuzer. Haben wir aber Visite, so läßt die Mutter Rahm holen vom besten, wo man fünf Batzen für die Maaß zahlen muß. Jetzt ist mir nicht mehr zu helfen, rief Frau Sime Sämelene, für neun Kreuzer Milch für eine ganze Haushaltung und einen ganzen Tag! Was dünkt euch Mädchen, das wäre ein Glück, so dabei zu sein? Was würde unsere rothe Sau sagen, wenn sie Ferkel hat und nur für neun Kreuzer Milch kriegte im Tag? Eine solche Haushaltung zu machen muß kurzweilig sein, da ist bald gegessen und bald abgewaschen, und hat man was gegessen, so kann man eine Weile warten, bis man wieder was kriegt, und braucht den Schneider kaum, die Kleider zu erweitern. Was meinst, Anne Bäbeli, wäre da nicht lustig Köchin zu sein, die Erdäpfel wären bald gewaschen und ob dem Salat würde man auch nicht viel Zeit versäumen?

Da ward Jakobli roth und sagte: Verzeiht, wir leben bei uns aber nicht von Milch und Kartoffeln, wie man auf dem Lande leben muß, das sind ganz nur so Nebenspeisen. In einer Stadt lebt man mehr von Fleisch und Gemüse, in die Metzg kann man alle Tage senden, und wenn kein grünes Gemüse mehr auf dem Markte ist, so läßt man Sauerkraut holen; für vier Kr. kriegt man eine ganze Schüssel voll, daß man dreimal daran zu wärmen hat. Am Sonntag läßt die Mutter Schweinefleisch holen, manchmal ein Dutzend kreuzerige Schinkenschnittchen, sie sind ganz vortrefflich, besonders von Oberländerschinken. Und was die Mutter kocht, kocht sie gut, daß gewöhnlich kein Stäubchen übrig bleibt. Es wird sein, sagte Frau Sime Sämelene und schoß spöttische Blicke rundum. So gut kann ich es nicht, mir bleibt immer was übrig.

Aber es ist sich nicht zu wundern; wenn man nur so kauft von der Hand in's Maul und den ganzen Tag die Hand im Sack haben muß, so glaube ich, es bleibe kein Stäubchen übrig, und Butter, Mehl und Eier werden auch angeschafft werden müssen? Eier, sagte Jakobli, brauchen wir nicht viel. Die Mutter sagt, es sei ein gar theuer Essen. Zuweilen läßt der Vater eins oder zwei weich sieden, wenn er glaubt, es komme ihm dazu, eine Rede zu halten, aber die Mutter wird allemal böse und meint, es trage die Kosten nicht ab. Mädchen, was meint ihr, da wäre ein lustig Kindbetten ohne Butter und Mehl; da würde wohl keine an der ersten Suppe ersticken, wenn es nämlich nicht eine wäre aus den sieben Säcken Erdäpfel, sagte Frau Sime Sämelene.

Verzeiht Frau Sime Sämelene, sagte Jakobli gereizt, ich habe bloß von den Eiern geredet, Butter und Mehl haben wir vollauf. Wir haben in der Küche ein Mehlfäßchen, dieses läßt die Mutter alle vierzehn Tage füllen und Butter holt man auch. Wir nehmen sie bei einer vertrauten Kellermagd, die macht sie selbst und ganz vortrefflich. Grasanken sagt man ihr, Sommer und Winter kommt sie nie aus damit. Spöttische Blitze fuhren rundum und Züsi platzte mit Tönen heraus, in welchen man sich gar nicht zurecht finden konnte. Ja, ja, sagte Frau Sime Sämelene, so wird's sein und mit dem Brod wird es auch so sein, das werdet ihr auch alles kaufen müssen, das würde mich am meisten drücken. Ich muß bekennen, ich glaubte, ich wäre der ärmste Hund, wenn ich nicht das Korn in die Mühle geben könnte, von welchem ich das Brod esse. Ach, mein Gott, wie wird es da schmale Bißchen geben. Nicht für ungut, Frau Sime Sämelene, sagte Jakobli, Brod haben wir vollauf, manchmal drei Tage lang das gleiche auf dem Tische, und wenn wir schon alles kaufen müssen, so ist doch immer noch für alles Geld dagewesen. Wenn die Jungfer Töchter mir einmal das Vergnügen schenken, uns zu besuchen, so sollen sie wahrhaftig nicht merken,

daß wir alles kaufen müssen und selbst entscheiden, ob wir nicht das beste Brod haben, welches man essen kann. Wir haben einen ganz ausgezeichneten Bäcker. Der Vater in seiner Stellung hat Gelegenheit gehabt, ihm Gefälligkeiten zu erweisen; das kann er nicht vergessen und thut uns immer mehr Mehl in unser Brod als andern Leuten.

Da lachte Frau Sime Sämelene laut auf und sagte: ja, ja, es sei glaublich, daß sie drei Tage an einem Brode hätten, wenn mehr Mehl darin sei als in anderer Leute Brod! Jakobli, verdutzt über das Lachen, sagte, es sei auf Ehre so, übrigens könnten dann die Töchter selbst entscheiden, wenn sie ihnen das Vergnügen schenkten, sie zu besuchen. Sie zweifle, sagte Frau Sime Sämelene, daß es sie gelüsten werde. Allem Anschein nach hätten sie Kosten genug, und mit neun Kreuzern für Milch kömmt ihr nicht aus, wenn die Mädchen dabei sind. Verzeiht, sagte Jakobli, ich glaube es gesagt zu haben, daß, wenn wir Besuch hätten, die Mutter Rahm holen ließe. Für fünf Batzen die Maß kriegt man vortrefflichen. Schweigt mir von fünfbatziger Nidle, damit kann man ja einen Hund vergiften! Es dünkt mich, ich hätte die geschabte Seife schon in der Nase, es dreht sich alles in mir um. Aber daß sie euch gut dünkt, dünkt mich nichts Anderes, wer zum Herren gerathen will, muß zuerst zum halben Hund werden und fressen können, was selbst ein rechter Hund nicht mag, Schnecken und Kröten und weiß der Teufel was alles. Mein Mann hat auch einmal beim Schultheißen gegessen und hat mir die Sachen erzählt, daß es mir seither allemal wunderlich wird, wenn ich einen Herrn sehen muß von weitem, geschweige denn in der Nähe.

Das war denn doch selbst für Jakobli wohl starker Schnupf. Wenn er das gewußt hätte, so hätte er sie sicherlich nicht plagen wollen, und je eher er gehe, desto besser werde es sein mit Schein, sagte er. Er werde doch nicht meinen, sagte Frau Sime Sämelene, daß das auf ihn ge-

stichelt sei, solche Narrenpossen werde er doch nicht im Kopf haben, daß sie ihn für einen Herren halte. Als sie noch daheim gewesen, hätte sie seine Großmutter genau gekannt, es sei ihr eine liebe Frau gewesen, manche Stunde weit herum habe sie alles gewußt, sie hätte ihr für manch schönen Batzen Schwefelholz abgekauft. Er müsse pressiren, sagte Jakobli, er möchte niemanden zur Last sein. Das solle er nicht denken, sagte Frau Sime Sämelene, sie müßten die Sachen nicht kaufen; sie würden sich schämen, wenn sie nicht vermöchten, ihn ein paar Tage zu erhalten, wie er sich wohl nicht gewöhnt sein werde. Wenigstens wolle sie ihm noch mit Rahm aufwarten, es nehme sie wunder, ob er einen Unterschied merke zwischen demselben und ihrem fünfbatzigen. Daneben wolle sie ihn nicht aufhalten, sie begreife, daß es ihm um's Verdienen sein werde. Wer nicht Vermögen habe, müsse mit der Zeit machen was er könne, wenn er gelebt haben wolle.

Um das sei es ihm nicht, sagte Jakobli und warf sich in die Brust, aber es sei morgen Sitzung. Versäumen wollten sie ihn nicht, sagte der Alte, obgleich es in einer Sitzung nicht viel gescheidter zugehen werde, sitze einer mehr oder weniger. Aber, wenn ihr meint, das Vaterland möge es nicht ertragen, so kann Sämi ein Stück mit euch fahren. Der Ammann zu Hagenbuch will zwei Ferkel, wie er mir heute gesagt, die kann Sämi gleich mitnehmen. Für fünfundvierzig Batzen das Stück habe ich sie ihm erlaubt, er soll sie dir gleich bezahlen. Er hat gar ein kurz Gedächtniß, wenn er was schuldig ist, der Ammann zu Hagenbuch.

Als die Sache abgemacht, die Abreise Jakobli's entschieden war, da klärte sich plötzlich der Himmel in der Hinterstube auf und total umgeschlagen hatte die Stimmung, fast wie sie beim Volke umzuschlagen pflegt von einem Tage zum andern. Nun war auf einmal Alles freundlich bis auf Anne Bäbeli, welches ein recht trübes Gesicht machte.

Frau Sime Sämelene pressirte zum Essen, sie hätten's und gönnten's, der junge Sämi mit Trinken; Züsi war das Glas wie in die Hand gewachsen zum Gesundheit machen, und Sime Sämeli sagte: er lasse den Esau grüßen, und wenn er einmal vor's Thor käme, so solle er bei ihm einsprechen. Es sei dann nicht, daß er keinen Unterschied machen könne und meine, ein Schelm sei wie der andere, er wisse wohl, Esau sei noch von den bessern. Aber er solle ihm nur sagen, wenn es nicht bald anders gehe, so pfeife man ihnen bald das letzte Gsätzlein, und wenn man drinnen frage, wer so etwas sage, so solle er nur sagen Sime Sämeli habe es gesagt, und wer es nicht glauben wolle, solle kommen und ihn fragen, und wer nicht fragen möge, werde es erfahren. Sämeli sagte, das habe er drinnen hundertmal gesagt, und er müsse sagen, Jakobli's Vater hätte noch am meisten auf ihn gehört, er glaube wirklich, wenn sie drinnen keinen Kreuzer mehr werth seien, so würde Jakobli's Vater doch noch den besten Theil davon ausmachen. Sag' es, wenn du fort willst, so gehe ich und schirre ein.

Pressiren wollte ich nicht so, sagte Frau Sime Sämelene, du weißt, wie der Kohli läuft. Er muß doch erst essen und trinken bis auch einmal recht genug. Ich könnte ihm den Schinken mitgeben, er gibt noch für manchen Sonntag kreuzrige Scheibchen, und ein Stück Käs, er wird auch selten sein. Wenn ihr fahrt, so irrt's euch nicht, und wenn man Papier hätte, so könnte man ihn einmachen, dann würde es auch niemand sehen. Es habe ein alt Säcklein, um welches es nicht schade sei, sagte Züsi und wollte es holen. Jakobli wehrte sich gegen die Geschenke mit Händen und Füßen, aber es half nichts, sie hätten's und vermöchten's und hätten deswegen nichts desto weniger, sagten sie.

Aber solche Reden fielen diesmal nur flach, die zwei Ferkel, mit welchen er fahren sollte, lagen Jakobli schon auf der Seele, er meinte sich bedenklich schämen zu müssen. Er dachte,

wenn er mit zwei Ferkeln in einem Fuhrwerk durch die Stadt fahren wollte, die sämmtlichen Gassenjungen liefen ihm nach, und vor dem Café, wo er Stammgast war, vorbei zu fahren, dazu hätte man ihn nicht gebracht, wenn er nicht bloß eine, sondern beide Töchter hätte heirathen können. Der gute Jakobli dachte nicht daran, daß er diesen Morgen mit dem Cigarli zwischen den beiden Fingern hundertmal mehr ausgelacht worden, als er diesen Nachmittag mit den beiden charmanten Schweinchen ausgelacht werden würde.

Die Begriffe der Welt über das Lächerliche, Anständige, Sittliche, ja sogar über das Vaterländische, welcher Begriff gegenwärtig mit eigener Malice gedroschen wird, als ob man ihn absichtlich zu leerem Stroh entgeistigen wollte, sind gar schrecklich verschieden. Wenn in einem Hause drei Stockwerke sind, in jedem Stockwerk eine andere Familie wohnt, so werden in den meisten Fällen in den drei Stockwerken die Begriffe aller Art durchaus verschieden sein, und in der Regel wird jede Familie ihre eigenen Kreise um sich ziehen, jede ihre eigenen Handwerksleute haben, absonderlich ihren eigenen Schneider; Schlosser und Kaminfeger mögen allfällig noch passiren von unten bis oben ohne absonderliche Anstrengungen. Ach Gott, wenn aber so ein Schneiderlein in allen Stockwerken bügelrecht sein will, von der rechten Religion, d. h. allenthalben von dem eben in Mode seienden Farbenstrich, Himmelsackerment, was das an Schweiß und Niederträchtigkeit kostet! Wie er unten loben muß, was er in der Mitte verwirft, in der Mitte himmelhoch preisen, was er zu oberst verflucht dem Teufel eben, und dann wieder alles ganz umgekehrt, wenn er wieder von oben nach unten geht! Ach Gott, man glaubt nicht, was es für Künste braucht, um grundsätzlich niederträchtig zu sein und absolut der Rechte, d. h. in jeden Schuh gut und Trumpf Sau (As) allenthalben. Die Jugend bekanntlich nimmt in ihrer schönen Zeit alles absolut, hat nur ein Ideal, nur eine Wahrheit, nur eine Geliebte; Amtsweibel,

Kammerdiener, Sekretair, Höfling und Volksmann (Nüancen im Fach der Speichelleckerei) muß man erst lernen, wo man auf die Höhe kommt, wo man das Nützliche dem Scheine vorzieht.

Der gute Jakobli stand noch nicht auf dieser Stufe, namentlich nicht in Beziehung auf das Lächerliche, und ängstigte sich daher in sehr thorrechtem Kummer und war nicht weit davon, diese Fuhre als eine eigentliche abgeredete Bosheit anzusehen. Da indessen nichts Boshaftes in den Gesichtern war, sondern große Freundlichkeit und selbst Frau Sime Sämelene große Freigebigkeit erzeigte, so dachte er, Bosheit könne das nicht sein, sondern bloß Mangel an Sinn für das Anständige. Er war indessen sehr befangen beim Abschiede, eben wegen der Ungewißheit, in welcher er schwebte. Er dankte für die Aufnahme, lud wiederum ein, sprach von Conzerten, Schreiben, Insel und Vater und Mutter, aber alles gar nicht logisch, und wenn sich ein Faden durch das Ganze zog, so war es weder ein schwarzer noch ein rother, sondern bloß der graue Faden der Verlegenheit. Die Antworten von Sime Sämeli und seiner Frau waren kurz: er solle glücklich heim kommen, Vater und Mutter grüßen, und sie sollten auch einmal kommen, an einem Sonntag, wo man beidseitig nichts versäume und sie sich nicht schämten auf's Land zu kommen. Züsi machte Jakobli schöne Scharwenzel, sparte jedoch die schönsten für Anne Bäbeli auf, aber Anne Bäbeli war nicht da und Sämeli rief oben vom Wägeli herab aus dem lieblichen Grunzen der Schweinchen heraus: Z'Donner, bist nicht bald fertig? Der Kohli steht nicht mehr.

Jakobli pressirte nicht auf den Ruf, guckte immer noch nach Anne Bäbeli aus. Aber Sime Sämeli meinte, da sei kein Warten mehr, und mit einem raschen Ruck unter den Arm half er Jakobli aus seiner Unschlüssigkeit, und wie er halb oben Fuß gefaßt, ließ Sämeli Kohli los, der wie ein Byswind in's Freie schoß, so daß Jakobli mit Tschakko und

Käsmesser genug zu thun hatte und alle nachträglichen Grüße und Complimente nach hinten, wie man sie macht, wenn man recht zärtlich gestimmt ist, fahren lassen mußte.

So fuhren in Saus und Braus die Jünglinge davon. Mit gewaltigem Brummen sah Sime Sämeli dem Jagen zu, und was er später seinem Sohne darüber sagte, wissen wir nicht. Was die Weiber machten nach der Abfahrt, geht uns nichts an, wir wissen bloß, daß der gute Jakobli unter ihnen zu einem Seidenplätze ward, aber zu einem zähen und festen, an welchem man alle Tage rupft und zupft und doch nie fertig wird damit. Zu was für einer Stellung er in Sime Sämeli's Hause kam, träumte Jakobli nicht, als er mit Sime Sämeli's Sohn und den beiden Ferkeln davon fuhr wie der Tod mit der schönen Eleonore, er kam nicht zum Denken. Sämeli erwartete gerühmt zu werden über sein Fahren, wobei dem armen Lieutenant alle seine Stadtbeinchen krachten, aber er mußte ihn daran mahnen, denn Jakobli konnte nichts, als sich grausam schämen von wegen den Ferkeln, welche so mörderlich schrieen, und von wegen dem Wägelchen, welches so schrecklich stieß und schlug. Was werden doch die Leute denken, sagte er bei sich selbst, wenn man es nur in der Stadt nicht vernimmt, wenn ich nur nicht dem Vater schade damit.

So dachte der gute Junge und wußte begreiflich nicht, daß keine Seele ihn bemerkte, daß man nur den jungen Sime Sämeli's Sämi sah und betrachtete, fast wie eine Art von Kronprinzen, welche bekanntlich, bei nicht ganz verdorbenen Anlagen, weit beliebter beim Volke sind, als ihr Herr Papa. So ist der auch wieder heim, hab recht Langeweile nach ihm gehabt. Der fährt noch immer wie ein Utüfel. Wohl, wenn das der Alte wüßte, er würde ihm was sagen. Aber es heißt, eben viel fürchte er ihn nicht mehr und mache, was ihm in Sinn kommt. Nun, er hat recht, würde es auch so machen, nicht mein Lebtag Bub sein wollen. Aber fahre er

wie er wolle, ein rechter Bauer wird er doch, nicht der Hundertste würde den Tag nach der Garnison mit Schweinen im Lande herumfahren, so sprach sich die Stimmung aus.

Von solchem Gesumme hatte begreiflich Jakobli keine Ahnung, er deutete die lächelnden Gesichter durchaus anders, und ihm wohlete es erst, als sie zu Hagenbuch bei des Ammann's Hause vorfuhren, er ab dem Wägeli war und so weit als möglich von den Ferkeln stand. Es war accurat, als ob er fürchtete, man könnte sie zusammenzählen. Alsbald kam ein rüstiges, festes Mädchen heraus, braun von Gesicht und Armen, aber übel stand es ihm nicht. Dieses half Sämeli die Schweinchen ab dem Wägeli nehmen und versorgen. Sämeli und es schienen nicht bloß recht gut bekannt mit einander, sondern ein bedeutend Wohlgefallen an einander zu finden. Sämeli regalirte das Mädchen mit einigen derben Späßen, das Mädchen machte nicht böse Augen dazu, sondern sagte bloß: Bist doch immer der Gleiche, den Uflath wäscht dir der Rhein nicht ab. Indessen vergaß Sämeli über der Liebe sein Geschäft keineswegs. Er frug dem Alten nach, erörterte, daß ein Ferkel drei Gulden koste und er das Geld gerne hätte. Das wird so sehr nicht pressiren. Komm im Heimfahren vorbei, der Vater kann es dir unterdessen rüsten, sagte das Mädchen. Allweg komme ich wieder vorbei, sagte Sämeli, muß die Bütte wieder nehmen, in welchem ich die Schweinchen gebracht. Aber das Geld sollte ich doch haben. Der Vater hat mir einen Conto mitgegeben, welchen ich bezahlen soll und hat dabei auf die sechs Gulden gerechnet. Man sollte meinen, wie rar das Geld bei euch sei, sagte das Mädchen spöttisch, ging jedoch, den Vater zu suchen. Daß ich ein Narr wäre zu warten, wenn ich wiederkäme, so wäre der Alte entweder nicht daheim oder hätte mir das schlechteste Geld aus allen zweiundzwanzig Cantonen ausgelesen. Ich kenne den alten Schelm, aber ich will ihm listig genug sein, sagte Sämeli zu Jakobli. Das Mädchen kam bald wieder

und sagte: Binde das Roß an oder thue es in den Stall und kommt in die Stube. Selb wollen wir nicht machen, sagte Sämeli, aber hast du nichts zu trinken, ich bin grausam durstig und das Wasser ist mir zu dünn und zu naß und macht mir nicht wohl. Wein haben wir keinen mehr im Keller, aber wenn du Kirschwasser willst, so sollst haben, so viel du willst. So bring, sagte Sämeli. Das Mädchen ging. Jakobli meinte: Bist doch so grob und unhöflich, nicht einmal: „wenn du willst so gut sein," hast du gesagt. Das wär dumm, mehr an die Sache zu thun als nöthig ist. Mit dem d'r Narr machen beim Weibervolk kommt man nicht weiter, als daß man für einen Narren gehalten wird, und wie man sie gewöhnt, so hat man sie, so lautete Sämeli's Antwort.

Das Mädchen, Lisebethli mit Namen, brachte in der einen Hand eine große Flasche Kirschwasser mit einem Glase bedeckt, in der andern Hand ein gewaltiges halbes Brod, streckte Sämi das Brod dar und sagte: Nimm! Mag nicht, sagte Sämeli, streckte es Jakobli dar und sagte: Nimm du, es ist auch viel Mehl darin. Danke gar sehr, sagte Jakobli höflich, bin nicht hungerig. Was ist euch an dem Brode nicht recht, fragte das Mädchen zornig, daß ihr das Gespött damit treibt. Es ist sauber und gut, hab es selbst gemacht, es ist mehr als gut genug für solche wie ihr seid, die nicht wissen wo das Brod herkommt und längs Stück keins hätten, wenn sie es selbst verdienen müßten. Seh, nimm Brod, sagte Lisebethli zu Sämi. Ich mag nicht, hast es ja schon gehört, sagte Sämi. Hau ab und nimm, oder du bekömmst kein Kirschwasser, ich lasse mir mein Brod nicht verachten. Wollt ihr von dem einen nicht, so müßt ihr auch vom andern nicht haben, sagte Lisebethli. Das wäre lustig, sagte Sämi und wollte der Flasche sich bemächtigen. Aber Lisebethli war gewandt und stark. O hä Bürschli, so geschwind geht das nicht, und brichst die Flasche, so hole ich auf meine Arme

Theure (Seele) keine andere! Nimm Brod, wirst nicht zu vornehm geworden sein und gieb's dem Andern auch. Es macht mich niemand böser als zwei solche Maulaffen, wo, wenn sie eine Woche die Nase in die Stadt gehabt, nicht mehr wissen wollen, was Brauch und Recht ist, nichts mehr können als die Leute ausspotten und d'Sach verachten, sagte das Meitschi zornig.

So wird's sein müssen, wenn du thust wie eine Katze, sagte Sämi. O nein, es muß gar nicht sein, sagte Lisebethli, wenn es dich ekelt ob meinem Brod, so lasse es sein, ich möchte nicht schuld sein, wenn du in einen Grausen kämest. Gib, sagte Sämeli, hieb ein Schnittchen ab und reichte es Jakobli. Merci, sagte dieser, es wäre mir unmöglich. Was ist das für ein Halbweltsch, fragte Lisabethli, der nicht Brod will, hat der etwa sein Lebtag Lebkuchen gehabt? Verzeiht, Jungfer Lisebethli, sagte Jakobli. Bin keine Jungfer, sagte Lisebethli zornig, ein Meitschi, Tochter vom Hause bin ich und Lisebethli heiße ich. Willst oder willst nicht? Gar schön nahm nun Jakobli das Brod, das Mädchen schenkte ein, reichte Sämeli das Glas. Warum bringst mirs nicht? schnauzte Sämi. Mag nicht, sagte Lisebethli. Magst du oder magst du nicht, so bringst du es mir, sagte Sämi. Und wenn es dich dann ekelt wie ob dem Brod, entgegnete Lisebethli. Willst oder willst nicht, sagte Sämeli. Zwänggring, was du bist, sagte Lisebethli, aber nichts weniger als unfreundlich, so soll es dir gelten, netzte die Lippen und bot es Sämeli. Nimm, nimm, sagte dieser, keinen Schluck hast du genommen, thue nicht so dumm! Lisebethli setzte noch einmal an, schüttelte sich dann: Mag auf meine Arme nicht mehr, schenkte das Glas wieder voll, reichte es Sämi und sagte: Bring's dem Merci-Herr, wenn er noch mag, ohngeachtet ich daraus getrunken. Es gilt dir, sagte Sämeli zu Jakobli, that einen mächtigen Zug, welcher das halbe Glas leerte und reichte es Jakobli. O behüte, sagte dieser, das ist viel zu

viel und that recht zimpferlich. Nimm was du magst, es ist dann schon jemand da, welcher den Rest nimmt, sagte Sämeli.

Wo ist der daheim, fragte Lisebethli, daß er thut wie eine Stadtjumpfere? Sonst wenn sie die Montur am Leib haben, meinen sie, sie müßten thun wie Kälber und saufen wie Kühe. Das wird sollen gestochen sein, sagte Sime Sämeli's Sohn, den Rest im Glase austrinkend. Schenke ein. Aber wo bleibt der Alte? Das ist mir doch ein Pressiren, sagte Lisebethli, wenn du nicht warten magst, so packe dich. Meinethalben wäre es mir wohl genug hier, so lange du Kirschwasser hast; aber der da will in die Post, sagte Sämi. Da kam der Gewünschte mit rothem Gesichte und wackelndem Bauche, wie es einem Ammann wohl ansteht. Du pressirst, Bürschli, sagte der Alte, meinst ich sei morgen nicht mehr gut genug für neunzig Batzen? Wegen dem sei es nicht, sagte Sämeli, aber er müßte für den Vater was zahlen, und da habe derselbe ihm gesagt, er solle das Geld für die Ferkel dafür brauchen. Wird kein anderes mehr gehabt haben, der arme Teufel. Er ist immer der Gleiche, es ist gerade, als ob er Harz im Hosensack hätte. Werdet einander eben nicht nicht viel vorzuhalten haben, meinte Sämeli. Häb dar, sagte der Ammann. Sämeli schob bedächtig die Pfeife in die Tasche, um die Augen frei zu haben, und streckte seine mächtige Pfote hin. Der Ammann zahlte ihm mit einem verdächtigen Zucken um den Mund zehn schöne Batzen in die Pfote, griff dann in die Westentasche, legte zwei schöne Päcklein, deren eins vierzig Batzen enthalten sollte, daneben und sagte, so wird es recht sein, und die sind gut, habe sie erst heute selbst gemacht.

Man ist bald verschossen, sagte Sämeli, und wenn ich zu wenig hätte, so würde mir mein Alter sagen: für was hast du Augen und Finger? Ohne weitere Complimente grübelte Sämeli ein Päcklein auf und zählte laut: 1, 2,

3, das ist ein Rother, 4, 5, 6, du wirst den für einen Ganzen gezählt haben, es ist aber nur ein Halber; 7, 8, 9, wieder ein Rother, 10, 11, 12, 13, das Sechskreuzerstücklein nimmt niemand; 14, 15, 16, das sind nur Schillinge und nicht halbe Batzen; 20, 21, 22, 23, wieder ein Rother und noch einer; 26, 27, 28, diese Kreuzer nimmt kein Hund; 30, 31, 33, 34, was Teufels soll das für ein Stück sein, ein solches hab' ich noch nie gesehn; 36, 37, 38, und ein Halber. Sechs Kreuzer zu wenig und solch schlecht Geld noch. Du wirst schläferig gewesen sein noch, als du sie machtest? fügte Sämeli bei. Der Ammann verlor aber weder die Fassung, noch zeigte er Aerger, er hatte halt probirt. Ich werde verschossen sein, sagte er, das sind Päcklein vom Müller von Krüschlige, sie liegen neben denen, welche ich gemacht. Mit Schein ist er immer der gleiche Schelm. Nun, der kann sie wieder haben, dir will ich anderes holen.

Sämeli blinzte Jakobli an und sagte zu Lisebethli, welche dem Handel mit zugesehen hatte, mit selbstgefälligem Gefühle: Das Zählen macht durstig, hast noch einen Schluck! Lisebethli schenkte ein, sagte aber: Nimm dich in Acht und mache es nicht zu gut, es könnte einmal zu viel sein. Die Rede konnte verschieden gefaßt werden, wie Sämeli sie nahm, wissen wir nicht. Der Alte kam diesmal mit kleinem Silbergeld; häb dar, sagte er und begann wieder zu zählen. Halt, das ist nur ein Dreibätzler, sagte Sämi. Wird ein Sechsbätzler sein, sagte der Alte und wollte fortfahren, aber Sämi setzte nicht ab, bis der Dreibätzler konstatirt war. Hastiger zählte der Alte, ernsthafte Augen machte Lisebethli. Achtzig sagte endlich der Alte, oder ist dir wieder etwas nicht recht, da Sämi die Stücke in der Hand mit dem Finger umrührte. Der Alte hatte wieder einen erblaßten Dreibätzler für einen Fünfbätzler eingeworfen und wußte es recht gut. Etwas mußte gehen, anders konnte er nicht. Als Sämeli immer rührte, sagte Lisebethli: Stecke das Geld einmal ein. Suppe gibt es doch keine daraus,

magst rühren wie du willst. Vater, du nimmst doch auch eins, kannst es ihnen dann bringen! Als der Alte den Dreibätzler als Fünfbätzler in Sämeli's Sack wandern sah, wurde er ganz hell auf, und auf eine Maaß oder zwei Kirschenwasser kam es ihm jetzt nicht an, hatte er doch wieder Einen überlistet. Sämi dagegen war übellaunig, gab schnöden Bescheid, trieb zum Aufbruch, und als Lisebethli sagte, er sollte ja nicht vergessen zu halten im Heimfahren, seine Bütte möge es ihm nicht hüten, sagte er, so werde sie meinethalb gestohlen. Ist sie aber am Samstag noch da, so gieb sie dem Fuhrmann, welcher beim Hause vorbeifährt, und sprengte davon, was der Kohli laufen mochte. Jakobli war redselig, Sämeli schweigsam. Jakobli begann zu reden vom Lisebethli, bedauerte, daß es so ein ungebildet Mädchen sei, sie hätte daneben schöne Anlagen und gefiele ihm gar nicht übel.

So, sagte Sämeli, gefiele dir die. Gieb dir aber nicht Mühe, die ist schon versorgt. Du wirst doch nicht selbst etwa Absichten haben? fragte Jakobli verdutzt. Du wirst doch nicht etwa etwas dawider haben? frug Sämeli spöttisch. Beklemmt sagte Jakobli: Daran hätte ich keinen Gedanken gehabt, daß du der den Hof machest. Du thatest so unmanierlich mit der Tochter und warst so rücksichtslos gegen dem Vater, daß ich mich für dich schämen mußte. Wäre nicht nöthig gewesen, sagte Sime Sämeli's Sohn. Ausgelacht wird mich niemand haben. Dümmere Leute als solche Stadtbesen wie du giebt es d's Land ab d's Land auf nicht. Ihr meint, ihr hättet die Weisheit alle gefressen und wißt nicht, daß jede Geige einen eigenen Ton hat und jede Kuh ihre Art, und daß ein Affe ein Affe bleibt und für einen solchen gehalten wird, thue er auch wie ein Kalb oder wie ein Schaaf. Geht das auf mich? fragte Jakobli. Was brauchst du mir zu sagen, ich sei unmanierlich? sagte Sime Sämeli's Sohn. Ich weiß besser als du, was feine Manier ist. Aber daß der alte Schelm mit dem Dreibätzler mich betrogen und daß ich es

angenommen, selb macht mich böse. Aber warte du nur, dem brocke ich es siebenfach ein, mache das Mädchen meinethalben Augen wie es will. Dann giebt er dir das Mädchen nicht, sagte Jakobli. Mit Vater und Mutter muß man sachte umgehen, wenn man die Tochter will. Das verstehst du wieder nicht: Meinst du, der alte Schelm gebe seine Tochter einem Löffel, der sich betrügen läßt oder aus lauter Höflichkeit das Babi macht. Und wenn er es wollte, so thäte ich es nicht. Sime Sämeli's Sämi hat nicht nöthig ein Meitschi zu erbetteln oder zu erheucheln, wenn er eine Frau will.

Das war starker Tubak, und ehe Jakobli ihn verarbeitet hatte, fuhr Sämeli beim Wirthshause vor, wo Jakobli die Post erwarten wollte. Dort wurde Sämeli vom Stallknecht, Stubenmagd und Wirth wie eine bekannte Notabilität empfangen, Jakobli aber gar nicht beachtet. Das ärgerte begreiflich Jakobli, er ließ es merken, daß er Herrn Esau's Sohn sei, damit gewann er nichts, als daß für eine Weile der Wirth das Gespräch über Korn und Roßhandel abbrach und gar lästerlich loszog über die bestehende Ordnung der Dinge und jeden Satz mit den Worten schloß: Und es ist mir ganz recht, wenn sie es vernehmen, es ist gut, wenn sie es einmal wissen, wie man auf dem Lande gesinnt ist und was man denkt. Sämeli pressirte fort, ob der Dreibätzler oder das Mädchen ihn fortzogen, wissen wir nicht; aber er fuhr nach kühlem Abschied von dannen, wie Einer, der eine schwere Last abgesetzt hat und leicht und unbeschwert von dannen fährt. Das mühte Jakobli sehr, und da weder Stubenmagd, Stallknecht oder Wirth sich um ihn kümmerten, er drei Stunden auf die Post warten mußte, so hatte er Zeit zum Meditiren.

Das war aber sehr trübselig und er ward ganz klein im Gemüthe. Gestern zog er aus von hier mit kühnen Erwartungen, er hoffte mit Cäsar sagen zu können: veni, vidi, vici, und vierundzwanzig Stunden später rückte er wieder hier ein, total klein gemacht, fast wie ein gebadeter Hahn. Rundum

waren ihm die Federn niedergepreßt worden, der Kamm mit scharfer Lauge gebrüht, so ein gar Nichts war er gewesen vierundzwanzig Stunden lang, er, Herr Esau's Sohn, und hatte sich zu einem gar Nichts machen lassen ohne Gegenwehr, accurat wie ein Schaf, das auch nichts zu machen weiß, wenn man es zur Schlachtbank führt. Er, der doch was galt in seinem Kreise, in seinem Büreau und namentlich als Herr Esau's Söhnelein war urplötzlich vierundzwanzig Stunden lang nicht bloß ein Tropf geworden, gleichbedeutend mit einem Tropfen Wasser, sondern eine Art von Vogelscheuche, welche die Vögel gar nicht fürchten, sondern ihren Muthwillen damit treiben. So gleichsam einen schrecklichen Traum zu erleben vierundzwanzig Stunden lang, nach Verfluß derselben plötzlich zu erwachen und nun in Einsamkeit drei Stunden lang meditiren zu müssen über Sein und Nichtsein, ob es gewesen oder nicht gewesen, was man gerettet, was man verloren, was man gesagt und nicht gesagt, hätte sagen sollen und Einem leider nicht in Sinn gekommen, es ist fatal, es ist mehr als fatal, es ist gräßlich und namentlich für einen jungen Eidgenoß mit Selbstgefühl und Schnauz; es ist mehr als gräßlich, es ist eigentlich wirklich zum Sterben. Indessen können wir sämmtlichen Lesern und absonderlich den lieben Leserinnen die Versicherung geben, daß die Post den guten Jakobli noch lebendig fand, mitnahm, und daß derselbe sich mit jedem Zug gegen die Hauptstadt erholte, das Bewußtsein wieder fand, und daß, als er zu dem Thore einfuhr, er vollständig bei sich selbsten war und nach einigen Tagen vollständig der Alte wurde, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß es ihn nach einem Besuche auf dem Lande nicht mehr gelüstete. Er begriff, daß das Land etwas Anderes ist als die Hochschule, daß der Besuch desselben Vorstudien fordert.

Segen und Unsegen.

(Erschien zuerst in den Alpenrosen, Jahrgang 1850.)

Schön scheinet die Sonne zu allen Zeiten, aber schöner doch nie als im Spätherbste, wenn die Nebel gefallen sind, da wandelt sie gar so freundlich in ihrem goldenen Glanze durch den klaren blauen Himmel. Sie hat sichtbar Freude an dem kleinen Sternchen, das von ihrem Lächeln lebt und jetzt mit so freundlichen Mienen sie umgaukelt. Gar freundliche Blicke sendet sie nieder, färbt so bunt und schön die Wälder, läßt im dunkeln Laube die Wangen der Aepfel sich röthen, läßt den guten Kühen die Wiesen grün, hört ihrer Glocken freundlich Geläute, sieht dem muntern Treiben der hütenden Buben zu, wie sie Aepfel braten und Kartoffeln, und wenn sie scheiden will, läßt sie höher erglühen die Weidefeuer der Buben, Sternchen über's Land gesäet, wie Sterne gesäet sind am Firmamente. Doch andere Sterne sind die da oben, sie verglimmen nicht so schnell wie die da unten, welche Buben angeblasen, welche Menschen angemacht. Wenn dann noch gar Sonntag ist auf Erden, ein friedlich schöner Sabbath in der Sonne Schein, mit blanken Kühen auf den Weiden, geputzten Mädchen auf den Straßen, sonst aber so still und feierlich, da ist es dann wirklich, als sei man im Paradiese, als nahe man sich den Pforten, welche in den ewigen Sabbath führen, denn Schöneres giebt es eben kaum auf Erden, als ein stiller

friedlicher Herbstsonntag in der Sonne Glanz. Auf Erden wechseln Menschen und Moden; Regierungen und Könige, es kommt und geht, was die Erde berührt, auf immer das Eine, und Anderes kehrt wieder und immer wieder, so lange die Sonne geht am Himmel, so lange Gottes Hand die Erde hält. So kömmt wohl die Nacht auch über solch einen lieblichen Sonntag und die Nacht ist sein Grab, und aus seinem Grabe wird der Montag geboren, aber der gleiche Sonntag kehrt wieder in sieben Tagen vielleicht und oft in sieben Jahren und gar manchmal in siebenzig Jahren, der alte Sonntag in gleich lieblichem Gewande, mit der alten Wonne für das neue Geschlecht.

Es mögen mehr als fünfzig Jahre her sein, als ein solcher Sonntag das Land verklärte. In einem Pfarrhause lebte seit einigen Monaten einsam ein junger Pfarrer. Haus und Herz waren ihm so ziemlich leer, nicht im bösen Sinne, aber um so fataler ist es eben. Sein Mobiliar bestand größtentheils aus einigen Reliquien vom alten Pfarrer her, wackelichten Stühlen und dreibeinigen Tischen, besseres hätte sein Vermögen überstiegen; denn ob selbst die dreibeinigen Tische ganz bezahlt waren, möchten wir fast zweifeln. Es sei ein grusam Armer, aber dr freinst Schlabi, wo man finden wolle, hieß es in der Gemeinde. Daß sein Herz leer war, war nicht seine Schuld, an Liebe und Wünschen fehlt es nicht. Er hätte ganze Schiffsladungen von Mädchen einwandern lassen, wenn sie ihm nur jemand gebracht hätte, aber er finde keine, sagte er, und doch sei die Welt voll heirathslustiger Mädchen, sage man, aber er glaube es nicht. Er gehörte unter die Leute, welche ohne verwandtschaftliche Bande aufwachsen, mehr Bekanntschaft mit Büchern als mit Menschen haben, schüchtern und blöde sind, wandeln als ginge es auf lauter Eiern und als seien sie gläsern, könnten beim geringsten Putsch splittern. Solchen Leuten sieht man es nicht an, wie gerne sie eine Frau hätten, wie viel Liebe sie

im Herzen haben und wäre sie saumweise auszumessen oder centnerweise zuzuwägen. Das sind die stillen Wasser, welche so tief sind, d. h. so voll Liebe und Zärtlichkeit sind, daß wenn es einmal einem Mädchen dazu kömmt, diesen Gefühlen Bahn zu machen, es riskirt, im Strome derselben zu ersticken, zu ertrinken.

Dieser junge Pfarrer hatte am Morgen gepredigt und zwar schön. Die ganze Gemeinde sagte, dem würde es kein Mensch ansehen, wie schön er es könne. Er hatte nachher Chorgericht gehalten und beim Heimgehen aus der Kirche einer der Chorrichter ihm gesagt: Herr Pfarrer, kommt auch einmal zu uns, es ist lustig bei uns, man sieht weit über's Land. Der Pfarrer hatte es versprochen, das freundliche Wort hatte ihm wohl gethan, er lebte besser daran als an dem zähen Stück Rindsfleisch, welches seine Magd nebst einer gewaltigen Schüssel voll Kabis ihm nachher aufstellte. Der gute Pfarrer stand auf, ehe er allen Kabis gegessen hatte. Wenn er nicht mehr esse, so hätte sie wenigstens noch viermal zu wärmen daran, sagte die alte Magd. Wenn sie daran gedacht, sie hätte noch ein wenig mehr genommen, dann hätten sie die ganze Woche daran gehabt und erst am nächsten Sonntag frisch kochen müssen. Wenn sie es nicht vergesse, wolle sie es für die nächste Woche so reisen, ein Mues dazu machen, welches auch die ganze Woche darhielte. Zeit und Holz könne man auf diese Art sparen, man glaube es nicht. Wir können nicht sagen, daß diese Aussichten beitrugen, den jungen Mann heiter zu stimmen, mit bedenklichem Gesichte und schweren Seufzern schritt er vor dem Hause auf und ab, und alle Augenblicke erlosch ihm die Pfeife.

Draußen war es so wunderlieblich, so duftig und ahnungsreich, in bunter Farbenpracht stunden die Bäume da zu ihres Schöpfers Lob und Ehre, viel schöner als die schönsten Grenadiere an der Sonntagsparade. Auf den Aesten der Birnbäume, unter denselben im Grase hielten Eichhörnchen

ihre muntern Tänze; auf der Weide gingen stattlich die Kühe, Böcklein und Lämmlein sprangen, und lustige Buben jauchzten laut und weit, als wären sie große Majestäten und ertheilten ihre Befehle über's Land. Alles war lustig, und einsam wandelte unser junger Pastor vor seinem Hause auf und ab, recht trüb im Gemüthe. Sein Tagewerk war vollendet, in dieser Jahreszeit waren keine Kinderlehren, arbeiten sollte er nicht, es ist auch für den Pfarrer der Sabbath da, mit den Lämmern konnte er nicht springen, kein Eichhörnchen kam mit ihm zu spielen, kein Mensch mit ihm zu reden, nicht einmal ein Kind kam bei ihm vorbei; sie waren alle in den grünen Matten bei den schönen Weidfeuern, brieten Aepfel, Birnen und wessen sie sonst habhaft werden konnten. Da ward es ihm doch gar zu öde im Gemüthe, und bis Abend war es eine Ewigkeit. Da kam es ihn an, er möchte auch hinaus, möchte an die Sonne, möchte hell werden im Gemüthe und mit irgend wem ein traulich Wort reden, mit Menschen oder Gott. Er sah an die Uhr, er sah auf seine Schuhe, er sah, so weit er konnte, was Himmel und Erde vorhätten, er sah nach allen Windgegenden, wo wohl die Straßen am trockensten seien, am geradesten liefen, wo man am wenigsten naß werde oder sich verirren könnte und ob ein Regenschirm nöthig sei oder nicht. Das Wetter war beständig, schön, aber der Pfarrer dachte, man kann nie wissen, es sei schon mancher beim schönsten Wetter fortgegangen und naß heimgekommen und habe einen großen Pfnüsel davon getragen. Indessen wäre es doch fatal, wenn er einen Regenschirm nehmen würde, und der Stock thäte es auch. Die Leute könnten meinen, er verstünde sich nicht auf's Wetter, und wenn man's auch nicht verstehe, so müßte man es sie doch nie merken lassen. Der gute Pfarrer! Als ob die Leute nicht merken könnten, was man sie nicht merken lassen wolle. Die Leute haben feine Nasen, absonderlich auf die Pfarrer. Die Nasen sind nämlich nicht alle gleich und in Beziehung auf die Gegenstände

nicht gleich gut. So giebt es Hunde mit trefflichen Nasen auf Hasen, welche aber mit Füchsen nichts machen könnten. Unser Pfarrer war sehr stark im Werweisen, so stark, daß, wenn er endlich mit dem Werweisen im Reinen, die Zeit zur Ausführung längst vorüber war. Diesmal war er glücklicher. Es fiel ihm endlich der Chorrichter ein, der ihn heute eingeladen. Es wäre unverschämt, dachte er wohl, so gleichsam brühwarm der Einladung zu entsprechen. Indessen, wenn er beim Hause oder in der Nähe desselben vorbeispaziere und man ihn sehe, rufe man ihn vielleicht und nöthige ihn herein, wenigstens könnte er dort um den Weg fragen, wenn er ihn nicht weiter wisse, oder einen Regenschirm leihen, wenn das Wetter zweifelhaft werde.

Er rief seine Alte und frug, wo aus er müsse, um bei der Speckseite vorüber zu kommen, wo der Chorrichter wohne. Nicht daß er dort einen Besuch machen wolle, er möchte nur so vorläufig sehen, wo er wohne. Das ist mir anständig, wenn ihr mir vom Hause wegkömmt, sagte die Alte. Ich denke, nüchtern werdet ihr nicht heimkommen. Ist's nicht in der Speckseite, so ist es an einem andern Orte, wo die Leute gwundrig sein werden zu sehen, ob der Pfarrer ist wie ein anderer Mensch. Und thut dann nit dumm und nehmt es nicht an, wenn sie euch etwas anbieten. Die Leute würden es übel nehmen und meinen, ihr verachtet sie. Allweg denke ich, ich feure nicht für z'Nacht, es macht mich nichts täuber als z'koche, wenn es niemand essen will. Und endlich, wenn ihr noch was möchtet, wenn ihr heimkommt, he nun, so sind Aepfel da und Birnen, b'sunderbar schöne Grunbirnen, und wenn ihr noch was Warmes möchtet, he nun, so ist der Kabis noch immer da und wenn es sein muß, bald gewärmt. So ausgerüstet mit Weisungen und Aussichten ging endlich unser guter Herr ab. Aber schüchterner kann kein sechszehnjähriges Mädchen auf der Landstraße gehen, als der Pfarrer durch seine Gemeinde und umsichtiger und ängstlicher kaum

Einer, der mit der fixen Idee, gläsern zu sein, behaftet ist. Von dem schönen modernen Selbstbewußtsein war auch nicht eine Spur bei ihm.

Nach vielen Abenteuern und großen Gefahren, zwei Hunde hatten ihn angebollen und eine Kuh, welche er aber für einen Bullen gehalten, war auf ihn eingelaufen und hatte ihn über einen dicken Zaun weg angesehen, kam er endlich in die Nähe der Speckseite. Es war ein reicher Hof, ein stattlich Haus stand mitten drin, und vor demselben spazierte ein großer schwarzer Hund mit einem sogenannten Federnstiel; der Weg führte dicht am Hause vorbei. Da wackelte dem guten Pfarrer das Herz, er war drauf und dran zurückzukehren. Er fürchtete die Hunde schrecklich, hatte schon oft geträumt, er sei von einer solchen Bestie lebendig gefressen worden, hatte diese Operation sehr unanmuthig gefunden und schlotterte daher sehr, sobald er eine solche Bestie von weitem sah. Ach Gott, man denke sich, dicht vor ihm die Speckseite, aber vor der Speckseite ein schrecklicher Hund mit weitem Maul und großem Federnstiel!

Indessen, der Pastor war ein Mann, er dachte, fressen, ehe er schreien könne, werde die Bestie ihn nicht, und weil's Tag sei, kämen die Leute immer noch zeitig genug, ihm das Leben zu retten. Ein Loch in die Hosen könnte es wohl geben, zum Glück aber habe er die ältern an, wo nicht so viel mehr zu bedeuten hätten. Er rückte also vorwärts, aber mit Bedacht, und kein Kosackenoffizier kann den Nebel, in welchem er reitet, schärfer beachten, als der Pastor das Haus vor ihm in der hellen Sonne. Unglücklicherweise kam er gegen das Haus von hinten, wo bekanntlich keine Fenster sind; es rührte und regte sich nichts in und um das Haus, als der schwarze Hund mit dem schönen Federnstiel. Der stand auch still, als der Herr näher kam, und sah nach ihm, fast wie der quasi Stier über den Zaun. Als der Hund sah, daß er ein ganz ungewohnt Kleid an hatte, so schwarz wie keine andere Leute

es hatten, that er das Maul auf, fing ein heftig Bellen an und stellte sich sogar in der Straße auf. Er schien einen eigenen Zorn auf das Schwarze zu haben und war doch selbst so schwarz. Gerade das war des Pfarrers Glück. Der ungewohnte Zorn machte drinnen die Leute aufmerksam. Die Thüre ging auf, ein schlankes Mädchen trat heraus und rief: Schnauz, komm her, willst schweigen oder nicht? Und als er nicht schweigen wollte, nahm es ihn beim Halsband, zerrte ihn dem Hause zu, während der Herr näher trat, seinen Engel zu sehen und ihm gebührend zu danken. Da öffnete sich noch einmal die Thüre und heraus kam des Chorrichters selbsteigene Person und dankte, daß der Pfarrer so bald ihm die Freude mache, ihn zu besuchen.

Der Pfarrer war in Verlegenheit, er wollte sagen, er habe eigentlich nicht zu ihm kommen wollen, wie so ungefähr sich umsehen, wo er wohne, damit er es ein anderes Mal wisse. Aber er mußte immer auf den Hund sehen, der ihm ganz nahe bei den Beinen stand mit grimmigem Gesichte, und auf das Mädchen mit einem ganz andern Gesichte, ob das allfällig bei der Hand sei, wenn Schnauz nach seinen Beinen fahre. Bind den Schnauz an, Bethi, sagte der Chorrichter, der Herr Pfarrer ist, wie es scheint, nicht Liebhaber von Hunden; kommt herein, da thut er euch allweg nichts. Der Pfarrer, unter vielen Entschuldigungen, daß er eigentlich nicht wolle, und vielen Rückblicken nach Hund und Mädchen, ob das letztere nachkomme, der erstere gehörig angebunden werde, trat endlich ein.

Die Frau Chorrichterin war ausgegangen. Des Chorrichters Mutter, fast achtzig Jahre alt, war da und freute sich sehr, den neuen Pfarrer zu sehen, von dem sie gehört, er predige so schön. Sie werde ihn nicht mehr predigen hören, sagte sie, desto mehr freue es sie, wenn sie hier ein schön Wort von ihm höre. So ein Wort sei für ein altes Herz gar kostbar, es lebe manchen, manchen Tag wohl daran und

je länger je besser, je weniger der Leib irdische Speise begehre und vertragen möge. Das werde so geordnet sein den alten Leuten zu Lieb und Ehr, daß sie auch ein Wohlleben hätten so gut als die jungen. Das freute den Pfarrer begreiflich und besonders, daß man mit seinen Predigten so zufrieden sei; er hatte Respekt vor der alten Frau, aber aufrichtig zu sagen, schielte er immer nach der Thüre, vollständig befriedigte ihn dennoch die Großmutter nicht. Aber Bethi kam nicht hinein, es hatte draußen das Amt der Mutter zu verwalten. So schmerzlich das der Pfarrer empfand, so gereichte es ihm doch zum Vortheil, denn um so erbaulichere Gespräche führte er mit der Großmutter, um so besser kriegte er einen Stein in ihrem Brette. Nach und nach merkte er, warum Bethi nicht in die Stube kam. Es drang ein Duft in die Stube, ein viel besserer als von Kabis, er merkte endlich, daß er vom Küchlen kam. Er freute sich darauf, er dachte, wenn es ist, wie ich meine, so kann diesen Abend meine Alte Mühe und Kabis sparen. Plötzlich riß Bethi die Thüre auf, daß der Pfarrer zusammenschrack, in der Meinung, Schnauz habe sie eingesprengt, und schrie hinein: Aetti, geschwind, Klaus ist schon wieder da, denk doch, was das für ein Leid und Elend ist. Schon wieder, sagte der Chorrichter. Ist die Kehr schon wieder an mir, das geht geschwind, wenn es was Gutes wäre, da könnte ich schon länger warten.

Der Chorrichter ging hinaus. Der Pfarrer sah fragend nach der Großmutter. Diese sagte: Es ist ein Umgänger schon wieder da, den wir Alle scheuen. Umgänger, sagte der Pfarrer, das wird nicht das Gleiche sein, was Umbieter? Es ist ein Armer, der bei den Bauern im Kehrum geht und unterhalten werden muß. Zwei, vier bis sechs Tage, je nachdem einer einen großen oder kleinen Hof hat. Es ist mir auch in alle Glieder gefahren, so lange der da ist, kann ich kaum ein Auge zuthun, antwortete die Großmutter. Aber warum? sagte der Pfarrer. Ich dächte doch, so einem Armen

könnte man die Ordnung machen, welche man haben will, und will er nicht, so wird man ihn wohl dazu halten können. Ja sonst wohl, aber mit dem ist's etwas Besonderes, erwiederte die Frau. Klaus war hier der Bauer und weit und breit der Vornehmste. Was ihr nicht sagt, entgegnete der Pfarrer, der Bauer hier und jetzt im Umgang? Wie war das möglich, hatte er Unglück oder was war schuld? Der Hochmuth, Herr Pfarrer, der Hochmuth, sagte die Großmutter. Mit dem Hochmuth hat er sich versündiget und sollte jetzt erfahren, was Gott ist und was der Mensch ist, und kann es doch noch nicht einsehen, der arme Tropf. Wenn es dem Herrn Pfarrer nicht Langeweile macht, einer alten Frau zuzuhören, so will ich es erzählen, wie es ihm ging. Der Herr Pfarrer kann es dann weiter sagen, es wäre gut, es thäte noch mancher ein Exempel daran nehmen.

Dieser Hof war lange Jahre in einer Familie. Diese Familie besaß großen Reichthum und war von Vater auf Sohn in hohem Ansehen weit umher. Klaus war einziges Kind, schön wie der junge Tag, daher ein Meisterlos, man kann sich's denken. Knechte und Mägde mußten ihn auf den Händen tragen, er war's, der schön und wüst Wetter machte im Hause, er war ein kleiner Herrgott; zu ihm beteten seine Eltern wohl nicht, aber er wird ihnen lieber gewesen sein, als Gott. Was er machte, war ihnen recht, so konnte Gott es ihnen nicht treffen. In der Schule war er der Kinder Plagegeist, des Schulmeisters Zwingherr und dem Pfarrer machte er es in der Unterweisung nicht viel besser. Mit besonderer Lasterhaftigkeit war er nicht behaftet, als mit dem Hochmuth. Er glaubte sich der Größte auf der Welt, gehorchte niemanden, verachtete Alle, er wußte gar nicht, daß es auf der Welt irgend anders gehen könnte, als gerade wie er wollte.

Er heirathete nicht früh. Man fand lange im ganzen Lande kein Mädchen, welches reich und vornehm genug war. Endlich wurde doch eines aufgetrieben, welches sich ganz gut

zu ihm schickte, wie das eine Auge zum andern Auge. Es war hochmüthig und meisterlos wie er, wußte nicht was Arbeit war, konnte Werktag und Sonntag kaum von einander unterscheiden. Da gab es ein großes Wesen im Lande, als Klaus Hochzeit hielt, es ging fürstlich zu. Drei Tage dauerte die Hochzeit, über hundert Rosse waren dabei, von Wunder sprachen die Leute, wie viel gegessen und getrunken worden und was es gekostet. Wie es üblich war, brachten die Tage nachher die Hochzeitgäste die Hochzeitgeschenke oder sandten sie durch Kinder und Knechte, Hausrath und andere schöne Sachen von allen Arten, daß zwei mit Abnehmen genug zu thun hatten. Wer das Geschenk brachte, sagte dazu: Meister und Meisterfrau oder Vater und Mutter ließen den Gruß verrichten und schickten da eine Kleinigkeit aus Freundschaft, nur um den guten Willen zu zeigen, und ließen Gottes Glück und Segen wünschen, das sei das Beste. Darauf sagte Klaus in seinem Hochmuthe gewöhnlich die frechen Worte: Habe das nicht nöthig, wüßte nicht, was es brauchen, habe sonst Sachen genug, kann es machen ohne Glück und Segen. Ob diesen Worten graute Allen, welche sie hörten. Sie fingen an sich zu fürchten, machten, daß sie fortkamen, und Viele rührten von Speise und Trank, welche ihnen angeboten wurden, nichts an. Wenn sie es dann daheim berichteten, so schauderte es Alle ob diesem Uebermuth, und Viele sagten, wenn sie nur nicht am Hochzeit gewesen, sie wollten viel geben.

Am meisten stund ein Knechtlein aus, welches viel dabei sein und dem Meister abnehmen helfen mußte. Wenn es des Meisters Antwort hörte, ward ihm alle Mal, als zittere die Erde, als müßte sich der Himmel aufthun, ein Blitz hinunterfahren und sie erschlagen oder der Boden sich aufthun und sie verschlingen. Er b'segnete sich brav und rief die drei höchsten Namen an, aber Zittern und Schlottern konnte er doch nicht vertreiben. Da nahm er endlich das

Herz in beide Hände, denn der Meister war ein stolzer Mann; und die Knechte besannen sich dreimal, ehe sie einmal mit ihm sprachen oder ihm gar widerredeten, und sagte: Meister; d'r Tusig Gottswille, v'rnütiget Gottes Glück und Segen nicht so, ich darf nicht mehr warten, man weiß ja nicht, was es geben könnte. Da sagte der Meister, so geh und sieh, wie weit du kömmst mit Gottes Glück und Segen, aber unter mein Dach komm mir nicht wieder!

Klaus ward ein großer Mann und meinte, wenn er rede, solle Alles zittern, wie es geschieht, wenn unser Herrgott donnert. Er regierte in der Gemeinde, daß lange niemand gegen ihn den Mund aufthun durfte, und wenn er im Wirthshause saß, gingen die Meisten gerne drei Schritte um ihn herum und saßen an einem andern Tische ab. Doch wie es ist mit den Menschen, Schmeichler gibt es an allen Orten, Leute, welche am liebsten vom Schmarotzen leben. Diese saßen an seinem Tische ab, rühmten ihn dann, als ob er, Gott verzeih mir meine Sünde, unser Herrgott wäre und sie seine heiligen Engel. Saubere Engel das, welche erst den Hals voll logen und lobten und dafür den Hals voll Speise und Trank bekamen. Denn wenn Klaus für arme Leute meist nichts hatte als grobe Worte und verblümt und unverblümt zu verstehen gab, wenn die armen Leute es nicht besser haben wollten, als es ihnen zukäme, so brauchten sie nicht zu betteln, sie fänden Fressens genug an allen Wegen und Hägen, so hatte er dagegen Säcke voll Neuthaler für Alle, welche es ihm treffen konnten und ihn zu rühmen vermochten, daß die Wände krachten, daß es fast die Stube versprengte. Mit solchen Schmeichlern lag er oft ganze Nächte im Wirthshause, und wenn sie ihn an einem Markttage in Bern oder Burgdorf so recht zwischen sich kriegen konnten, so wußte kein Mensch, wann er heimkam. Es war ihm nicht um den Wein, sondern um's Schmeicheln, und wenn er sich betrank, so war es anfangs nur so gleichsam im

Vergeß und um die Freude zu wässern, welche er hatte im Gemüthe, wenn man ihn so recht gräuelich erhob, daß es ganz keine Art mehr hatte.

Je mehr er draußen alles zwingen wollte, desto weniger regierte er daheim, desto weniger sah er zu seiner Sache. Er brüllte wohl zuweilen die ganze Speckseite voll und weit umher alle Höfe, daß man hätte meinen sollen, es sei dort ein Obergeneral, wie keiner sonst sei in der ganzen Welt. Aber das that er nur so z'stößenweis, wenn er zornig war, er wußte gewöhnlich nicht warum, und abtragen that es auch nichts. Man sah es aber auch dem Hofe bald an. Er mag mehr ertragen, als viele andern Höfe, aber wenn es einem Menschen an Nahrung und Pflege fehlt, sieht man es ihm bald von weitem an, geschweige dann einem Hofe. Wo man zum Hofe nicht sieht, sieht man auch nicht zum Vieh, da geht, wenn man durch Liederlichkeit das Unglück in die Ställe pflanzt, noch viel mehr drauf in kürzerer Zeit, besonders wenn man auch mit kostbarem Vieh Hochmuth treibt. Die kostbarsten Rosse, die schönsten Kühe gingen in den Boden, weiß Gott wie viel, wie mancher Knecht deswegen fortgejagt wurde. Den Fehler suchte Klaus nie am rechten Orte, und des Geldes achtete er sich wenig, er that nur deshalb wüst, weil das ihm geschah, weil er das leiden mußte, ohne was dran machen zu können. Seine Frau war auch nicht anders. Sie war wohl etwas mehr daheim als Klaus, doch wo irgendwo eine Gelegenheit war, Staat zu machen, war sie dabei, und wenn sie schon daheim war, kümmerte sie sich um das Hauswesen gerade so viel als Klaus, wenn er nicht daheim war. Sie hatte ihre Weiber und deren das Haus voll, welche ihr alles zutrugen, was sie zu vernehmen und zu erlügen vermochten, und dann wieder aus dem Hause trugen, was ihr Herz gelüstete, nachdem sie gegessen und getrunken hatten, so viel als in die Haut mochte. Was Spatzen in einem Waizenfeld vermögen oder auf einem Kirschbaume,

das weiß man, aber was so eine Schaar Weiber in einem Hause, wo sie aus und eingehen, verrichten, selb wissen nicht alle Leute.

Um die Haushaltung kümmerte sie sich also nicht, rührte mit keiner Hand was an, turnirte schrecklich aus mit jeder Magd, welche ihr nicht eben genug trat, verstund aber eine dieses, dann konnte sie machen was sie wollte, und hätte sie gestohlen wie eine Rattmaus, es war alles recht. Da sah man, daß der Bauer den Hof gut oder schlecht macht, und daß es viel ärger ist, wenn das Weib in der Küche fehlt, als wenn man das Hagelwetter über den Acker hat. Die Speckseite ermagerte und nicht manches Jahr ging's, so ernährte sie bei dem großen Verbrauch die Haushaltung nicht mehr, man hatte nicht mehr Sachen genug, nicht mehr Korn genug für Brod, es mußte z'Mühle gekauft werden, es mußten Rinder zum Schlachten gekauft werden und noch andere Sachen. Aber da war noch Geld genug, Kummer wegen Mangel brauchten sie nicht zu haben, und minderte das Geld, so kamen Zinse, und reichten die Zinse nicht, zog man die Kapitalien ein oder brauchte eingegangene auf, und wie diese minderten, achtete man nicht, denn Klaus schrieb nicht auf, dazu hatte er nicht Zeit. Was trage das ab? fragte er. Was man hätte, das wüßte man, und was man nicht mehr hätte, das brauche man auch nicht mehr zu wissen. Wo Geld und Sachen genug seien, hätte man solchem wenig nachzufragen.

Aber auch die Zeit kam, wo Geld und Sachen minderten und Klaus solchem nachfrug. Klaus hatte in seinem Hochmuthe im Namen der Gemeinde zu prozediren angefangen, bald hatte er an diesen Prozessen nicht genug, er fing eigene an mit jedem, der nicht nachsagen wollte, was er vorsagte. Er hürschete seine und der Gemeinde Angelegenheiten, sein und der Gemeinde Geld untereinander, wie man Mehl und Milch durcheinander rührt, wenn man einen Brei durch-

einander rührt. Da muß Einer mehr können, als Brod essen, wenn er dieses wieder auseinander bringen will. Etwas ward gewonnen, viel verloren, es gingen Eide, es gab Feindschaften, die Haare waren den Leuten zusammengeknüpft weit umher. Es schien kein Mensch mehr des andern Freund, es war ein Graus dabei zu sein. Man glaubt gar nicht, was ein einziger Mann verrichten kann, wenn er z'Bösem gerathet. Und hat einmal der Teufel einen Menschen bei einem Häärlein, so steht er nicht ab, bis er ihn ganz hat vom Kopf bis zu den Füßen. So ging es Klaus, er wurde alle Tage schlechter, er trieb alle Laster, was er sich Alles auf das Gewissen lud, weiß Gott. Manches kam ihm aus, manches nicht, ob alle Eide falsch waren, welche er schwur, ist noch nicht an der Sonne. Was das Schrecklichste war, ist das, daß Klaus manchen Hausvater nach sich zog, daß er mit ihm schlecht wurde, mit ihm zu Grunde ging und andere sonst um ihre Sache kamen. Klaus rechnete nicht, Klaus brauchte nur, zwischen seinem Gelde und anderem Gelde machte er keinen Unterschied, er nahm, wo er fand, er fragte nicht, ist's Geld von der Gemeinde, ist's Wittwen- oder Waisengeld. Viele Leute schüttelten die Köpfe, sagten, so könne es doch nicht immer gehen, ob denn niemand da sei, der reden dürfe. Aber es war niemand da, nicht einmal der Herr Pfarrer; einen großen Mann, wie Klaus war, anzugreifen, will was heißen, es dürfen das heutzutage noch Größere nicht. Es ist ein Elend in der Welt, daß Frechheit und Uebermuth Schilde sind, hinter denen die wüstesten Leute sicher sind. Es waren wohl mindere Leute, die klagten, und Wittwen und Waisen weinten, aber es half ihnen niemand, es hörte sie niemand, es stieß niemand gerne seine Arme in diesen wüsten Teig.

Endlich mußte es doch sein, Klaus von allen Seiten um Geld bedrängt, veräußerte und verfälschte Titel, man mußte untersuchen, wie ungerne man es auch that. Als man

einmal angefangen hatte, konnte man nicht mehr zudecken, und jetzt kam alles auf den Klaus dar, er war niemanden lieb und seine ärgsten Schmeichler tribelirten ihn jetzt am meisten. Hätte er nicht Hilfe gehabt, wo man nicht sagen darf, weil man zu ihm Sorge tragen mußte, um nicht selbst in die Dinte zu gerathen, er wäre damals an oberkeitliche Kost gekommen, wie man allgemein sagte. Ach, Herr Pfarrer, es ist für die Untergebenen die schrecklichste Sache, wenn Obere und Regenten nicht sauber sind, denn dann haben die schlechten Leute ihre gute Zeit und die braven Leute müssen es entgelten, denn da gewinnen die Schlechten von allen Seiten, und überall heißt es: schweigst du mir, so schweig ich dir. Wittwen und Waisen mußten es entgelten und doch heißt es, daß verflucht sei, wer das Recht von Wittwen und Waisen beuge.

Aber über Klaus kamen seine Gläubiger, und für seine Schulden einstehen wollte niemand, das hätte Geld gekostet; Gunst kostet nichts, Gunst geht auf Landeskosten. Jetzt schwanden Klaus Geld und Sachen. Gülten hatte er keine mehr, Vorräthe hatte er keine, seine Frau hatte dafür gesorget, daß keine da waren, sie hatte keine aufgehäuft und die, welche sie gefunden, hatte sie längst verplämpert. Jetzt mußte er um Geld aus und lange wollte ihm niemand geben, niemand mochte mit dem Manne zu thun haben. Endlich fand er Geld, aber seine Frau mußte mit dem Weibergut den Nachgang erklären, der Hof wurde verpfändet und er konnte die Noth stellen, einen großen Theil der dringlichsten Gläubiger befriedigen. Jetzt erfuhr er es aber, was für ein Unterschied es ist zwischen Zins ziehen und Zins geben und dazu ohne Gottes Glück und Segen. Sie brachten es beide nicht zum Beten und Arbeiten, sie dachten wahrscheinlich nie an's Zinsen, sie blieben die Gleichen, sie wollten die vornehmen Leute bleiben und zeigten den alten Hochmuth, und doch sah man, namentlich ihm, überall die Armuth an in den ver-

wetzten Kleidern, in denen er so mager stack wie ein Zaunstecken in einer Kapuzinerkutte. Etwas mehr mußten sie zu Hause bleiben, da lebten sie in beständigem Streit. Sie hielten sich beide alles Schlechte vor, jedes dem andern seine eigenen Laster, jedes sollte schuld am Unglück sein, jedes zählte auf, was es ererbt, das andere ihm verthan, jedes muthete dem andern das Arbeiten zu, jedes forderte vom andern, daß es den Anfang mache. Kriegten sie ein Stück Geld in die Hand, machten sie es wie die Hühner, denen man Brod gibt, das Huhn, welches ein gut Stück in Schnabel bekommt, läuft mit demselben bei Seite, um es insgeheim zu verzehren, die andern alle ihm nach, um es ihm abzujagen. Das ist bei den Hühnern bedauerlich, denn sie ersticken oft fast an den großen Bissen, welche sie hinunterwürgen müssen in aller Eile, geschweige denn bei Menschen. Nach wenig Jahren war er wieder am alten Ort; betrieben von allen Seiten, ohne Geld, ohne Sachen, ohne Gottes Glück und Segen, so ist der Mensch doch wirklich mehr als arm. Er bot allem auf, sich zu retten, alle Liste, alle Ränke, aber wie gute Hunde hinter einem lahmen Hasen waren die Gläubiger hinter ihm, endlich mußte er sich ergeben und den Geltstag anrufen. Der Hof wurde versteigert und sehr wenig blieb als Rest des großen Weibergutes. Sie zogen zur Miethe in ein kleines Städtlein, da war von Knecht und Magd nicht die Rede mehr; er sollte holzen, sie kochen, sie sollte gartnen, er Erdäpfel setzen, sollten pflanzen und Geld verdienen; sie waren arm, aber sie waren noch vornehm, arbeiten konnten und mochten sie nicht, sie trotzten Gott, sie ergaben sich ihm nicht. Man erzählt viel Schlechtes von ihnen, ich will es nicht wiederholen. Gottes Hand legte sich schwer genug auf sie, statt Geld und Sachen genug, statt Gottes Glück und Segen hatten sie bald gar nichts mehr als Gottes Hand schwer auf ihren Häuptern. All ihr Eigenthum war verthan, verdienen konnten sie nichts, im Glück hatten sie alle ihre

Verwandten mit Verachtung von sich gestoßen, im Unglück hatten sie auch jetzt keine, verhungern wollten sie nicht, sie wollten leben und so wenig schlecht als möglich. Klaus forderte das Nöthige von der Gemeinde und zwar mit Wüstthun und Brüllen. Für den Schaden, den er der Gemeinde angethan, hatte er keinen Sinn, er gab im Gegentheil die Gemeinde schuld an all seinem Unglück. Ob der Sorge für sie habe er den eigenen Haushalt vernachlässigt, Tag und Nacht sei er ihrem Wohl obgelegen und statt ihm zu danken, habe man ihn verdächtigt, mit ihm procedirt. Alles habe er machen müssen und am Ende nichts davon gehabt, als die Verantwortung und das Gutmachen. Alle Andern hätten sich drausgemacht, ihn stecken lassen. Jetzt in der Armuth denke man nicht, was er gethan, hätte am liebsten ihn todt. Aber nur Geduld, ehe er sterbe, kehre er noch den Kübel um, daß es stinke im ganzen Lande. Da half man ihm mit Hauszins, Land, Holz und allerlei, denn mit Wüstthun hat schon mancher viel gezwängt, und doch half es nicht, sie hatten immer nichts.

Unterdessen waren Jüngere nachgewachsen und in den Gemeinderath gekommen, die fürchteten sich vor Klaus nicht, sie ärgerten sich bloß ab ihm und erkannten ihn und sein Weib in Umgang. Der reiche Klaus mußte also in der Gemeinde, welche er regiert hatte, als Bettler gehn von Haus zu Haus, in einem Hause einen Tag, in andern vier oder fünf bleiben, konnte hier in einem Bette schlafen, dort im Stalle, konnte bald am Tische essen, bald auf der Ofenbank. Das war den Leuten fast so zuwider als Klaus und seinem Weibe, die fast alle Scham verloren hatten. Aber sie sagten, es werde nicht so lange dauern, und dann könnten die Kinder ein Exempel daran nehmen, wie weit man es mit Stolz und Uebermuth bringe. Aber die Leute machten eine falsche Rechnung, denn Gott ist der Herr des Lebens und des Todes, er läßt geboren werden die Menschenkinder und ruft sie wie-

der. Zehn Jahre gingen sie um von Haus zu Haus, eine Strafe Gottes für die ganze Gemeinde, denn wenn jeder Hausvater in der Gemeinde zu rechter Zeit den Mund aufgethan und der Wahrheit Zeugniß gegeben hätte, so weit wäre es nicht gekommen. Es erschracken alle Leute, wenn sie gegen das Haus kamen, diese beiden, die in Grimm und Zorn brannten ohne Unterlaß, mit nichts zufrieden waren, mit allen Leuten zankten oder unter sich, sich gegenseitig ihre Sünden vorwarfen und die Gemeinde verfluchten. Besonders ist in dieses Haus der Schrecken eingekehrt, seit das schreckliche Paar in Umgang kam. Man kann es sich denken, wie es in ihnen kochen mußte, wenn sie als Umgänger über diese Schwelle kamen, in das Haus, wo sie als die Reichsten und Vornehmsten weit umher Hof gehalten. Sie verachteten, verhöhnten alles, verfluchten Alle und drohten so, daß man in beständiger Angst leben mußte, sie richteten ein Unglück an; man konnte nicht sattsam sie bewachen, und daran hatten sie ihre teuflische Freude. Weil es ein großes Gut ist, bleiben sie fünf Tage hier, und während dieser Zeit wird wenig geschlafen in diesem Hause, und jemand wacht beständig. Man wollte ihnen die frechen Worte mit Ernst und Liebe abgewöhnen, aber man vermochte es nicht, und was half das Abgewöhnen der Worte, wenn ihr böser Sinn geblieben, sie wären nur gefährlicher geworden. Man suchte sie zu versöhnen, aber es half alles nichts, sie blieben die Gleichen, sie blieben im Umgang, weil sie niemand verdingen wollte, weil man ihnen eine eigene Haushaltung und eine Magd hätte halten müssen.

Vor vier Jahren konnte die Frau endlich sterben, er aber geht noch um und kann nicht sterben, und das ist gerade seine Freude, er sagt es fort und fort, es wäre den Leuten ein viel zu groß Gefallen, wenn er sterben würde; so lange man ihn so gerne sterben sehe, so lange könne er leben, und ehe er sterbe, müsse noch das und

das geschehen, das und jenes wolle er noch sehen, und darunter gehört namentlich, das dieses Haus abbrenne, die ganze Familie zu Grunde gehe. Im Elend ist er so alt geworden, und es ist fast, als ob wahr werden müsse, was er sagt, darum erschrickt man je länger je mehr, wenn er kömmt. Er spricht weniger, aber um so böser lauten die wenigen Worte, welche er sagt. Da begreift ihr es, Herr Pfarrer, daß unser Kind so erschrack, als sie den Alten kommen sah, und daß mein Sohn noch nicht wieder da ist. Es ist alles fort, und da muß jemand in seiner Nähe sein, es ist dem Alten nicht zu trauen. Warum ich wollte angehalten haben, Herr Pfarrer, ist, daß ihr für ihn betet. Vielleicht erbarmet sich Gott seiner noch und thut ihm das Herz auf zu rechter Zeit, daß sich ihm seiner Zeit auch der Himmel aufthun könne.

Ja, Mutter, sagte der Pfarrer, geschehen soll das und recht von Herzen, es heißt nicht umsonst, daß bei Gott möglich ist, woran die Menschen nichts machen können. Aber eins möchte ich fragen, wenn es erlaubt wäre. Das Knechtlein, welches er gehen hieß, daß es nicht mehr unter sein Dach komme, mußte das wirklich gehen und wo kam es hin?

Nicht weit, Herr Pfarrer, sagte die Alte, das wohnt jetzt hier, das ist mein Sohn. Was, rief der Pfarrer, der Chorrichter, der Bauer hier? Der ist's, sagte die Alte, ja der ist's. Aber wie ist das möglich, rief der Pfarrer.

Herr Pfarrer, bei Gott sei alles möglich, habt ihr gesagt, und so ist's auch, wer die Augen offen hat, sieht das zum Verwundern noch alle Tage. Mein Bub mußte noch selben Tages fort, und ich sah ihn kommen mit schwerem Herzen, denn ich war blutarm, hatte seine Hülfe übel nöthig. Mir war erst Angst, er habe wegen etwas Schlechtem fort müssen. Als ich aber den Grund hörte, da hatte ich auch den Trost. Kind, sagte ich, habe nicht Kummer, das soll dir nicht zum Unglück ein, traue auf Gott und mache, daß du immer sein Glück

und seinen Segen hast, so wird er dir anderes auch dazu geben. So ging es. Er hatte eine gesegnete Hand, was er unternahm, gelang ihm. Er war allen Leuten lieb, und Alle halfen ihm, hatten Freude, daß er zweg kam. Ungsinnet erbte er einen kleinen Hof von einem Vetter, der jung und ledig starb. Darauf heirathete er einen Ausbund von Meitschi, welches seines Gleichen nicht hatte an Fleiß und Tugend, und Geld hatte es ebenfalls. Es ward mir recht angst dabei. Ich sagte ihm oft: Johannes, es geht dir viel zu gut, nimm dich in Acht und bet brav, daß Gottes Glück und Segen bei dir bleibt, sonst was helfen dir Geld und Sachen? Darauf wurde hier der Hof feil, Haus und Land sahen nicht aus wie jetzt, aber es war doch ein berühmter Hof, und wenn wieder ein rechter Bauer darauf war, wußte man wohl, was er wieder werden konnte. Alle Leute strengten den Sohn an, er solle ihn kaufen, er schicke sich gar für niemanden besser als für ihn; das Dach sei dann sein eigen, wenn er wieder darunter komme, und daran könne man sehen, wie in Gottes Hand der Wandel der Dinge sei. Er trug Bedenken und ich noch mehr, ich fürchtete, das sei Gott versucht. Aber man setzte bei ihm nicht ab, versprach ihm zu helfen im Nothfall, bot ihn nicht ab, und an der Geltstagsteigerung ward ihm der Hof zugeschlagen. Es ward mir fast schwarz vor den Augen, als ich es vernahm. Sohn, Sohn, sagte ich, d'r tusig Gotteswille nimm ein Exempel, meide den Hochmuth und habe um so mehr Fleiß mit Beten und Arbeiten, denn daß du jetzt da bist, das hat Gott gethan und nicht du. Mutter, hat er gesagt, du hast recht, aber du weißt, wie vergeßlich der Mensch ist. Darum mußt du zu mir kommen und mir das alle Tage sagen und mich mahnen an meine Schuldigkeit und mir sagen, wann ich fehle und es mich ankömmt, daß ich es nicht einmal weiß. Mutter, du mußt kommen und mein Engel sein, hat er zu mir gesagt. Das machte mich z'briegge, ich konnte fast nicht aufhören, bin sonst nicht der Art. Gottlob, dachte ich, verderbt ist noch

nichts, er redete sonst nicht so zur Mutter. Und die Sohnsfrau kam auch und sagte: Mutter, ihr müßt kommen, es freute mich sonst alles nichts, Johannes kann nicht genug sagen, wie er euch alles zu verdanken hat und die beste Unterweisung von euch erhalten, wie ihr ihn hättet beten lehren, auf Gott vertrauen und Leib und Seele reinigen, und wie, wenn der Teufel bei ihm gedöppelet, er immer erst gedacht, was würde die Mutter sagen, und dann erst, so und so steht es geschrieben, darum weiche von mir Satan. So, Mutter, sagt Johannes alle Tage, darum müßt ihr kommen, ich möchte das auch lernen von euch und unsere Kinder sollen es lernen, ihr sollt der rechte Schatz in unserm Hause sein. Seht, Mutter, es ist dann nicht, daß ich nicht fühle, wie nöthig ihr uns seid. Ich fühle gar wohl, wie mir das Herz klopfet und wie es mir in Kopf steigt, wenn ich denke, ich sei die Speckseitenbäurin, und wenn mir jemand so sagt, so dünkt es mich, ich wachse einen halben Schuh und der böse Hausgeist, der da hauset seit vielen, vielen Jahren, komme über mich und suche zu fahren in meine Seele. Diesen Geist müssen wir bannen, aber ihr wißt, Mutter, wenn das Haus leer ist, so kömmt er wieder mit andern Geistern, und es wird noch siebenmal ärger. Darum soll unser Haus nicht leer sein, ihr sollt kommen und der gute Geist sein, daß der Böse keinen Platz mehr hat.

Seht, Herr Pfarrer, so haben sie zu mir gesprochen, das waren Mutterfreuden, wo mein Herz fast zu klein war dafür. Ich zog also zu ihnen, ich schämte mich fast, ich durfte anfangs nicht vor dem Hause sitzen, ich dachte, die Leute würden, wenn sie mich da sitzen sehen, meinen, es sei ein Bettlerfraueli und warte auf das Almosen. Aber, Herr Pfarrer, so ist der Mensch, daß ich mich später des Teufels nicht genug erwehren konnte, damit ich nicht stolz werde. Wenn ich sah wie der Segen kam als wie vom Dach herab, Kisten und Kasten sich füllten, die Schulden schwanden und Johannes

wuchs an Ehre und Ansehen bei den Menschen und hoffentlich auch an Gnade bei Gott, war's mir immer, als gebe mir jemand den Gedanken ein: Siehe, daran bist du schuld, dir hat man alles zu verdanken, du hast es selbst verdient, daß du gut hast in deinen alten Tagen. Wenn andere Weiber thäten wie du, sie könnten es jetzt auch haben wie du, statt mit dem Säcklein zu laufen dem heiligen Almosen nach. So und noch andere wüste Sachen mehr wollten mir immer wiederkommen, ich konnte mich ihrer nur erwehren, wenn ich recht betete und an Klaus und seine Frau dachte und wohin der Hochmuth sie gebracht, und wie er auch klein angefangen haben werde, ehe er groß geworden sei.

Unterdessen war Bethi ab- und zugegangen, deckte den Tisch, nahm das Schönste an Tellern und Tassen aus dem Buffert und brachte nach und nach das Essen, wo natürlich die Kaffeekanne nicht fehlte. Der Herr müsse vorlieb nehmen, sagte es, er hätte es übel getroffen, die Mutter sei nicht daheim und ihm gehe es nicht von der Hand, darum sei es auch so lange gegangen. Der Pfarrer dankte schön, entschuldigte sich, daß Bethi seinethalb so Mühe gehabt, und immer gab ihm ein Kobold ein zu sagen, es möge sein wie es wolle, so werde es besser sein, als der Kabis, mit welchem ihm seine Magd aufwarten wolle, wenn er sonst nirgends wo etwas zu essen bekommen. Man wartete auf den Chorrichter, der endlich auch kam und sich entschuldigte, wie er habe warten müssen, bis ein Knecht heim gekommen, weil er Klaus nicht gerne aus den Augen gelassen.

Der junge Pfarrer fühlte sich eigenthümlich bewegt, es strömten ihm Empfindungen zu, wie der sie hat, der an einem von Gott geweihten Orte sich befindet, wie der Christ sie hat da, wo Gott Großes gethan, wie sie strömen müssen durch jeden, der in Jerusalem den Fuß setzt, der Golgatha sieht. Ueber den Grad wollen wir nicht streiten, sondern damit bloß die Gattung dieser Empfindungen bezeichnen. Dazu war

er lange nicht so freundlich bei Tische gesessen, bei so guten und appetitlichen Sachen, und Bethi in ihrer natürlichen Anmuth und Jungfräulichkeit war auch eine ganz andere Wirthin als seine alte Marei mit ihren rußigen Anflügen und mittelalterlichen Furchen. Es ging ihm das Herz auf in dieser heimeligen Luft, er erzählte vom wunderbaren Walten Gottes, und wie im Vertrauen und in der Demuth der Segen sei und im Hochmuth und Selbstvertrauen der Fluch, und nicht mit gemachten Worten that er das, welche waren wie abgegriffene Münzen, sondern herzlich und in Beispielen, daß es Allen war, als gingen sie zusammen im Paradiese und hörten die Stimme Gottes. Und dazu aß der Pfarrer so munter und treuherzig, daß es zur Erbauung wirklich viel beitrug, absonderlich bei Bethi.

Bethi vergaß den Mund offen bei des Pfarrers Worten, für seinen Teller, seine Tasse hatte es desto schärfere Augen, und je mehr derselbe aß, desto erbaulicher und schöner dünkten ihn's dessen Worte. Für den zu kochen, müßte es eine Freude sein, dachte es, wie dem hätte es es noch niemanden treffen können. Das sei kein Meisterlosiger, dachte es, bei dem hätte es eine Frau nicht bös.

Da ging die Thüre auf und Klaus trat hinein. Man denke sich den Schrecken, wie versteinert saßen Alle da, und Aller Augen hafteten auf der gräulichen Gestalt, die gebeugt an langem Stabe langsam in die Stube kam. Klaus war ehemals groß und schwer gewesen, jetzt war er eine mächtige Ruine in der Bettlerkutte, ein drei Wochen alter grauer Bart stach ihm im Gesicht herum, die Augen waren roth und der Ausdruck grimmig. So, sagte er, da geht es lustig zu, will auch dabei sein, das ist kurzweiliger als draußen Hunger zu haben. Habe gehört, der neue Pfarrer sei da, dem pressire es mit Schein, der Bauern Hammen zu versuchen. Er möchte ihn auch sehen, es nehme ihn wunder, ob sie einmal einen rechten hätten oder ob sie alle gleich nichts werth seien.

Dem Chorrichter ward übel zu Muth, seinen Gast ließ er nicht gerne beleidigen, aber eben so ungerne vergriff er sich an Klaus. Man hütete sich vor seinem Zorn mit der größten Vorsicht, man fürchtete sich, von ihm verflucht zu werden. Solche Flüche haben immer was Grauenhaftes, kommen sie von wem sie wollen. So lange man ihnen den Kragen füllen kann, fuhr Klaus fort, sollte man glauben, wie gut sie es meinen, aber sind einmal die Hammen gefressen, dann kann man sie erfahren, hab's erfahren. Nun wollte er losbrechen mit seinen Geschichten, wie man ihn aus Muthwillen, Haß und Bosheit in's Unglück gebracht. Auf das Einreden der Großmutter hörte er nicht, sondern that wüst mit Flüchen und zornigen Reden. Da stand der junge Pfarrer auf und sagte zu ihm: Hört, alter Mann, ihr dauert mich, so hoch in Jahren, so nahe dem Grabe solltet ihr nur noch beten, und jetzt flucht ihr so gräulich, was soll aus eurer armen Seele werden, soll sie aus dem zeitlichen Elend in's ewige Elend? Hört, alter Mann, flucht nicht mehr, beten wollen wir miteinander.

Und der Pfarrer begann zu beten, daß Gott einem alten Manne, der am Grabe stehe, die Seele öffne, damit er erkenne sein Elend und dessen Ursachen, damit er bereue seine Sündenlast, daß er vergebe das Wenige, was Andere an ihm gethan, und beten könne um Gnade und Vergebung des Großen und Vielen, was er an Gott und Menschen gesündigt, daß es Tag werden möge in seiner Seele, daß er das Heil erblicke, daß es Frieden geben möge in seinem Herzen, damit er hoffen dürfe, nach dem Tode zur Ruhe und in's Reich des ewigen Friedens zu kommen, daß er nicht mit Fluchen, sondern mit Segnen sterbe, daß Gott das bald thun möge, denn vor der Thüre sei vielleicht die Stunde, in welcher er des armen alten Mannes Seele vor sich rufe.

So betete der Pfarrer innig bewegt. Die Geschichte hatte ihn ergriffen, das Benehmen des Alten noch mehr, der

tüchtige Geist, der in ihm ruhte trotz der blöden Hülle und der Unsicherheit im täglichen Leben, war erwacht. Die Macht des Gebetes fühlte der Alte, trotz anfänglichem Widerstreben beugte er sein störrisch Gemüth, er blieb stille, und als der Pfarrer geendet hatte, ging er stille hinaus.

Gar innig dankte man dem Pfarrer für seine That und bewunderte seine Macht über den bösen Geist. Die Großmutter sagte, sie hätte heute Morgen nicht geglaubt, daß ihr heute noch eine solche Erquickung und Stärkung würde, und Bethi's Augen hingen glänzend am jungen Pfarrer, und wenn er den Mund aufthat, war sie voll heiligen Respektes. Als er eben aufbrechen wollte, die Großmutter ihn bat, doch recht bald wieder zu kommen, und zu Johannes sagte: du gehst doch mit dem Herrn und bis zum Hause, der Nebel kommt und das Verirren ist so leicht, kam die Mutter heim, eine stattliche Frau mit rührigem Wesen und sinnigem Gesichte. Wie nun Alle der Mutter erzählen wollten, was geschehen war und was der Pfarrer gethan! Der Pfarrer wußte nicht mehr, war er es selbst oder war er es nicht, wußte nicht, stund er auf dem Kopfe oder auf den Füßen. Nachdem er sein Wiederkommen feierlich verheißen, Allen die Hand gegeben, Bethi zuletzt aber am längsten, ging er heim und, obgleich vom Chorrichter begleitet, weit um den Schnauz herum, der losgelassen wieder sein Wächteramt versah. Auf dem Heimwege war noch viel von Klaus die Rede. Der Chorrichter ergänzte der Mutter Bericht und sagte, er habe noch nach ihm gesehen, ehe er fortgegangen. Er sei merkwürdig still gewesen und habe ihm nicht geantwortet, er wisse nicht einmal, habe er ihn gehört oder nicht. Den Pfarrer nahm es billig wunder, ob nachhaltig etwas Besseres oder Anderes an ihm zu verspüren sei. Johannes versprach ihm Bericht und ging dann heim, als der Pfarrer glücklich an seinem Hause gelandet hatte. Guten Abend, Herr Pfarrer, sagte die alte Marei, soll ich Kabis wärmen oder habt ihr was gehabt?

Mag nit Kabis, Marei, sagte der Pfarrer, bin nicht mehr hungerig. So, so, haben sie euch aufgewartet bei Chorrichters, nun denen thut's sauft, die vermögen's, sind daneben brave Leute und d'Sach ihnen z'gönnen. He nun so dann, so will ich den Kabis in Keller stellen bis morgen. Es ist zwar nicht mehr so gefährlich mit dem Sauern, es ist nicht mehr so heiß. Ich denke, so eine Woche lang könne man die Sache schon behalten.

Selbe Nacht war dem guten Pfarrer gar wunderlich, er wußte nie recht, wache oder schlafe er. Aber wachend oder schlafend war es ihm, als sei er im Paradiese. Bald tanzte er mit der Eva, welche aber Bethi vollkommen glich, im Grase, bald betete er mit dem Adam und der Adam hatte einen grauen Bart wie der alte Klaus, bald flog er mit der Großmutter durch den Himmel, dann kam der schwarze Schnauz, bellte sie an, daß sie das Fliegen vergaßen. Und der Schnauz war eigentlich nur der Chorrichter, der mit ihnen spazieren fliegen wollte; plötzlich zog ihn eine Hand beim Bein und er hörte eine Stimme: Herr Pfarrer, soll ich den Kabis wärmen? Kurz der Herr Pfarrer verlebte eine wunderbare Nacht, wie sie zuweilen kommen, wenn man Unerwartetes erlebt und vor Schlafengehen es nicht ordentlich verarbeiten kann.

Am Morgen, als die Sonne ihm in's Bett schien und er wirklich glauben mußte, er wache, war ihm noch gar dämmerig im Kopfe, aber gar nicht übel. Er dachte, es sei ihm curios, aber er wollte, es wäre ihm immer so. Als seine alte Marei ihm den Kaffee brachte, hatte er gute Lust, sie in Arm zu nehmen und mit ihr zu tanzen, so spaßig war ihm zu Gemüthe. Dann ward ihm wiederum sehr ernst, wenn er an den Klaus dachte und sein Gebet über denselben. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und begann zu studiren. Er wußte, was er den nächsten Sonntag predigen wollte, er warf einzelne Gedanken auf's Papier, er blätterte

nach einem Texte, dann fuhr er plötzlich auf und sah nach der Hausthüre, er glaubte, es habe geklopft und draußen stehe ein Bewohner der Speckseite, vielleicht gar die — Großmutter, mit welcher er durch den Himmel spazieren geflogen. Ein andermal legte er die Feder sinnend hin, blies die Wolken aus seiner Pfeife sanft und leise von sich weg und dachte, wie es wäre, wenn er in der Speckseite den Mittagstisch nehmen würde. Daraus entstunden drei richtige Urtheile: erstens hätte Marei desto länger an seinem Kabis; zweitens hätte er nach diesem mäßigen Spaziergange mehr Appetit zum Essen, und drittens würde durch den Heimweg die Verdauung gefördert, es wäre also das probateste Mittel gegen den Unterleib. Mit Schnauz, dem einzigen Hinderniß, glaubte er so bekannt werden zu können, daß er ihn passiren ließe, und besonders freue er sich, sagte er sich, mit der Großmutter näher bekannt zu werden nnd von ihr mehr zu lernen, als von manchem Professor der praktischen Theologie. Wenn aber junge Herren für Großmütter glühen, sitzt zu deren Füßen meist eine hübsche Enkelin.

Der Tag verstrich, es kam niemand, aber am Abend klopfte es, aber es war nur der Chorrichter. Es freut mich, sagte der Pfarrer, aber es müht mich, daß ihr selbst kommt, hättet ihr mir nicht jemanden schicken können; ihr hättet doch wohl jemanden gehabt, der das hätte verrichten können? Er hatte auf der Zunge, den Jemand näher zu bezeichnen, wahrscheinlich war es die Großmutter, doch unterließ er es. Herr Pfarrer, sagte der Chorrichter, es ist curios mit Klaus, er ißt und trinkt, was man ihm giebt, aber er spricht nichts, er sitzt da und thut, als ob er sich keiner Sache besonders achte, während er sonst überall herumfuhr, nichts und niemand vor ihm sicher war. Es ist allweg etwas mit ihm vorgegangen und die Mutter meint, wenn ihr die Mühe nehmen wolltet, morgen oder übermorgen hinauszukommen, könntet ihr vielleicht etwas von Klaus vernehmen, etwas an

seiner Seele machen. Das wäre eine große Gnade Gottes, wenn der arme Klaus in dem Hause, wo er all sein Geld und Sachen verloren, zu Gottes Glück und Segen für seine Seele käme.

Der Pfarrer fand Klaus anscheinend gesund, aber still. Er konnte reden, denn einzelne Worte brachte man von ihm heraus, aber mehr nicht, und diese Worte waren ganz verständig. Er hörte dem Pfarrer aufmerksam zu, und wenn derselbe mit ihm betete, so faltete er die Hände, doch so, als sollte es niemand merken. Als der Pfarrer fort war, setzte sich die Großmutter zu Klaus und wollte mit ihm reden. Sie frug ihn allerlei aus ihren jungen Jahren, aber er gab ihr keine Antwort. Da wollte sie geistlich mit ihm reden, er aber nahm einen langen Stab und ging weit von ihr weg. Der Pfarrer kam alle Tage und Klaus öffnete ihm die Ohren, faltete, daß es niemand sehen sollte, die Hände, aber das Herz öffnete er ihm nicht. Da sah man auch, daß er, wenn der Pfarrer länger nicht kam, ungeduldig wurde und viel nach dem Weg hinsah, woher er kommen mußte.

Als die Tage bald um waren, daß Klaus um ein Haus weiter sollte, sagte der Pfarrer: Chorrichter, wie wäre es, wenn Klaus nicht weiter müßte, sondern ihr ihn behieltet einstweilen. Er ist so still, flucht nicht, plagt niemanden und was er ißt, ist so viel nicht zu rechnen, am besten kann ich hier wohl zu ihm kommen, und was aus diesem Zustand werden soll, weiß Gott. Herr Pfarrer, sagte der Chorrichter, wir haben schon mit einander gesprochen und es ausgemacht, daß er einstweilen bei uns bleiben soll. Es wäre ja gottlos, ihn weiter zu schicken, wo doch Gott es zeigt, daß es mit Klaus anders werden soll. Er soll bei uns bleiben, damit wenn's Gottes Wille ist derselbe nicht im Laufen sterben muß, sondern ruhen kann und im Frieden scheiden, wenn Gott es will. Das ist brav, sagte der Pfarrer, das wird Gott euch lohnen. Wie er will, sagte der Chorrichter, Gotteslohn

darf man nicht verschmähen, aber den Weltlohn begehr ich nicht.

Von wegen dem Klaus war ein großes Gerede in der ganzen Gemeinde. Kein Mensch, hieß es, sehe das dem Pfarrer an, was er für ein mächtig Wort habe, hätte man sich doch bald an ihm versündigt und für einen Züttel ihn gehalten. Von selber Zeit an war er in großem Respekt und man nahm ganz anders vor ihm den Hut ab als früher. An einem Morgen spazierte er vor dem Hause, dachte daran, was er diesen Nachmittag wieder mit Klaus beten wolle, und nahm sich vor, wie mit einem Hammer an dessen Herz zu schlagen, daß es aufspringen müsse und er sehen könne, was darin sich rege und bewege.

Wie er so tief daran dachte, rief es hinter ihm: Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, daß es dem Pfarrer durch alle Glieder fuhr, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen oder ein Zitteral. Als er sich umdrehte, stand Bethi vor ihm ganz athemlos und ziegelroth von raschem Laufe. Großmutter sendet mich, läßt guten Tag wünschen und bitten, schnell zu kommen, Klaus hat gesagt, man solle es thun. Der Pfarrer war höflich, sagte zu Bethi: Komm herein und warte, ich komme mit dir, sobald ich Schuhe an den Füßen habe. Aber Bethi sagte: Verzeiht, ich muß alsbald fort, die Großmutter hat es befohlen, wir sind alleine daheim. Lebt wohl unterdessen, und husch fort war das Bethi wieder. Das mühte den Pfarrer sehr und hinderte ihn ordentlich, an den Klaus zu denken. Er dachte, was er doch dem Mädchen zuwider gethan, daß es so vor ihm laufe, überhaupt so wortkarg gegen ihn sei und sich nicht mehr vor ihm sehen lasse, als es müsse. Er thue doch alles Mögliche, was er von Höflichkeit wisse. Es sei ein Unglück, wenn man sich an Gesellschaft nicht gewöhnt, da könne man hundertmal fehlen, ehe man es einmal merke. Es sei ihm so leid, daß er es gerade hier nicht getroffen, das Bethi sei so ein lieb Kind,

wie er noch keins gefunden, es könnte doch wohl etwas artiger mit ihm sein. So dachte der Pfarrer und hörte nicht, wie Marei hinter ihm her rief: ob er zu Mittag wieder heim komme oder nicht? Nun, wenn er nicht antworten möge, könne er seinethalben den Kabis kalt essen, brummte Marei. Sobald der Pfarrer die Speckseite sah, sah er auch die Großmutter vor derselben stehen, neben ihr Bethi, offenbar ihn erwartend. Sobald man ihn sah, verschwand Bethi im Hause, die Großmutter aber kam ihm langsam einige Schritte entgegen. Verzeiht, Herr Pfarrer, daß ich euch so früh plage, aber es ist mir himmelangst. Das Meitschi und ich sind allein daheim, Johannes, die Frau und Magd sind früh fort zum Reiben, die Knechte in den Wald, und als das Meitschi dem Alten das Frühstück bringen wollte, weil er lange nicht kam, sagte er: Mag nicht essen, der Pfarrer soll kommen. Ich schicke das Meitschi alsbald und gehe zu Klaus, will mit ihm reden, aber kein Wort hätte er mir geantwortet, aber es schnellt ihn gar seltsam, und er hat die Hände zusammen und er brümmelet mit den Lippen, als ob er bete. Ich glaube der Tod ist da, so ganz ung'sinnet.

Als der Pfarrer zu Klaus kam, war er noch so, wie die Großmutter gesagt hatte, er saß auf seinem Bette mit gefalteten Händen. Der Pfarrer fragte ihn, wie es ihm gehe, ob ihm was fehle, er was begehre? Beten, Pfarrer, sagte Klaus mit dumpfer Stimme. Da betete der Pfarrer vom Wandel auf Erden und der Flüchtigkeit der Zeit, von der Sündhaftigkeit der Menschen und der Gnade Gottes, und wie Alle Sünder seien, aber die Gnade Gottes mächtig und groß genug für Alle, welche die rechte Reue hätten und das rechte Verlangen nach der Vergebung, die Liebe, welche allen Schuldnern vergiebt, ein Herz von der Welt gelöst und versöhnt mit Gottes Walten und seiner Gerechtigkeit. Er betete vom armen Klaus besonders, wie Gott ihm doch vergeben solle, er habe eine schwere Buße so lange getragen, und

wenn seine Reue nur kurz sei, so sei sie doch tief, sie sei wie des Schächers am Kreuz, er sehe ein, daß er in seiner Pein gewesen um seiner Sünden willen, jetzt verlange er nach des Vaters Reich. Es solle ihm Gott die Gnade widerfahren lassen, daß er hier, wo er geboren worden, sein Haupt zur Ruhe legen dürfe als ein müder Pilgrim, der aus weiter Fremde heimgekehrt hier das Ziel seiner Reise gefunden. Das solle Gott ihm thun um dessentwillen, der am Kreuze zum Schächer gesagt: Heute sollst du mit mir im Paradiese sein.

Da hob Klaus die Hände auf, warf einen großen Blick auf den Pfarrer, athmete tief auf, ließ den Kopf sinken und war todt. Das ist von Gott, sagte die Großmutter und trocknete die Augen, und Bethi trocknete sie auch, aber draußen, wo sie gehorcht. So war doch an Klaus Todtenbette gebetet und geweint worden, das hätte noch vor wenig Wochen niemand geglaubt, und geweint und gebetet wird noch an gar manchem Todtenbette ganz anderer Leute nicht.

Wir haben Ursache, Gott zu danken und zu loben, sagte die Großmutter, daß er den Armen zu sich genommen. Aber ich bin in Verlegenheit, wir sind alleine daheim, ich bin unbehülflich, Bethi sollte die Haushaltung besorgen, noch zum Vieh sehen, es mag geben was es will, wissen wir uns nicht zu helfen, und jemand sollte auch bei dem Todten bleiben oder wenigstens nicht weit von ihm. Wenn der Herr Pfarrer bei uns bleiben würde, bis der Sohn heim kömmt, er würde uns einen großen Dienst leisten und zum Troste sein. Ich will nicht sagen, daß ich mich fürchte, aber es ist mir doch lieb, wenn jemand da ist. Es geht vielleicht bis über Mittag, aber dann nehmt ihr bei uns vorlieb. Gar gerne, sagte der Pfarrer, wolle er da bleiben. Es wäre ihm auch so, wenn er alleine bleiben müßte. Seinetwegen solle sich aber Bethi nicht Mühe machen, er möchte ihm nicht lästig fallen als das tägliche Brod, daß es erschrecken müßte, wenn es ihn von

weitem sehe. O Herr Pfarrer, sagte Bethi, wenn ihr wüßtet, wie das mir keine Mühe ist und wie gern ich's thue. Aber fort war es wieder, ehe der Pfarrer weiter zu Worten kam.

Eine große Verwunderung ergriff den Chorrichter und seine Frau, als sie nach Hause kamen, und dann weit umher Alle, welche von diesem unerwarteten Tode hörten. Wie es üblich ist, kamen Viele, den Todten zu sehen, und Alle wunderten sich über sein Gesicht. Auf demselben war Ruhe und Frieden, wie während seinem Leben nie dort gesehen worden. Man konnte wirklich glauben, als die Seele aus dem Leibe geschieden, sei sie mit Gott und Menschen versöhnt gewesen und habe als Zeugniß diese Zeichen zurückgelassen. Das ergriff die Menschen, und es ward beschlossen, daß Alle, bei welchen er im Umgang gewesen, ihm das Geleite geben sollten zur letzten Ruhestätte, als Zeugniß, daß auch sie ihm vergeben, mit ihm zufrieden seien und wünschten, daß auch er mit Allen zufrieden sei und vergeben hätte, was man ihm im Unwillen gesagt und gethan.

So geschah es auch, und der arme Klaus erhielt ein großes Leichengeleite, fast als ob er noch der reiche Klaus gewesen wäre, und wenn es nicht so groß war, so war jedenfalls der rechte Sinn am Grabe mächtiger jetzt, als er gewesen wäre vor Jahren am Grabe des reichen Klaus. Der Pfarrer mehrte diesen Sinn durch sein schönes Wort in der Kirche, wo er über Gottes Glück und Segen und über Gottes Geist und Gnade sprach. Man vergaß es dort lange nicht, wie nöthig man das hätte für Leib und Seele, im Leben und im Sterben, für Zeit und Ewigkeit.

Seit der Zeit war der Pfarrer auf der Speckseite wie daheim. Er hatte die Worte Bethis: o Herr Pfarrer, wenn ihr wüßtet, wie gerne ich es thue, nicht vergessen, sie hatten ihm so weich und schön geklungen, wie er noch keine Worte gehört. Er frug noch mehr als einmal Aehnliches, und wie

ein Wort das andere gibt, frug er auch: Bethi, ist es dir nicht zuwider, wann du mich kommen siehst? Gäll, Bethi, du siehst mich lieber gehen als kommen. Und wie Bethi immer weicher und schöner sagte: O, Herr Pfarrer, wie könnt ihr so von mir denken, wenn ihr wüßtet — wie es die Großmutter erfreut, wenn ihr kommt, ihr würdet sicher nicht so reden.

So ging es mit Fragen, bis der Pfarrer einmal fragte: O Bethi, wenn du wüßtest! wie lieb du mir bist, wenn ich nur wüßte, ob ich dir lieb wäre? O Herr Pfarrer, antwortete Bethi, wie könnt ihr doch fragen? So ging Fragen und Antworten immer weiter, bis Bethi zu der Antwort kam: Ach Herr Pfarrer, vexiret nicht. Später sagte der Pfarrer: Aber denk, ich bin arm, habe noch Schulden vom Studiren her, und du bist ein reiches Mädchen, was wird der Vater sagen? Später sagte der Vater: Herr Pfarrer, an Gottes Gnad und Segen ist alles gelegen. Arme werden reich und Reiche arm, und ärmer als ihr war ich, und vergessen hab ich's nicht. Und hätte ich es vergessen, die letzten Wochen und euere Worte hätten daran mich gemahnt. Eine Fügung Gottes hat uns zusammengeführt, ich freue mich derselben und danke Gott dafür.

Die größte Freude hatte die Großmutter. Sie meinte, Gottes Wege seien wunderbar und seine Rathschäge unerforschlich. Welchen Segen und welche Gnade der alte Klaus am Ende in diesem Hause noch finden und zugleich auch in dasselbe bringen werde, daran hätte kein Menschenkind gedacht und keins es geglaubt, wenn man es ihm vorausgesagt. Darum liebe Kinder, sagte sie und legte ihre Hände auf Bethis und des Pfarrers Häupter, vergeßt es nie: an Gottes Segen ist Alles gelegen, und wo Geld und Sachen genug sind, aber seine Gnade nicht, da steht das Haus auf Sand und alle Habe ist wie Sand, wenn der Wind darein bläst. Bleibt demüthig vor Gott und Menschen, dann haben Gott

euch lieb und Menschen, und euer Beispiel ist eine Predigt für's ganze Land von Gottes Gnad und Güte und wie denen, die ihn lieben, alle Dinge zur Seligkeit dienen müssen.

So sprach die Großmutter, und Gott schenkte ihr die Freude, zu sehen noch durch manches Jahr, wie ihr Segen in Erfüllung ging.

Ein deutscher Flüchtling.

Die Erzählung erschien zuerst in Nieritz' Volkskalender, Jahrgang 1851.

Conrad Haselmeyer ist ein ehrlicher Bürger und sein Weib Susanna eine noch ehrlichere Bürgersfrau. Beide beten und arbeiten, verdienen ihr täglich Brod im Schweiße ihres Angesichts. Frau Susanna, die einem kleinen Krame vorsteht, ist weit in der Runde bekannt als die ehrlichste Christenseele, die je mit Ellen, Maaß und Gewicht umgegangen. Das Städtchen, in welchem die Haselmeyer zu Hause sind, ist so um die Mitte Deutschlands herum, und wenn es auch nur ein klein Nest ist, hängt doch der Haselmeyer mit großer Liebe daran und hat einen Stolz auf sein Bürgerrecht, von welchem sich so ein Weltbürger in einer großen Stadt keinen Begriff macht. Diesen Stolz verlachen wir nicht, er ist rührend und, wie seltsam er sich geberdet, sein Kern ist schön. Es ist die Liebe des Kindes zur Mutter, es ist die Wurzel der alten Bürgertreue, der bürgerlichen Ehrenfestigkeit, welche es für eine der größten Sünden hielt, Namen und Ehre seiner Stadt zu verletzen. Der Haselmeyer sah so hoch auf den Bauer herab, als der Edelmann auf den Bürger, und das war dumm. Der Ausdruck, der deutschen Handwerksburschen in der Schweiz zu so vielen Prügeln verhalf: „du dummer Bauer,“ den hörte man nicht selten aus des Haselmeyers Munde. Dabei war er doch gut Freund mit vielen

Bauern, deren Lebensweise er größtentheils theilte, denn er besaß einige Grundstücke, einen Viehstand und legte selbst Hand an. Seine Frau war gar vieler Bauernweiber Freundin, mästete die besten Gänse, zog das beste Gemüse und beklagte sich oft bitterlich über ihren Haselmeyer, der ihr nichts darauf hielt, sondern fest im Glauben blieb, unser Herrgott hätte Kraut und Gras nicht für ehrliche Bürgersleute erschaffen, sondern für das unvernünftige Vieh.

Haselmeyer war ein geachteter Bürger, er wäre längst in den Stadtrath gekommen, wenn der regierende Bürgermeister und er nicht erklärte Feinde gewesen wären. Der Bürgermeister war Apotheker, Haselmeyer hatte einen Kram, beide waren also Concurrenten und pfuschten sich gegenseitig in's Handwerk. Der Apotheker verkaufte nicht bloß Ricinusöl, Latwergen, Pillen und Hofmannstropfen, sondern Lampenöl, Branntwein, Zucker und Kaffee, Schwefelholz, Zündhölzchen und Schuhnägel, lauter Artikel, welche der Haselmeyer auch hielt. Der Bürgermeister war ein stolzer, harter Mann, wen er haßte, verfolgte er auch. In der Theorie beim Biere war er äußerst liberal, dem entschiedensten Fortschritt ergeben. Er war entschieden der Meinung, man brauchte weder Fürsten noch Minister, mit einfachen Bürgermeistern führe man am einfachsten und das Land wäre am wohlsten dabei. Der Haselmeyer dagegen war loyal, liebte das Hergebrachte und die alte Zucht. Er haßte bloß Zölle und Mauthen, war übrigens der Meinung, wenn die großen Herren wüßten, wie die kleinen Herren es trieben, sie würden ihnen das Handwerk schön legen, und alles ginge besser.

Er hatte sechs Kinder und zwölfe wären ihm nicht zuviel gewesen. So lange man Arbeit und Essen hätte, solle man nicht über die Menge der Kinder klagen, sie seien eine Gabe Gottes und wohlgerathene Kinder der höchste Segen, meinte er. Was an ihm, that der Haselmeyer, schaffte Essen und Arbeit, hielt gute Zucht und sorgte für ihr Fortkommen nach

Verstand und Vermögen. Unter diesen Kindern war eines minder stark in den Gliedern, aber feiner im Kopf als die andern. Friedrich hieß er, Fritzle sagte man ihm. Er war der Mutter Schoooßkind, hing an ihrer Schürze, wenn sie Rosinen und Mandeln verkaufte, den Zucker, besonders den rothen, liebte er ebenfalls. Zuerst gab der Vater nicht viel auf ihn. Das Püppchen sei hier auf der Welt accurat, was Butter an der Sonne, sagte er. Solche Reden gefielen der Frau Haselmeyerin gar nicht. Haselmeyer, das verstehst du nicht, sagte sie. Wenn Fritzle nicht wird was Joseph unter seinen Brüdern, so will ich nicht mehr Madame Haselmeyerin heißen. Sie hatte Recht, der Haselmeyer änderte seine Ansicht. Fritzle ward ein Licht in der Schule, ein famoser Kerl, sagte der Haselmeyer, der soll mir was werden, was Anderes als ich. Der soll mir einmal des Bürgermeisters rothen Schnabel blau machen. Es setzte sich bei dem Haselmeyer der Vorsatz fest, sein Fritzle müsse Apotheker studiren, und was einmal in seinem Kopfe war, das war drinnen. Er hatte es wie viele Väter, erstlich kam es ihm allgemach, als sei sein Fritzle bereits schon das, was er aus ihm machen wollte, und zweitens redete er von Fritzle, als ob der gar keine Ohren hätte: was der Fritzle für ein Hauptkerl sei, wie in allen vier Welttheilen über keinen solchen die Sonne scheine. Aber Fritzle hatte für Lob und Ruhm ausgezeichnete Ohren, wie überhaupt alle Jungen, übrigens auch Erwachsene, und nichts wuchert üppiger als solche Ruhmrednerei in alten und jungen Köpfen. Fritzle träumte sicherlich ungefähr wie Joseph, aber er erzählte seine Träume nicht, denn er fürchtete Schläge und vor solchen hatte er großen Respekt. Er war einer von den unglücklichen Jungen, welche überall gehätschelt werden, weil sie zahm sind von Natur, wenig Ungemach verursachen, daher Ausbünder aller Tugenden scheinen.

Der Haselmeyer hatte Verbindungen in einer größern Stadt, woher er seine Waaren bezog, denn vom Bürger-

meister hätte er nicht um einen Kreuzer gekauft, wofür er an jedem andern Orte einen Batzen hätte zahlen müssen. Viele Jahre durch hatte der Haselmeyer einem dortigen Geschäftsfreund von seinem Fritzle und seinen Projekten erzählt; der Geschäftsfreund hatte mit staunendem Gesichte zugehört und allemal versprochen, sich des Fritzle anzunehmen, als ob er sein eigen Kind wäre, und der Haselmeyer hatte diesem ganz ehrlich geglaubt. Der gute Kleinbürger wußte nicht, wie klein das Herz eines Großstädters ist, und wie so einem, je mehr er die Geschäfte liebt, um so weniger an den Menschen gelegen ist. Der Haselmeyer ward dann nicht müde, daheim zu erzählen, wie gut er dem Fritzle gebettet, wie alle Leute begierig seien, den Fritzle zu sehen, und die große Stadt voll guter Freunde für Fritzle sei.

Apotheker ist an sich keine Kleinigkeit, nur bis man den Teufelsdreck in allen feinen Sorten gehörig studirt und durchgekostet hat, will es was sagen. Für einen Jungen aber, der sein Lebtag an der Mutter Schürze gehangen, den Zehnten von allen Mandeln, Rosinen und sonstigen guten Dingen, die durch der Mutter Hände gingen, bezogen, ist's keine Kleinigkeit, unter fremde Leute zu kommen. Und endlich Einer, der aus einem kleinen Neste in ein großes kommt, hat ja jedesmal viel auszustehen, besonders im ersten halben Jahre. Fritzle's Abschied war sehr schmerzlich und sehr naß und die erste Zeit in seiner Lehrzeit sehr sauer und herb. Der Prinzipal hatte ein größeres Geschäft und spielte eine ziemliche Rolle in Kaffeehäusern und öffentlichen Angelegenheiten, die Frau Prinzipalin glich auffallend einer Pfefferbüchse, stellte nebenbei gerne viel vor, aber nicht gerne viel auf, wie es übrigens noch viele Damen und andere Prinzipalinnen haben sollen. Das übrige Personal glich allem übrigen Personal in ähnlichen Geschäften. Friedrich, so hieß er jetzt, glaubte Unerhörtes zu erleben, es war jedoch nur das Gewöhnliche, was die Meisten durchmachen müssen. Er ward nun gehän-

selt statt gehätschelt, mußte sich fast die Arme abklopfen im Mörser, mußte Kräuter, Katzendreck, Taubenmist, Schwalbenfedern, Mäusekügelchen sortiren, in's Feuer blasen, Latwergen rühren, Pillen drehen, Gerüche verschlucken, die ihm das Innerste im Leibe umdrehten. Friedrich war steinunglücklich. Wenn nicht der Bürgermeister im Hintergrunde, des Vater Haselmeyers knochigte Faust im Vordergrunde gewesen wären, in den ersten Wochen wäre er davon gelaufen. Friedrich hatte wirklich ein gutes Herz. Daß ihn niemand lieb hatte hier, that ihm am meisten weh, und das konnte er lange nicht überwinden, wenn auch das andere sich bald gab. Nach und nach gewöhnt man sich an alles in der Welt, und mit einem Lehrburschen bessert es sich jedenfalls auffallend, sobald unter ihm ein neuer Lehrbursche eintritt, der nun statt seiner kujonirt wird und den er kujoniren helfen kann. Man glaubt gar nicht, wie diese neue Stellung den ältern Lehrburschen frisch macht und ihm das Gemüth erleichtert.

Es trat noch ein anderer Umstand ein, der dem Personal seine Existenz bedeutend angenehmer machte. Der Prinzipal kümmerte sich um seine Untergebenen immer weniger, er war ein sehr freisinniger Mann. Wenn seine Leute nur nicht zu tief in die Flasche sahen, nicht in die Kirche wollten, nicht lange Finger hatten, so sagten Prinzipal und Provisor wenig. Die Hauptaufsicht sollte der erste Gehülfe führen. Bei Tische sprach der Prinzipal wenig und bloß mit der Frau und dem ersten Provisor oder Gehülfen. Diese drei hatten einen politischen Glauben, waren Republikaner vom reinsten Wasser. Vom ersten Gehülfen pflanzte sich der Republikanismus nach unten fort und ward durch dasige Preßfrüchte genährt. Der zweite Gehülfe war aber noch viel freisinniger als sein Oberer, sein Republikanismus ging weit über jeden andern hinaus, war so gleichsam ein chemisches Product von allem Unsinn, welcher je in der Welt existirt hat. Er operirte stark nach unten, half ebenfalls mit Schriften nach, fand größern Anklang

und um so größern, je tiefer er kam, größern bei den Handlangern und Stößern als bei den Lehrbuben und dem Hausknecht. Wenn der Prinzipal darum gewußt hätte, der zweite Gehülfe hätte spazieren können, denn wenn nach seiner Meinung auch alle Fürsten herunter sollten, so meinte er deßwegen nicht, daß er nicht Prinzipal bleiben wolle. Friedrich war Republikaner von der Schule her. Der Lehrer hatte geschwärmt für die Republiken der Alten, und wenn er ihnen so begeistert erzählte, welch lustig Leben der Alcibiades geführt, und wie herrlich man bei Lucull gespeist, so war den Jungen das Wasser im Munde zusammen gelaufen, sie konnten die Beine nicht stille halten unter dem Tische, und wenn sie das Wort Republik hörten, stieg es ihnen in die Nase wie von Gebratenem und Gebackenem. Friedrich stellte sich so eine Republik vor wie das Schlaraffenland oder das tausendjährige Reich voll lauter Herrlichkeit, die dann niemand dem Volke wegfresse, weder Fürst noch Pfaff, weder Graf noch Soldat. Friedrich that wild, wenn er von diesem sprach, aber er meinte es nicht bös. Indessen kann man sich in eine Gedanken- und Vorstellungsweise hinein reden, daß man wirklich meint, es sei so und alles sei bitterer Ernst. So erzählt man sich z. B. einen ganzen Abend hindurch Gespenstergeschichten. Wenn man anfängt, weiß man, daß es keine Gespenster giebt, und jeder sagt, er habe nichts erfahren. Wenn man endlich aufhört mit Erzählen, sieht man die Welt voll Gespenster, schlottert innerlich und äußerlich, darf den Fuß nicht vor die Thüre setzen aus Furcht, auf eines zu treten und dann aufzuschwellen dicker als das Heidelberger Faß.

So schwatzten sich die guten Jungen die Zungen dick über des deutschen Volkes unerträgliche Fesseln, sein himmelschreiend Elend, daß sie wirklich darob weinten und die Haare ihnen zu Berge standen. Sah man aber genauer nach, so war den guten Burschen wirklich kein anderes Elend bekannt, als das, welches erstlich von der Frau Prin-

zipalin stammte, welche ihnen heillos zähes Fleisch, altbackenes Brod auftischte, und zweitens vom Herrn Prinzipal, der Arbeit forderte und ihre Freiheit beeinträchtigte, indem er nicht wollte, daß sie zu jeder ihnen beliebigen Stunde in den Straßen herumliefen.

Ja, es giebt vieles, kleines und großes Elend in der Welt, das ist nur zu wahr, ja, es giebt viele schlechte Menschen in der Welt, hoch vom Throne weg bis in die Spitäler hinunter, in Monarchien und Republiken, Menschen und Elend, über die jeder Menschenfreund und Christ blutige Thränen weinen möchte; aber diese guten Bursche kannten das wahre Elend nicht, kannten noch viel weniger die Wurzel alles wirklichen Elendes. Je weniger diese guten Bursche das wirkliche Elend kannten, sondern nur das gemachte und angemalte, desto leichter schien es ihnen, demselben radical abzuhelfen. Hörte man sie, so hätte man glauben sollen, dasselbe sei in wenig Wochen total weggeräumt und Deutschland zum leibhaftigen Schlaraffenland umgeschaffen. Man konnte sich nur wundern, warum die Deutschen so dumm gewesen, etwas so Leichtes nicht längst abzuthun. Wer von ferne nun Gedanken dieser Art merken ließ, dem machte man sehr mißtrauische Augen, stichelte auf Aristokraten und Jesuiten und setzte vielleicht hinzu: an solcher Verdummung seien die Pfaffen schuld, welche die Augen zugehalten und alle Thatkraft mit der Hoffnung auf das ewige Leben gleichsam verpetschirt gehabt. Alle Tagesphrasen und die obschwebenden Knallworte hatten die Leute trefflich los. Friedrich hatte ein geübtes Gedächtniß, und der Prinzipal, freisinnig und bemüht, ein naturwüchsiger Volksmann zu sein, erlaubte seinen Leuten zuweilen Zusammenkünfte und Versammlungen zu besuchen. Ja er zeigte sich zuweilen selbst in ihrer Begleitung, was immer einen ungeheuer günstigen Eindruck auf das Volk machte, aber nicht auf die Frau Prinzipalin.

Diese rechnete sich nicht zum Volke, war über die Jahre

des Schwärmens hinaus, war längst emancipirt, so weit sie es nöthig fand, hielt auf ihr Geld die Hauptstücke, nicht auf des Volkes Gunst; diese hudelte ihren Ehegemahl nicht schlecht aus, daß er seine eigenen Leute zum Nichtsthun und zum Hochmuth verleite. Er werde es erfahren, was das lohne, prophezeite sie ihm. Frau, das verstehst du nicht, auf die Höhe der Zeit kannst du dich nicht erheben, antwortete dann wohl der Eheherr. Bist immer der gleiche Strohkopf, Carl, antwortete die Frau. Was willst du mit dieser Höhe anfangen, wenn der Beutel leer ist und das Geschäft ruinirt.

Freilich erhob es das Bewußtsein der Jungen ungeheuer, wenn sie im Begleit des Prinzipals in einer Versammlung erschienen und die Redensarten von Gleichheit und Brüderlichkeit, von Gesinnungstüchtigkeit und Deutschlands Einheit in ihre Ohren donnerten. Sie stellten sich Deutschland vor als einen ungeheuern Tisch, bedeckt mit dem besten Essen und Trinken, und alle Deutschen dran herum zugreifend jeder nach Belieben, ohne daß eine schäbige Prinzipalin ihnen vorlegte. Wenn die Redner sie Brüder nannten, wenn sie zum Wohl des Vaterlandes die Hände aufheben, welterschütternde Beschlüsse konnten fassen helfen, da kamen sie sich groß vor, sehr groß. Aber noch viel größer kamen sie sich vor, wenn sie dachten, da oben könnten sie selbst auch wohl sprechen, sobald es ihnen beliebe. Was ihnen doch einstweilen noch nicht beliebte. Nach solchen Tagen wurde zuweilen der Stößer, der im großen Mörser sich abarbeiten mußte für zehn Groschen per Tag, schwierig. Er sei kein Hund, sagte er, und was ihm die Brüderlichkeit helfe, wenn er für zehn Groschen sich todt schaffen müßte, während der erste Gehülfe für einen Thaler so viel als nichts thäte und der Prinzipal gar nichts, als den Herrn spielen im Kaffeehaus. Ja sogar dem guten Friedrich begann es zu tagen, wenn er Abends hüten mußte, einen ganzen Sonntag kein Bein in's Freie setzen durfte,

während die Welt sich lustig machte und ihr halbes Haus im Theater saß und Opern schmauste. Das Theater repräsentirte ihm so gleichsam den Himmel, es ging ihm noch über die Freiheit. Er dachte an die Republikaner in Athen und Rom, denen das Theater, und zwar mit lauter Freibillets, auch Alles in Allem war, das Wichtigste in der Republik. Seine Besuche des Theaters waren die Lichtpunkte in seinem dunkeln Leben, gerade wie seiner Mutter Würste und geräucherte Gänsebrüste. Andere saßen alle Tage in diesem Sternenhimmel und er so selten! War das Gleichheit, war das Brüderlichkeit, war das nicht himmelschreiend? Inwendig machte er aus, das müsse anders werden. Wenn mal die Tyrannen im Grase lägen, müßten die Theater offen sein tagtäglich, unentgeltlich für jedermann, wie es in Rom und Athen gewesen, wie ihnen der Lehrer gesagt.

Gerade als der Ofen so recht geheizt war und die Ideen herumflogen, wie die Fledermäuse, und sich den Leuten in die Haare hingen, wie gejagte Fledermäuse es pflegen sollen, ward Friedrich von seinem Vater besucht. Der Haselmeyer kam eigentlich nicht des Sohnes wegen, sondern um Schulden zu bezahlen und Einkäufe zu machen. Mit Papier wollte er nichts zu thun haben und mit Geschäftsreisenden noch weniger. Die seien zumeist noch schlechter als das Papier, pflegte er zu sagen. Auf diesen Besuch, der so regelmäßig kam wie die Leipziger Messen, freute sich Friedrich immer sehr, des Vaters und der übrigen Annehmlichkeiten wegen. So lange der Vater da war, hatte er Urlaub vom Prinzipal, was wirklich von einem Apotheker viel sagen will und von der Freisinnigkeit von Friedrichs Prinzipal einen günstigen Begriff erwecken soll. Der Vater that sich viel auf den Sohn zu gut, der Sohn noch mehr auf den Vater, der so splendid sich machte, d. h. seine Schulden richtig bezahlte, allenthalben gerne gesehen war mit seinem Geldsacke und manchmal flott traktirte und traktirt ward.

Friedrich hatte sich noch nie auf die Ankunft des Vaters gefreut wie diesmal. Friedrich lebte in einer großen Stadt, aber doch in einer sehr abgeschlossenen Welt, d. h. in Gesellschaft von Gleichgesinnten, das Leben kannte er nicht. Er war der leichtgläubigste Tropf, er glaubte alles, was die Gleichgesinnten ihm sagten, die grimmigsten Geschichten, die perfidesten Verläumdungen. Friedrich nahm eine Uebereinstimmung des Volkes in Bausch und Bogen an, er war glücklich in diesem Glauben, und deßhalb zweifelte er auch keinen Augenblick an der Stellung seines Vaters. Das waren seine glücklichen Stunden, wenn er erzählte, was der Haselmeyer, sein Vater, für ein Kerl sei und was das für ein Gewicht in die Schale legen werde, wenn einmal der Haselmeyer, sein Vater, an der Spitze seiner Leute daher käme. Als endlich sein Vater kam, konnte er kaum eine ruhige Stunde erwarten, um demselben mitzutheilen, von welchem Standpunkte er alle die großen Errungenschaften betrachte. Was der Vater für glückliche Augen machen werde, wenn er höre, wie sein Friedrich mitten in der Pastete sei, dachte er.

Na was da der Haselmeyer wirklich für Augen machte, als seinem Fritzle das Maul aufging! Und nicht bloß die Augen, sondern alle Löcher im Gesichte sperrte er auf, aber nicht aus Bewunderung, sondern aus Schreck und Zorn. Der Haselmeyer wollte von all dem Neuen nichts, wollte von der Brüderlichkeit und vollends von den Republikanern nichts wissen. Der Bürgermeister war ein eingefleischter Republikaner, führte das Volk an und hatte es einmal an den Haselmeyer gehetzt, eigentlich hinter dessen Kram, unter dem Vorwande, es sei möglich, daß der Haselmeyer mit schlechter Waare das Volk vergifte. Der Regierungsbeamte hatte den Haselmeyer geschützt und dieser einen soliden Begriff bekommen über den Nutzen einer guten Obrigkeit. Es giebt zweierlei Sorten von Bürgern, so recht hundsföttische, die sich bei jedem Fußtritt unterthänigst für die Gnade bedanken, und

hagenbuchene, welche so recht zäh' und kampfbereit über ihren Bürgerrechten wachen, wie eine Henne über ihre Küchlein. Die letztere ist die rechte Sorte, die andere lebet jeder Macht, öffnet für einen Thaler jedes Thor der Stadt und trägt dienstbeflissen die Leiter herbei, wenn man den Fürsten hängen will. Von der hagenbuchenen Sorte war der Haselmeyer. Die moderne Welt nannte diese Bürger ehedem Spießbürger, jetzt Zöpfe. Die Welt kennt oft den Werth der Dinge nicht, benennt sie aber richtig. Der Spießbürger schützte mit seinem Spieße Weib und Kinder, die Mauern seiner Stadt, stund ein für seinen Eid, führte nicht gräuliche Redensarten im Munde und lief nicht wie ein Hase nicht bloß vor jedem Manne, sondern auch vor jedem Hunde. Es käme mancher Stadt wohl, sie hätte noch viel Spießbürger, aber von der rechten Sorte.

Der Haselmeyer wußte darum, daß es zweierlei Meinungen gebe unter dem Volke, aber daß sein Fritzle von des Bürgermeisters Meinung sei, das hatte er nicht erwartet, und ein Esel nach dem andern quoll hervor aus dem doppelt geöffneten Maule. Friedrich, der wie gesagt über die gedoppelte Meinung im Volke nicht orientirt war, war bei des Vaters Donnerschlägen ganz wie auf den Kopf gefallen. Aber bald stellte sich das Bewußtsein, auf der wahren Culturhöhe zu stehen, wieder ein. Bekanntlich schweigt ein Kind auf dieser Höhe gegenüber dem Vater nicht. Zudem liebte Friedrich seinen Vater und glaubte dem Vaterland einen großen Dienst zu erweisen, wenn er einen solchen Mann auf die rechte Seite bringe. Er hielt dieses für eine ganz leichte Sache. Es habe bisher nur an dem rechten Jemand gefehlt, der dem Vater das richtige Verständniß beigebracht, dachte er. Eben so leicht glaubte der Vater mit einigen Himmeldonnerwettern den ganzen Spuck seinem Fritzle aus dem Leibe zu treiben. Sie ließen nun ihre Redensarten gegeneinander los, klopften sie sich gegenseitig an die Köpfe, als wären es

Knittel, aber die Köpfe wurden härter, nicht weicher. Friedrichs Politik bestund aus ungefähr anderthalb Dutzend Zaubersprüchen, die er vollständig inne hatte und aussprechen konnte zu jeder beliebigen Stunde, aber mehr daran machen konnte er nicht. Einen dieser Zaubersprüche nach dem andern ließ er auf den Vater los und schaute ihnen mit großen Augen nach, wie ein Schütze der Kugel, die er im Zwecke sitzen glaubt. Sah er verblüfft, daß der Spruch nicht sitze, sandte er baff einen andern nach und noch einen und schaute ihnen mit immer verblüffteren Augen nach. Wenn der Haselmeyer Friedrichs schönste Redensarten Eseleien und Dummheiten nannte, so behohnlächelte Friedrich des Vaters beschränkte politische Basis. Ihre Köpfe glühten immer zorniger. Der Vater konnte es nicht verwinden, daß so ein dummer Junge so hartnäckig ihm entgegenredete. Der Friedrich wollte es nicht ertragen, daß ein Mann wie er, eine Hoffnung des Vaterlandes, wie ein dummer Junge behandelt werde, ein Kind der neuen Zeit von einem alten Pinsel oder Zopf! Der Haselmeyer war nahe daran, handgreifliche Bekehrungsversuche zu machen, aber die Wirthin seines Gasthofes trat vermittelnd dazwischen. Endlich schloß der Haselmeyer die Verhandlung mit der Versicherung: Mit solchem Zeug im Kopfe kommst du mir nicht heim, bringst du mir solches, so klopfe ich es dir aus, so gewiß als ich der Haselmeyer bin.

Bald darauf traf eine prächtige Sendung von der Frau Haselmeyer ein, was sich an Schweinen und Gänsen Delicates denken läßt, war dabei, sammt einem kurzen Brief mit langen, langen Buchstaben. In demselben drückte Frau Haselmeyer bestmöglichst den Zorn des Vaters aus und die Warnung: sich ja von all dem gottlosen Leben zu bekehren, sonst schlage ihn der Vater todt, wenn er heim komme. Der Friedrich gerieth in edlen Zorn, warf den Brief zur Erde, trat mit den Füßen darauf und hielt eine schöne Rede über die Gewaltthaten der Reaktion und die auftauchende Tyrannei

der Zöpfe, kurz ganz so eine, wie er sie jüngst gehört hatte. Sie zog ihm großen Beifall zu. Stößer und Handlanger klatschten in die Hände, der Hausknecht sagte, er habe große Anlagen; bei ein wenig Ausbildung sei er befähigt für das Parlament.

Das Leben wurde nun feuriger, der Schwindel größer, die Arbeit um das tägliche Brod immer verhaßter. Als ein Feind des Volkes ward verschrieen, wer dazu anhalten wollte. Friedrichs Prinzipal war ungeheuer freisinnig, aber auch ungeheuer praktisch, und als das Unpraktischte von der Welt kam ihm vor, Menschen zu füttern und zu behalten, welche nicht arbeiten, sondern nur Skandal machen wollten. Er hielt dafür, er bewähre seine Gesinnung hinlänglich, wenn er selbst die Arbeit an den Nagel hänge, der Freiheit nachlaufe und durch den ersten Gehülfen seine Leute von den Ereignissen des Tages und dem Zustande des Pulses des Zeitgeistes in Kenntniß setzte und den Leuten erlaube, gelegentlich einmal öffentlich aufzumarschiren. Dieses genügte aber dem Personal je länger je weniger; über dem Essen wächst bekanntlich der Appetit. Mißvergnügen ergriff sie, zuerst bloß inwendig, dann wurde viel raisonnirt, dann wurde ihre Lage immer unerträglicher, der Ausbruch der Revolution täglich nothwendiger. Wenn man sie hörte, so ging es ihnen schrecklich, ihr Zorn war eben so gerecht als fürchterlich, man hätte glauben sollen, man stehe bereits bis an's Knie im Tyrannenblut.

Plötzlich hieß es, in Baden sei es los und ganz im Ernste. Die Nachricht faßte mit Himmelsgewalt, die Arbeit ließ man aus den Händen fallen, wer Beine hatte, der lief; es war ein Laufen, ein Reden ohne Ende und immer herrlicher. Da dieses gar nicht aufhören wollte, nahm es endlich der Prinzipal ernsthaft, ließ scharfe Worte fallen, es waren Funken in's Pulverfaß. Man hatte die freien Brüder so vielmal hoch leben lassen, daß man die Freiheit heiß in allen Gliedern und Adern fühlte.

Das Personal hatte gesagt: Wenn der Alte ein Wort sagt, so müssen Sie ihm antworten, Friedrich, Sie reden gar zu schön. Sagen Sie ihm: es habe die Stunde geschlagen für große und kleine Tyrannen, wir seien keine Hunde nicht, wir würfen kühn das Joch ab, freie Brüder seien wir, an's einzge Deutschland schlössen wir uns an.

Als nun der Prinzipal, als sie heim kamen, sie runter machte, trat zu dessen größtem Erstaunen der sonst so stille, jetzt angetrunkene Friedrich hervor und sprach: Schweig, Tyrann! Sclaven sind wir nicht, sondern des freien Deutschlands freie Söhne. Das Leben des Knechtes werfen wir hinter uns, wir gehen, wo deutsche Fahnen wehen, wo das Morgenroth der deutschen Freiheit auf den Bergen glüht, wo deutsche Schwerter blitzen, Deutschlands Söhne in Tyrannenblut die Schmach der Knechtschaft rächen. Leben Sie wohl! Adieu der Frau Prinzipalin, an einem andern Morgen sehen wir uns wieder. Friedrich schwenkte den Hut, ging ab, gerade wie er es im Theater gesehen, hinter ihm drein, wie er glaubte, die ganze Mannschaft. Aber die blieb drinnen, wurde tapfer abgekanzelt, ermahnt, dem Duckmäuser Friedrich nicht nachzufolgen und alsbald an die Arbeit zu gehen, der Stößer an den Mörser, die Handlanger hinter die Kräuter, der Lehrbursche zum Teufelsdreck, und sie gingen.

Friedrich machte große Augen, als er draußen allein war, als er wartete und niemand ihm nachkam. Er hatte glücklicherweise etwas im Leibe, was die Welt ihm rosenroth färbte. Gut, sagte er, daß die Spreu vom Waizen zu rechter Zeit geflogen. Zum freien Zuzug hatten sich noch Andere entschlossen, sie wurden von den, einstweilen wie es hieß, dableibenden Brüdern freigebig ausgerüstet. Friedrich wurde mit Jubel empfangen, mit dem Nöthigen reich versehen und bewaffnet mit einem kurzen Hirschfänger und einer schönen alten Jagdflinte mit Steinschloß. Friedrich war ganz glücklich. Da er vom Gebrauch der Waffen nichts wußte,

lehrten ihn seine Freunde laden, anschlagen und abdrücken. Das sei die Hauptsache, sagten sie, das andere gebe sich von selbst. Im Traume sah er von seinen Kugeln ganze Regimenter sinken in's Gras, dann sah er andere Regimenter laufen in's Weite aus Furcht vor seinen Kugeln. Half ihnen aber nichts, er sprang ihnen nach und schoß sie Alle mausetodt. In jubelndem Geleite zogen sie an einem schönen Morgen aus, und voll Jubel war Friedrichs Herz. Frei wie noch nie zog er in die schöne Welt zur großen That, ohne Prinzipal und ohne Prinzipalin, frei in seiner Begeisterung wie zu Sonntagsfreuden. Es bewegte wirklich den guten Friedrich ein höheres Wesen, aber es war wie der Traum, der durch eines Kindes Seele fährt, dem es keine Worte geben kann, wie schrecklich es auch schreit darüber.

Doch daß auf Erden kein reines Glück ist, erfuhr auch Friedrich. Eines plagte ihn sehr und zwar in seinen schönsten Stunden: er hatte keinen Bart, weder über dem Munde noch unter dem Munde! Er war ein schöner blonder Junge, er kam sich aber zu glatt vor mitten unter seinen bärtigen Gefährten, und manchmal nahm man ihn gar für ein Mädchen, was er bedenklich übel empfand. Die Reise war prächtig, sie wanderten wie weiland die Götter über die Erde. Sie wurden vom Volke auf den Händen getragen, verehrt, traktirt, gefahren, versteckt und geführt, wo es nöthig war. Es ging ihnen ganz anders als den Kindern Israel, die auf ihrer Reise so schmählich nach den Fleischtöpfen Egyptens sich zurück sehnten; nach dem zähen Fleische der Frau Prinzipalin fühlte er nie auch das mindeste Verlangen. Wenn ihm schon das Wandern etwas beschwerlich ward, besonders im Anfang, so tröstete ihn doch allenthalben der Empfang, den sie fanden und namentlich der zarte, blonde Friedrich. Ueberall umrauschten sie die herrlichsten Nachrichten: in Ungarn war die ganze russische Armee in einem Sumpfe ertränkt worden, darum herum hingen die österreichischen Armeen, gehängt an Bäumen,

in Italien war kein lebendig deutsches Bein, an den Todten nagten die Hunde. Preußen, Bayern, Würtemberger jagten ihren flüchtigen Königen nach, über den Rhein kamen die Franzosen wolkenhaft wie die Heuschrecken, im Herzen von Baden stunden hunderttausend Schweizerscharfschützen, vor denen keine Krähe in der Luft, keine Forelle im Wasser sicher waren. Wenige dumme Hessen und einige preußische Gliederpuppen stunden noch unter dem Gewehr, würden aber wahrscheinlich dem Volkszorn verfallen sein, so daß Friedrich oft dachte, wenn er nur noch frühe genug komme, nm einen lebendigen Preußen oder Hessen zu sehen. Das Papier der ganzen Welt faßte die Erzählungen von den Gräueln und der Feigheit der Feinde, den heldenhaften Thaten der Freunde nicht. Diesen Erzählungen glich nichts, als die Glaubensfähigkeit und Glaubenstüchtigkeit der jungen Republikaner; dieser kam nichts gleich, als allfällig der Appetit der Helden. Wie der Boden, auf den es drei Jahre nicht geregnet, Wasserbäche verschlucket, so glaubten Solche, welche seit Jahren allen Glauben von sich geworfen, alles. Wenn man ihnen gesagt hätte, die sämmtlichen Kirchthürme in Baden hätten Beine gekriegt, liefen mit Soldaten und Kanonen gespickt, ähnlich den Elephanten in Indien, den flüchtigen Preußen nach, sie hätten es geglaubt. Von den Helden des Tages wurden Wunder erzählt; wenn erzählt worden wäre, sie seien barfuß über den Rhein gelaufen, und jemand hätte daran gezweifelt, er wäre erschossen worden. Friedrich mochte gar nicht warten, bis er diese Helden, den großen Polen und die andern Lichter, vor Augen kriegte.

Je näher man dem Feinde kam, desto kühner wurden Friedrichs Gedanken. Als er das erste Mal dumpfen Kanonendonner hörte in der Ferne, da ward ihm ganz wunderlich, es ward ihm über's Herz so knapp, er wußte nicht, ob er warten sollte oder fliehen. Man übte sich jetzt fleißig in den Waffen, Friedrich konnte schon ziemlich laden. Da er eine

Jagdflinte führte, hatte er nicht Patronen, sondern Pulver und Kugeln besonders; auch mit grobem Hasenschrot hatte man ihn versehen, auf den that er sich besonders viel zu gut. Mit diesem wolle er die preußischen Muckergesichter pfeffern, sagte er. Es begegnete ihm aber noch zuweilen, besonders wenn er hitzig ward, daß er das Blei unten, das Pulver oben auf that, und dann ging's nicht los. Zog er dann den alten Schuß heraus und that einen neuen hinein, so dachte er wohl, wenn ihm das nur nicht passire, wenn Reiterei ansprenge, da möchte es doch wohl lange dauern, bis er fertig würde zum Schießen.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder, heißt es in einem schönen Liede, und manchmal blüht er kürzer und manchmal länger, aber die heiße Sonne vertragen die holden Blüthen nicht; und je näher sie dem Schauplatz, wo ihre Thaten geschehen sollten, kamen, desto heißer brannte die Sonne. Soldaten, Landwehrmänner oder Landstürmler, Freiwillige oder Freischärler mehrten sich, Häuser und Straßen wimmelten von Hungrigen und Durstigen, besondere Vorsorge war nicht getroffen, wer bei der Hand war und was hatte, sollte es hergeben. Die Bewohner wurden zurückhaltender, mißtrauischer, schwieriger, machten wenig Demonstrationen mehr zu Gunsten der Freiheit; sie merkten, daß sie auch ihr Unbequemes hat, und wußten nicht, wer am folgenden Morgen bei ihnen einrücke. Die Betten wurden rar für Gemeine, und wer nicht zuzugreifen verstund, lernte den Hunger kennen. Doch wenn in einem Hause eine Frau waltete und irgendwo noch ein ruhig Plätzchen war, kriegte es vor allen Bärtigen Friedrich der Unbärtige. Du meine Güte, was wird die Mutter sich kümmern um den armen Jungen, dachte die Frau, und um seiner Mutter willen sorgte sie für ihn mütterlich. Immer buntscheckiger, auch kriegerischer sah es aus; man fühlte das Ziehen des Wirbels alle Tage mehr, fühlte, wie man dem Trichter sich nahte, der alles verschluckt, was er erfaßt.

In's Feuer waren sie noch nicht gekommen, doch hatten sie es schon näher gehört. Es war eine Art von Stillstand in den kriegerischen Operationen, desto höher thürmten die fröhlichen Botschaften sich auf, desto fester wurden sie geglaubt, denn woher sonst die Zögerung? Hessen und Reichstruppen hatten sich aufgelehnt und gegen Frankfurt gekehrt, Bayern stand in voller Revolution, der Prinz von Preußen war erschossen, die Führer noch nicht entschlossen, ob sie mit dem Volksheer gegen Berlin oder Wien marschiren sollten. Es ward viel geredet von einem heiligen Kreuzzug der Völker gegen die verruchten Städte, wo die Ketten für die Völker geschmiedet würden. Eines Abends waren sie in ein Städtchen gekommen, dasselbe war voll Soldaten von allen Arten. Das Militär, gehörig organisirt, nahm gewöhnlich das Beste vorweg, für die Uebrigen sorgte selten jemand, und wenn schon der Wille da war, fehlte doch der Nachdruck und der Verstand. Viele ihrer Offiziere verstunden selbst nichts, die meisten waren von ihren Soldaten nicht gekannt, hatten keine Autorität, mußten eher sich befehlen lassen, als daß man sich von ihnen befehlen ließ. Die Freiwilligen oder Freischärler mußten sich selbst helfen, lebten auf eigene Faust, da ging es oft nicht sauber zu. Sie hatten daher auch einen großen Grimm auf's Militär, mit dem nichts sei, welches nur für den Sold fechte und keine Begeisterung hätte, während sie für die Freiheit fechten thäten und mit Begeisterung, und was für ein Unterschied sei zwischen Söldnern und begeisterten Freiheitshelden, wisse die ganze Welt, auf jedem Blatte der Geschichte könne man es lesen. Friedrich hatte einen guten Kameraden, älter als er und erfahrener in der Welt, einen angehenden Barbier. Mit diesem war er im Städtchen herumgelaufen, hatte etwas zu essen gesucht und Quartier. Ein solch Suchen mit müden Beinen ist peinlich. In einem Winkel fanden sie endlich zwei alte Mädchen, welche sich ihrer erbarmten und hergaben, was sie hatten, und ihnen ein gutes

Lager anwiesen. Aber vor dem Morgenroth fuhren die Kameraden empor aus ihren Träumereien. Schüsse krachten, Trommeln wirbelten, Vieh und Menschen brüllten, was sie in den Hals bringen mochten.

Wenn ein einfaches Fürio dem Schlafenden in die Ohren dringt, so kriegt er das Herz voll Angst, springt zämmefüßlige aus dem Bette, zieht die Hosen über dem Kopf an und das Hemd an die Beine, sieht die Fenster für die Thüre an und springt hinaus. Man denke sich nun die Angst und den Wirrwarr bei einem nächtlichen Aufwecken durch Trommeln und Schüsse, an einem unbekannten Orte und bei einer unerfahrenen Jugend! Wie Friedrich in die Kleider und auf die Straße kam, wußte er nicht. Schwarz war die Nacht, überall Lärm und das hintere Gäßchen, wie in kleinen Städten üblich, voll Löcher, Geräthe und Dünger. Friedrich stolperte vorwärts, verlor seinen Kameraden, sah ihn nie wieder, glaubte jeden Augenblick sich in der Feinde Hände, kam aber doch endlich in die Hauptstraße zu Freunden. Offiziere riefen und schrieen und wollten sammeln; es war ein fürchterliches Durcheinander. Wie das Gefecht stand, wußte niemand, man hörte schießen, das war der Wegweiser für die, welche das Feuer nicht liebten. Das Militär sammelte sich um's Kommando, wo es sich am sichersten wußte. Die Freien suchten das Freie, sie hielten es für irrationell, sich in einem Städtchen zu schlagen, wo der feige Feind sich hinter und in die Häuser verstecken konnte. Ist man einmal im Laufe, ist bekanntlich nichts schwerer als das Stillestehen. Draußen zottelte und keuchte die Masse weiter, so lange der Athem und das Schießen währte. Es schien kein ernstlicher Angriff gewesen zu sein, vielleicht ein zufällig Schießen, wie es oft angeht, man weiß nicht wie, besonders bei ungeregelten Massen, wo jede Partei sich angegriffen geglaubt. Als das Militär sich verlassen sah, verließ es den Ort ebenfalls, zog sich auf die Masse zurück. Jetzt kam das

Morgenroth, man begann sich zu ordnen; Friedrich merkte, daß er seine Büchse vergessen oder verloren. Nun, es war schon andern Leuten so gegangen, es fand sich ein ordentlich Ordonnanzgewehr für ihn nebst dem Bajonett dazu, das machte Friedrich kühn; wenn es nur bald vorwärts ginge, meinte er, er möchte wissen, was das für Kerls seien, welche so hinterlistig über das Volk fielen. Es war wirklich von Avanciren die Rede, auch die Meinung machte sich geltend, es seien Freunde gewesen und ein Irrthum vorgefallen, wie man viele Beispiele von Exempeln habe.

Da ward es Tag, man sah, daß es hinter Bäumen lebendig ward, eine Reiterschaar kam daher geflogen. Himmelsackerment, das sind Preußen, schrieen die Kundigen, das fuhr Einigen so stark in die Glieder, daß sich die Füße unwillkürlich zum Laufen hoben. Aber mit blanken Säbeln sprengten Offiziere durch die Menge, drohten mit Erstechen und mahnten, daß sie Deutschlands Heldensöhne seien. Friedrich glaubte, einer davon sei der große Pole Miroslavsky, der andere Held Siegel, und ward ganz tapfer im Gemüthe. Leider vernahm er, die seien es gar nicht. Der Miroschnapsky stehe auf der Seite und der Siegel weiter hinten; diese hier seien verfluchte Söldner, Verräther, welche das Volk an's Messer liefern wollten. Da ward das Mißtrauen groß, der Entschluß entstund, sich nicht wie Schafe auf die Schlachtbank liefern zu lassen. Unterdessen ward den Kommandos noch Folge gegeben, man ordnete sich, machte die üblichen Anstalten zum Gefecht. Auch der Friedrich war jetzt voll Tapferkeit, voll Zorn, redete gelehrt, wie alles auf eine gute Stellung ankomme und dieß die schlechteste von der Welt sei, und wie er nicht so weit hergekommen, um wie eine Kuh zu sterben.

So redete Friedrich in vollem Ernst. Die meisten Menschen kennen den Geist nicht, der aus ihnen redet, verstehen sich überhaupt schlecht auf Geister und zwar je länger je

weniger. Seine Rede fand Anklang und Widerspruch; da tönte dumpf ein Kanonenschuß, wie eine Schlange in hohem Bogen sah man eine Kugel über's Feld streichen. Fußvolk und Reiterei wurden sichtbar in der Ferne. Nun gab es eine Wendung in den Gemüthern, das Reden hörte auf, die Gesichter wurden bedenklich. Da donnerte es wieder, es sauste wunderbar, Bäume splitterten, ein Menschenknäuel stob auseinander. Zerrissen wälzten einige sich am Boden. Da schrie Einer mit schwarzem Barte und blassen Wangen, der die patriotischen Lieder machte und die Grablieder auf die Tyrannen: da könne man sehen, welche Bluthunde die Preußen seien, mit solchen Kanibalen habe er nichts zu schaffen, blutiger Rache und den schönen Tagen der Freiheit wolle er sein Leben bewahren. Darauf riß er aus. Weil es nun auch prasselte und die Erde zitterte von vielen Stößen, so stob es hinter ihm her, wie es stäubt, wenn der Wind durch die Tenne fährt. Da Friedrich gehört hatte, bei einer solchen Geschichte sei nichts gefährlicher, als der Letzte zu sein, so zögerte er nicht lange und vermied glücklich dieses Loos. Das badische Militär hielt Stand so lange als möglich und verlor dabei viele Leute.

Es ging Friedrich von da an schlimm. Er hatte keinen Kameraden mehr, kannte weder Steg noch Weg im Lande, kaum die Himmelsgegend, dazu Feinde ringsum, hinter ihm drein die höllischen blauen Husaren und er alle Augenblicke in Gefahr, in ihre Hände zu fallen. Gefangen zu werden, das war sein Schrecken, sein Gespenst. Sie, Friedrich, sagte ihm ein alter Kerl, der mitlief wegen der Kurzweil, denn er wußte sonst nichts anzufangen, Sie müssen sich melden als Arzt, Sie sehen, wie wir Mangel dran haben, und jeder Apotheker hält sich ja zehn Aerzte werth und jeder dreitägige Apothekerbursche pfuscht in's Prakticiren. Sie sind dann das Hundeleben los; auf die Aerzte wird erstlich nicht geschossen, dann bleiben sie bei den Kranken im Spital, von da können

sie sich nach Hause salviren, es kräht kein Hahn darnach. Der Mensch erschreckte Friedrich sehr, er sagte keinem Menschen mehr, daß er habe Apotheker studirt, daran war das böse Gewissen schuld. Er hatte oft und grimmiglich über den Prinzen von Preußen geschimpft und über alle Preußen in Bausch und Bogen gar schrecklich; dann dachte er, wenn die mich erwischen, dann hilft mir selbst Gottes Gnade nichts. Da ist der Friedrich, wird es heißen, der so über uns geschimpft hat, der Mordkerl! Na, den wollen wir dem Prinzen bringen, der wird ihn lehren nach Gott schreien! Was nun mit ihm werde vorgenommen werden, konnte er sich nie schrecklich genug denken und alle Tage dachte er sich's anders. Seine Phantasie arbeitete wie ein Pferd an den Schrecknissen, die seiner warteten, und wurde nie fertig. Zwischen durch dachte er an Vater und Mutter, und wenn er Nachts aus Furcht vor dem Feinde nicht schlafen durfte, kam ihm oft das Weinen an. Wenn der Tag wieder kam, ward ihm leichter um's Herz.

Je mehr das Brod fehlte, desto mehr fütterte man sich mit Siegesberichten. Den Preußen sollte es am Rhein ergangen sein wie Pharao am rothen Meere; die Ungarn stunden bereits hundert Stunden diesseits Wien. Im Oberland wollte man vereint mit Würtembergern und Schweizern die Feinde vernichten, daher alle Bewegungen eigentlich ein Vorwärtsretiriren seien. Heute erschoß man einen, der die Botschaft brachte, Miroschnapsky habe mit schweren Kisten sich davon gemacht und Struve auch nicht mit leeren Händen sich salvirt, als Spion und Aufwiegler. Morgen sprach man selbst davon, die Führer hätten entweder den Kopf verloren oder seien Verräther, verdienten das Erschießen. Uebermorgen war man wieder trunken von den schönsten Hoffnungen. Hecker kam daher mit großen Flotten voll Amerikaner und hinter ihnen her halb Frankreich, vom Münsterthurm in Straßburg sehe man es ganz schwarz daher kommen über die Bo-

gesen. Unterdessen saß man heute und morgen im Pech, hatte nichts im Auge, als sich so weit als möglich außerhalb des Bereiches preußischer Klingen und Kugeln zu halten, um sie desto schneller, wie es hieß, zwischen den Rhein und den Schwarzwald zu kriegen und dort zu zerquetschen. Nebenbei fluchte man über das Landvolk, welches nicht mitziehen wollte, über die Soldaten, welche durch unnützes Standhalten das Ende der Dinge übermüthig verzögerten. Aber die Führer wußten Rath, sie sagten, sie hätten einen geheimen Bund mit den Schweizern, die thäten aber nicht außer ihren Bergen fechten, kämen die Schaaren aber in die Schweiz hinein, die Preußen und andere noch, dann wollten sie sie pfeffern mit ihren Kugeln, kein Mann sollte davon kommen. Das Volk glaubte, was man ihm sagte, obgleich die Schaffhauser, welche man sah, eben nicht besonders brennbaren Stoffes schienen. Nun dachte man, der Struve mit dem Miroslavsky stünden bei Basel und stampften bereits Preußen wie Sauerkraut ein. Habe man die dummen Schweizer einmal im Feuer, so dringe man mit ihnen vorwärts und bringe ihre vieltausendjährige Freiheit über ganz Europa; die brennbaren und feurigsten würden weiter hinten zu finden sein.

Drinnen in der Schweiz wurden sie mit einigem Jubelgeschrei aufgenommen, kamen endlich zu einiger Ruhe, ungesorgetem Schlafe und wurden einigermaßen bewirthet, doch nicht splendid. Sie trafen prächtige Patrioten in der Gegend, die ganz passabel traktirten. Aber schon hier fanden sie auch Hundeseelen, welche, wenn sie gekonnt, mit dem famosen Kabiswasser vom Jahr 1847 gerne die ganze badische Armee vergiftet hätten. Vor solchen Menschen und ihrem Traktement nahm Friedrich sich sehr in Acht. Um zu wissen, wo er war, hing er gleich den Thermometer heraus, um die politische Temperatur zu untersuchen, d. h. er fing an zu schimpfen über die verfluchten Hunde und Henkersknechte, d. h. über Fürsten und Preußen. An den Gesichtern erkannte

er alsbald, ob Essen und Trinken kauscher sein würden, wo ihm dieses nicht schien, da nahm er sich sehr in Acht. Doch geschah es ihm auch, daß man ihm Häuser bezeichnete, wo er Gleichgesinnte, die reinsten Radikalen im Orte, treffen werde, aber von einem dieser Häuser jagte man ihn weg und im andern setzte man ihm ein Essen vor, das seines Vaters Schweinen zu schlecht gewesen wäre. Ueberhaupt gefiel ihm gleich von Anfang an die Schweiz nicht, die Schweizer kamen ihm immer seltsamer vor, er kriegte gegen sie einen Grimm in Leib, der viel größer war als das Bauchgrimmen vom Schaffhauser Wein. Friedrich hatte sich vorgestellt, in der Schweiz fänden sie lauter Brüder. Jedem Schweizer, zu dem er käme, gedachte er auf die Achsel zu klopfen und zu ihm zu sagen: Willkommen Bruderherz, sieh da bin ich auch! Hast du was Gutes zu essen und zu trinken, so bleibe ich einstweilen bei dir bis es all ist. Hast du Geld, so will ich dir den Gefallen thun und es mit dir theilen, und habe ich keines mehr, so theilen wir wieder. Wo hast du deine Töchter oder allfällig dein Weibchen, ich will sie küssen und Freundschaft machen mit ihnen; kann nichts Besseres schaffen, bis es wieder losgeht.

So hatte es der gute Friedrich gedacht und viele Andere ebenfalls, aber es ging ganz anders. Großen Zorn schon gab es, als die Gemeinen die Waffen abgeben mußten. Warum der Unterschied zwischen Offizieren und Gemeinen, warum überhaupt die Waffen abgeben, wenn es doch bald wieder los gehen sollte? Man wolle die Preußen nicht zum Angriff reizen, ehe man mit den Zurüstungen fertig sei, hieß es, auch noch wichtige, bevorstehende Ereignisse abwarten. Aber Himmelsackerment, hatten die Hundebauern, wenn ihnen an der Sache was gelegen gewesen, nicht Monate gehabt, sich zu rüsten?

Noch größern Zorn gab's, als sie von der Grenze weg in's Innere marschiren mußten und zwar in kommandirten

Abtheilungen, theilweise eskortirt und in strengen Tagemärschen. Warum gab man ihnen, wenn sie doch in's Innere sollten, nicht Freibillets auf den Canton, auf welchen sie angewiesen waren, oder besser noch auf die ganze Schweiz, so daß sie sich den Ort selbst aussuchen, bleiben könnten, so lange sie wollten, das Recht hätten, mit ihrem Billet in der Hand an das Haus zu treten, welches ihnen am besten gefiel, anzuklopfen und zu sagen: Bauer mach auf, Bauer stell auf! Dies wäre brüderlich gewesen. Waren sie, die im Kampfe gestanden, schuld, daß die dummen Schweizer noch nicht fertig waren, war es billig, daß sie dieses dumme Leiern büßen sollten?

Bis Zürich ging es noch. In dieser schönen Stadt hofften sie bleiben zu können, nicht weil der Wein eben besser war, aber es war doch ein ziemlich Städtchen; der Stab ihrer Armee war bereits da, es schien ein ganz passender Ort für das Hauptquartier. Auch müßten da gute Leute sein, ihre Offiziere, die ersten Häupter lagen im Hotel Baur und lebten flott, ritten spazieren oder schleppten kühn ihre Säbel über das Pflaster, wie billig. Hatten sie doch ihr Blut für Europa vergießen wollen; daß jetzt keiner einen Stich oder einen Ritz hatte, wodurch ein Tropfen Blut hätte quellen können, daran waren nicht sie, sondern die feigen Preußen schuld, warum hatten die nicht besser geschossen, warum waren die ihnen nicht strenger nachgelaufen, um ihnen auf den Leib zu kommen? Aber das wagten die Kerle nicht, sie blieben immer schön in der Ferne, die feigen Söldner! Hier sah Friedrich den großen Struve zum ersten Mal, aber über den ward Friedrich gar grimmig im Gemüthe, sah der doch ihn nicht einmal an, und als er ihn grüßte, dankte er ihm nicht.

Ihre Hoffnung, in Zürich zu bleiben, täuschte sie, sie mußten weiter in's Innere, die Höhern blieben. Wer war gefährlicher an den Gränzen wegen den Preußen, die Ge-

meinen oder die Führer? Die Sache war jedoch natürlich. Die Führer hatten an der Gesundheit am meisten gelitten, die meisten Strapazen ausgehalten, denn sie waren immer vorausgeritten der Schweiz zu. In Zürich's mildem Klima, bei Bordeauxwein und Champagner sich zu erholen, war ihnen ärztlich verordnet worden. Das wollten aber Viele nicht begreifen, sondern behaupteten gerade zu, diese vornehmen Herren seien schuld daran, daß sie weiter müßten. Sie liebten es nicht, daß die armen Teufel ihr schwelgerisches Herrenleben sehen könnten, es möchte vielleicht einem in den Sinn kommen, zu fragen, woher sie das Geld hätten, und ob es nicht Geld sei, welches Allen gehöre? Und wenn das auch gewesen wäre, wie hätte es gelangt unter so Viele, und hatten nicht jedenfalls das erste Recht dazu die, welche das Geld gerettet und dabei ihre Gesundheit geschwächt, wie z. B. der Blenker und dessen Gemahlin? Aber sie ließen sich nicht begütigen, sie kamen immer darauf zurück, ob das jetzt die Grundsätze, die Freiheit und Gleichheit seien, um derenwillen sie in's Feld gezogen, den Aristokraten und den Geldsäckeln den Krieg zu erklären? Die Himmelsackermenter thaten ja stolzer als Grafen und Barone.

Von Zürich an begannen aber eigentlich erst die bösen Tage, von denen man sagt, sie gefallen mir nicht. Von Zürich weg mußte Friedrich mit Leuten marschiren, von denen er die wenigsten gesehen, die ganz verwahrloste Gesichter hatten, die kein Gensdarm für Soldaten gehalten, aber jeder, der ihnen an einsamen Orten begegnet wäre, die Taschen zugehalten hätte. Woher sie kamen, wußte kein Mensch zu sagen, sie hatten sich als Flüchtlinge gemeldet und waren einfach als Flüchtlinge aufgenommen worden. Friedrich schämte sich ordentlich, mit ihnen zu marschiren, und wenn er einen nur ansah, so fing es ihn zu beißen an, und schon nach wenig Tagen biß es ihn, wenn er sie schon nicht ansah. Mit Wäsche war er natürlich nicht versehen, er konnte wie jener alte

Student singen: Und Wäsche hab ich auch nicht mehr, als nur ein einzig Hemde.

Von Anfang an hatte Friedrich nicht viel Geld gehabt, gemehret hatte es sich nicht, sondern war geschmolzen. Kasse hatte er keine unter Händen gehabt, Gelegenheit, eine so von ungefähr mitlaufen zu lassen, hatte er keine gefunden, Contributionen einzuziehen oder sonst zu plündern, hatten der Blenker und Andere sich vorbehalten, an ihn war so was nicht gekommen, darum sah es gar öde aus in seinem Beutelchen. Und was er noch hatte, mußte er verstecken, die neuen Gesichter machten gar verwegene Augen überall hin, wo sie Geld sahen.

Von Zürich weg machten die Schweizer immer dümmere Gesichter, thaten unwillig, wenn sie Flüchtlinge von weitem sahen, wenigstens wenn es bloß Gemeine waren. Ja sie mußten, wenn sie irgendwo einmarschirten, sehen, wie die Demokraten mit den Obern und Führern in einem Kaffeehaus saßen, sie flott traktirten, während man die Gemeinen hungerig und durstig, unbeachtet auf der Straße stehen ließ. Man sah sie immer mehr an als unwillkommene, ungebetene Gäste, auf den meisten Gesichtern stand die Frage geschrieben: Warum bist du da, was willst du hier? Warum bist du nicht daheim geblieben? Wenn mal Einer zornig losbrach und sagte: warum man sie habe kommen heißen, wenn man sie nicht brüderlich halten wolle; so sei's keine Manier! so hieß es: Narr, wer hat dich kommen heißen? Ich habe dich nicht kommen heißen, hat es Einer gethan, so soll der dich halten, wie es dir anständig ist, vermelde ihm aber auch meinen Gruß und sag' ihm, er sei ein Schelm und Spitzbube, ich hätte es gesagt. Und antwortete Einer, die dummen Bauern kriegen nicht Verstand, bis man ein paar Dörfer angezündet, dann machte der Bauer Augen wie große Käse, hob eine Faust wie ein Holzschlägel so groß und sagte: Probirts!

Das waren Jammermärsche. Es geschah wohl, daß, wenn der eskortirende Offizier versuchte, die Kolonne im nächsten Orte unterzubringen, er unsauber abgefertigt wurde, weiter mußte bis an den vorgeschriebenen Ort, wo man freilich keine Widersetzlichkeit, aber auch weder Herzlichkeit noch Brüderlichkeit, sondern meist saure Gesichter fand. Warum habt ihr euch nicht gewehrt? wurde so häufig gesagt. Wo man freundlicher aufgenommen wurde, war es mehr christliches Erbarmen mit der Person als Theilnahme für die Sache. Jetzt hatten sie es handgreiflich, daß alle Hoffnung, welche man auf die Hülfe der Schweizer gesetzt, in der Stimmung des größten Theiles des Volkes keine Rechtfertigung fand, daß das Volk, statt sich für die Sache der Flüchtlinge zu erheben, lieber wollte, sie wären wo der Pfeffer wächst oder wenigstens hundert Stunden jenseits den Gränzen.

Wenn die Flüchtlinge den Schweizern ihre ärgerliche Verwunderung ausdrückten, warum sie nicht mehr Theilnahme hätten für die deutschen Republikaner, nicht ihre ganze Macht aufböten, alle umliegenden Monarchieen in Republiken umzuwandeln, wie von der Schweiz aus ausdrücklich zugesagt und versichert worden, so erhielten sie in der Regel folgende Antworten: Wie gute Freunde die Republikaner sind, haben wir vor fünfzig Jahren erfahren, als die republikanischen Franzosen uns plünderten. Ihr wäret nicht besser, ihr würdet uns behandeln wie Knechte, schilt uns doch jeder deutsche Schlingel, der unser Brod ißt, dumme Schweizer. Daneben haben wir wider eure Republik nichts, aber wenn ihr eine haben wollt, so macht sie selbst, wir haben es auch so gemacht. Dafür muß man kämpfen und sterben können, nicht bloß reden und saufen. Wer euch geschrieben hat, unser Volk wolle euch helfen, der hat euch angelogen, mag es nun ein deutscher Professor oder ein eidgenössischer Rathsherr gewesen sein. Wenn unsere Regierungen auf Kosten des Landes eure Sache begünstigen wollen, so brechen wir ihnen den

Hals. Seid ihr mal da, so esset und trinket in Gottes Namen, wir gönnen es euch und vermögens, Gottlob, aber seid still und ruhig — sonst!

Aber eben das still und ruhig sein konnten viele Flüchtlinge nicht; kaum waren sie der müden Beine los, kam der Uebermuth wieder und ganz besonders bei den Vagabunden, welche sich unter die Flüchtlinge geschmuggelt und hinter dem Schilde dieses Namens frech und grob, fast als wie die Herren des Landes, sich geberdeten. Sie höhnten ihre Wirthe, stellten den Mädchen nach, machten Skandal, drohten mit Dolchen, kurz trieben es so, daß die Bevölkerung nichts mehr von den Flüchtlingen wissen wollte.

Hie und da wollten Landbesitzer den Flüchtlingen zu arbeiten geben, denn es heiße: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, und es sei unbillig, daß diese Fremdlinge ohne Arbeit von der Arbeit Anderer zehren könnten, sagten die Schweizer. Der Arbeit aber weigerten sich die meisten Flüchtlinge; der Arbeit wegen seien sie nicht gekommen, meinten sie, und von Arbeit stehe nichts in ihrer Kapitulation; wenn sie hätten arbeiten wollen, so hätten sie daheim bleiben können. Das machte bei dem arbeitsamen schweizerischen Bauer und Bürger sehr böses Blut, und die Regierungen konnten sich nicht anders helfen, als die Flüchtlinge einzukaserniren, überhaupt sie auf militärischen Fuß zu setzen, als Lebensunterhalt einen Quasisold auszusetzen, vierzehn Kreuzer pro Mann täglich, und sie auf die verschiedenen Cantone der Schweiz zu vertheilen. Nun begann eine furchtbar traurige Zeit für so viele und namentlich für unsern Friedrich. Er trug all seine Habe am Leibe, und eben solid war sie nicht, sein Geld bestund in wenig Kreuzern, um das meiste, was er noch gehabt, war er beschummelt worden. Friedrich kam auf Bern, wo der Bundessitz der Schweiz ist, eine alte aber schöne Stadt. Dort, meinte er, höre das Elend auf, dort werde er sitzen wie ein Wachtelkönig im

Hirse, aber es ging anders. Nun, im Anfang schien in der städtischen Bevölkerung mehr Theilnahme zu sein. Man traf auf Landsleute und fand ein Unterkommen, so oder anders. Oft nahm man kleine Fertigkeiten, welche man früher zur Lust getrieben, hervor und verbesserte seine vierzehn Kreuzer pro Tag mit Papparbeiten, Geigen, Klavierstimmen, Copiren, Stundengeben u. s. w. Es wurden Kollekten veranstaltet, Kleider zusammen getrieben; kurz, es schien ein reger Eifer da, das Loos der Armen zu verbessern. Es gingen für Einzelne Gelder ein aus Deutschland von den Ihrigen. Großartige Unterstützungen für Alle wurden in Aussicht gestellt. Friedrich kam zu etwas Wäsche und vieler Hoffnung. Er fand zwar keinen Bekannten, niemanden, der sich seiner besonders annahm, aber er kam doch zu gutem Schlaf, einem mühelosen Behagen, und die größere Theilnahme war ihm Bürge eines baldigen Triumphzuges in's geknechtete Deutschland. Was ihn vom Anfang an ärgerte, war das Benehmen der vornehmen Flüchtlinge, die erst recht an den Tag legten, wie sie es mit der Gleichstellung meinten.

Was den Flüchtlingen den Aerger versüßte, war die Ueberzeugung, daß es bald wieder losgehen müsse, dieweil die Häupter der Revolution da beisammen seien und so hell auf. Aber es ging doch nicht los, sondern etwas Anderes kam, die entsetzliche lange Weile, die Pein des Müssigseins ohne Geld. Man hatte versucht, eine bedeutende Zahl zum Straßenbau zu verwenden. Aber das ging nicht, zum Straßenarbeiten war man nicht aufgestanden und nachträglich in die Schweiz gekommen, die Flüchtlinge waren Kämpfer für die Freiheit, ließen sich nicht zum Schiebkarren kommandiren. Zudem gab es Lärm im Lande, daß man in der bösen Zeit, wo ohnehin die Arbeit selten sei, der Staat wenig Verdienst gebe, das wenige fremden Landstreichern zuwende. Nun versuchte man ein Anderes. Man zog mit ihnen aus und exercirte mit ihnen. Aber das ärgerte das Volk wieder, es

glaubte, man trülle die Leute ein, um dann mit ihnen vereint Händel mit dem Ausland anzufangen, und dieses will einmal das Volk nicht, und die Regierung, welche wohl fühlt, wie ihr Thron auf Sand steht, muß Grund zu Verdacht meiden. Wiederum thaten die Flüchtlinge ungeberdig, wollten sich nicht kujoniren lassen und hätten doch das Eintrüllen so bitter übel nöthig gehabt. Man mußte also auch dieses lassen und den Flüchtlingen überlassen, den Tag mit vierzehn Kreuzern zu verbringen ganz nach Belieben. Nun was soll man mit vierundzwanzig Stunden und vierzehn Kreuzern anfangen? Zur Noth kann man zwölf Stunden verschlafen, obgleich dies nicht so leicht ist, als es scheint, wenn keine Arbeit dabei ist. Aber mit den übrigen zwölf Stunden? Waschen und Kämmen nahmen vielen wenig Zeit weg, gerade da am wenigsten, wo es am nöthigsten gewesen; etwas wurde für das Menage gebraucht, für das Essen, doch kurze Haare sind bald gebürstet, und hier blieben acht Stunden übrig, und für diese acht Stunden höchstens noch vier Kreuzer, weil wenigstens zehn in's Menage gegeben werden mußten. Man konnte acht Stunden also spazieren gehen mit seinen vier Kreuzern, für welche man in Bern entweder einen halben Schoppen Wein oder einen Schoppen Bier oder ein klein Glas Branntewein kriegt. Nun aber ist das die allerheilloseste Arbeit von der Welt, tagtäglich acht Stunden spazieren gehen mit nur vier Kreuzern. Wann soll man die brauchen? Braucht man sie Vormittags, was soll man Nachmittags anfangen? Was soll man Vormittags anfangen, wenn man sie für den Nachmittag sparen will. Abtheilen kann man sie, wenn man Branntewein brauchen will, Vormittags ein kleines Gläschen und Nachmittags ebenfalls eins. Wo bleiben dann der Taback oder gar die Cigarren? Ja acht Stunden lassen sich angenehm verbringen, wenn man einen Thaler oder zwei dabei verbrauchen kann. Aber vier Kreuzer für acht Stunden, man denke!

Nach und nach kam Geld für Einzelne von Hause. Die Einen verbargen es oder brauchten es für sich, verließen die Kasernen und lebten, so lange das Geld hielt, splendid in Gasthöfen. Andere theilten mit, das verkürzte dann wohl einige Tage, aber die nachkommenden wurden dann nur um so öder und schrecklich langweilig. Es wurde von den Steuern auch Geld vertheilt, aber unter den Flüchtlingen selbst war darüber großer Streit. Die Gemeinen behaupteten, den besten Theil hätten sich die Obern angeeignet, um daraus den Champagner und Bordeaux, den man sie trinken sah, den sie wahrscheinlich bedurften um ihres schwachen Magens willen, zu bezahlen. Die grausame Pein der Langeweile veranlaßte viele, sich stillschweigend zu entfernen. Bei jedem allgemeinen Appell wurden immer eine Anzahl vermißt. Die einen kamen nie wieder, andere wurden als Bettler von der Polizei aufgegriffen und eingebracht, andere kamen freiwillig wieder, weil vom Landvolk sie nicht geliebet worden. Die größere Zahl, krank am Herzen, suchte nach Hause zu kommen. Sie fanden alles anders, als sie gedacht, als man ihnen vorgespiegelt hatte. Aussichten, das Ding von vorn anzufangen, sahen sie nicht, und wenn die gewesen wären, so hatten sie doch nicht den Glauben an einen glücklichen Ausgang. Das Vertrauen zu den meisten ihrer Führer, welche sich jetzt in ihrem lächerlichen Hader gegenseitig selbst der schmählichsten Dinge, der Feigheit, der Betrügerei u. s. w. beschuldigten, hatten sie durchaus verloren.

Diese Alle trachteten aus dem Elende heraus, und Viele unter ihnen waren so billig, dasselbe nicht den Schweizern, sondern sich selbst zuzuschreiben und der verruchten Lügenhaftigkeit einer diabolischen Bande. Sie erkannten, daß sie angelogen worden, als man ihnen vorspiegelte, das schweizerische Volk sympathisire mit ihnen. Sie erkannten, daß die Schweizer thaten, was sie konnten, sie gaben jedem einen Sold, wie ihre Soldaten ihn hatten, was wollte man mehr? Die

schweizerischen Armen müssen mit Wenigem vorlieb nehmen. Sie erkannten, daß die, welche über schlechte Behandlung schimpften, es nur aus Unverstand thaten und Undankbarkeit, weil sie die Schweiz als eine dumme Kuh ansahen, zu nichts gut, als um sich melken zu lassen, weil sie ihre Forderungen an die Schweizer als gerechte betrachteten und den Abstand zwischen diesen Forderungen und der Behandlung als eine himmelschreiende Mißhandlung. Dies erkannten die Billigen und trachteten in der Mehrzahl, so bald als möglich heim zu kommen in's Vaterland und wie billig mit dem reumüthigen Bekenntniß ihrer Verirrung. Sie erkannten auch, wie sehr eine bedeutende Zahl von Flüchtlingen den Volkszorn muthwillig verschuldete. Wenn die Schweizer sich nicht wollten behandeln lassen von denen, die ihr Brod aßen, wie die Polen ihre Leibeigenen behandeln, waren sie im Recht oder im Unrecht? Sie fühlten es ja täglich immer mehr, wie ungut ein Zusammenleben mit den übermüthigen Polen und dem frechen Gesindel, welches sich eingeschlichen und angeschlossen hatte, war. Und je mehr Mehrere abgingen und die Heimath suchten, desto unguter war dieses Leben, denn die Hefe nahm zu und das Bessere ab.

Das fühlte Friedrich alle Tage mehr und ging doch nicht heim. Er war ein armer blöder Junge, der alle Tage tiefer fühlte, wie schrecklich es tönt: nicht heim dürfen. Der gute Friedrich hatte eigentlich nichts Böses verübt, aber wenn er bei allgemeinen Umfragen gefragt wurde: ob er nicht heim wolle oder ob er gravirt sei, so antwortete er: sehr gravirt; vom Heimgehen sei keine Rede. Der arme Friedrich stellte sich vor: gehe er über die Schweizergrenze, so lasse ihn der Prinz von Preußen, über den und seine Preußen er das Maul so lästerlich gebraucht, abfassen und erschießen. Denn das ließ er sich nicht ausreden, daß der Prinz von Preußen ihn ganz apart im Auge hätte. Und gelang es ihm auch, den Preußen zu entrinnen, was half es ihm, denn kam er heim,

schlug ihn der Vater todt, so hatte es ihm die Mutter geschrieben. Schlug ihn der Vater nicht todt und es ward in seinem Lande bekannt, daß Fritzle daheim sei, so kam er für seine Lebtage in die Ketten, denn so wurden nach Landesgesetzen Aufruhr, Hochverrath, Freischärlerei bestraft. Aber je weniger er heimkehren zu dürfen glaubte, desto mehr dachte er an die Heimath, desto mehr träumte ihm von der Heimath. Wie Einer, der ein Panorama zeigt oder Bilder fremder Länder, eins nach dem andern aufrollt und an den Augen vorübergehen läßt und wenn er fertig ist, wieder von vorn anfängt, bis er hintenaus ist und so fort einen Tag wie den andern, so ließ auch Friedrich seine Jugendzeit an seinem innern Auge vorbeispazieren, lebte sie alle Tage wieder durch, und was er vergessen, das ergänzten des Nachts seine Träume. Die Träume wagten sich zuerst über die Gränzen der Vergangenheit mit einem Sprunge in die Zukunft hinein. Bald schlug ihn der Vater, versteckte ihn die Mutter, ließ der Prinz von Preußen ihn erschießen. Oder er war Bürgermeister geworden, ließ Triumphbogen bauen und empfing den Prinzen von Preußen mit einer schönen Rede. Oder er hielt Hochzeit mit des gegenwärtigen Bürgermeisters Tochter, der Bürgermeister und sein Vater prügelten sich schrecklich dabei, aber auf einmal tanzten sie mit einander ganz prächtig, er aber ward von der Polizei beim Kragen genommen und in ewige Finsterniß geworfen. Was die Träume vergaßen, spann er des Tages des Weitern aus. Wenn er dann aus dem schlafenden oder wachenden Traume erwachte und ferne von der Heimath sich verlassen sah, wenn die herbstlichen Winde durch seine dünnen Sommerkleidchen fuhren, seine Glieder schlotterten, wenn er zur Kasernenkost gerufen ward und seine Portion vor ihm lag, dann dachte er, wie es anders gewesen und wie es anders sein könnte, ja er dachte an die Frau Prinzipalin, ihr zähes Fleisch und wie er sich daran versündigt, indem es doch um vieles besser gewesen, als das gegenwärtige,

in welches er jetzt seine Zähne setzen sollte. Er wurde immer mürber und zerschlagener im Gemüthe und von den Andern desto mehr geplagt und ausgelacht. Es kam ihm manchmal, er sollte heimschreiben, um Verzeihung bitten, allein er wagte es doch nicht; sein erster und letzter Streit mit dem Vater kam ihm vor wie eine unübersteigliche Kluft. Er dachte dann an den Prinzipal zu schreiben, aber den hatte er ja Tyrann geheißen. Ein Anderer als Friedrich, der hundertmal Aergeres gemacht, hätte alles hundertmal leichter genommen und hundert Briefe geschrieben statt einen. Der Arzt frug ihn, redete ihm von Heimweh und Heimgehen, aber Friedrich läugnete es ab, war mißtrauisch gegen ihn, meinte, um einen Kostgänger weniger zu haben, wolle man ihn an's Messer liefern. — Bewegung, andere Luft hielt man für gut, er ward versetzt, kam von einem Orte zum andern, wie man denn wirklich oft die Leute wechseln mußte, weil sie, wenn sie lange an einem Orte waren, gar zu leicht schwierig wurden oder Bekanntschaften machten, die nichts taugten, oder unter sich in Parteien zerfielen, die sich in die Haare geriethen und mit Gewalt auseinander gerissen werden mußten. Absonderlich die Polen betrieben dies und vergingen sich gegen die Deutschen gröblich, alles aus Dankbarkeit.

Im Waadtland war Friedrich zur Zeit der Traubenlese. Es ging fröhlich zu dort, obgleich es einige Tage kalt und scharf regnete. Friedrich war traurig geblieben, aus den Weinbergen geflohen und hatte sich in der Kaserne auf sein Bett geworfen, um stille zu sein und warm zu bleiben. Da war der Schlaf zu ihm gekommen, und nach dem Schlaf kam auch dessen Bruder, der Traum. Der nahm ihn bei der Hand, führte ihn heim zur Mutter. Die weinte, als sie ihn sah, und freute sich sehr. Als sie aber den Vater hörten, erschrack sie und versteckte ihn unter das Dach. Friedrich kroch in ein Zuckerfaß. Plötzlich kam der Vater auch unter das Dach und riß am Faß. Großer Schreck kam über Friedrich, er fuhr

hoch auf, er riß die Augen auf — vor seinem Bette stand sein Vater, der alte Haselmeyer, in der Hand einen großen Stock. Steif vor Schreck, mit offenem Munde starrte Friedrich die Erscheinung an. Da hob der alte Haselmeyer die Hand, wischte die Augen aus, reichte sie dann Friedrich dar und sagte: Na Gottlob, hab ich dich einmal, du dummer Junge! Da fuhr Friedrich noch einmal zurück, sah sich um nach einem Loche zur Flucht, aber die väterliche Liebe trat lebendig und mächtig an den Tag, daß sie sich nicht verkennen und länger mit dem Zorn verwechseln ließ, und wenn ein Schelten darin war, so war es das Schelten der Liebe, daß der dumme Junge nicht heim gekommen und da in fremdem Lande wie ein Vagabund und Spießgeselle von schlechtem Volke geblieben.

Die Verständigung zwischen Vater und Sohn war rührend. Friedrich ward wie ein sechsjähriger Junge, der auf den Knieen des Vaters sitzt, der Vater wie eine Mutter, welche ihr Kind auf den Armen aus dem Bache trägt, es schilt und küßt in gleichem Athemzuge und mit dem gleichen Munde. Der Vater erzählte, wie fürchterlich sie erschrocken, als der Prinzipal ihnen die zurückgelassenen Habseligkeiten Friedrichs zugesandt, mit der Meldung, derselbe sei vom bösen Fieber ergriffen, habe sein ganzes Personal zum Aufruhr gegen den Prinzipal aufgehetzt und es angeführt und sei, als dasselbe zur Vernunft zurückgekehrt, der verdienten Strafe entronnen und den Aufrührern zugelaufen. Die Mutter hatte diese Darstellung nicht glauben wollen; so ist unser Friedrich nicht, hatte sie gesagt. Aber der Haselmeyer hatte gesagt, gerade so ist er; habe ich es dir nicht gesagt, als ich heim kam, was der Junge für Grundsätze hat und keine Gottesfurcht, keine Religion mehr, und wenn es sein könnte, schlüge ich ihm alle Knochen entzwei. Nun, sie hatten erst gedacht, erzählte der Vater, er werde nicht weit laufen, wenn das Geld alle sei und die blauen Bohnen kämen, werde er

bald wieder da sein. Als er aber nicht kam, als die Revolution in Baden verrann wie Butter an der Sonne und er wiederum nicht kam, hätten sie doch gewollt, er wäre da, und die Mutter habe schrecklich viel geweint wegen all dem Unglück, welches ihm habe passirt sein können, alle Nächte sei er ihr erschienen, bald als sei er todt, bald als sei er lebendig, aber in schrecklicher Noth. Da sei hier Einer heim gekommen, welcher dabei gewesen, und dort Einer. Denen sei er nachgelaufen und habe sie nach ihm gefragt, und Einer habe ihn todt gesehen, ein Anderer lebendig, Einer in Frankreich, Einer in der Schweiz, Einer in Rastadt, Einer unter den Preußen, Alle wußten viel zu erzählen, so daß am Ende der Haselmeyer sagte, es sei alles verfluchte Lüge. Der Bürgermeister hätte Friedrich auf dem Amte angezeigt als einen Freischärler, das hätte einige Reklamationen verursacht und großen Lärm, so daß der Haselmeyer nicht gewußt, wie ernstlich alles gemeint sei, um durch das Amt Erkundigungen über seinen Fritzle in Baden und in der Schweiz einziehen zu lassen. Er schrieb einige Mal auf das Gerathewohl an Friedrich Haselmeyer, Flüchtling in der Schweiz, trug die Briefe an einem entfernten Orte auf die Post, aber wohin sie kamen, vernahm man nie. Die Mutter zehrte sich sichtlich ab, und jede Bauersfrau, welche zu ihr kam, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und schrie: Du mein Gott! Madame Haselmeyerin, wie sehen Sie aus, Sie hören den Kukuk nicht mehr schreien! Da sei es ihm zu eng geworden daheim. Eines Morgens habe er gesagt: Höre Susanne, so geht es nicht, erst verkommst du, dann verkomme ich, ich muß wissen, woran wir sind mit dem Friedrich. Ich will ihn suchen gehen, wenn ich die Wahrheit weiß, komme ich wieder. Die Frau habe vieles dagegen gehabt, aber am Ende ihn mit Dank und Freude ziehen lassen, und die Kinder, welche noch daheim waren, hatten heilig verheißen, zu arbeiten und zu gehorchen, daß alles gehe, als wäre er selbst dabei. Gute

Leute habe er allenthalben angetroffen und großen Jammer, er hätte es sich nicht vorgestellt. Auch die Preußen hätten ihm nichts gethan, sondern ihm gesagt, sein Junge sei nicht in Rastadt, sondern lebendig in der Schweiz. Freischärler hätten sie keinen tödten können, die hätten viel zu muntere Beine gehabt. In der Schweiz seien auch brave Leute. Hätten mit ihm großes Mitleid gehabt und gesagt, wenn nur alle Väter wären wie er und ihre Söhne holten, sie wollten gerne an die Reisekosten steuern, und es freue sie, daß noch brave Leute seien in Deutschland draußen, aber mit den Flüchtlingen solle man fort je eher je lieber, sonst gebe es Unglück. Sie thäten wüst und verdürben ganz in Müssiggang. Er habe es selbst erfahren, sagte Haselmeyer; wenn er bei Flüchtlingen nach seinem Friedrich geforscht, so sei er nicht selten verhöhnt worden oder gerupft.

Friedrich nahm sie in Schutz. Es kamen Kameraden, machten große Augen, als sie einen Vater sahen, der seinen Sohn suchte. Mancher mag gedacht haben, sein Vater hätte es umgekehrt, er liefe davon, wenn er den verlornen Sohn heimkommen sähe, hatte aber auch Ursache dazu. Es ist sehr möglich, daß das Verhältniß der Kinder zu den Aeltern nie so verschroben und getrübt war als gegenwärtig. Das kömmt von der heillosen, durch die Pädagogen eingeführten Abgötterei mit der Jugend. Da hätte der alte Haselmeyer Gelegenheit gehabt, sein Reisegeld dahinten zu lassen, und Friedrich wußte ferner, wenn sein Vater sein Lied über die Leute sang, nicht viel Anderes zu sagen, als es seien denn doch nicht Alle so wie die, welche er gesehen.

Friedrich war froh, als er seine Kaserne im Rücken hatte und mit dem Vater auf freier Straße war. Es war ihm wie Einem, der aus tiefem Gletscherschlund, wo er sich lebendig begraben glaubte, hervorgezogen die Sonne wieder sieht und auf sichern Grund seine Füße setzt. Seine Furcht vor dem Vater war fort, die Furcht vor dem Prinzen von

Preußen ebenfalls, und wegen der heimischen Behörde, sagte der Alte, brauche er ebenfalls sich nicht zu fürchten, es gehe weder an's Leben noch in die Ketten. Als er den Paß genommen, habe er aus guter Hand vernommen, solchen Burschen wie seinem Friedrich gehe es gnädig ab, wenn man sie nur wieder dem Teufel aus dem Rachen hätte. Seiner Freiheit stand kein Hinderniß im Wege, gar freundlich gab man ihm seinen Paß, es war fast, als ob man sagen wollte, wenn man ihn nur Allen geben könnte.

Das war nun eine andere Reise jetzt mit dem Vater als mit der Kolonne. Doch ging es mehrere Tage, ehe Friedrich zum vollen Bewußtsein seines Glückes kam. Vater und Sohn hatten das Politisiren rein vergessen, knüttelten einander nicht mehr mit Redensarten und Grundsätzen, aller Hader war in Freude und Liebe versenkt und wie wir mit Bestimmtheit versichern zu können glauben, Friedrichs Ansichten bedeutend geläutert und die meisten seiner Redensarten zerflossen wie Hagelsteine, wenn man sie in einen Backofen wirft, die halten das Feuer nicht aus. Vater Haselmeyer war nicht von denen, welche Unschweife lieben, er ging daher den kürzesten Weg nach Hause. Doch ergriff er in seinem Glück jede Gelegenheit, den Zweck seiner Reise und ihren Erfolg zu erzählen, gewöhnlich geschah das viermal des Tages. Morgens und Nachmittags im Postwagen, Mittags und Abends an der Tafel. Friedrich war allemal dabei und nahm es niemals übel, ein ziemlich sicher Zeichen aufrichtiger Umkehr.

Haselmeyer brachte großes Glück heim, Jubel in's ganze Städtchen und das Bewußtsein einer väterlichen Heldenthat, welche Stoff liefern wird zu einer Erzählung, welche alle Abende von vornen anfängt und nie zu Ende kommt, so lange der Vater Haselmeyer lebt und alle Abend bei der goldenen Ente seinen Schoppen trinkt. Ja, wir haben gründliche Hoffnung, daß die feindlichen Mächte des Städtchens Frieden schließen und möglicher Weise die Allianz mit einer Hochzeit

besiegeln werden, wie es unter den Großen der Erde Sitte ist. Da der Bürgermeister keinen Sohn, sondern eine Tochter hat, so wäre eine solche Besiegelung ganz naturgemäß. Jedenfalls können wir so viel sagen, und das ist das größte Glück im ganzen Handel, daß Friedrich ein anderer Mensch geworden und in dem einzigen Sommer zu einer Reife gekommen ist, zu welcher Viele zehn kostbare Jahre brauchen und Andere nie gelangen. Und das hat der Vater an ihm gethan, denn seine Erscheinung war die heilbringende Ingredienz, wodurch die gährende Masse zu einem gesundheitsbringenden Stoffe sich abklärte und nicht in verzehrend Gift umschlug. So liegt in rechten Vätern das Heil, nicht in den Söhnen allein.

Wurst wider Wurst.

Eine wahre Geschichte.

Diese Erzählung erschien zuerst in Steffens' Volkskalender, Jahrgang 1847.

Wenn es heiß ist, wird man leicht faul; es giebt Menschen, welche dazu noch durstig werden. Es giebt Ortschaften, in welchen die Menschen weit leichter und in weit höherem Grade faul und durstig werden, als in andern. Diese Eigenthümlichkeit kann weder vom Kraut noch vom Wasser kommen, denn beim Vieh merkt man sie nicht, auch findet man sie in einer Generation, während sie am gleichen Orte in einer andern Generation durchaus verschwunden ist. Durst und Faulheit scheinen ein Geschwisterpaar zu sein, welches wandert von einem Dorfe zum andern. Hat es an einem Orte bald alles verfaullenzt und vertrunken, zieht es weiter in einen andern Ort, macht so die Runde im Lande, und was ein Geschlecht verfaullenzt und vertrunken hat, bringen mit Noth drei andere Geschlechter ein.

Auf seiner Wanderung hatte sich dieses leidige Geschwisterpaar auch an einem Ort niedergesetzt, wo schöne Höfe waren, aufgespeicherte Familienreichthümer, große Männer und dicke Weiber. Hier dachte es jahrelang zu rasten und ließ es sich behaglich sein.

Dort stand ein Wirthshaus im Schatten schöner Nuß- und Kastanienbäume, kühler Wein lag im Keller, und eine

rasche, resolute Wirthin bediente die Gäste munter mit gutem Getränke und noch besserer Speise.

In diesem Wirthshause schien eine besondere magnetische Kraft zu wohnen, welche sich hauptsächlich entwickelte, wenn die Sonne höher stieg und es heiß war auf der Erde. Dann sah man große, schwere Männer sich nahen, hierher, dorther, langsam erst, dann schneller, je näher sie kamen, bis sie behaglich saßen im kühlen Schatten. Eigentlich wollte keiner hier Stammgast sein, keiner den Namen haben, zehn, ja oft zwölf Stunden des Tages im Wirthshause zuzubringen. Niemand sollte es eigentlich merken, wie oft und wie lange er im Wirthshause sitze. Jeder hatte seine eigene Weise, von seinem Hause weg so gleichsam zu verschwinden, eine Operation, welche begreiflich für zwei und drei Centner schwere Männer gewisse Schwierigkeiten haben mußte. Konnte sie daher der Mann nicht zu Stande bringen, so sagte er wohl zu seinem Weibe: er hätte im Dorfe was zu verrichten. Schon wieder! sagte dann das Weib. Geh', wenn es sein muß, aber komm doch dann einmal wieder! Allweg, sagte der Mann, etwa ein Schoppen wird erlaubt sein? Ein schöner Schoppen, wo zehn oder zwölf drein mögen, entgegnete das Weib. Was denkst? sagte der Mann im langsamen Abgang, mehr als einer macht mir nicht wohl.

Saßen sie endlich gemüthlich beisammen, so begann sich der Humor zu entwickeln. Witze wurden erzählt, Streiche getrieben und absonderlich gerne ein Sündenböcklein aufgegriffen, auf dessen Kosten man in wohlthätigem Lachen die wakkern Bäuche schütteln konnte.

Einmal war es schrecklich heiß, kein Hund lief auf der Straße, kein Vogel rührte sich im Baume, kein Fünklein Witz blitzte auf, die Langeweile war groß bei den faulen Männern.

Endlich rührte sich etwas auf der Straße, es war ein Hausirer mit irdenem Geschirr, dessen er sich einen Wagen

voll geholt hatte und seine Waare nun vertragen wollte von Haus zu Haus.

Dieser weckte die Rede. Die Männer ärgerten sich über ihn; er werde sie wieder manch schönen Batzen kosten, sagten sie. Sie spotteten über ihre Weiber, welche seit einiger Zeit nichts mehr zerbrochen haben wollten, doch sehe man immer neue Schüsseln und Töpfe, könne ihnen aber nichts beweisen, da man keine Scherben finde. Die würden doch an einem Orte sein, meinte einer, und ein lustiger Handel wär's, die an's Licht zu bringen, aber einige Batzen kostete es. Und wären es Thaler, sagte ein anderer, wenn es was zum Lachen ist, so macht's!

Der Kachelträger ward gerufen, erklärte sich bereit, einen Kreuzer zu verdienen, forderte für einen Tragkorb voll Geschirr acht Gulden, wenn er es nicht weit zu tragen hätte. Nun geh', sagte der Antragsteller, mit dem Tragkorb voll in's obere Dörfchen, du kennst es wohl, frage dort, ob sie nichts zu tauschen hätten, du handeltest Scherben gegen neues Geschirr ein, gleich auf, Pfund um Pfund. Man habe eine neue Art Geschirr erfunden, gar kostbares und schönes, aber es müsse aus bereits gebrauchten Schüsseln und Töpfen gebrannt werden, absonderlich alte Scherben seien am besten. Was du eintauschest, alle Stücke und Scherben, bringst du dann her.

Der Kachelträger, selbst ein Schalk, war vollkommen der Mann zu diesem Auftrage, hatte auch seine Freude daran, vergaß darüber jedoch seinen Vortheil nicht, sondern was in seinem Karren einen Makel hatte, das spazierte in den Korb. Die Männer nahmen das Ding nicht so genau.

Der Wirthin blieb der Handel verborgen, denn sie war nicht wie manche andere Wirthin eine Art von Eheteufel, welche die Männer gegen die Weiber hetzte. Ihren Wein verkaufte sie gerne, das ist wahr, daneben aber war sie eine Verfechterin des weiblichen Geschlechtes, duldete nie etwas

Verdächtiges in ihrem Hause, warf liederliche Weibspersonen bei den Haaren hinaus, wusch Männern den Kopf, daß es eine Art hatte, und mancher meinte, das sei eine, welche dem Teufel die Hölle verleidete und seiner Großmutter unter den Bart stünde. Dennoch hatte sie heute den größten Aerger über ihre Gäste und theilte Hiebe aus und zwar so scharfe, daß bald dem einen, bald dem andern die Backen roth wurden. Den Männern hatte nämlich die fröhliche Aussicht auf einen lustigen Handel den Witzkasten gesprengt: ein Geschichtlein, ein Streich nach dem andern rollte heraus, und was rollte, rollte über die Weiber her, und wohlthätiges Lachen schüttelte die wackern Bäuche. Wie durch einen Zauberschlag war die Gesellschaft verwandelt, so leicht ist es, Leben in die Geister zu bringen.

Nach und nach jedoch ward die Rede langsamer, und die Augen drehten sich fest in der Richtung, woher der Abgesandte wiederkehren sollte. Endlich sah man denselben von ferne, fast erdrückt unter dem Tragkorb, er schien eigentlich unter demselben nur so zu kriechen. Doch thaten sie, geborne Bauern-Diplomaten, nicht, als ginge derselbe sie was an, und der Kachelträger hatte eben so viel Diplomatie von Natur im Leibe, daß er nicht gerade zu auf sie einrannte mit Triumphgeschrei, sondern er ging hintenum mit Vorsicht und Bescheidenheit, stellte seinen Korb in der Nähe des Karrens ab; daß er darauf den Männern sich näherte, beachtete die Wirthin nicht nur nicht, sondern sie ging ihm aus dem Wege. Bekanntlich brauchen Kachelfuhrleute in den Wirthshäusern wenig oder nichts, sind aber den Wirthsleuten beständig unter den Füßen und unter der Thüre, wollen bald eine Kaffeekanne, bald einen Milchtopf, bald Stroh, bald warmes Wasser, ja treiben manchmal die Wirthin, wenn nicht aus der Küche, so doch aus der Haut, und wenn nicht ganz, so doch halb, wie es eben am fatalsten ist.

Von der Wirthin ungestört konnte der Kachelträger

seinen lustigen Bericht ablegen, wie erst Maul und Nase aufgesperrt worden, wie es dann daher geflogen gekommen sei schaarenweise, wie er fast gefressen worden sei und erdrückt von Scherben. Als er gemahnt, er begehre nicht so viel, habe ja gesagt: gleich auf, so habe man erst recht angefangen aufzuladen und gesagt: er solle nur nehmen, so exakt sei man nicht, man sei froh, wenn die Scherben einmal fort seien. Sie seien zwar gut versteckt, aber der Alte könnte sie doch einmal in die Nase kriegen, habe diese gewöhnlich da, wo er nicht solle. Nun aber habe er mehr als die Hälfte Geschirr zu wenig bei sich gehabt, wenn er auch die doppelte Bürde Scherben hergebracht. Deßhalb habe er versprechen müssen, alsbald mit einer neuen Ladung wieder zu kehren, sonst hätten sie ihn nicht gehen lassen. Das werde nun wohl sein müssen, es sei ihm wegen einem andern Male, sonst wollte er lieber, er hätte mit der ganzen Sache nichts zu thun gehabt.

Waren die Männer einmal im Zuge, hatten den Fuß im Bügel, so war die Batzen klemmende Bauernnatur versenkt, auf eine Handvoll Thaler mehr oder weniger kam es dann nicht an. Darum waren sie alsbald bereit, ihm noch einen Korb voll zu bezahlen, unter der Bedingung jedoch, daß er die Weiber allzumal in's Dorf hinunterlocke, ihren Scherben nach. Der Kachelträger meinte, wenn ihm sein Lebtag nichts Schwereres aufgegeben werde, so gehe es ihm nicht bös, packte ein und ging. Ein Bauer nach dem andern ging, besah unbemerkt die Scherben, und jeder, der wiederkam, hatte viel zu erzählen von alten Bekanntschaften, welche er angetroffen. Milchhäfen von der Großmutter selig, Schüsseln und Kacheln, welche vor Wochen oder Tagen ihm noch vor den Augen gewesen.

Dann suchten die zwei unter den Männern, welche sich am besten unhörbar und unsichtbar machen konnten, die zurückgelassenen Scherben in eine ungebrauchte Stube des obern

Stockwerkes zu schaffen. Es gelang ihnen, denn die Wirthin war gegen Abend stark beschäftigt worden, so daß sie ihre Augen nicht allenthalben haben konnte, und das Gesinde war auf dem Felde, wie es auf dem Lande bräuchlich ist. Diesmal kam der Kachelträger rascher wieder, als sie dachten, und brachte die Nachricht, die Weiber würden hinter ihm drein sein wie die Schweizer hinter den Burgundern bei Grandson; was sie anstellen wollten, müsse alsbald geschehen, sonst sei es zu spät. Er habe ihnen gesagt, er habe das schönste Kaffeegeschirr, auch Teller und anderes mit Blumen und Figuren, wie sie es noch nie gesehen, um einen Spottpreis im Wagen; wenn sie was wünschten, so sollten sie kommen, von wegen dies sei das einzige und letzte Mal, daß er solches führe, es sei von einem Engländer, welcher sich Schulden halber aus dem Staube gemacht hätte. Erst hätten sie eingewendet, sie begehrten nicht, daß ihre Männer was davon wüßten, worauf er gesagt, sie sollten nicht Kummer haben, er glaube, die Männer seien weiters gegangen. Sollten sie es nicht sein, so wolle er ihnen den Wagen hier oder dort hinstellen, so könnten sie unbemerkt dazu und davon.

Nun war's, als ob die Männer alle zwanzigjährige Beine kriegten, rasch waren alle Scherben da, wo sie sein sollten, und die Männer verschwunden. Sie hatten hohe Zeit, denn alsbald rückten die Weiber an, nicht massenhaft, sondern ungefähr wie die Schweizer bei Grandson hinter den Burgundern her, jede mit dem Bestreben im Leibe, die erste zu sein. Begreiflich ist in diesem Punkte gewöhnlich nur eine glücklich, diesmal war es die anerkannt böseste Frau im Dorfe, gewohnt, die vorderste Nase und das letzte Wort zu haben. Die bereits verschwundenen Männer mußten hell auflachen, wie auch die Weiber auf gewissen Punkten, von welchen aus man Hoffnung hatte, ungesehen in's Wirthshaus zu kommen, in raschen Schwenkungen zu verschwinden suchten.

Die Wirthin, deren Geschäfte mit der abnehmenden Hitze sich immer noch mehrten, und welche um's Haus fuhr wie eine Wespe um eine reife Birne, ehe sie ansetzt, sah plötzlich zu ihrer großen Verwunderung etliche Weiber hinter dem Hause, die Hände in den Taschen der Röcke, vorsichtig sich umsehend, wie Hasen am Waldsaume nach Untergang der Sonne, wenn sie wissen möchten, ob es richtig und rein im Felde sei. Was zum Tausend bringt euch her an einem heiligen Werktage? frug die Wirthin verwundert. Wo ist er? frug eine. Deiner? frug die Wirthin. Was denkst, was wollte ich dem nachfragen, lautete die Antwort, nein, der Kachelträger? Weiß es wahrhaftig nicht, sagte die Wirthin, gebe auf solches Pack nicht Acht, wenn nichts herum liegt, was gestohlen werden könnte. Will aber nachsehen, wenn ihr was mit ihm habt.

Wo sind unsere Männer hin? frug eine zweite. Wo wollten die hin, sagte die Wirthin, die sind zu faul, was Anderes zu machen, als draußen zu sitzen unter den Bäumen im Schatten. Deß erschracken die Weiber und baten die Wirthin, zu verhüten, daß die Männer ihr Hiersein entdecken. Das sei eine böse Nation, die meinten, der Herrgott habe das Geld nur für sie allein erschaffen, und brauche ein Weib einen Kreuzer, so begönnen sie zu schnürfeln und zu schnauben, als wenn sie nicht bloß Weib und Kinder, sondern auch Haus und Hof eines Schluckes verschlingen wollten.

Der Kachelträger und die Weiber kamen durch der Wirthin Vermittlung alsbald in Verbindung, während die Wirthin die Männer suchte, um sie zu unterhalten und vom Herumschwärmen abzuhalten. Sie trippelte unter die Bäume, kein Mensch war mehr dort. Ist's diesen Fleischklumpen schon zu kühl geworden draußen; wie soll es dann den armen Leuten gehen, welche nicht mit Fett gefüttert sind wie diese? brummte sie. Sie eilte rasch dem Stübchen zu, wohin sich

die Männer zurückzuziehen pflegten, wann die Nacht kam oder sonst etwas, welches ihnen nicht anständig war. Pung, Pung! ließ die Wirthin Schüsse los, denn auch dort war niemand. Sie sprang herum, heraus, um's Haus herum, aber nicht einen einzigen von den Männern kriegte sie zu Gesichte. Was Teufels soll das bedeuten, solche Käsköpfe und Weinbäuche kriechen nicht in Mauslöcher, rief sie, und wenn man solche Schwernöther nirgends riecht und nirgends schmeckt, so ist's wie mit Kindern, welche stille werden, da ist gewißlich was im Werke. Sie lief zu den Weibern, welche eben mit dem Kachelträger in dem innigsten Verkehr waren. Sie waren vertieft aus Herzensgrund in die herrlichen, halbverwischten Figuren und curiosen Blumen und handelten mit zitternden Händen um die Herrlichkeiten, schenkten der Wirthin gar keine Aufmerksamkeit. Diese frug, ob die Männer sich nicht gezeigt. Zerstreut, kaltblütig über die Achsel hin, als ob die Frage sie nichts angehe, es sich um junges Vieh oder alte Hühner handle, verneinten die Weiber. Es seien die einen so gescheut als die andern, und weise würden sie zu beiden Seiten nicht; bis sie der Tod ändre, sagte die Wirthin vor sich hin und lief weiter. Sie kannte die Welt, Männer und Weiber, und hatte sie was in der Nase, so jagte auf der Spur kein Jagdhund besser. Erst frug sie männiglich um's Haus herum, niemand wußte etwas. Sie stöberte durch die Scheuer, das gesuchte Wild fand sich nicht. Endlich sagte ein Kind, es glaube, die Männer, nach denen sie frage, seien die Treppe hinauf in's obere Haus gegangen. Die Wirthin nach im Sprung, als ob sie im ersten Satz ihnen auf die Haube wolle, aber sie lief hinauf, lief auf den Estrich, guckte in alle Ecken, steckte die Nase hinter Holzhaufen und andere Objektivitäten, aber da war kein Mann zu sehen oder zu hören.

Sie schoß wieder nieder, schoß durch alle übrigen Zimmer, fand keine fühlende Seele, bloß einige eingeschlossene,

matte Fliegen schwirrten auf, sie achtete ihrer aber nicht, schoß weiter bis an die Treppe, da machte sie rechts um, denn ihr war noch die ungebrauchte Stube eingefallen, schoß an deren Thür und stieß alsbald einen jämmerlichen Schrei aus, sie hatte sich die Nase blutig gerannt, die Thür war verschlossen. Zornesvoll rief sie, daß man öffne, aber je zorniger sie rief, desto stiller ward es drinnen. Sie wußte, daß die Thür sonst offen war, wunderbar mischten sich in ihr Furcht und Zorn, es geschah ihr wie oft den Weibern, sie wußte nicht, war menschliche Bosheit oder eine übernatürliche Macht da im Spiel. Sie dachte sich das Ding freilich nicht so klar, aber es war ihr so, und nach Art der Weiber in solchen Fällen setzte sie nicht ab, wie Männer wohl gethan und es einstweilen hätten dahin gestellt sein lassen; der Handel mußte ausgetrieben sein, sie wollte wissen, ob Mensch oder Teufel da drinnen sei. Ein kurzer Bericht bei den Weibern wirkte mehr, als manch sehr langer Bericht bei den Behörden. Die Weiber zuckten zusammen, ließen die Teller fahren, den Kachelträger stehen, umringten die Wirthin, spitzten die Ohren und wurden heiß inwendig, lebendig auswendig, frugen und riethen, was wohl gehen möge, was wohl zu machen sei. Gucken sei das Beste, meinte endlich die mit der Nase zuvorderst, Gucken sei eine kommode Sache, sie habe Sachen erguckt, sie dürfe nicht daran denken, geschweige davon reden. Du hast Recht, sagte die Wirthin, rief alsbald den Metzgerknecht, einen gewandten Burschen, der zu allem zu gebrauchen war, befahl ihm, eine Leiter an's Fenster der verschlossenen Stube zu stellen und zu sehen, was drinnen gehe. Er gehorchte mit Vorsicht, stieg hinauf, guckte hin, guckte her, unten zappelten die Weiber wie Fische im Netze, frugen, was siehst? was geht? wurden immer zappelnder, frugen immer lauter, sintemal der Metzger nichts sagte, sondern bloß immer bedenklicher den Kopf schüttelte. Endlich kam er herab und sagte, er könnte Bestimmtes nichts sagen, es hange eine

große Kutte am Fenster, so viel er aber habe merken mögen, liege ein großer Haufe auf dem Tisch, was Rothes, so viel er gesehen, auch Schwarzes, was es aber eigentlich sei, das wage er nicht zu entscheiden.

Ja nun gab's Feuer, jede wollte hinauf, wer oben war, nicht wieder runter, eine glaubte den Rücken ihres Mannes zu sehen, eine andere sah zwei Rücken, aber sie konnte nicht in's Klare kommen, wem sie gehörten, wollte bis dahin nicht runter. Zudem ward es draußen dunkel, begreiflich drinnen noch dunkler. Die Weiber unten, wilder, schrieen nach mehr Leitern, und sicher wäre ihnen noch der Gedanke an Feuerhaken gekommen, das Fenster einzustoßen, die Kutte wegzureißen, wenn nicht plötzlich eine Stimme gefragt hätte: Habet ihr da etwas Neues, kann ich was helfen? Erschrocken drehten sich alle um, absonderlich das Weib auf der Leiter, denn es war eben ihr Mann, welcher so gefragt hatte. Bäbi, bist du es, sagte der Mann zum Weibe oben, wußte nicht, daß du noch so fest auf der Leiter wärest, mußt mir das nächste Jahr wieder kirschen. Die Wirthin jedoch nicht außer Fassung fuhr ihn hart an, was das zu bedeuten hätte, in ihrem Hause dulde sie so was nicht, er sollte das wissen. Der Mann gab guten Bescheid, behauptete, es geschehe nichts Böses, erbot sich, für gute Worte und einen Schoppen ihnen alles, was vorgehe, zu zeigen, doch sollten sie leise machen, ihn nicht verrathen, es ginge ihm sonst viel zu übel. Mit Freuden wurde sein Erbieten angenommen, sachte folgten ihm die Weiber, enthielten sich sogar alles Redens, leise öffnete er ein wenig die Thür, winkte der ersten zu gucken, zog sich dann rasch in den Hintergrund. Vorsichtig steckte die erste die Nase durch die Spalte, schrie aber plötzlich laut auf, stieß die Thür sperrangelweit auf, und hinter ihr schrien alle andern auf, sobald ihr Blick in die Stube frei ward, stürzten hinter der ersten her hinein, jede die gangbarsten, kräftigsten Titel, mit welchen zornige Weiber ihre Männer

traktiren, vor sich her schleudernd, wie ehedem die alten Helden, ehe sie an's Schwert griffen und sich in's Handgemenge stürzten, ihre Speere. Denn drinnen saßen um einen großen Tisch herum die Männer, auf dem Tisch lag ein hoher Haufe Scherben allzumal, und aus dem Haufen heraus las jeder Mann seine alten Bekannten, freute sich laut des Wiedersehens, erzählte laut mit Lachen, wie sie sich gefunden, und wie lange sie auseinander gekommen und getrauert um einander. In diese Freuden des Wiedersehens stürzten die Weiber mit Mordspecktakel, den Weibern ward fast übel vor Zorn, den Männern vor Lachen, manchem Weibe, wir müssen es sagen, juckte es wirklich in den Händen. Doch durch das Getümmel begann der Witz zu blitzen, der Sturm ward klarer, Schlag auf Schlag ging es her und hin, gleich blanken Klingen in muntern Händen.

Saß ein wackerer Hieb in dickem Fleisch, so ertönte ein helles Lachen und klärte das wilde Wetter auf. Wie es kam, wissen wir nicht, aber kein Weib kreuzte mit dem eigenen Manne die Rede, sondern schlug seine Worte den andern um die Ohren, das nahm dem Handel das Gift, leitete die Versöhnung ein, den Uebergang bildete ein Glas Wein, welches der Mann dem Weibe brachte, und das Ende war, daß um einen langen Tisch Männer und Weiber saßen, auf dem Tische waren aber keine Scherben mehr, sondern gut Essen und Trinken, und von diesem las jeder sich aus, was ihm am besten in die Augen schien. Ja selbst der Kachelträger saß unten am Tische, da er sich so gut zu entschuldigen wußte mit Einfalt und Armuth, daß die Weiber ihm nicht nur verziehen, sondern daß er in ihrem Dörfchen die beste Kundsame erhielt.

Indessen wenn auch Friede schien, das Ding war doch in's Blut gedrungen und eiterte absonderlich bei der Wirthin, welche bei dem meisten Verkehr auch am meisten darunter leiden mußte. Begreiflich blieb der Spaß nicht in den vier

Wänden, sondern wurde bekannt und nicht wieder vergessen. Keine Schüssel ging entzwei, daß nicht gesagt wurde, das mache nichts, man kriege ja jetzt Ganzes für Zerbrochenes, selten kam jemand in's Wirthshaus, der nicht frug, wann wieder Scherben-Auslese sei, oder stichelte, wie man ehedem vom dummen Teufel gesprochen, jetzt aber von dummen Weibern viel die Rede sei.

Aber, aber, Weiber reizen ist ein bös Ding, ein selten Ding ist's, wenn auf solch Reizen nicht die Rache folgt. Sie vergelten halt gar zu gerne, die guten Weiber, sowohl Plagen als Küssen; es verrannen Sommer und Herbst, was ihnen widerfahren, das behielten die Weiber fein in ihren Herzen.

Ein wilder Winter legte sich über die Erde, rauh stürmte es über die Berge her durch die Thäler, absonderlich der Februar war ein grimmiger Monat. Das ist ein seltsamer Monat, kann Mienen machen so lieblich wie ein Mädchen, welches für sein Leben gerne einen Mann möchte. Thut er so lieblich, so ist es nie richtig, sondern accurat wie bei einem Mädchen, bei welchem die lieblichsten Mienen vor der Heirath sich nach der Heirath so gerne verwandeln in saure und grimmige. Viel besser ist's, der Februar mache sein Gesicht wie eine alte Hexe, welche sterben soll und nicht mag, dem Tod die Zähne zeigen möchte und keine mehr hat, mit schrecklichen Mienen den Tod vom Bette wegjagen möchte.

Gerade ein solch schrecklich Hexengesicht machte der Februar, von welchem wir reden wollen. Die Katzen verließen den warmen Ofen nicht mehr, die Hasen sammelten sich in die dichtesten Tannengehäge, hielten dort große Volksversammlungen, nur die Mädchen sah man umherschwirren wie die Fledermäuse, am liebsten zwischen Tag und Nacht, ließen sogar die Holzschuhe unter dem Ofen stehen, hüpften in Tanzschuhen durch den kniehohen Schnee oder Koth, freilich bei jedem Hupf einen Schrei ausstoßend, natürlich bloß inner-

lich, bis das Hüpfen auf dem Tanzboden anging, da ward ihnen wieder wohl, wie dem Fischlein auf dem Grunde.

Einmal, es war die wildeste Nacht in diesem Monat, alle Berggeister schienen losgebrochen, heulten durch die Dächer, prasselten an die Fenster, wirbelten in der Luft herum als Hagel, Schnee und Regen, daß es ein grauses Hören war, da klopfte es an einem Fenster in gedachtem Dörfchen, es mochte eine Stunde vor Mitternacht sein oder etwas mehr. Das Klopfen ward alsbald vernommen, das Schiebfenster aufgestoßen und nach dem Begehren gefragt. Gerichtsäß, hieß es von außen her, geschwind auf und macht euch zurecht. Der Pfarrer ist plötzlich gestorben, die Verwandten wollen ihn noch in dieser Nacht nach Bern führen, wo er Bürger ist, ihn dort zu begraben. Die Vorgesetzten und achtbarsten Hausväter sollen ihm das Geleit geben. Um zwölfe längstens seid im Wirthshause, vergeßt den Mantel nicht. Der aufgerufene Gerichtsäß wollte Weiteres erfragen, aber verschwunden in Sturm und Nacht war der Bote. Vor Angst und Eile konnte der Gerichtsäß kaum Licht machen, und erwachen wollte sein Weib nicht, wie laut er ihm auch rief. Als es endlich erwachte, belferte es schrecklich über eine solche Zumuthung in solcher Nacht, ob man denn meine, Bauersleute seien ärger als Pudelhunde, und wer ein Loth Verstand hätte, ginge nicht, hieße sie ihm in die Schuhe blasen. Aber der Gerichtsäß ward böse über die Dummheit des Weibes, schrieb sie der Faulheit zu, um nicht aufstehen zu müssen, ihm was Warmes zu machen, und sagte kurz: Das verstehst du nicht, aber aufstehn mußt du, gieb mir ein Hemd, salbe die Schuhe und zwar geschwind, hörst, möchte nicht der letzte sein.

Nicht um viel Geld hätte der Gerichtsäß auf die Ehre, an welche er nie gedacht hatte, verzichtet, im Mantel als Vorgesetzter seiner Gemeinde in Bern einzuziehen, wo dann meine gnädigen Herren zu einander sagen würden: Seht, dort

ist der Breneck Bauer, einer von den ersten, er ist Gerichtsäß, und was er noch alles werden kann, ist Gott bekannt. Er musterte gewaltig sein säumend Weib, welches ihn immer noch abspenstig machen wollte. Allein selbst ist der Mann, der Gerichtsäß ward flott, hob die Anker, setzte die Segel auf und steuerte aus dem Hause. Wahrhaftig, so deutlich war ihm der Vortheil, ein Mann von Gewicht zu sein und keine Hopfenstange, nie geworden als jetzt, erst jetzt kam er so recht dankbar zu edlem Selbstbewußtsein.

Der Sturm fuhr einher mit Heeresmacht, massenhaft trieb er Schnee und Winterhagel über die Erde, oft ward der Gerichtsäß zweifelhaft, segle er mit seinen Beinen vorwärts oder rückwärts mit dem Winde.

Noch in mehreren Häusern schien ihm Licht zu dämmern, aber in heiligem Eifer, nicht der letzte zu sein, säumte er sich nicht mit der Nachfrage, dachte, die wüßten den Weg so gut als er, und arbeitete sich wacker durch die Schneewellen des Sturmes. Doch war er trotz seines Eifers nicht der erste; ein Chorrichter war ihm zuvorgekommen, dies hatte aber auch seinen guten Grund. Derselbe hoffte Ammann zu werden, und bekanntlich müssen Ammänner vorangehen, und um seine Fähigkeit dazu zu zeigen, hatte er nur das Nöthigste angezogen, das Uebrige in der Tasche mitgenommen. Als der Gerichtsäß kam, band jener sich eben das Halstuch um, zwar mit großer Anstrengung des Leibes und der Seele, indessen gelang es ihm doch zu seiner eigenen großen Verwunderung. Drei Gemeinden könnte man auslaufen, ehe man einen Mann finde, welcher das Halstuch sich selbst umbinden könne, sagte er. Einer nach dem andern kam daher gerannt und landete mit mehr oder weniger Ungestüm in der spärlich erleuchteten Stube. Von den erstern wollten die spätern das Nähere wissen, das Wie, Wo, Wann, aber alle wußten gleichviel, alle hatten die gleiche Botschaft erhalten und mehr nicht.

Man jagte die Wirthin auf, die machte ein dumm und

ärgerlich Gesicht, accurat wie jeder Mann bereits eins zu Hause gesehen hatte, und wußte ebenfalls nichts. Indessen war sie doch eine willkommene Erscheinung, sie war ein Bedürfniß, denn jeden durchrieselte es kühl, es graute allen vor dem Wege, nach Stärkung, nach innerlicher Wärmung trugen alle ein sehnlich Verlangen. Den Forderungen der Zeit, den Bedürfnissen des Volkes abzuhelfen, vermochte die Wirthin, die Schlüssel dazu trug sie in ihrer Tasche.

Sie war eine edle Natur, den Wünschen des Volkes zu entsprechen, war ihr Bedürfniß, war ihr Leben, dem einen half sie mit weißem auf die Beine, den andern wärmte sie zu edler Glut mit rothem, und je nach Willen und Bedürfniß theilte sie die Portionen in halbe und ganze Schoppen. Als die Männer warm saßen, begannen sie sich zu verwundern, daß nicht mehrere nachkämen aus den andern Theilen der Gemeinde. Sie wüßte nicht, sagte die Wirthin, warum die gerade hierher kommen sollten, sie müßten Weg verlaufen, vielleicht seien diese unten beim Sigrist oder im Pfarrhause oder gleich beim lahmen Bären im Nierenstich, da ersparten sie fast eine Stunde Wegs, indessen wisse sie es nicht. Mitternacht war längst vorüber, die Schoppen waren geleert, bereits hatte die Wirthin neuen Forderungen entsprochen, nachträglich erwachten Bedürfnissen abgeholfen, die Zeit aber konnte sie nicht todtschlagen, welche lang zu werden begann, einer Schlange ähnlich, welche ein runder Knäuel scheint und sich auseinander rollt, bis sie zur schrecklichen, alles verschlingenden Boa wird. Curios ist's, daß die Männer sehr häufig erst zu rathen beginnen, wenn sie Langeweile kriegen, daher die meisten ihrer Rathschläge nach ungeheurer Schläfrigkeit riechen, wie Kranke bald nach Merkur oder nach Kamillenthee oder Hofmannstropfen oder nach Bisam, je nach der Krankheit, begreiflich. So begannen auch unsere Männer, die Mäntel unter dem Arme, um bereit zu sein auf den ersten Wink, wie in wichtigen Nächten auch die Husaren immer gesattelt

haben, den Zügel am Arme, zu rathschlagen, was da wohl vorgehe im Pfarrhaus und was sie zu machen hätten, ob es wohl nicht thunlich wäre, eine Deputation in's Pfarrhaus zu senden, zu sagen in erster Linie, sie seien da, in zweiter Linie aber zu fragen: was jetzt gehen solle? Die Wirthin, welche eben Stillung neuer Bedürfnisse brachte, sagte im Vorbeigehen, das hülfe sie nicht machen, für so weise Männer, wie sie sein wollten, die Gemeindeväter, wäre das das Witzigste nicht, indessen wolle sie so weisen Häuptern nichts befohlen haben. Aber gedacht hätte sie, es sollte ihnen in Sinn kommen, daß man bei solchem Wetter nicht mit einer Leiche fahre und daß, je wüster es mache, man desto sicherer hoffen könne, es bessere in der nächsten Stunde, und daß, wenn sie in's Pfarrhaus gingen und pressirten, man dort denken müsse, sie könnten nicht warten, bis sie den Pfarrer aus der Gemeinde hätten, und für Männer, wie sie sein wollten, wäre solches wohl nicht das Anständigste, und niemand würde ihnen viel darauf halten.

Die Rede der Wirthin fiel in's Gewicht, und zudem war das Wetter wirklich so, daß kein barmherziger Mensch einem Hunde zugemuthet hätte, vor's Haus zu gehen, und so oft einer seinen Schoppen ausgetrunken hatte und sich Zeit nahm, an's Fenster zu gehen, so war es accurat das gleiche Wetter. Dann saß man wieder nieder, brummte über die eigene Eilfertigkeit und wie diesmal das Weib, welches gemeint, man solle nicht so pressiren, doch klüger gewesen. Selb sei wahr, zuweilen wäre es nicht übel, wenn man auf die Weiber hörte; selb aber sei fatal, daß man von vorne herein nicht wissen könne, wann es gut sei und wann nicht! Darauf begann der Rath und das Ueberlegen, ob es nicht gut wäre, wenn sie was Warmes machen ließen, eine gute Käsuppe sammt saurer Leber und einem schönen Bischen Braten. Aber wiederum wäre es doch höchst fatal, wenn sie dann fort müßten, wenn die Sachen bald fertig wären, krie-

gen thäten sie nichts davon, und schenken würde die Wirthin ihnen die Zeche nicht, das sei eine, die nicht wisse, was Manier sei, weder mit dem Maul noch mit der Zeche. Wenn ihre Sachen nicht so gut wären, die hätte sie längst zum letzten Male gesehen, der hätten sie es zeigen wollen, daß sie nicht Schulbuben seien und sie der Schulmeister.

So rathschlagten und räsonirten die Männer, derweilen wurden die Lichter bläßer, ein Stücklein Tag dämmerte an den Fenstern, es steigerte sich die Ungeduld zum Zorn, man wurde immer mehr gleicher Meinung, wie die Weiber daheim Recht gehabt; Herrenleute hätte keinen Verstand, betrachteten Bauersleute als Hunde, und unverschämt sei es von Pfarrers, daß sie nicht Bescheid sagen ließen, was vorgehe, damit man wenigstens wisse, woran man sei. Aber was wolle man, was Einem der Herrgott nicht gegeben, das könne man niemanden zumuthen, Verstand hätten sie halt keinen und kriegten keinen einstweilen.

Indessen hatten sie ihre Mäntel noch bei der Hand, wie die Kinder Israel beim Auszug aus Egypten die Schuhe an den Füßen und die Stecken in den Händen, da sah einer des Pfarrers Knecht die Straße heraufkommen, rief alsbald die frohe Kunde aus, lief hinaus, das Nähere zu hören, während die andern nach den Mänteln griffen, sie auseinander schüttelten und einer zu dem andern sagte: Bitte, hänge mir doch die Haken ein in den Rockkragen.

Der, welcher hinausgegangen war, empfing des Knechtes Morgengruß. Dank dir Gott, Benz, antwortete er, wann wollen sie mit ihm fort?

Mit wem? frug Benz. He mit wem, als mit dem Pfarrer, antwortete der Mann. Ja so, sagte Benz, sie wollen jetzt gar nicht fort. Ich muß eben zum Schmied, bei dem das Roß bestellt war, und ihm absagen. Es macht ihnen zu bös Wetter. Daß er mitfahre, dazu haben sie den Pfarrer schon anfangs nicht bewegen können, wie sie auch an-

gesetzt. Man soll ihn ruhig lassen, hat er gesagt, er sei am wohlsten daheim. Was, sagte der Mann und that die Augen auf, redet der noch? Ja, sagte Benz, der kann reden, man sollte ihn hören daheim. Da geht's ihm viel schärfer als auf der Kanzel. Die Frau und die Andern gehen gerne zum Besuche, er aber ist lieber daheim, und da geht's manchmal los. Heute sollten sie auf Thun zu einem Thunerherrn, weiß nicht mehr wie er heißt, zum Essen, und er wollte nicht. Er frage dem nichts nach, hatte er gesagt, sie sollten seinethalben gehen, ich könne fahren mit ihnen. Mir wäre es anständig gewesen, hatte drinnen viel zu verrichten, aber jetzt ist's ihnen auf einmal anders in Kopf gekommen. Wegen dem Wetter hätte das so viel nicht gemacht, ist man einmal unter Dach, so macht Einem das ja hell nichts mehr. — Daneben ist also der Pfarrer wohl auf? frug der Bauer. Allweg, sagte der Knecht, es dünkt mich, er werde alle Tage jünger. Aber wenn Einer so essen mag wie er, so ist es nicht zu verwundern. Wenn der nicht sieben Erdäpfel versorgen kann, Fleisch und Gemüse dazu, daß es eine Art hat, des Morgens Butter, des Abends Käs, so meint er, er habe nichts gegessen, und klagt, er könne nicht schlafen von wegen der Oedigkeit im Magen. Doch nicht für ungut, ich muß gehen, sonst füttert der Schmied überflüssig und ich muß es auf dem Buckel haben.

Da stånd der Mann, wahrlich nicht in angenehmer Stellung, und doch stand er so und wäre es weiß kein Mensch wie lange so gestanden, wenn nicht einer bereits mit dem Mantel am Rücken hinausgekommen wäre und gefragt hätte: Nu Hans, was ist's, warum bringst nicht Bericht? Da kam ihm die Besinnung, rasch drehte er sich um; thut den Mantel weg, daß ihn ja niemand sieht! sagte er und drinnen stattete er den Bericht ab, welcher wirklich nicht, so kurz er war, zur Ergänzung zurückgesandt zu werden brauchte. Derselbe ersättigte so, daß die Männer in große Wallung geriethen, daß

es gewaltig donnerte zwischen ihnen und der schwere Eichentisch krachte unter den mächtigen Faustschlägen. Das müsse alsbald dem Landvogt angezeigt werden, war die allgemeine Meinung, der werde dann zeigen, was es heiße, Vorgesetzte zum Narren zu halten und selbst den Pfarrer in das Narrenwerk hinein zu ziehen.

Sie begannen die Deputatschaft zu ernennen. Wer bei ähnlichen Geschäften betheiligt gewesen ist, wird begriffen haben, wie schwer ein solch Geschäft ist, besonders wenn die Meisten sich äußern, für kein Geld möchten sie sich wählen lassen, während ihre Seele nach der Wahl brennt wie die Zunge eines Hirsches nach einer Wasserquelle. Die Wirthin meinte im Vorbeigehen, das sei das Schönste, welches sie machen könnten, dem Landvogt selbst anzuzeigen, wie dumm sie seien. Wäre ich Landvogt, so versammelte ich morgen die Gemeinde, zeigte ihr an, solche Babi könne ich nicht brauchen, welche so wenig Achtung genössen, sie sollten andere Vorgesetzte wählen. So würde ich ausfahren, und die Sache wäre recht, wenn sie nicht gescheidter wären und die Dummheit selbst so recht austrompeteten.

Die Bemerkung schlug ein, faßte Grund, machte innerlich Bewegung, erzeugte Angst, die Berathung nahm eine andere Wendung, der Beschluß war ein überraschender. Sie wurden nämlich einig, hier zu bleiben, den Tag zu verarbeiten so gut als möglich, sich zu stellen, als hätten sie wichtige Geschäfte, welche hauptsächlich die Gemeinde beträfen, einstweilen aber nicht veröffentlicht werden dürften. Derweilen könne man unter der Hand nach dem Thäter, dem Majestätsverbrecher, forschen, denn er müsse an den Tag, es koste was es wolle. So was an den Häuptern der Gemeinde verübt, sei doch wohl noch nicht erhört worden, verdiene auch die allerhöchste Strafe, der Thäter müsse, sei er wer er wolle, ohne Ansehen der Person, wenigstens gehängt werden. Das sei das Beste, was sie thun könnten, meinte die Wirthin, gar

nichts an sich merken lassen, bis man den Thäter hätte, und unterdessen hier bleiben. Wenn sie es begehrten, so wolle sie ihnen ein Mittagessen bereiten, womit sie könnten zufrieden sein. Sie hätte noch was in der Beize, wenn sie es wüßten, sie könnten schon jetzt die Beine nicht still halten unter dem Tische, im Küchenschrank und in der Metzg würde sich wohl auch noch was finden. Das gefiel den Männern, sie gaben der Wirthin noch allerlei Aufträge, die Entdeckung des Thäters betreffend, dann legten sie sich auf ihr Tagewerk, lagen ihm auch mit großem Fleiß und staunenswerther Nachhaltigkeit ob, und wie jeder Fleiß zu schönem Bewußtsein führt, so wurden auch die Männer guter Dinge und voller Fröhlichkeit, es sprudelte der Witz, der Tag verblitzte. Die Finsterniß kam, Lichter wurden gebracht, sie wußten nicht, wie es Abend geworden, doch bei dem Einen war es verblieben: wenn sie nur den verfluchten Spitzbuben hätten, gehängt müßte derselbe werden, sei er wer er wolle, ohne Ansehen der Person, und zwar noch diesen Abend, — wenn sie ihn hätten nämlich.

Unterdessen war es nach und nach auch in der Nebenstube lebendig geworden. Anfänglich hatten sie sich dessen nicht geachtet, als es aber immer lauter klirrte und lachte, machte sie das Ungewohnte doch aufmerksam. Die Neugierde erwachte, die Wirthin wurde gefragt. Es sei jemand gekommen, antwortete sie uneinläßlich und ging ihrer Wege. Das sei doch keine Manier so zu antworten, sagte einer, und da es drüben eben noch lauter lachte und lärmte, setzte er bei: wenn sie es nicht sagen wolle, so habe man Augen und könne selbst sehen, und in einem Wirthshause werde es wohl erlaubt sein, eine Stube aufzumachen, so gleichsam unbedacht und unversehens.

Er stieß die Pfeife in die Tasche, hielt erst das Ohr an die Thür, dann öffnete er sie leise ein klein wenig, guckte durch die Spalte, trat rasch aber leise zurück, winkte den anderen, deutete jedoch die größte Stille an; die schweren Män-

ner nahten sich so leise, als es bei zwei und drei Centnern auf dem Rücken möglich wird, stellten sich einer hinter dem andern auf, schauten sich über die Achsel, unter den Armen durch, kurz, wie jeder konnte und mochte nach seiner oder seines Vordermannes Beschaffenheit. Dem vordersten ward die anfängliche Spalte zu enge, geschweige dem hintersten, der gar nichts sah, gar nicht begriff, was das Kopfschütteln, das Flüstern: das hat gefehlt, das hat noch gefehlt, zu bedeuten hätte. Es entstand ein Drang nach vornen, ganz natürlich, wie ein weiser Rathsherr sagen würde, die Spalte erweiterte sich, da die Thür, wie alle Wirthshausthüren, verschwiegen in den Angeln war, ehe man es sich versah, stand sie offen. Der Vorhang war aufgegangen, im geheimnißvollen Zimmer saßen ein Dutzend Weiber um einen großen Tisch herum, auf welchem eine Masse von Halb-Schoppen-Gläsern, Schoppen und Flaschen standen. Die Weiber griffen in Gläsern und Flaschen herum, rochen daran, schüttelten die Köpfe, schoben sich zu, was sie in Händen hatten, lachten sich zu, sagten sich allerlei Witze. So trieben sie Spaß, klirrten tapfer mit den zugeschobenen Gläsern, versteckten aber oft hinter dem freundlichsten Schub das schärfste begleitende Wort.

Eine einzige nahm nicht Theil am Spiel, sie war die jüngste, lachte nicht und weinte fast, hatte einen großen Haufen von Glas vor sich und schob ihn nicht weiter. Da frug sie eine ältere mit erfahrenem Gesicht: Vrene was hast? Da schüttelte es die junge eine geraume Zeit, ungefähr wie einen noch nicht oft gebrauchten Ziehbrunnen, wenn das Wasser kommen will. Ach, ach, ich habe die Schoppen und Flaschen, welche mein Mann gehabt, ausgelesen, nun stehen sieben und dreißig vor mir! Ach Gott, was kostet das, was soll aus mir werden und aus ihm! Aber Vrene, aber Vrene, das ist ja nur Spaß, wie wolltest du die Schoppen kennen, aus welchen dein Mann getrunken hat? — Warum sollte ich sie nicht kennen? schluchzte Vrene. Er

kehrt alle um, läßt sie vertropfen, daß auch nicht ein einziger Tropfen mehr darin bleibt, jetzt habe ich sieben und dreißig Schoppen vor mir, welche gar nicht tropfen wollen. Da lachte die Alte und meinte: die, welche vertropfen ließen, seien sicher nicht die Schlimmsten, für die sei noch Hoffnung und zwar die meiste und mehr als einer müsse sein dieser Art, denn einer trinke allein nicht sieben und dreißig Schoppen. Das hatte das große Gelächter gegeben, denn jedes der Weiber wollte nun wiederum wissen, ob ihr Mann in diese Klasse gehöre oder in eine andere.

Während diesem Spiele war die Nebenthür aufgegangen, die Weiber merkten es, nahmen aber keine Notiz davon. Den Männern kam das Ding verdächtig vor, fast wie ein abgeredet Spiel. Der, welcher Ammann werden wollte, hielt es unter seiner Würde, so was ungerügt hingehen zu lassen, trat aus eigener Machtvollkommenheit aus dem Knäuel hervor, frug mit angehender Majestät, was das eigentlich bedeuten solle. Nichts Besonderes, sagte die eben erwähnte Alte, aber weil ihr es doch wissen wollt, so müßt ihr es wissen. Wir kamen euch entgegen aus Erbarmen und Höflichkeit, um euch eure Mäntel heimzutragen, rechneten darauf, daß ihr ein Glas Wein uns anbieten würdet, ihr bringt es ja sonst jeder Nase, welche in einem Mieder steckt. Aber wahrscheinlich waren wir nicht die Rechten, denn keiner achtete sich unser, auf dem Trocknen ließ man uns sitzen, was für solche Mannen nicht brav ist. Da erbarmte sich die Wirthin, brachte uns die Brosamen von der Herren Tische, die Schoppen, welche ihr ausgetrunken, damit wir sie austropfen lassen könnten. Ach du mein Gott, erst erschracken wir vor den Schoppen, wo doch jeder auf einen Satz nur einen trinkenwill, weil mehr ihm nicht wohl macht, und jetzt die Unzahl! Ach du mein Gott, und als man an's Tropfen kam, wollte nichts tropfen, und so sitzen wir da zwischen unzählbaren Schoppen und vielen Tröpfen, und nichts will tropfen, uns klebt die Zunge am Gaumen!

So sprach die Alte, und wir müssen sagen, daß nicht bloß die angehende Majestät erblaßte, sondern alle Männer verblüfft wurden. Der Daumen fiel ihnen in die Hand. Aber das ist bekannt, daß dem, welchem der Daumen in die Hand, doch nicht immer das rechte Wort in den Mund fällt. Man verbirgt die Verlegenheit wohl gerne hinter der Miene, welche wirklich beleidigte Majestät anzunehmen berechtigt ist. Mit gerunzelten Stirnen traten die Männer ein, der Instinkt gab ihnen ein, sie seien den leichten Waffen der Weiber nicht gewachsen, seien überhaupt im Nachtheil. Ob sie die schweren Waffen gebraucht hätten, wissen wir nicht, weiß doch ja selten der, welcher sie gebraucht, einige Sekunden vorher es selbst. Indessen die Wirthin war eine kluge Frau, gewandt in allen Fällen, und entgegen dem Grundsatze der Aerzte vermied sie jede Krisis. Im Nu hatte sie mit ihren hülfreichen Geistern den Tisch abgeräumt; ehe eine Erörterung ernstlich begonnen hatte, stand ein herzerhebend Abendessen da, ein recht eigentliches Zweckessen. Was aber ein solches für eine versöhnende, herzbrechende Macht hat, weiß niemand, als wer es erfahren hat, besonders wenn eine Wirthin nachhilft mit lustigen Redensarten und freundlichem Achselklopfen. Wir müssen sagen, einträchtiger als selten gingen die Ehepaare heim, die Weiber im Bewußtsein vollständiger Genugthuung, die Männer im innigen Verlangen, daß die Vergangenheit vergessen und vergeben sein möchte. Schön und friedlich war es selben Abend in allen Häusern, selb ist wahr, und allenthalben ward ein freundlich Nachfest gefeiert. Es wäre alles gut gewesen und zwei lustige Abende mehr in der Welt, wenn immerdar schön Wetter geblieben wäre am Ehehimmel und Friede in jedem Hause. Aber wie die Steine naß werden, wenn es ander Wetter geben will, und wie Blutstropfen hervortreten, wenn die Zeiten giftig werden, so stieß es diese Witze heraus, wenn es trüb in den Herzen wurde, sie wurden sichtlich, wurden

gezeigt, dann erfolgte sicherlich Blitz und Donner, manchmal sogar wirklicher Hagel.

Witz ist gar lustig am Ehehimmel, Wetterleuchten, welches die Luft reinigt und schön Wetter macht, aber er muß wechseln zwischen Mann und Weib und zwar bei unbewölktem Himmel und unter vier Augen. Wird der Witz zwischen Mann und Weib ein öffentlicher, dann hat's gefehlt, es giebt Verhältnisse, welche in Praxi die Oeffentlichkeit nicht ertragen mögen, ein solches ist die Ehe. Wer weiß, bei der Emancipation der Weiber kommt's vielleicht besser. Da wird dann per se alles öffentlich, und was die Weiber dabei gewinnen, das wird die Zeit lehren; wer's erlebt, wird's anschauen. Wer aber dann wiederum vernimmt, was jene angeschaut, der wird in stiller, verschwiegener Traulichkeit und häuslichem Beieinandersein das Glück suchen — und finden.

Wahlängsten und Nöthen des Herrn Böhneser.

(Neue illustrirte Zeitschrift für die Schweiz, Jahrgang 1849.)

Es ändert sich die Welt, wie man zu sagen pflegt; es wechseln die Sitten der Menschen, und doch geschieht nichts Neues unter der Sonne, wie Salomo sagt, denn das Alte wird seiner Zeit wieder neu und das Neue alt. Das Wort Staatskunst klingt gar hoch und schwer; man stellt sich wunder was darunter vor, aber es steckt nicht halb so viel dahinter; es bedeutet bloß: die Kunst, an's Ruder zu kommen.

Ununterrichtete möchten glauben, dazu gehöre auch die Kunst, am Ruder zu bleiben, aber sie würden sich sehr irren. Das am Ruder bleiben und nicht bleiben hängt ganz vom Wetter ab, und das macht bekanntlich Gott. Wenn es viel Birnen giebt, giebt es viel Eichhörnchen; gerathen die Trauben wohl, schneit und regnet es Regenten, und was kann der Mensch an Trauben und Birnen machen?

Die Staatskunst oder die Kunst, an's Ruder zu kommen, besteht in zwei ganz verschiedenen Methoden, von welchen bald die eine, bald die andere die herrschende ist: entweder muß man dazu geboren oder dazu gewählt werden. Diese beiden Methoden schließen einander ziemlich aus. Denn zumeist wird nicht gewählt, wer dazu geboren wäre, und wer gewählt wird, ist wiederum nicht dazu geboren, und je weniger Einer dazu geboren ist, desto hitziger betreibt er das Ge-

wähltwerden. Jede hat natürlich ihre angenehme und ihre fatale Seite. Unstreitig ist die des Geborenwerdens für die, welche eben geboren werden, die bequemere; den vielen Umtrieben und Drangsalen, welche bei Wahlen stattfinden, ist der Faden radikal abgeschnitten. Das Glück kömmt so gleichsam im Schlaf.

Gegenwärtig leben wir in Zeiten der Wahlmethode, ja wir leben eigentlich im Wählen und vom Wählen; denn es wird wirklich fast nichts mehr gedacht, geredet, geschrieben, geschafft, als Wahlen und Wahlen, und hört es an einem Ende auf, hui geht es am andern wieder an. Wenn nun eine Kunst so recht im Schwunge ist, so ist es nicht bloß ein Zeichen, daß ein schön Stück Brod darin liegt, sondern es bildet sich darin eine Virtuosität oder Schwunghaftigkeit aus, welche von der Nachwelt bewundert wird, daher die Zeit, in welcher sie herrscht, die Kunstperiode oder die Blüthenzeit der Nation genannt wird.

Nun scheint es wirklich, als ob wir gegenwärtig in einer solchen Periode, in der Wahlblüthe leben, in unserm Lande wenigstens; denn noch nie wurde das Wahlgeschäft so schwunghaft, so ausdauernd und mit solcher Kunstfertigkeit betrieben, als in den jüngsten Zeiten, und allem Anschein nach wird es einstweilen wenigstens nicht abnehmen. Es wird daher niemanden als wie vom Zaune gerissen erscheinen, wenn wir den geneigten Leser mit einer ganz kurzen Schilderung der Wahlnöthen und Wahlängsten des Herrn Böhneler zu unterhalten suchen.

Herr Böhneler war ein ganz prächtiger Mann, aber zum Ruder nicht geboren, daher es ein Glück für ihn war, daß die Blüthenzeit seines Lebens mit der Periode der Wahlblüthe zusammenfiel. Herr Böhneler war von der gütigen Natur auf das glücklichste ausgestattet, für diese Periode nämlich. Bekanntlich giebt es Thiere, welche das Wetter wittern Tage, Wochen vorher und sich einrichten nach den Winden, die da

kommen, nach Sonne und Schnee, welche in Aussicht stehen; so hatte es Herr Böhneler accurat. Da also das Bleiben am Ruder ebenfalls vom Wetter abhängt, wer schickt sich da besser an's Ruder als der, der instinktmäßig das Wetter wittert Wochen, Monate voraus? Die Wetterkapuziner sind bekannt, wie sie ihre Kapuze über's Haupt ziehen und wieder sie lüften und barhaupt dastehen und alles ohne alle Vernunft, aus bloßem Instinkt; gerade so eine glückliche Gabe hatte Herr Böhneler und zwar eben auch ganz aus bloßem Instinkt. Und dieser Instinkt dehnte sich auf seinen ganzen Verkehr aus. Er konnte heute vor einem Menschen barhaupt, den Hut in der Hand, stehen und morgen behielt er kühn den Hut auf dem Haupte, wenn der andere vor ihm den Hut abzog; er konnte heute Männern, welche auf seinem Zimmer waren, sagen, er bitte sie, sich gleich zu entfernen, er könnte sonst verdächtig werden, wenn man sie bei ihm anträfe, denen er einige Tage vorher nachwedelte wie Lips, der bekannte schwarze Pudel, seinem bekannten Meister. Nur eins hatte ihm die Natur versagt; das machte ihn zu Zeiten fast trostlos: es wuchs ihm nie und nimmer ein Schnauz. Bekanntlich haben wir in unserm Vaterland von Zeit zu Zeit martialische Anfälle, ganz schreckliche, mörderliche, wo wir uns geberden, als wollten wir die halbe Welt fressen, die andere halbe dazu als Getränk verbrauchen. Wer das Vaterland liebt, ein Volksfreund ist, muß diese Anfälle begreiflich auch haben und zwar nicht bloß haben, sondern auch gleichsam sie repräsentiren. Dies geschieht am wirksamsten mit Worten, Worten wie Keulen, mit welchen man nicht bloß Franzosen und Oesterreicher zu Pulver zermalmt, wie Tabakblätter in einer Schnupftabakstampfe, sondern alle Büffel und Elephanten sammt Kameelen und Rhinozerossen todtschlägt, als wären es Fliegen oder höchstens Käfer, in welcher Methode Luvini, der Tessiner Held im Rathssaale, ein unübertreffliches Vorbild ist. Indessen reden kann man nicht immer, man muß den Heldenmuth und die

Vaterlandsliebe auch vorweisen, sie zeigen können auf hundert Schritte weit, daher hat man ein allgemeines Zeichen, das ist der Schnauz. Man nimmt an, wie auf gutem Mist Schwämme wachsen über Nacht, wenn es schlecht Wetter geben will, so wachsen, wo die Herzen gut seien, die Gesinnung recht, die Volksthümlichkeit groß, gleichsam über Nacht Schnäuze unter der Nase, wenn dem Vaterland Gefahr drohe, wenn es Krieg geben wolle. Ein solches Zeichen brachte Herr Böhneler nicht zuwege, ein Schnauz wollte ihm nicht wachsen; es brachte Herrn Böhneler fast zur Verzweiflung. Er habe zwar graue Haare, schwache Augen, schwache Beine, aber sein Blut sei heiß für's Vaterland wie zwanzigjähriges, sagte er; er fühle Kriegsdrang und würde für die Freiheit sterben, sagte er, wenn er jünger wäre.

„Anne Bäbi," schrie er oft auf des Nachts, „Anne Bäbi, was mache ich doch, um einen Schnauz zu kriegen. Anne Bäbi, weißt mir nichts? Seifen hilft nichts, was meinst, wäre Lauge gut?"

„Schweig doch mit dem G'stürm," antwortete Anne Bäbi; „wenn es jemand hörte — Kinder und Kindeskinder müßten sich ja schämen; es würde ihnen vorgehalten werden. Dir wächst dein Lebtag keiner, du hast ja schon so viele Schnäuze bekommen dein Lebtag, daß du, wenn sie hätten wachsen wollen, einen hättest, der ginge von hier bis Basel, pfi Tüfel, Böhneler!"

Herr Böhneler war eigentlich vor längerer Zeit schon gewählt worden und zwar in einer glücklichen Zeit, in der Erstlingsperiode der Wahlen. In solchen Zeiten werden immer die besten Geschäfte gemacht. Der Concurrenten sind wenige, die Nachfrage ist hitzig. Seine erste Wahl fand zu einer Zeit statt, wo das Mues umgerührt ward mit der gröberen Kelle von oben bis unten. Jede Köchin nun weiß, wenn man ein Mues, Bohnen- oder Erbsenmues, tapfer rührt, so bleiben Bohnen und Erbsen oder wenigstens deren Hülsen

an den Rändern des Hafens hängen. Accurat so geht es in aufgeregten Zeiten. Die Raths- und andere Herren bleiben halt hängen über dem übrigen Mues. Unser Böhneler (eigentlich sollte man immer sagen Herr Böhneler, wegem Respekt, aber der Kürze wegen und weil wir mit der ganzen Familie Böhneler zwar durchaus nicht verwandt, aber sehr genau bekannt sind, wollen wir den „Herrn" zuweilen auslassen) hatte die bestimmteste Aussicht, daß man ihn in der Höhe hängen lasse und zwar ohne Schnauz. Er hatte sich mit dem Stutzer auf einigen Schießeten sehr befaßt und absonderliche Reden losgelassen, daß die Schießhütte fast ohnmächtig ward. Aber es stach ihn der Haber, er wollte nicht mehr so bloß ein simpler Gewählter sein, er wollte mehr. Der Ehrgeiz und der Geldgeiz sind halt Brüder und beide haben kein Genügen, und je mehr Einer hat, desto mehr hat er noch zu wenig.

Herr Böhneler wollte nicht mehr so ein bloßer Gewählter sein, sondern ein Wahlherr, d. h. ein Lenker der Wahlen, eine Schicksalsperson des Vaterlandes. Er wollte erscheinen als Einer, der Einfluß habe auf die Wahlen, zu dem man trete und frage mit Respekt: „Herr Böhneler, wie steht es mit den Wahlen?" der dann sagen konnte mit Bestimmtheit: „Ich garantire dafür, es ist alles besorgt, es geht wie Schnupf. Die Gegner geben sich zwar unsägliche Mühe und brauchen Mittel, welche ich ihnen an den Kopf schlagen will, wie ein Schulmeister seinen Knaben die Pelzkappen; aber zählt auf mich, sie fahren mit Glanz ab;" — zu dem man sage: „Böhneler, wir zählen auf Sie, Sie sind der Mann; Sie haben Kredit bei dem Volke, Sie haben sich ihm bewährt!" Aber um diese Stellung so recht mit Ehren einzunehmen, mußte er wenigstens in zwei Wahlkreisen gewählt sein; er mußte so gleichsam ein persönliches Vertrauensvotum erhalten haben, wie sie jetzt üblich sind. Von wegen, je mehr man mit einer Sache betrogen wird, desto mehr hascht man

nach Zeichen der Aechtheit, sucht Sicherheit für sich selbst zu haben und Andern zu geben.

Böhneler hatte nicht schlechte Aussichten. In einem Wahlkreise war er eingebürgert, in einem andern Wahlkreise hatte er Besitzthum und Verwandtschaft, er selbst aber wohnte in der Hauptstadt. Im ersten Wahlkreise scheint der Boden für Kirchenlichter äußerst ungünstig zu sein, denn er war das erste und einzige, welches in diesem und vielleicht auch im vorigen Jahrhundert demselben entsprossen war. Auf seine Mitbürger konnte er sich fest verlassen, denn wie süß tönt's nicht für einen Bürger, wenn er sagen kann: Wir haben auch einen drinnen (in der Hauptstadt), der und der ist unser, er ist hier daheim. Wie keck geht man dorthin in dem Bewußtsein, einen drinnen zu haben, zu dem gehe man, der kenne alles, hätte am meisten zu bedeuten, und was der sage, das sei gesagt! Im andern Wahlkreise schien die Sache weniger sicher, da waren Notabilitäten, da waren namentlich jüngere Leute, denen nicht sowohl ein Bewußtsein als ein Gefühl erwachte, eigentlich seien sie nichts, würden sie aber gewählt, dann wären sie auch etwas und könnten alle Tage mehr werden, wenn sie immer frisch zu was Neuem gewählt würden. Böhneler hatte Erfahrung in diesen Dingen und namentlich die, daß man es durchaus nicht auf das Ungefähr ankommen lassen, d. h. dem gesunden Sinne des Volkes vertrauen dürfe. Das käme wunderlich heraus, sagte er oft, wenn nicht verständige, vaterlandsliebende Männer der Sache sich annehmen würden, so könnte man zusehen, wie es ginge. Böhneler wußte, es waren drei Manöver nöthig und zu den drei Manövern drei Dinge. Das Geschäft mußte vorbereitet werden, das mußte eine Zeitung thun; es mußte betrieben werden durch sogenannte Panduren; es mußte unterstützt und nachgeholfen werden durch den zu Wählenden selbst. Die Zeitung hat vielleicht ein halb Jahr oder noch länger vorher die Steine allfälligen Anstoßes aus dem Wege zu räumen, d. h.

muthmaßliche Mitbewerber moralisch und vaterländisch todt zu schlagen, unmöglich zu machen, ihren Begünstigten dagegen an die Sonne zu stellen, ja ihn selbst leuchten zu lassen, wenigstens wie ein Ampeli in einer Laterne. Sie thut dieses ohne Zusammenhang mit den Wahlen, ganz wie zufällig. Sie wischt gegen den Todtzuschlagenden alles von Vater und Großmutter her zusammen, was je beim Brunnen oder an einer Wasche verhandelt worden, sie ruft alle Jugendsünden vom ersten Tage des Lebens an aus dem Grabe, stellt sie als die Anfänge der gegenwärtigen Sündhaftigkeit vor's Publikum hin, als wären sie gestern begegnet und drohten heute dem Vaterland Verderben. Sie stempelt alle Muthmaßungen, alle Verdächtigungen, welche je absichtlich über den Menschen ausgestreut worden, zu ausgemachten Thatsachen und giebt sehr fein zu verstehen, das sei aber nichts gegen das, was sie noch wüßte, womit sie aber einstweilen hinter dem Berge halte; sei es dann noch nöthig, so werde sie unumwunden damit ausrücken, giebt nachdrücklich zu verstehen, es handle sich um geheime Verbindungen und Reaktionsgelüste, welche sich zu verwirklichen drohten. Von ihren Begünstigten sagt sie aber so viel thunlich: Herr X. hat den Antrag gemacht, er beliebte aber nicht; er trägt sich mit volksthümlichen Projecten, dringt aber nicht durch, seine besten Bestrebungen werden von gewisser Seite her gelähmt. Man kennt die Thäter, aber Geduld, in wenig Monaten wird es besser. Wir hoffen, Herr X. erhalte eine Stellung, seinem Willen und seinen Talenten angemessen. Der bescheidene Mann wünscht sich zurückzuziehen; wir erwarten aber vom Volke, es werde seine Freunde kennen und sich dieselben zu sichern wissen. Man schreibt uns von Z., sie hätten dort die Freude gehabt, Herrn X. in ihrer Mitte zu besitzen; er hätte den Auftrag, die fragliche Angelegenheit zu untersuchen. Alle, welche das Glück hatten, in seine Nähe zu kommen, waren erstaunt über die Tiefe und den Umfang seiner Kenntnisse und in gleichem Maße entzückt über seine

Liebenswürdigkeit; von Anmaßung oder Hochmuth keine Spur. Glücklich ist ein Volk zu preisen, welches solche Repräsentanten hat! Umsonst hofft man seit Jahren auf eine neue Gewerbsordnung. Herr A. soll den Entwurf machen. Man kennt aber Herrn A. und seine Arbeitsweise; kommt der Auftrag nicht in andere Hände, so können wir noch ein Jahrhundert warten. Herr X. wäre ganz der Mann, vollständig und zweckmäßig ein Projekt zu entwerfen; wer kennt nicht seine trefflichen Arbeiten in diesem Fache! Aber kleinliche erbärmliche Eifersucht lähmen den Mann, binden ihm die Hände, setzen ihn allenthalben zurück; wir hoffen aber, das Volk werde sich mündig zeigen und die Eifersüchtigen zu beseitigen wissen.

So ungefähr lauten die vorbereitenden Artikel, welche hageldicht sich folgen. Mit einer solchen Zeitung setzte Herr Böhneler sich in genauere Verbindung. Der Redacteur derselben war ein grauer, dicker Schuft, der seinem besten Freunde für zwei Flaschen Neuenburger die Haut abgezogen hätte. Ja hätte er einen Wohlthäter gehabt, der ihn aus babylonischer Sclaverei erlöst, der in afrikanischer Wüste ihm den schrecklichsten Durst gelöscht, ihn gespeiset, gekleidet, ihm auf die Beine und in besseres Land geholfen, er wäre im Stande gewesen, um ein Linsengericht oder sonst um ein Pöstlein diesen Mann zu verleumden und zu verlästern. Ja er wäre im Stande gewesen, alle diese persönlich empfangenen Wohlthaten, so wie was der Mann Andern Gutes oder sonst Gemeinnütziges gethan, als den schändlichsten Verrath am Vaterlande, als wahre Greuelthaten darzustellen. Würde er etwa noch gesagt haben: Seht mich an, mich Sauhund und Schweinskerl, mich hat er aus der babylonischen Gefangenschaft errettet; seither verfloß kein Tag, wo ich nicht was Schlechtes gethan, gelogen, gelästert, dem Vaterland Schaden zugefügt, es dem Abgrund zugeführt, an dessen Rande es schwankt; hätte er mich im Gefängniß vermodern lassen, so wäre das Alles nicht geschehen, so wäre unsägliches Unheil nicht. An diesem Allem

also ist er schuld durch seine dumme Gutmüthigkeit — so wäre noch was Wahres an dieser Rede und sie ließe sich betrachten — aber so würde eben der graue, dicke Schuft nicht reden, sondern geradezu lügen, daß der, welcher ihn errettet, der gewesen, der ihn seiner Freiheit beraubt. Mit diesem setzte sich Böhneler in Verbindung, weihte ihm seine Dienste. Nicht etwa, daß er ihm Geld aus seinem Sacke versprochen — bewahre, das ist eben auch die Kunst, so was auf Staatskosten zu machen. — Böhneler versprach ihm erstlich Mittheilung von allem, was bei Eid und Pflicht geheim gehalten werden sollte. Solche Mittheilungen helfen bekanntlich einer Zeitung beträchtlich auf. Er versprach ihm zweitens gelegentlich artige Gratifikationen aus dem Staatsseckel und wo möglich eine feste Anstellung mit schönem Gehalt, aber ohne Arbeit. So macht sich solches. —

Mit noch größerer Leichtigkeit wußte Böhneler zu Wahlpanduren zu kommen. Am passendsten werden diese Panduren unter dem Militär, den Staatsangestellten und aus dem Lehrstande gewählt. Diese Klassen kommen durch ihre Stellung mit vielen Leuten in Verkehr; ihr Amt sichert ihnen einen bestimmten Einfluß, sie können sagen: „Thust's, wohl und gut, sonst wart', ich will dir!“ So was ist zwar verboten, aber man weiß wohl, wie das gemeint ist. Amtsmißbrauch heißt nur, was gegen das Vaterland, d. h. gegen die herrschende Partei geschieht, zu Gunsten des Vaterlandes und der wahren Volksvertreter und Volksfreunde kann das Amt nie genug gebraucht, geschweige denn mißbraucht werden. Und wenn ein Polizeidiener von Haus zu Haus sagte: wählt doch um Gotteswillen den und den, ich kriege dann was, so kömmt es keinem Menschen in Sinn, das unrecht zu finden, wenn es zu Gunsten des Rechten geschah. Je höher im Rang ein Militär steht und je nöthiger er an Geld ist, desto besser taugt er zum Panduren und am allerbesten, wenn er noch dazu Kaufmann ist, ein Geschäft hat, welches auf allen vier

Beinen wackelt. So einem kann man unterlegen mit Krediten, wie man unter wackelnde Tischbeine Papierklümpen stößt, welche eben nichts zu bedeuten haben, kann auch dies oder jenes in ihre oder eines Bruders Tasche weisen, Lieferungen z. B. und namenloses Anderes.

Gerade so einen, der noch dazu ein hübscher Kerl war, mit breitem Rücken und Kruselhaar, der den Weibern wohl gefiel und doch zu dumm war, um gefährlich zu werden und den Platz in Böhneler's Schuhen zu usurpiren, fand Böhneler. Der Mann war ungeheuer glücklich. Erstlich glaubte er, einen Schönern gebe es nicht zu Berg und Thal, wenn er seine Uniform mit den dicken Epauletten am Leibe hatte und gar, wenn er wie ein Schneider zu Gaule saß. Zweitens kam er sich so wichtig vor, so bedeutsam und berühmt, weil er Schreiben erhielt von Oben und Eröffnungen ihm gemacht wurden, daß er an heitern Tagen Morgens und Abends auf die Hochwacht ging, um zu sehen, ob niemand käme aus Deutschland oder Italien in großem Aufzug, mit Schalmeien und Posaunen. Man hatte ihm gesagt (lesen konnte er übel, es war nicht sein Fach), an dem einen Orte hätten sie einen Kaiser nöthig, am andern einen Papst, und weil er mit beiden Ländern so bekannt war, träumte es ihm alle Nächte, er könnte berufen werden entweder nach Italien als Papst oder nach Deutschland als Kaiser. Für Papst schicke er sich absonderlich, weil er besser auf einem Esel reiten könne als auf einem Pferde und die Religion ihn nicht genire, zu einem Kaiser aber nicht weniger, weil er sogar von der Bataillonsschule etwas kenne, in drei Sprachen sprechen gehört und eine ansehnliche Postur habe, einen germanischen Kopf, falb und dick und viel Anlagen zur Gnädigkeit.

Wenn er so geträumt hatte, so kam es ihm dann am Tage vor in seiner Einfalt, es wäre weder der eine noch der andere Posten so dumm; einstweilen hätte er weder Weibel noch Wechsel mehr zu fürchten.

Der Lehrer, zu dem Herr Böhneler ferner seine Zuflucht nahm, war ähnlichen Schlages, hatte Nachsicht in Beziehung auf die Schule nöthig, war Gemeindeschreiber, Factotum der Gemeinde und hatte es vielleicht nöthig, daß man ihm blinzelte, von wegen etwelcher Unsauberkeit über das Nierenstück. Er konnte reden mit Pausbacken, die drei Erzengel lösten ihm nicht die Schuhriemen auf, einen gstaheligen Rücken machen und wieder sich krümmen je nach Nothdurft, wie ein Hofmann, freilich von der noch ungehobelten Art, und war zu gebrauchen zu allem, von dem er glaubte, es führe zur Erfüllung seiner Träume; denn auch er war mit Träumen behaftet und zwar mit gar nicht übeln wie Joseph. Wegen Rücken, Stimme, Stellung und weil er sagte: er brauche nur den Finger aufzuheben, so zöge man ihn mit Gewalt an's Ruder; es sei mancher daran gekommen, er reiche ihm nicht bis an die Knöchel, hatte er großen Einfluß in der Gemeinde, in verschiedenen Pinten und Speisewirthschaften, absonderlich bei der Lehrerschaft, die, je mehr er log, desto fester an ihn glaubte, von wegen ihrer gemeinsamen Richtung.

Als dritten Hauptpanduren — denn jeder der Hauptpanduren hatte noch eine Menge Unterpanduren bei Handen, welche alle mit Staatshoffnungen befriedigt oder wenigstens darauf hingewiesen worden (Polizeidiener hätten den Lohn sicher lieber baar gehabt, erhielten ihn vielleicht auch so) — erhielt er einen Angestellten, der dazu noch gemeiner Großrath war.

Da war Herr Böhneler erst recht glücklich. Dieser Großrath war nicht bloß Regent seiner Gemeinde und zwar so vollständig, daß kein Weib in der Gemeinde ein Kaffee kochen konnte ohne seine Erlaubniß, sondern er hatte seine Unterthanen im ganzen Wahlkreis. Alle Lehrer tanzten nach seiner Geige; Alle, welche vor Gericht mußten, stimmten nach seinem Pfiff; von wegen seiner gründlichen Beschränktheit begriff er nichts vom Recht, sondern bloß etwas von den Farben:

wer von seiner Farbe war, hatte Recht und Unrecht alle Mißfärbigen.

Man begreift, ein Mann von dieser Sorte muß großen Wahleinfluß haben, und wenn er noch dazu gemeiner Großrath ist, der hin und her muß, so bildet er die lebendige Verbindungslinie, empfängt die allerfeinsten Instruktionen, welche man nicht gerne dem Papiere anvertraut, auch wenn man die allerunterthänigste Kreatur zum Postmeister hat, trägt sie unsichtbar im Kopf herum und verdolmetscht sie nach Bedürfniß. Eine solche Person ist dem innern Gehalt nach von der allergrößten Wichtigkeit; sie braucht nicht groß zu sein, kann ganz füglich ein Knirps sein, auch Schönheit ist nicht nothwendig, ja, je unverschämter die Fratze ist, desto wirksamer ist die Frechheit der Person. Einen solchen Panduren zahlt man begreiflich auch nicht aus eigenem Sack, aber er hat die sicherste Anwartschaft auf Staatsstellen und die bestimmte Gewißheit, daß ihm niemand was anhaben mag und wenn er es schon möchte, doch nicht könnte.

Diese Panduren sind accurat was die Weckenweiber. Die Weckenweiber backen nicht selbst, sie nehmen Brod und Wecken bei den Bäckern, vertragen sie mit den zudienlichen Redensarten im Publikum. Die Panduren haben ihre Instruktionen, aber den Hauptstoff nehmen sie aus der zudienlichen Zeitung, vertragen und verdolmetschen ihn dann im Publikum eindringlich und nachdrücklich, daß Kinder in Krämpfe fallen, Weiber in Ohnmachten und ältere Leute das Zittern kriegen lebenslang. Den Panduren liegt hauptsächlich das scharfe Aufpassen ob, ob irgend wer in's Wahlgehege komme, und sobald sie von ferne etwas Verdächtiges bemerken, alsbald einen Höllenlärm zu beginnen, wie die Hottentotten ihn machen, wenn sie eine Wolke Heuschrecken am Niederlassen hindern und sie weiter treiben wollen. Da müssen sie laufen, springen, rühmen, lügen, reden, daß die Zunge ganz klein und abgenutzt wird; da haben sie manchmal harte Arbeit und

ihre Stellung ist nicht angenehm, man muß eigentliche Pandurenhaut und Magen haben, um sie zu verrichten.

Die „Unterstützung“ endlich lag Herrn Böhneler selbsten ob. Herr Böhneler mußte den Volksmann machen, mußte bei jedem Bekannten aus jenen Wahlbezirken stehen bleiben, die Hand geben, zum Essen einladen, nach Großvater und Großmutter fragen und der Nachkommenschaft und schalkhaft beifügen, wenn sie etwa noch einmal einen Götti nöthig hätten, so wüßte er ihnen einen, der schlüge es nicht ab, im Gegentheil thäte es gerne. . . . . . .

Sehr förderlich ist es, wenn gerade Leute aus der Gegend in Garnison sind, mit freundlichen Grüßen und einigen Einladungen kann man viel machen. Freilich geht dabei etwas drauf, denn die Leute in Garnison sind gewöhnlich mörderlich hungrig und durstig. Ferner muß er einige Briefe ergehen lassen, nicht wegen den Wahlen eigentlich, mehr Ergießungen seines Herzenleides, daß den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes nicht besser entsprochen werde. Es dünke ihn manchmal, es wolle ihn versprengen, aber mit dem Kopf komme man durch keine Mauer. Uebrigens sei das Volk selbst daran schuld, so lange es nicht volksthümlichere Wahlen treffe, komme es nicht besser u. s. w. Endlich muß man sich zeigen in den Wahlkreisen, nicht um sich direkt zu empfehlen, sondern eben um sich zu zeigen. Da sind Musterungen, Märkte, Schießen, Gerichtssitzungen vortreffliche Gelegenheiten. Das läßt sich auf Staatskosten perfekt machen. Es giebt alleweil eine Kasse zu visitiren, eine streitige Mark anzusehen, eine neue Brücke zu besichtigen, ein Cantonnement zu betreiben, kurz irgend ein Staatsgeschäft, welches berechtigt, auf Staatskosten von Staatswegen im Lande herum zu fahren. Bei solchen Anlässen und einigen Flaschen Zapfenwein ist schon Unglaubliches gethan, sind Existenzen gegründet und Existenzen zerstört worden.

Böhneler that alles gewissenhaft mit großem Geschick,

trug die schönsten Hoffnungen heim, und der verhängnißvolle Tag erschien, ohne daß den Wahlsieg irgend etwas zu gefährden schien. Indessen, man weiß wohl, wie es geht, wie man in der Ferne sich dies und jenes denkt, wie peinlich das Warten ist auf das entscheidende Wort, wie unendlich lang dabei die Stunden werden, das Unwahrscheinlichste sich als wirklich eingetreten vor Augen stellt. Als Böhneler am Morgen des Wahltages erwachte, überschlug er noch einmal alle Möglichkeiten, rechnete, um welche Zeit er wohl das Wahlergebniß vernehmen könnte, im Fall man ihm einen Expressen schicke. Befohlen hatte er es zwar nicht, er hatte angenommen, die Leute hätten Verstand, und zählte darauf. Wenn alles günstig ging, wie er es erwarten konnte, er im ersten Wahlgang zuerst erwählt wurde und einer alsbald abließ, konnte er um zwei bis vier Uhr bereits Nachricht haben, wenigstens aus dem nähern Wahlkreise. Herr Böhneler wußte, daß man solche Expressen einigermaßen traktire, und je besser es geschah, desto förderlicher war es bei der nächsten Wahl. Mangel an Berücksichtigung eines Expressen konnte einem Gewählten für sein ganzes Leben den Hals brechen. Nun ist man selbst in einer Stadt übel z'weg, wenn man um zwei oder drei Uhr irgendwo was Eßbares will holen lassen; man findet bloß miserable Reste und dazu noch kalt. Böhneler hatte einen Gedanken und, wie er glaubte, einen sehr guten, sowohl in Betreff der Sache als des Geldseckels. Aber wie kühn er thun konnte, wenn auch ohne Schnauz, für's Vaterland, vor seinem Anne Bäbi war er immer ein zahmes Bubeli; darum sprach er ihn nur schüchtern aus und verbrämt mit viel Zärtlichkeit. „Fraueli," sagte er, „mys Schatzeli, wie wäre es, wenn man dafür sorgete, wenn etwa ein Expresser käme zur Unzeit. Ich möchte dir nicht Mühe machen, viel Geläuf's ersparen, und du weißt, daß man denen gehörig zu essen und zu trinken geben muß. Wie wäre es, wenn du ein halbes Dutzend kreuzerige Pastetchen holen ließest,

das ist den Leuten seltsam und kostet nicht viel. Dazu für ein paar Batzen Schinkenschnittchen und ein weißes Brödchen; wenn es schon ein vorgestriges ist, es macht nichts, er hat nur desto länger daran zu mahlen. Wein ist noch genug im Keller, es sind noch einige Flaschen unten, und das Fäßchen, wo der Vierbatzige ist, ist noch fast voll; man kann von dem aufstellen, aber in einer Maaßflasche, daß er sehen kann, man gönne es ihm. Fraueli, Schatzeli, was meinst, sind das nicht gute Gedanken?"

Frau Böhneler war da gestanden mit eingestemmten Händen, hatte mit großen Augen und spöttischem Munde der Rede des Mannes zugehört bis zu Ende.

Darauf fragte sie: „Böhneler, schmöck!" drehte sich um und ging ab. Da seufzte Böhneler tief auf.

„Ach," sagte er, „es ist nichts mit Anne Bäbi zu machen, es bleibt das gleiche Bäbi, so lange es lebt. Ach, wenn man doch voraus wüßte, was man Alles würde, dann könnte man seinem Stande gemäß heirathen und käme nicht in solche Verlegenheit mit einem Anne Bäbi! In Gottes Namen, ich muß in die Sitzung, hoffentlich bin ich längst zurück, wenn jemand kömmt." Er bewegte sich mit vielem Anstande in die Sitzung und machte dort eine ganz andere Figur, als vor seinem Anne Bäbi. Böhneler hatte sich das Ansehen bereits zu geben gewußt, als sei er eine Potenz auf dem Lande, im gegenwärtigen Fall eine Wahlmacht, und wie man sich auf der Börse um die Geldmächte drängt, um Rothschild, Hoppe u. s. w., um den Stand der Aktien und der Fonds zu vernehmen, so drängte man sich um die Wahlmächte, um den Stand der Wahlhoffnungen zu vernehmen. „Böhneler, wie steht's dort? Böhneler, was meint Ihr? Böhneler, was habt Ihr für Nachrichten?" tönte es von allen Seiten. Und Böhneler drehte sich mit Behagen rund um und gab mit einer Bestimmtheit und Sicherheit Bescheid, als wenn er diesen Augenblick mit der Eisenbahn von dorther gekommen

wäre. Ein solches au fait sein vermehrte beträchtlich seine Bedeutsamkeit. Die Sitzung war begreiflich sehr kurz; es wurde meist nur von dem Wahlgeschäfte geredet, welchem die Herren selbst noch obliegen wollten in der Hauptstadt. Sie redeten ab, was allfällig noch zu machen sei, und wie sie sich zu vertheilen hätten, daß sie noch einwirken könnten in der Kirche selbst.

Die Wahlen gehen nämlich zumeist in der Kirche vor, und das ist eine herrliche Sache! Das ist eine Prüfung vor Gott von sämmtlichen Wählern; das ist ein wahres Selbstgericht, ein vorläufiges. Da thun Buben und Männer im nämlichen Hause, in welchem sie getauft und das christliche Gelübde abgelegt, ihren Sinn kund, und das Zeugniß dieses Sinnes wird an dem Tische abgelesen, an welchem sie das Mahl empfangen, von dem es heißt: „Wer unwürdig, als Heuchler oder Unbußfertiger ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich selbst das Gericht.“ Die Zeugnisse dieses Sinnes steigen auf zu dem, der die Gelübde gehört, der den Segen hat in seiner Hand, der selig macht und verdammt; sie bleiben droben angeschrieben. Ihr Buben und ihr Männer, vergeßt es nicht! Jeder Name, den ihr schreibt, ist ein Zeugniß für oder gegen euch; Herrgott, wie viele ruchlose Namen werden einst ewig brennen auf den Seelen verstockter Wähler! Sie sollen das Salz der Erde sein, ach und wie dumm sind sie geworden. Pharao war verstockt und ersoff im rothen Meere. Wähler, die Christen sein wollen und doch für das unzüchtigste Gezüchte in einer christlichen Kirche stimmen, sind zehnmal verstockter als Pharao, worin werden die wohl ersaufen? Je schlechter das Geschlecht wird, desto öfter muß es wählen in den Kirchen, je näher das Gericht Gottes, desto strenger kommen seine Warnungen. Volk merk's!

Als Böhneler aus der Sitzung an's Wählen ging, hatte er so wenig einen Begriff davon, wohin er ging und was das Vorzunehmende nach Obigem zu bedeuten habe, als die Andern.

Aber auf dem Wege ging Böhneler bei einem Schweinehändler vorbei, der seine Waare appetitlich ausgestellt hatte, und dessen junge Frau ebenfalls sehr appetitlich daneben stund. Da schoß Böhneler ein Blitzgedanken durch den Kopf. Er hielt viel auf diesen Gedanken, denn sie kamen ihm selten, und was rar ist, hält man gewöhnlich für viel werth. Böhneler fragte nach Schinkenschnitten, nach Bratwürsten, ob solche Nachmittags zwei oder drei Uhr zu haben, in welchen Quanten, welchen Preisen, und nebenbei schäckerte er mit der appetitlichen Frau sehr angenehm, sagte ihr Schönes, kurz war sehr holdselig, so holdselig, daß, als er fort war, das Frauchen seufzte: ach, wenn sie doch Alle so wären, wie der Böhneler! und alsbald Anstalten traf, auch dessen kühnsten Ansprüchen zu entsprechen. Herr Böhneler nahm nun seinen Platz in der Kirche ein, aber gottselige Gedanken hatte er nicht einen einzigen, wie wir leider bezeugen müssen. Er war nicht einmal recht bei dem obschwebenden Wahlgeschäfte; er war im Geiste ganz in den Wahlkreisen, in welchen er gegenwärtig die Hauptperson zu sein erwartete. Er hatte seine Uhr, welche im Gilet saß, vielleicht noch nie so häufig in den Händen gehabt, als diesen Morgen, und doch hatte er sie gewöhnlich so viel in den Händen, als ein junger Schulmeister, dem die Weisheit zu Ende will und die Zeit nicht vorwärts. Besonders um Mittagszeit war Böhneler stark auf der Uhr, nicht allein wegem Hunger, sondern vorzüglich wegen der Frau. Er wußte, wie unehrerbietig die reden konnte, wenn er sie zu lange mit dem Essen warten ließ. Gewöhnlich mußte er hören, wie sie hundertmal ärgere Klapperweiber seien, als die allerärgsten Wäscherinnen; die, wenn es angerichtet sei, kämen doch zum Essen ungesäumt, könnten das Schwatzen lassen, sie aber, wenn sie einmal angefangen, könnten nicht mehr aufhören mit Dädern und Schnädern, wie kleine Kinder, wenn sie einmal in's Heulen kämen, auch nicht mehr zu g'schweiggen seien. Böhneler sah alle Augenblicke nach, dachte, wenn die

Uhren gleich gehen, so fangen sie jetzt an, jetzt machen sie dies, jetzt das 2c. 2c., von wegen der Bezirksamtmann ist sehr prompt und exakt. Da täuschte sich Böhneler sehr, aber so kannte Böhneler seine Leute. Ja, wenn man den Bezirksamtmann in der Stadt sprechen hörte von seinen Thaten, so schlug man die Hände über dem Kopf zusammen ob der Thätigkeit dieses Mannes. Damit begnügten sich natürlich die Herren in der Stadt. Wären sie ihm nachgegangen in seinem Amt, sie hätten da eine Schlafmütze gefunden, wie sie selbst in Rathssäälen selten sind. So kann man sich täuschen in den Leuten, besonders wenn man Rathsherr ist.

Der Morgen kam Böhneler unendlich lange vor und das Wählen so langweilig als möglich, ja sogar das Interesse am Interesse seiner Partei entschlief. Das Sonderinteresse verschluckte total das Parteiinteresse oder wie man zu sagen pflegt, die Liebe zum Vaterland. Es krabbelte ihm am ganzen Leibe, als stecke er in einem Bettlergewande, gefüllt mit den bekannten Insassen; es war die bloße Ungeduld. Er schimpfte sehr unvorsichtig über die schlechte Gesellschaft, in welche man bei solchen Wahlen käme. Aber so gehe es, wenn man dem ganzen Pöbel den Zugang verschaffe. Der bringe Thierchen mit, daß man glaube, man sei in einem Hundestall und nicht in einer Kirche. Seinen Nachbar frug er zu verschiedenen Malen: „Hat man mich nicht gerufen?" Er wußte wohl, daß Botschaft unmöglich da sein konnte, aber Ungeduld geht über Verstand. Er suchte den Sigrist und sagte ihm: „Wenn mir jemand nachfrägt, so ruft nicht meinen Namen. Ich bin kein Arzt, der sich an öffentlichen Orten abrufen läßt, damit das Publikum meine, wie viel nach ihm gefragt würde. — Seht, dort sitze ich!" Dort setzte sich Böhneler fest, um ja gefunden werden zu können. Aber es kam kein Sigrist.

Böhneler hielt es endlich nicht mehr aus; er lief fort, lief heim, ließ das Wählen Wählen sein, man denke! Er wollte nachsehen, ob noch niemand da gewesen, und als er

mal daheim war, blieb er da, um bei der Hand zu sein, wenn jemand käme. „Böhneler, einmal zur rechten Zeit, selb wär brav, wenn du anfangen würdest mit der Bekehrung," sagte seine Frau ganz holdselig. Böhneler setzte sich zum Essen, welches just nicht splendid war, aber Böhneler hatte auch wenig Appetit. Er saß da auf dem Sprunge und mit gespitzten Ohren, ungefähr wie ein Hase im Lager, wenn um ihn die Hunde vorlauten und er alle Augenblicke eine vorwitzige Nase in zu gefährlicher Nähe gewärtigt. „Böhneler, iß doch, es ist ja so gut, einmal zur Seltenheit ordentlich warm," sagte Frau Böhneler. Böhneler hörte den Stich kaum, denn heftig ertönte die Hausglocke. Böhneler auf im Satz: „Anni, geschwind, geschwind, gieb Bescheid und sage ihm, er solle gleich heraufkommen, führe ihn in's Salon." So hieß Böhneler's größtes Zimmer, in welchem ein runder Tisch stund und Herr Böhneler und Frau Böhnelerin in zwei Kunstwerken, welche ein wandernder Künstler abgefaßt, einander weinerlich zulächelten. Anni schreit aus dem obersten Stockwerk drei Treppen hinunter: „Chömit ume nehe!" Und langsam und schwer bewegte es sich von unten herauf, einen Schritt um den andern, daß man oben die Tritte zählen konnte. „Der ist gelaufen," sagte Böhneler und bürstete mit der Hand rasch die Zeichen ab, welche auf seinen abgetragenen Hosen die verwaschene Serviette zurückgelassen hatte. Als schwer die Schritte in der Nähe tönten, machte sich Böhneler durch die Zwischenthür in's Salon, stellte sich in der Mitte auf, um mit Würde und gehöriger Repräsentation zu empfangen. Anni öffnete mit spöttischem Lächeln die Thüre und sagte: „Nur herauf und da herein!" Vom Gange her tönte eine tiefe Stimme, wie aus einem Waldgraben hervor: „Ich habe nur noch zwei Dutzend, nehmt mir sie gleich beide ab." Ehe Böhneler diese Worte recht reimen konnte, kam herein ein Besenmann mit zwei Dutzend Besen auf der Achsel, stellte sie munter im Salon ab und setzte seine Rede

also fort: „Nehmt die zwei Dutzend zusammen, gebe sie wohlfeil, für dreizehn Batzen, weil es die letzten sind, sonst müßte es ein Gulden sein. Es sind brave Besen, so bekommt ihr sie nirgends. Seht, es ist nicht das Meiste Kurzes und nur was Langes darum herum zum Scheine, es ist vom schönsten Besenreis, wo man finden will, von wegen ich kaufe es, ich stehle es nicht, wie die Andern. Seht, was das für Besen sind. Es gäbe Ruthen für Rathsherren, nicht bloß für Kinder.“ Böhneler war wettermäßig zornig, wußte aber nicht, an wem er es auslassen solle und was für ein Gesicht machen. So klug war er, den Besenbinder seine Gemüthsbewegung nicht merken zu lassen und ihm die Besen ohne Marktten abzukaufen. Während Böhneler die dreizehn Batzen zählte, trappete der Besenbinder im Salon herum und sagte, das sei doch eine schöne Kammer, er hätte noch keine so schöne gesehen und noch nie solche schöne Hergötzli, wie zwei da aufgemalet seien, oder ob es etwa Adam und Eva seien? Leute wie er lasse man sonst wie die Hunde draußen oder höchstens bis zur Treppe kommen. Er sehe wohl, er sei an einem rechten Orte und bei braven Leuten. Er hätte heute noch nichts Warmes gehabt und wolle angehalten haben darum. Wenn es nur was sei, ihm sei alles gut. „Wir haben schon lange gegessen,“ sagte Böhneler, „es ist nichts mehr warm, und expreß feuern bei dem theuren Holz thut man nicht.“ „Und wenn es kalt wäre, ich nehme es auch, wenn es einmal unten ist, so macht es so viel nicht, antwortete der Mann. „Seht,“ sagte Böhneler, „da ist ein halber Batzen über die dreizehn aus, kauft was dafür und die Losung bringt Weib und Kindern heim.“ „Danke zum allerhöchsten,“ sagte der Besenmann, „einen brävern Herrn habe ich noch nicht angetroffen. Aber was ich sagen wollte, ob ihr nicht etwa ein Paar alte Schuhe hättet? Seht, wie bös meine sind, und ich, Alter werde gliedersüchtig, mag gar nichts mehr ertragen.“ „Ich trage“ — da läutete es mit Macht — „keine Schuh',

nur Stiefel," sagte Böhneler rasch und wandte sich gegen die Thüre. „He nun," sagte der Mann, „wenn es auch nur Stiefeln wären, ich könnte es mit Stiefeln auch machen, und sie sollen noch so b'sunderbar kommod sein im Winter im Schnee und auch im Sommer in's Wasser."

„Ihr könnt nicht in meine Stiefel," sagte Böhneler barsch und wandte sich der Thüre zu. „He," sagte der Besenbinder, „so große Füße habe ich nicht, es dünkt mich, ich sollte wohl in euere Stiefel mögen. Es wär' um's Luegen z'thu." „Habt ihr es gehört," sagte Böhneler, „ich habe nichts," öffnet die Thüre und geht seinem Anni entgegen, welches mit einem großen Schreiben daher kömmt. „So, endlich," denkt Böhneler und frägt, wer es gebracht. „Es steht Einer unten," sagt Anni, „fast Einer wie ein Herr." „Bring' ihn herauf," sagte Böhneler, „aber heute noch, man läßt die Leute nicht einen ganzen Tag unten steh'n." Unterdessen war der Besenbinder stehen geblieben, und sobald Böhneler sich wieder drehte, sagte er: „Oder vielleicht hättet ihr ein Paar alte Strümpfe, warme, sie kämen mir grausam kommod, ich habe keine mehr und deren zu kaufen vermag ich nicht." Da wurde Herr Böhneler heiß; es kam die Treppe auf näher und näher. Aber eben deswegen durfte er doch nicht den Bösen machen, er fuhr mit der Hand in die Tasche, gab etwas und sagte: „Aber jetzt machet, daß ihr fortkömmt, ich habe noch mit andern Leuten zu reden." „Ei aber nein," sagte der Besenbinder. „Dank heiget z'hunderttausend Malen, und der liebe Gott wolle es euch vergelten im Himmel und auf Erden. Aber, was ich fragen wollte, wann kann ich wieder Besen bringen? Ihr müßt sie noch viel bräver haben als die sind, weil ihr ein so braver Herr seid." „Wir haben für lange genug," sagte Böhneler heftig, „macht jetzt, daß ihr fortkömmt," und betrachtete gespannt das große Schreiben, welches keinen Poststempel hatte. Also ein Expresser, schloß er. Der kam auch bereits gegen die Thüre, wurde von

Böhneler sehr höflich, jedoch mit einiger Verwunderung empfangen, denn derselbe war ihm ganz fremd, trug nicht ländliche Kleidung, sondern war schwarz, modisch, doch fadenscheinig gekleidet. Er führte ihn zum Kanapee, hieß ihn sich setzen, öffnete das Schreiben, da öffnete sich die Thüre wieder, herein ecte der Besenmann sein Gesicht wieder und sagte:

„Denk, vor Fasnacht noch könne ich wieder kommen, und wann ihr bis dahin mir was Warmes wolltet bei Seite thun, ein Paar Strümpfe oder wenn es auch nur Hosen wären oder eine Kutte, so wäre es mir grausam anständig." Da fuhr Böhneler zornig auf und sagte: „Ihr seid ein unverschämter Mann, und wenn ihr nicht macht, daß ihr fortkommt, lasse ich auf der Stelle einen Landjäger holen." „Nichts für ungut," sagte der Besenbinder unerschrocken, „gestohlen habe ich euch noch nichts, und das Fragen wird erlaubt sein," und trappete endlich langsam ab. „**Excusez**," sagte Böhneler, „aber man ist von Pack überlaufen, ihr glaubt es gar nicht, wer in einer Stellung ist wie ich, ist fast seines Lebens nicht mehr sicher. Wenn ihr erlaubt, so will ich das Schreiben lesen."

Während Böhneler das Schreiben mit Respekt öffnete, dachte er: der junge Mensch gefällt mir, ist bescheiden, ein Anderer hätte schon draußen Zetermordio geschrien, wer er sei und was er brächte. Er entfaltete das Schreiben; es hatte eine seltsame Form; er sah nach der Unterschrift, sie war ihm fremd. Er begann zu lesen, begriff nichts, fing von vornen an, schüttelte den Kopf. Da war von „Freiheit," „Unglück," „Spital," „Meister," „Arbeit," „unterthänigsten Bitten eines leidenden Bruders Ferdinand Laubsack, reisender Schneidergehülfe," die Rede. Da sprang unser Böhneler im höchsten Zorn auf und schrie: „Wer schickt euch mit diesem Wisch, oder seid ihr der reisende Schneidergehülfe selbst?" „Ja wohl, zu dienen," sagte der Ferdinand Laubsack und zog ein schiefes Gesicht auf dem Kanapee. Jetzt kann man sich denken, was da für ein schrecklich Ungewitter über den armen Ferdinand

Laubsack, reisenden Schneidergehülfen, losbrach, eins, wie von Böhneler noch nie erlebt worden war. „Was ist das für eine Mode, Schreiben schicken wie eine Behörde der andern? Was ist das für ein Thier, ein Schneidergehülfe, ihr Ferdinand Laussack ihr, was ihr seid? Ja wolle schreiben und Schneidergehülfe! Bettler seid ihr Schneidergeselle, und jetzt marsch! fort! ungesäumt, sonst lasse ich die Polizei holen, euch abfassen, einsperren wegen unbefugtem Hausiren, ihr Schneidergeselle, ihr Lauspack, was ihr seid!“

Der arme Ferdinand hatte diese neue Mode nicht erdacht, das hatte ein anderer Kabinetskopf gethan. Er hatte bloß gehört, das zieme sich viel besser bei den neuen Errungenschaften und ihrer Stellung zur menschlichen Gesellschaft; auch seien sie keine Gesellen mehr, sondern Gehülfen, welche Lohn und Arbeit nach Billigkeit unter sich zu vertheilen hätten, auch trage es auf diese Weise viel mehr ein. Einem, der mit einem Schreiben komme, drücke man nicht einen Kreuzer in die Hand, sondern Silber. Nun ging es ihm so, dem armen Ferdinand! Er mußte sein schönes Schreiben, welches ihn so vielen Schweiß gekostet, in hundert Stücke zerrissen sehen, mußte froh sein, den Leib ungeprügelt zu retten und ohne Hülfe der Polizei aus dem Hause zu kommen. Er hatte an solche Fälle gedacht und dafür einige schlagende Redensarten in Bereitschaft, mit welchen er „die Hunde von Reichen“ niederdonnern wollte. Aber sie waren ihm alle dahin, und er war froh, wenn er seine schlotternden Glieder beisammen behalten konnte. Böhneler's schreckliches Schlachtgeschrei erfüllte das Haus, sprengte die gesammte Mannschaft auf die Beine, alle Thüren flogen auf, und Köpfe fuhren vor, mit und ohne Hauben, und mit Erstaunen und mit Grauen thaten Alle auf den Böhneler schauen. Längst hörte man des Schneiderleins flüchtige Tritte nicht mehr, als noch immer Herr Böhneler mit Schnauben hinter ihm drein donnerte, bis Frau Böhneler zu ihm trat und sagte: „Es wäre Zeit zu

schweigen, sonst glauben die Leute, du seiest ein Narr geworden, und warum machst du mir ein solch Ghüder (die Fetzen des zerrissenen Schreibens), wer soll das jetzt auflesen, und warum brüllst du wie ein angestochenes Kalb, das dem Metzger entronnen ist?" Böhneler erzählte die neue Mode.

„Das wundert mich nicht," sagte die Frau, „ich habe schon lange gesagt, es komme so. Wie wollte es anders kommen, wenn man solche Waschlumpen und Föseler zu Regenten macht? Nicht einmal mit einer Magd kannst du ein vernünftiges Wort reden: Da ist nichts als: lieb's Anneli hier, lieb's Anneli dort und willst so gut sein und dankheigist! Wohl, das würde eine Haushaltung geben, der Tüfel möchte dabei sein, wenn du zu befehlen hättest. Dir kömmt's wohl, daß du eine Frau hast, du Fösel, und dann ein Solcher regieren!" Da läutete es. „Sieh' jetzt, was du gemacht hast, das Salon sieht aus wie ein Schweinstall, du kannst niemanden empfangen," sagte Frau Böhneler. „Wohl, mein liebes Baueli, wohl," sagte Böhneler, bückte sich und wischte mit Macht und Eile zusammen und bat die Frau, ihre Schürze darzuhalten. Diese hatte darob große Freude. „Wenn dich nur die ganze Stadt sehen könnte und alle deine Kumpane und Rathsherren, wie du auf den Knieen rutschen kannst. Weißt, mußt Stadtwischer werden, besser steht dir nichts an. Aber das wird schöne Hosen geben, gerade wie sie die Schulbuben haben."

Da ging die Thüre auf, erschrocken wollte sich Böhneler auf die Füße stellen, aber nur Anni kam herein mit einem gedeckten Bogenkörbchen in der Hand und sagte: „Frau Sänfuß läßt ihre Komplimente vermelden. Sie schicke hier, was Herr Böhneler bestellt habe. Die Magd sei ohnehin die Stadt hinunter gegangen, da hätte sie gedacht, sie könnte uns einen Gang ersparen, wir würden viel zu thun haben, wie Herr Böhneler gesagt, daher würde es uns anständig sein." Potz, jetzt gab's Wetter und zwar noch ein ganz anderes als

vorhin. Böhneler ahnte es und fuhr wie eine Hexe den Papierstücken nach. „Was bestellt, was ist das?" „Es sind Bratwürste," sagte Anni, „und ein Teller voll Schinkenschnitten." „Was Bratwürste?" schrie Frau Böhneler, warf ihrem Manne das Papier aus der Schürze über den Kopf, riß den Korb an sich, und als sie sich von dem Thatbestand überzeugt, befahl sie Anni: „Du gehst auf der Stelle zu der Saufüßin, bringst dies zurück und sagst ihr: daß sie sich nicht mehr unterstehe, mir etwas in's Haus zu schicken, wenn ich es nicht bestellt, ich habe hier zu befehlen und niemand anders. Wenn sie nicht ein anlässig, schlecht Mensch wäre, so würde sie nicht die Männer in ihren Laden locken und von ihnen Bratwürste bestellen lassen. Sie könne sie selbst fressen. Sie solle sich in Acht nehmen, wenn das noch einmal begegne, so müsse sie mir aus der Stadt."

Herr Böhneler wollte vermitteln, sagte, er wolle es selbst bezahlen, es könnte ihnen doch noch bequem sein, aber alles umsonst. Anni mußte gehen, und Böhneler kriegte eine Suppe über den Kopf, wie er sie noch nicht erlebt. Böhneler wußte sich nicht zu helfen, er fürchtete alles; er griff zum Letzten, zum Hute, stürzte fort, kaum weniger schnell, als vorhin Ferdinand Laubsack, der Schneidergehülfe. Verblüfft stund Frau Böhneler oben, sie wußte, der Böhneler hatte schnellere Beine als sie, nach konnte sie ihm nicht und so viel Verstand hatte sie, zu begreifen, den Marsch könne sie ihm besser unter vier Augen oder wenigstens innerhalb ihrer vier Wände machen, als vor dem ganzen Publikum. Sie sagte drohend mit der Faust: „Warte du nur, das nächste Mal will ich dir ein Liedli singen, wo du mir nicht mehr davon läufst." Das ist die natürlichste Erklärung der Gardinenpredigten, da müssen die Männer pariren, da können sie nicht mehr zum letzten Troste, zum Hute greifen; sie müssen warten, bis das Wetter bis zum letzten Tropfen abgelaufen ist, und das ist eine strenge Sache manchmal.

Als der Böhneler zum Haus hinaus war, trat er in den nächsten Hausgang, denn er fürchtete, die Frau möchte ihm nachfahren, ihn wieder heraufholen oder grimmigen Spectakel machen. Als aber nichts runter kam, schöpfte er frischen Athem und ging die Stadt auf, einem Orte zu, wo er Seinesgleichen am zahlreichsten versammelt wußte. Aber er ärgerte sich gräßlich auf seinem Wege. Ach, er war so bewegt in seinem Herzen, das Vaterland lag ihm so schwer auf der Seele; ihn ängstigte so sehr dessen Zukunft. Sie hing vom heutigen Tage, sie hing von den Wahlen ab, und die Wahlen hingen von der sichern Erkenntniß der wahren Vaterlandsfreunde ab, und diese Erkenntniß mußte bis in die hintersten Thäler, in jedes Gräblein gedrungen sein; eine einzige Wahl konnte alles verderben, so wie ein Tropfen Essig einen ganzen Eimer Milch sauern macht. Das ganze Volk sollte in Bewegung sein auf den Straßen, unter den Thoren, vor den Kaffeehäusern. Menschenwellen sollten wogen von einem Thore zum andern. Und siehe, da herrschte eine furchtbare Ruhe, ein furchtbares Zeugniß, wie das Volk noch nicht zum politischen Leben durchgedrungen, politisch noch mausetodt war.

Was machte das Volk? Es arbeitete in den Boutiken, die Weiber nähten, ja sogar die dicken, blaurothen Kellermägde saßen vor ihren Kellern und strickten, und die Hunde lagen in der Sonne und machten es sich bequem; man konnte Straßen weit sehen, man sah niemanden rennen, niemanden laufen, ja man sah nicht einmal ein neugierig Gesicht. Ja, da ward es Böhneler noch schwerer über's Herz, er verlor die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. „Ach,“ dachte er, „sind wir noch nicht weiter, ist das Frucht und Lohn meiner Arbeit, meiner Liebe zum Vaterlande?“

Als er weiter hinauf kam, wohlete es ihm in etwas; er sah Leben, sah Gestalten flüchtig hin- und hereilen, wie die Schnepfen zur Brunstzeit im Frühling den Waldsäumen nach. Es war das niedere Geflügel unter dem Staatshimmel;

es waren die ehemaligen Schreiber, gegenwärtigen Büralisten, man könnte ihnen auch Bureaukratisten sagen. Das sind lauter Leute, welche selten für was Anderes taugen, als ihre Carrière zu machen; dafür bieten sie allem auf, setzen das hinterste Glied in Bewegung. Solche Tage sind ware Herrenfressen für sie; da haben sie gleichsam das Recht, Bureau Bureau sein zu lassen und in Carrière zu laufen, Stadt auf, Stadt ab, um was Angenehmes zu haschen für ihre Chefs und dadurch zu wachsen in Gnade und Gunst derselben, in entschiedenen Fortschritt zu kommen. Sie sind so gleichsam die politischen postillons d'amour, ach, und oft wie charmants!

Diese begrüßten ihn mit Ehrfurcht, besonders der siebente Sekretär im diplomatischen Fache und das siebente Subjekt im Bauwesen. Im Kaffeehaus oder im Leiste, wie man es nennen will, war große Versammlung. Als Böhneler eintrat, ward er mit großem Geschrei empfangen: „Ach, Herr Böhneler! Ach, Böhneler gäht füre, gäht füre! Ihr wißt sicher, was bereits gegangen auf dem Lande, habt ihr schon Expresse oder Briefe, eine Post kam eben an?" Böhneler hatte, ausgenommen seiner Frau gegenüber, Haltung gelernt, und eine ruhige Fassung imponirt immer. Er nahm eine Prise, bot die Dose höflich im Kreise herum und sagte: „Es ist allerdings eine bedeutungsvolle Zeit für die, welche das Vaterland lieb haben. Heute ein besonders wichtiger Tag. Die Bösgesinnten haben sich gerührt, ich kann es euch sagen. Im Kühboden z. B. werden die Stimmen ganz schlecht fallen, aber deswegen, weil man noch wenig oder nichts weiß, muß man sich nicht wundern und das Schlimmste vermuthen, das geht auf dem Lande gar pomadig zu." „Ja, ja, so ist's, Herr Böhneler kennt seine Leute," hieß es von allen Seiten. „Seht," fuhr Böhneler mit frischem Muthe fort, um neun Uhr ist die Versammlung angesagt, um zehn Uhr niemand auf dem Platze. Man wartet, schiebt sich in's Wirthshaus, und sitzt man einmal da, so klebt man an und muß dreimal

die Leute aufrufen und ermahnen zu kommen; es müsse angefangen sein. So wird es eilf Uhr, — bis das Bureau gewählt ist, zwölf, darum zählt darauf, heute wird man wenig oder nichts vernehmen." „Ja, ja, Herr Böhneler weiß, wie es geht, man sieht, er ist mit dem Lande bekannt," hieß es wieder von allen Seiten. Das that Herrn Böhneler sehr wohl, denn das mit dem Lande bekannt sein gilt für einen sehr großen Lobspruch bei einem Regenten, er kömmt gleich nach dem von der entschiedenen Gesinnung. Von wegen es sind unter den Regenten die, welche mit dem Lande bekannt sind, rare Vögel, seltene Exemplare. „Und wenn endlich," fuhr er fort, „die Wahlen vollendet sind, so geht das Bureau nicht an die Ausfertigung der Protokolle, sondern an's Essen und Trinken, denn wer wollte so lange nüchtern bleiben und dazu noch arbeiten! Sind die Protokolle endlich fertig, so sagt man: am richtigsten giebt man sie auf die Post, einen Tag früher oder später wird niemanden das Leben kosten, und von Expressen ist keine Rede. Man nimmt das auf dem Lande viel kaltblütiger als bei uns."

Da, ehe der Chor einfallen konnte, ward die Thüre aufgerissen, und herein schoß Herr Spyri. Es war ein merkwürdiger Mann, der Herr Spyri. Er wußte alles, hatte auf alle Fragen die bestimmtesten Antworten und eine so feine Kombinationsnase, daß er auf Jahre voraus haarklein alles wußte, was der Kaiser von Rußland nicht bloß thun, sondern auch denken würde. Er kam nun daher gefahren wie eine Kanonenkugel, und als er durch eine Thüre gefahren, schmetterte er sie zu, daß das Haus in allen vier Ecken erzitterte. Man sagt sich, die Frauen, welche in seiner Nähe wohnten und guter Hoffnung würden, zögen aus, wenigstens über die gefährliche Zeit, um vor jähem Erschrecken, durch welches Herr Spyri manche Frau zu früh in die Wochen gebracht, sich zu sichern. „Wißt ihr, wißt ihr es schon?" schrie er unter der Thüre und wischte sich ein Tröpflein ab, das ihm an seinem

Spitz im Gesichte hing. Da fuhren alle Köpfe in die Höhe, alle Beine unter den Tischen hervor, und manche Tasse Kaffee ging den Weg alles Fleisches, und rasch war Spyri in dichtem Kreise. „Ja schöne Sachen, saubere Geschichten, ja lustig geht's!" Ein Sturm von Fragen brach los, und je mehr man fragte, desto weniger kam begreiflich Spyri zum Erzählen, bis endlich ein alter Hauptmann mit einigen Donnerwettern Spyri's Worten Luft machte.

„Denkt euch, stellet euch vor," schrie er, „so eben kommt die Post an, der Kondukteur ist mir sehr ergeben, seine Großmutter war bei meinem Vater Kindermagd; der sagt, um halb ein Uhr sei er durch's Kabisloch gefahren und habe vernehmen wollen, wer dort gewählt sei, um mir Bericht bringen zu können. Er hätte wohl gedacht, es würde mich interessiren. Schon von weitem habe er gesehen, daß die Sache nicht richtig sei. Die Leute seien um die Kirche herum gestanden, hätten geredet, geraucht, kurz, es sei ein großes Wesen gewesen, statt zu wählen. Er habe gefragt und gefragt, aber niemand habe mit der Sprache herausgewollt. Es sei noch niemand gewählt, hätte er mit Mühe herausgebracht. Da habe er nach dem Präsidenten gefragt, ob er nicht ein Wort mit ihm sprechen könne. Da habe ihm Einer gesagt, er zweifle, der Präsident habe genug sonst zu thun; d'Sach sei nicht richtig. Er habe die Post nicht länger können warten lassen, mit diesem Bescheid habe er weiter müssen. Da habe ich ihn gefragt: aber was war dann nicht richtig, die Wahlen oder was Anderes; ist Reaktion da? Da hat mir der Kondukteur auf die Achsel geklopft und gesagt: Herr, ich denke was, aber einstweilen sage ich's nicht. Kondukteur, habe ich gesagt, es ist eure Pflicht, im Namen vom Vaterland fordere ich euch auf, frei zu sagen, was ihr denkt. Da hat der Kondukteur gesagt: der Postillon hat schon dreimal geklepft, ich muß —, lebt wohl unterdessen! und fort war er, ich mochte rufen wie ich wollte. Ja, meine Herren, wenn's da richtig ist,

so bin ich nicht richtig im Kopf. Da muß eingeschritten werden, man muß die Kerls niederdonnern, ehe sie das Haupt erheben! Läßt man der Reaktion Luft, dann kann man sehen, wie es geht. Die Anfänge muß man zerstören, das ist Staatsgrundsatz. Die Aufrührer muß man in einem Mörser zerstoßen, daß nicht ein Kreuzer groß an ihnen bleibt!"

„Der macht doch immer aus einer Laus einen Elephanten," sagte Einer, der weit hinten stund. „Wahrscheinlich wird man gleich gehen, Pulver fassen und mit Kanonen fahren sollen. Wer ein schlecht Gewissen hat, der fürchtet sich vor jeder Maus, die aus dem Loche kömmt." So muckelte er und ging. Aber er ging allein; hinter ihm her tönte es: „Das ist auch so einer, ein Reaktionär, vor dem muß man sich in Acht nehmen, was man redet." Der Bericht von Sypri hatte Bestürzung verbreitet; Einige waren ganz blaß geworden, die Meisten wenigstens halb. Man trug die Wahrnehmungen, welche man seit einiger Zeit gemacht, zusammen, sie waren sehr bedenklich, deuteten auf nahe, dringende Gefahren. Sie hatten seit einiger Zeit mehrere Pfaffen auf der Straße gesehen und vernommen, sie hätten sogar einmal mit einander zu Mittag gegessen und zwar jenseits der Grenze. Die Herren von Buchenholz und von Würstlingen waren öfters zusammen auf's Land gefahren. Ja es hatten jüngst zwei alte Statthalter vor den Thoren, zwischen Tag und Nacht, mit einander gesprochen und die Hände stark verworfen. Und was das Schrecklichste war, die Kapitalisten nahmen noch immer den gleichen Zins, keinen höhern, und das thäten sie nur, um das Landvolk zu gewinnen, es zur Reaktion zu verleiten, offenbar.

Als sie so alles Verdächtige zusammengestellt hatten und nun zusammenrechneten, Schlüsse zogen, da wurde ihnen angst und immer ängster, schrecklich angst, als sie endlich zu dem Schlusse kamen: es besteht eine Verabredung durch's ganze Land, sonst wären Berichte da von allen Seiten, und jetzt

ist's ja stille hier wie in einer Sennhütte im Winter; heute Nacht geht es los, zählt darauf! — ja, da war guter Rath theuer, auf der Stelle mußte vorgebeugt werden, aber wo jetzt die Leute finden? Die Bureaux waren geschlossen, die Weibel begreiflich auch nicht hinter dem Ofen. Das Beste sei, man läute Sturm, da kriege man die Leute im Hui zusammen.

Spyri riß die Thüre auf bis hinten an und war am Fortschießen, den Rath zu vollziehen, als Böhneler mit Fassung hervortrat, ihm die Hand auf die Schultern legte und sagte: „Nit, nit, Herr Schutzgatter.“ „Ach, Herr Böhneler, votre valet, votre valet, gehorsamster Diener, — nicht wahr, stürmen mit allen Glocken, daß man gleich weiß, woran man ist?“

Da nahm Böhneler eine Prise mit Bedacht und sagte langsam: „D'Sach ist bedenklich, wir stehen auf einem Vulkan oder gar auf einem Pulverfaß, ein Funke und es geht los. Darum muß man sehr vorsichtig sein, nicht den ersten Funken herbeitragen; ja, wenn man immer bestimmt voraus wüßte, wem es die Beine kostet, wenn das Pulver losgeht, so wäre es was Anderes. Euer Eifer, Herr Spyri, ist ungemein zu schätzen, ich werde euren Sturmeifer nie vergessen, wollte Gott, es theilten ihn Alle. Aber bedenklich wäre es doch, wenn man auf bloße Muthmaßungen hin, die freilich mit der Gewißheit ganz zusammenfallen, ohne Handlung, ohne Faktum, woraus sich der Reaktionsversuch gehörig konstatiren ließe, stürmen ließe und zwar mit allen Glocken. Man könnte uns vorwerfen, es sei Provokation, und wir würden nichts gewinnen, als daß wir alle Vögel ausgeflogen fänden. Meine Herren, ich bin weit entfernt, der Sache keinen Werth beizulegen oder nur im Geringsten sie verkleinern zu wollen. Nein, meine Herren, ich habe alle Ursache, eure Muthmaßungen zu theilen. Es kennt vielleicht niemand besser als ich die Umtriebe, welche durch das ganze Land stattfinden, und die Leute, welche die Finger im Spiele haben. Ich könnte

euch Geschichten erzählen und Leute nennen, es würden euch die Haare zu Berge stehen. Am rechten Orte habe ich davon gesprochen, aber ich bin ausgelacht worden auf eine schändliche Art und von Leuten, ich darf sie euch nicht nennen. Da nahm ich mir vor zu schweigen, aber den Augenblick abzupassen, wo ich mich rechtfertigen könne. Darum nicht voreilig, meine Herren, finge man die Fliegen nicht, fiele alle Schuld auf mich. Man würde mir vorwerfen, die Sache sei von mir angezettelt, nur um mich wichtig zu machen, und habe ich das nöthig, meine Herren? Ich möchte doch gefragt haben, habe ich das nöthig?" „Aber, aber — jammerten viele Stimmen, vielleicht ist der rechte Augenblick verpaßt, und dann was mit dem Vaterlande? War es nicht zu allen Zeiten Grundsatz, daß das **praevenire** spielen das Sicherste sei; ist Einer einmal todtgeschlagen, schlägt er mich nicht todt, selb ist sicher."

Ehe Böhneler antworten konnte, kamen zwei vom niedern Geflügel hereingestürzt und schrieen: „Kommt, kommt, jetzt endlich ist's los!" Nun was konnten die Anwesenden anders glauben, als die Reaktion sei los; der Jammer um Weib und Kind begann und selbst Böhneler begann haltlos und ziemlich blaß zu werden.

Doch die Nachricht war umgekehrt. Es käme Botschaft zur Stadt hinein von großen Wahlsiegen, viele Trompeten brächten sie, wahrscheinlich hätten mehrere Wahlkreise sich vereinigt zu einer glänzenden Demonstration, zu einem schönen Witz, wie sie den Leuten erst nach dem entschiedenen Fortschritt beifielen.

Wohl, wie das wieder zum Kaffeehaus, dessen Thüren sich auf einem ansehnlichen Platz öffneten, herausstürmte, die Stühlchen herumfuhren und die verblüfften **garçons** unter die Thüren stunden, die davonlaufende Heerde zu betrachten und zu überwachen. Das Ding kam denn doch Vielen sehr verdächtig vor; sie dachten sehr beträchtlich an Weib und Kinder

und wie unglücklich diese wären, wenn sie den Vater verlören und zwar im Feuer. Das junge Pack und niedere Geflügel hatte keine Nebengedanken, sondern lauter Freude, von wegen es gab was Neues. Böhneler schritt mit Bedacht und Fassung der bockspringigen Heerde nach, von wegen er hatte einen Gedanken. Er kalkulirte nämlich, der Witz gelte ihm; er dachte, wenn er nur jetzt von Frau Säufuß die Bratwürste und Schnittchen wieder hätte. Nun könne sein Anne Bäbi sich selbst helfen, er möchte es ihm gönnen, wenn nicht zuletzt doch der Schmutz auf des Mannes Aermel käme, wenn das Anne Bäbi Oel verschütte. Böhneler erwartete Großes, aber er zeigte es nicht. Da wo er Wahlpanduren hatte, befand sich auch ein großer Künstler, ein Blas-Instrumentenmacher, namentlich von ganz herrlichen Trompetenkasten, welche trompeteten als wie die Trompeter von einem Dutzend Husaren-Regimentern zusammengenommen.

Böhneler erwartete steif und fest, mit dieser vaterländischen Musik würden ihm sinnige Männer eine Ueberraschung machen wollen. Er wußte nicht recht, sollte er heimlaufen oder Stand halten. Es war ihm wegem Traktiren. Um nicht Aufsehen zu erregen, entschloß er sich zu bleiben und sich hinter einen Dicken zu halten, was nicht schwer war, da die Dicken nicht halb so rar sind, als die Regenten, welche das Land kennen. So konnte er immer das Maßgebliche thun, laufen oder bleiben nach den Umständen. Die Verschiedenheit der Temperamente zeigte sich noch immer entschieden. Während die Einen ein Bein in den Lüften hatten, den Hut in den Händen und die Gedanken auf der Schmelze, um auszudenken, was für Festlichkeiten anzustellen seien und in welcher Kneipe noch der beste Kredit sei, sintemalen mehrere Wirthe sich bereits um den Athem gepumpt, klemmte es die Andern noch im Halse, sie dachten, vielleicht sei der Landsturm los, laufen wäre das Beste, aber es sei ausgelaufen, wenn man drei Kinder hätte, welche eben noch nicht laufen könnten.

Man hörte wirklich ein Getöne von ferne, das bedenklichen Menschen sehr bedenklich klingen konnte. Da lachte Einer laut auf und schrie: „Das sind mir saubere Räthe, hört doch: jung Hechte, alt Aalböcke, schreit es.“ Da ward es einen Augenblick stille, und wirklich kam ein Fischmann durch eine hintere Gasse, schrie so laut er konnte: „Jung Hechte, alt Aalböcke, Schnecke, Rebschnecke!“ Da lachte man einen Augenblick über diese neuen proklamirten Kreaturen, von denen man geglaubt, es seien die neuen Rathsherrn, meinte, der Spaß sei vorüber, wollte wieder zurück in's Kaffeehaus. Aber alsbald standen Alle wieder still, denn es war doch Musik in den Lüften, schöne Töne kamen über die Dächer her und näher offenbar, denn die Töne wurden zusammenhängend. „Das ist ja aus dem Freischütz,“ rief Einer und lächelnd drehte Böhneker die Dose zwischen den Fingern, er glaubte seiner Sache gewiß zu sein. Gar deutlich hörte man die Melodie zu den Worten:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Von veilchenblauer Seide,
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Glück und Herzensfreude.
Schöner grüner Jungfernkranz
Von veilchenblauer Seide.

Da ward das Erstaunen groß unter dem hohen und niedern Geflügel, den jungen Hechten und den alten Aalböcken. Das ist sinnig, das paßt so schön, solchen Witz und Verstand hätten wir dem Volke gar nicht zugetraut, hieß es von allen Seiten. „Ja, ihr kennt darum das Volk nicht,“ sagte Böhneker schmunzelnd, „wenn ihr es kennetet wie ich; ach Gott, das ist ein Volk, und was ließe sich noch alles daraus machen!“

Alles lief der Straße zu, durch welche die Trompeter reiten mußten auf ihren schönen weißen Rossen. Als man an die Ecke kam, sah man keine Trompeter, keine weißen Rosse,

sondern eine vierspännige rothe Kutsche kam daher langsam, von der aus gingen die Töne, es war ganz, wie Böhneler es gedacht. Er sagte aber nichts, sondern hielt sich hinter einigen Dicken im Hintergrunde, er wollte das Weitere abwarten, die Ueberraschung sehen. Zu großem Erstaunen sah man im Wagen lauter elegante Frauenzimmer; man dachte an eine Maskerade, was um so wahrscheinlicher war, da einige derselben dunkle Streifchen unter der Nase hatten, welche gestutzten Schnäuzchen auffallend ähnlich waren.

Böhneler war selbst verblüfft, er wußte nicht, was er denken sollte. An eine Ironie, eine Persiflage, ihm seine Wahl in Weibskleidern anzukünden, daran konnte er nicht glauben. Da kannte ihn das Volk ja anders; wie oft hatte er ihm von seinem Heldenherz gesprochen und darauf geschlagen, daß es krachte, um zu zeigen, wie viel es ertragen möge.

Bei dem Haufen Leute, von denen einige mit Billard queues in Händen, hielt der Wagen; die Köpfe fuhren raus und die Zungen schnäderten nach allen Seiten, aber weltsch und wunderlich; es konnte sich keiner darauf verstehen, wenn er auch weltsch konnte, es klang nur wie: où est le Puntsiss? Niemand konnte was daraus machen. Endlich mischte sich der Kutscher ein, der ein Lausanner Kutscher war und etwas deutsch konnte. „Pardon, meine Herren," sagte er; „ich fahre Pariser Modistes von Genf; sie suchen den Bundessitz, wollen sich da etabliren, könnt ihr mir nicht sagen, wo er ist?" Da entstand ein sehr groß Gelächter bei den Einen, Andere schlichen bei Seite, Einer zeigte dem Kutscher weit unten in der Stadt ein Haus, wohin er fahren solle; es war der Gasthof zur goldenen Gans. „Merci bien, Monsieur," sagte der Kutscher, peitschte die Rosse, drückte die Falle, und prächtig ging es wieder los die Stadt ab: „Wir winden dir den Jungfernkranz von veilchenblauer Seide ꝛc." Unser Böhneler war auch einer von denen, welche sich bei Seite drückten, er hörte den Streit nicht mehr, welcher sich jetzt im Kaffeehaus

erhob: ob das mit der Kutsche eine natürliche Geschichte sei oder ob was Gefährliches dahinter stecke, ein verkappter Reaktionsversuch. Die Einen sagten, das sei ja ganz einfach und natürlich, daß Pariser Modistinnen von Genf den Bundessitz suchten; die Andern dagegen behaupteten, gerade weil die Sache so einfach und natürlich scheine, müsse etwas dahinter stecken, das Einfachste sei daher immer das Gefährlichste, weil gewöhnliche dumme Menschen nichts drin suchten. Dieser Streit ist bis dato noch nicht entschieden.

Böhneler suchte den Rest des Nachmittags bestmöglich zu verbrauchen, denn so gerne er auch gewußt hätte, ob niemand ihm nachgefragt, so fürchtete er einstweilen das Heimgehen noch mehr. Er wußte, was Frau Böhneler konnte in ihrem Zorne; aber er kannte auch, wie Färber und Seifensieder die Zeit des Gährens und Vergährens, so ziemlich die Zeit, welche Frau Böhneler brauchte, um ihre gefährliche Gemüthsgährung zu verlieren. Das Grollen natürlich dauerte länger fort und hatte weniger seine bestimmte Zeit; es kam darauf an, was etwa noch vorging oder dazwischen kam.

Er brauchte die Zwischenzeit würdig. Böhneler war gerne überall populär, verschmähte keine Hand, sie mochte noch so schmutzig sein, sobald sie einem Manne gehörte, welcher seine Stimme gültig abgeben konnte. Er trat in mehrere Werkstätten ein, sprach die Meister freundlich an, fragte nach verschiedenen Preisen, stellte Arbeit in Aussicht, sagte den Einheimischen, sie könnten versichert sein, daß, wo er was zu sagen habe, den Landeskindern das Brod nicht entzogen werde, um es dem fremden Gesindel vorzuwerfen. Bei Fremden ließ er es merken, daß ein rechter Landesvater nicht auf Namen und Bürgerrecht sehe, sondern auf die tüchtigsten Leute und die beste Arbeit. Nun sei es einmal ausgemacht und fertig, daß die einheimischen Arbeiter nicht werth seien, den fremden die Schuhriemen aufzulösen. Sie seien zu faul und stolz, verstünden nichts und thäten nichts. Fremde Gesellen müßten

das meiste machen, und doch müßte man bei den Einheimischen noch einmal so theuer bezahlen, als bei einem Fremden. Wo Böhneler eine Werkstatt verließ, läutete ihm das rechte Ohr; denn allenthalben hieß es hinter ihm, das sei ein rechter Herr, wenn sie alle so wären, so wäre es nicht, wie es sei. Ist ein solch Lob nicht schön, sind die Gaben, mit welchen man es gewinnt, nicht edel? Ach Gott, über dieses Kapitel und über das dumme Volk wäre viel zu reden.

Böhneler glaubte, die Zeit sei gekommen, wo er ohne Gefahr heim gehen dürfe, und er ging. Er fand seine Familie bei der Abendmahlzeit zwischen Tag und Nacht, Licht sparend. Das Mahl war nicht üppig, Schinken und Bratwürste waren keine dabei, dünner Kaffee und Kartoffelscheibchen machten die Hauptbestandtheile aus. Brod war auch da, aber Frau Böhneler verbarg es halb und halb hinter ihrem Ellbogen. Als eine weise Mutter vermied sie so viel möglich, Gelüste zu reizen. Ihr Zorn war verraucht, wie Böhneler gehofft; sie war auf den Punkt gekommen, wo die Stichelreden anfangen, die ließ sie auch sonder Erbarmen über ihren Böhneler ergehen. Wir wollen sie nicht wiederholen. Es war noch kein Bote gekommen, dieser und Frau Säufuß sammt ihrem Schinken gaben reichen Stoff zu einer gepfefferten Unterhaltung. Böhneler war sehr hungrig. Am Mittagessen war er gestört worden, seither hatte er nichts gehabt, als einige Prisen und etwas Zuckerwasser, welche beide nicht besonders nahrhaft sind. Er griff tapfer zu; daneben eilte er sehr. Junge Soldaten schlottern sehr im ersten Feuer und lange gehen sie lieber aus dem Feuer, als in das Feuer; alte Soldaten dagegen lieben das Feuer, und wenn es recht hagelt um sie, soll es ihnen am wöhlsten sein. Das Weiberfeuer muß aber viel schärfer sein als Kanonen- und Flintenfeuer, denn wir haben noch keinen alten, ergrauten Ehemann getroffen, der demselben nicht gerne entronnen wäre und zwar je eher je lieber. So that auch Herr Böhneler. Bratwürste

hatte er keine, aber seine Kartoffeln wurstete er den Hals hinab, daß sie unten accurat wie Bratwürste angekommen sein werden. Den Kaffee ließ er laufen ohne Absetzen, wagte sich nicht an's Brod hinter seiner Böhnelerin Ellenbogen, machte, daß er endlich Licht bekam, was etwas lange ging, da die Kerzen erst geholt werden mußten, und suchte dann sein Arbeitsstübchen, Kabinet sagte man ihm. Aber Lust zur Arbeit hatte er keine, er sank auf seinen Lehnstuhl, Kanapee hatte er keins, und seufzte schwer. „Böhneler," sagte er endlich und seufzte wieder schwer, „und wenn du nicht wieder gewählt wirst, was dann? Du bist kein Bauer, kein Pädagog, kein Gelehrter, nicht einmal ein Jurist, du bist dann gar nichts, als der alte Böhneler! Was thun, was machen? Bist gerade wie ein alter Postgaul. Geschäft anfangen kannst du nicht, verstehst ja keins, und betheiligest du dich in einem, z. B. im Käshandel mit einem Panduren, so würdest du betrogen, wie man Exempel hat, denn du verstehst ja nichts. Den Agenten zu machen, schickt sich doch nicht wohl, auch war es ja mit deinem Reden nicht viel; es war wohl recht, aber die Leute verstunden es nicht. Dein bischen Land kannst du bauen, aber was hast du für Land und was verstehst du davon? Im Sommer verbrennt alles, es überzieht die Hühner, so steil ist's, den Knechten kannst du nachtrappen und fragen, was zu machen sei, und was man früher pflanze, den Reps oder den Hafer, und wenn man Sommerkorn säe, ob das nicht Roggen gebe. Sieh Böhneler, so bist du gar nichts mehr, gar nichts, nichts als der Böhneler! Ach, und das Vaterland, ist das sein Dank!"

Und Böhneler schlug die Hand vor die Augen und seufzte wieder bedenklich, und wer weiß, ob er nicht weiter gegangen wäre und noch geweint hätte, wenn nicht ein Geräusch entstanden wäre. Es polterte draußen, er hörte schweres, unsicheres Trappen schon im Gange in der Nähe seiner Thüre. Ein Holzträger war es nicht, so spät jedenfalls kein Arbeits-

mann. Böhneler fuhr auf, ergriff das Licht, öffnete die Thüre, da schoß es an ihn heran wie ein großer Frachtwagen, dem an einem Berge die Unterlage entglitten. Erschrocken fuhr Böhneler zurück, das Licht löschte aus, und mächtige Flüche donnerten durch die Finsterniß. Doch finster blieb es nicht lange. Thüren flogen auf, aus der Küche kam Anni mit Lampe und Besen ihrem lieben Herrn Böhneler zu Hülfe, aus dem Eßstübchen Frau Böhneler selbst aufbegehrend über solche Manieren, wie eine Katze, welcher man auf den Schwanz getreten. Als es helle genug war, daß man die prasselnde Donnerbüchse erkannte, war es ein dicker Schweinhändler, der gar jämmerlich aufbegehrte über die Bretter vor den Thüren in den Herrenhäusern, Beinbrechen sei kein Spaß, aber ein wenig Koth mehr oder weniger, selb mache nichts. Als er das ab dem Magen hatte, da erst grüßte er und sagte: „Guten Abend gebe euch Gott, Base Böhneler, und guten Abend, Vetter Böhneler." Es war ein Vetter von der Seite der Frau Böhnelerin und aus dem Orte her, wo Böhneler seine Errungenschaften, d. h. seine Liegenschaften hatte. Darum war Frau Böhneler auch sehr freundlich mit ihm. Wenn es ein Vetter von des Mannes Seite her gewesen wäre, sie hätte ihre Nase ganz anders weggezogen. „Ja," sagte der Mann, „so geht's. Thut man jemanden einen Schritt z'Lieb und z'Ehr, so bricht man den Hals darob, es muß Einem verleiden auf diese Weise. Ich habe euch sagen wollen, daß ihr heute bei uns gewählt worden seid wiederum." Ach was es da dem Böhneler wohlete, jetzt war er wieder etwas. Und wie es der Frau Böhneler wohlete; jetzt konnte sie wieder mit dem Manne zanken, daß er hierbleibe und nicht heimgehe. Sie war natürlich lieber hier und gewählt, sie liebte die Quartalzapfen wenigstens viermal mehr als ihren Mann, von wegen die Zapfen kamen viermal des Jahres, der Böhneler aber blieb der Gleiche vom ersten Tag des Jahres an bis zum letzten. Frau Böhneler sagte freilich: „Das hättet ihr

können bleiben lassen, dafür danke ich euch nicht; es wäre uns viel wohler gewesen draußen bei euch, bei der Verwandtschaft, als hier bei dem vornehmen Lumpenpack, welches nichts kann als die Nase rümpfen und unser Gattig Leute ansehen, als wären wir nur Hintersäßen und nicht die, welche zu befehlen hätten, Gottlob!" Indessen ging sie doch ungeheißen ab, um für des Vetters Bedürfnisse, welche ihr recht wohl bekannt waren, zu sorgen. Wäre es aber ein Vetter von des Manns Seite gewesen, Böhneler hätte es ihr ungeachtet der Botschaft doch siebenmal bittend befehlen müssen.

„Kommt und sitzt," sagte Böhneler, „und erzählt mir, Vetter, wie es zugegangen; es interessirt mich nie was mehr, als Nachrichten von euch, wo es mir so wohl war, bis die Finger der Vorsehung mich höher führten." Als der Vetter auf dem Kanapee saß, sagte er: „Ja Vetter, gewählt wäret ihr, aber wenn ich nicht gewesen wäre, es hätte fehlen können, es hat auch so geharzet, daß es keine Art hatte." Das ging Herrn Böhneler in's Fleisch, er wurde ganz roth und frug: „So, geharzet, warum denn dies, was habe ich den Leuten z'wider dienet? Soll ich den Undank des Volkes auch erfahren, von dem man immer spricht und an den ich nicht glauben wollte? Ich sagte immer: das Volk kennt seine Leute. Was haben sie gegen mich?" „Vetter," sagte der Schweinhändler, und unterdeß ging Frau Böhneler ab und zu, stellte Wein auf, aber nicht vierbatzigen und wirkliche Bratwürste dazu. „Vetter, aparti haben sie nichts gegen euch, sie sagen, ihr seiet ein herzguter Mann, aber nicht schuld daran, daß die Frösche keine Schwänze hätten, und nütztet ihr auch nicht viel, so schadetet ihr doch wenig, und es wäre gut, man könnte von den Andern dies auch sagen; das ist's eben, wo es harzet, d'Sach will den Leuten nicht mehr gefallen. Sie sagen, man habe ihnen goldene Berge versprochen, und jetzt, was hätte man davon, Hunger, Schulden, keine Arbeit, kein Geld, dagegen aber Steuern hageldick. Dann,

was man hört b'richten, sollen Viele ein so schlechtes Leben führen, daß die Buben auf der Straße ihnen nachlaufen, keine Religion und mit dem schlechtesten Volke in den schlechtesten Pinten Kameradschaft haben. Das will den rechten Leuten nicht mehr gefallen; denkt an mich, das geht nicht mehr lange so! Und wenn dann Einer aus der Stadt kömmt und man frägt ihn: „Was macht unser Böhneler, was sagt er zur Sach?“ so heißt es: „Er ist immer ein guter Mann, er redet allem z'best.“

Es sei ihm leid, sagte Böhneler, er könne es nicht anders machen, aber darauf könnte man zählen, daß das meiste erlogen sei von den Aristokraten und Jesuiten, um der Regierung den Kredit zu untergraben. „Als ob nur die lügen könnten, wir haben jetzt bei den Wählen gesehen, daß ganz Andere das Lügen noch viel besser verstehen,“ antwortete der Schweinhändler. Ja, was ich sagen wollte, Vetter, das hat euch sehr geschadet, daß ihr da so weibeln ließet und das Pack aufbieten und durch Leute, welche von keinem rechten Menschen angesehen werden. Die sind von Haus zu Haus gelaufen, wie die Länderbettler, logen die dümmsten Sachen, verläumdeten die rechtschaffensten Männer auf die gottloseste Weise, daß man einen rechten Abscheu ab ihnen bekam, besonders ab dem hochmüthigen Schulmeister, der die Kinder auf die Wahrheit b'richten sollte und gegen das Lügen eifern und statt dessen den Lugihund gemacht hat, der Teufel könnte es nicht ärger. Selb hat den rechten Leuten nicht gefallen wollen, und viele sind daheim geblieben und haben gesagt, sie möchten mit der rechten Sache nichts mehr zu thun haben, sie würde ihnen zu wüst, und andere haben dem Andern gestimmt und gesagt, es müsse mit dem Böhneler auch nicht mehr sauber stehen, daß er durch solche Schlingel weibeln lasse. Es war ein Erbarmen, was für Leute man bei der Wahl gesehen hat. Fast keine rechten Männer mehr, zusammengetriebenes Zeug, das nicht wußte, was es machte, nichts weiß,

als daß ein Glas Branntwein einen Batzen kostet, das heute so stimmt, morgen anders, je nachdem geweibelt wird. Solche Leute haben euch meist gestimmt, aber auch nicht alle, ihr seid vielen schon zu alt. Darum wollte ich mich nicht auf die verlassen, das ist ein wetterwendisch Volk; wer sich nicht auf die rechten Leute stützt, macht nicht alte Beine in der Regierung." — So sprach der Schweinhändler. Schweinhändler nehmen bekanntlich kein Blatt vor den Mund.

Am Essen und Trinken irrte es ihn durchaus nicht; er sprach beidem tapfer zu, von seiner Base inbrünstig dazu genöthigt. Frau Böhneler hatte nämlich eine göttliche Freude an den Reden ihres Vetters. Sie hatte immer Freude, wenn ihrem Manne was angehängt ward, und vergaß Monate lang nicht, es ihm vorzuhalten, nicht bloß in trauten Stunden hinter den Gardinen, sondern über Tag und über Tisch, wo es sich traf. Aber so recht vaterländisch und in ihren Kram hinein hatte ihrem Böhneler noch niemand den Kopf gewaschen und die Läuse herunter gemacht, als jetzt der Vetter.

Sie haßte die Wahlpanduren sehr, denn sie kamen oft und liebten das Schmarotzen. Frau Böhneler mußte dann an ein Tischtuch glauben, mußte dies oder jenes ihrer Hausmannskost beifügen, sah denn doch sich nicht gehörig ästimirt und wußte nicht, wie diese Ausgaben für das Vaterland dem Staate in Rechnung zu bringen seien.

Als nun der Vetter so loszog, sagte sie in einem fort: „Gäll, Böhneler, gäll, der sagt dir die Sache! Habe ich dir das Gleiche nicht schon hundertmal gesagt, dem wirst du doch jetzt glauben, oder was sagst? Gäll, die kennen dich draußen auch, du Böhneler!" Sie hätte nicht eine rothe Kuh genommen für des Vetters Herzensergießungen. Sie erschrack ordentlich, als er aufstund und sagte, er müsse gehn; das begegnete ihr sonst bei Gästen selten. Sie fand die allermeisten schöner an der Ferse als an der Nase. „Ihr werdet doch nicht fort wollen so spät? Ihr bleibt bei uns, wir haben ein Bett für euch."

„Nein," sagte der Vetter, „ich habe ein Wägelchen voll junger Schweine bei mir, ließ bei der lahmen Ente dem Roß Haber geben, den Schweinen ein wenig Roggen, will auf den Markt nach Buchtigen, da muß ich pressiren und die Nacht durch fahren. Ich hätte früher weg sollen daheim, aber ich wollte das Botenbrod holen beim Vetter, dachte, es werde ihn blangen zu vernehmen, wie es gegangen, mußte warten, bis der Tschuep vorbei war."

Böhneler, etwas unangenehm aufgeregt durch den Vetter von der Frauen Seite, konnte sich nicht enthalten, zu fragen, wie es wohl im Spatzennest, seinem zweiten Wahlkreis, gegangen.

„Ho allweg gut," sagte der Vetter, „dort kann es euch gar nicht fehlen, dort ist ja Alles deren Zeug, welches euch bei uns gestimmt: dort sind keine Manne; dort hat euer Pandur seine Soldaten, und gewiß hat man ihnen versprochen, mit den Gemeinde-, Waisen- und Vogtsrechnungen durch die Finger zu sehen und fünf gerade sein zu lassen. Das kann nicht fehlen! Aber Vetter zählt darauf, das kommt mein Seel' nicht gut. Wittwen und Waisen schreien zu Gott, und der hat bessere Ohren als ihr allesammt. Es ist curios, wenn Einer einmal in der Stadt ist und was vorstellt, so böset ihm das Gehör, ehe ein Jahr um ist. Nichts für ungut, Vetter, und wenn ich mit Schweinen dienen kann, jungen oder alten, so sagt es mir, ich will euch versorgen, zählt darauf. Behüt euch Gott und lebet wohl," und dahin ging er, was er dachte, wissen wir nicht. Wir wissen auch nicht, ob er bloß den Schalk gemacht hat, oder ob sein Wesen Natur gewesen, bei Schweinhändlern und noch andern Leuten ist dies oft sehr schwer zu entscheiden. Also, Böhneler, bist wieder gewählt, sagte er halblaut zu sich — und wie? ertönte es hinter ihm, wo Frau Böhnelerin mit Abräumen sich befaßte. Nun entstand ein Zweigespräch, welches wir nicht wiederholen können; wir wissen nicht einmal, wie lange es dauerte, wahr-

scheinlich bis am Morgen, denn Herr Böhneler erschien sehr angegriffen in der Sitzung, aber in stolzer Haltung. Am Tage nach solch wichtigen Ereignissen ist man ziemlich früh in der Sitzung; selbst die, welche ihren ordinären Rausch zu verschlafen haben und daher immer eine halbe Stunde später sind, als ehrliche Leute, thun sich an solchen Tagen Zwang an. Es ist fast wie der erste Appell nach einem Schlachttage, da will man auch wissen, wer vom Regiment noch lebt und wer todtgemacht worden. Man bietet alle Unbefangenheit auf, welche man im Vorrath hat; aber wer sich auf die Beine versteht, der unterscheidet leicht und von weitem, bloß am Abtrappen, drei Klassen: die, welche wissen, daß sie nicht gewählt sind, die, welche das Resultat noch nicht wissen, die, denen ihre Wiedererwählung bekannt ist. Man kann sich bloß irren zwischen denen, welche gar nicht, und denen, welche zweimal gewählt sind, diese trappen am kühnsten ab.

So sammelten sie sich früh und stunden zusammen, gratulirten denen, deren Wahl bekannt war, auf das herzlichste, schüttelten die Hände, daß es in den Achseln weh that, und um die, welche nicht gewählt waren, ging man in einiger Verlegenheit herum, ungefähr wie die Katze um den heißen Brei.

Als Böhneler eintrat, waren schon Mehrere da, aber sie wußten noch nichts von ihm, behandelten ihn daher etwas zurückhaltend; er selbst that ebenfalls spröde und kurz, so daß zwei, welche seitwärts stunden, zu einander sagten: „Sind wir wohl endlich das Schaf, den Böhneler, los; er macht ein Gesicht wie ein Kind, welches die Ruthe gekriegt hat oder noch kriegen soll.“ „Weiß nicht,“ sagte der Andere, „Böhneler trotzt nicht auf seine Verdienste, er weiß, daß die Hauptsache ist, gewählt zu werden, und sieh, er macht nicht sein süßes Gesicht oder ein verlegenes; es lauert etwas in seinen Mauleeken, als ob er was wüßte und einstweilen noch nicht sagen wollte. Gieb Acht, der ist gewählt und vielleicht gar

zweimal." „Warum nicht gar, ein solcher Esel! wird doch das Volk alle Tage aufgeklärter." „Das wird dir ein Schulmeister gesagt haben," antwortete der Andere, „dem glaub' doch nicht, sondern immer gerade das Gegentheil."

Da ging die Thüre wieder auf und herein trat gravitätisch Einer, man sah ihm an, daß er mehr als die Andern zu sein glaube, und die Andern beugten sich auch vor ihm, wie vor Joseph's Garbe seiner Brüder Garben, und gratulirten ihm sehr, und als der Böhneler auch kam gravitätisch, um ihm zu gratuliren, sagte derselbe zu ihm: „Gratulire auch, Herr Böhneler, zweimal gewählt! gratulire sehr, das macht dem Vaterland Ehre."

Potz, was die Worte für Wirkung thaten, und wie um Böhneler herum sich alsbald eine Freundlichkeit und Freundschaft gestaltete, die, wenn sie nicht sehr rührend gewesen, als Zudringlichkeit erschienen wäre. Die, welche vorher gesprochen, gratulirten mit einer Innigkeit, welche Herrn Böhneler die Thränen in die Augen trieb, als ob er am Schaben von Meerrettig wäre. Dann fanden sie sich, begreiflich ganz zufällig, zusammen in einer Fensterecke, und der zweite sagte zum ersten:

„Und jetzt, was sagst du zur Bildung des Volkes, das einen solchen Möff zweimal wählte? Aber hatte ich nicht Recht, er ist schalkhaft wie ein Esel, ich sah es ihm in den Mundwinkeln an, daß er die Wahl kannte."

„Das hätte ich nicht geglaubt," sagte der erstere, „aber das Volk ist vernachlässigt, man muß es besser unterrichten, aufklären, so kommt es mir noch fast vor wie eine Kuh, welche jedes Trank schluckt, das man ihr einschüttet. Also den Tropf muß man wieder haben und zwar, weil er zweimal gewählt ist, jetzt einen doppelten Tropfen, und wenn man den ersten besten Lumpensammler oder ein Schwefelfraueli von der Straße nehmen würde, hätte man für die Geschäfte so viel an ihnen, als an dem Böhneler. Ein solcher

Esel, ein Waschlumpen sondergleichen, ein Achselträger und Speichellecker, der heute türkisch würde und morgen dem Papst die Füße leckte, wenn es der Präsident befehlen würde oder wenn er damit dreimal gewählt werden könnte!"

„Schrei nicht so," sagte der andere, „man könnte was merken. Was kömmt's am End auf die Geschäfte an, nichts, pfiff darauf, wenn nur das System durchgeht; das ist die Hauptsache, und sich befestigt. Geschäfte das sind Dummheiten, Sand, welchen man dem Volke in die Augen streut und womit wir uns wichtig machen, aber das System ist unsere Fahne, mit dieser fahren wir durch die Welt!" „Nun, Böhneler fährt mit, wohin es geht und wär's zum Teufel; aber er ist eben blinder Passagier, und was hat man für Nutzen von solchen?" frug der erstere.

Da entstund Bewegung, ein Weibel kam und meldete, die Post sei noch nicht da. Ob es etwas gegeben auf dem Lande, frug Einer. Ein Anderer sagte: „Warum nicht gar! Es ist halt die schlechte Ordnung, wenn die Chefs mit den Kondukteurs saufen und spielen, so kömmt es so." Man schimpfte schrecklich über die eingerissene Unordnung und beschloß scharfe Untersuchung, strenge Handhabung der Reglemente. Man nimmt gewöhnlich erst Notiz von einer Sache, wenn man von derselben beschlagen wird. Da die Regenten so zu sagen auch Menschen sind, so haben sie es oft auch so, was zuweilen etwas fatal für das Publikum wird.

Unterdessen war Böhneler an sein Tischchen getreten und hatte ein Billet geschrieben, gesiegelt und ersuchte den Weibel, welcher wieder auf die Post mußte, so gleichsam als Vorläufer des Donnerwetters, das nächstens folgen sollte, dasselbe in seiner Wohnung abzugeben; es war an seine Frau adressirt. Es entrann ihm ein schwerer Seufzer, als er desselben sich entledigt hatte. Der Leser glaube nicht etwa, Böhneler künde seiner Ehehälfte die Scheidung an; bewahre, an so was Dummes dachte er nicht. Böhneler hatte etwas viel

Schwereres auf dem Herzen. Böhneler war auf dem Wege zur Sitzung seinem kraushaarigen Wahlpanduren begegnet, welcher zu ihm wollte, ihm die Nachricht zu bringen, daß er auch in seinem Wahlkreise gewählt worden sei und zwar glänzend. Böhneler konnte nicht anders, als ihn zum Mittagessen einladen, was jener mit vielem Dank annahm; denn er hätte noch mit Herrn Böhneler zu reden, wie er sagte. Böhneler hatte diese Nachricht so erquickt, daß sie ihn rasch in die Sitzung trieb, um dort als doppelt Gewählter zu erscheinen. Sobald aber diese Freude vorüber war, fiel ihm schwer auf's Herz, was die Frau Böhnelerin zu dem Gaste sagen würde und wie ihm aufwarten? Es war unglücklicherweise kein Vetter von ihrer Seite. Es war Böhneler nicht eingefallen, den Herrn in ein Wirthshaus einzuladen, weil seine Frau krank wäre oder den Kaminfeger oder die Wäsche hätte. Zudem hätte das auch seine Schwierigkeiten gehabt, denn Frau Böhneler war Finanzminister und Kassirer in gleicher Person. Selbst gehn und ankünden, was er gethan, mochte er nicht; er hatte Wetter genug ausgestanden; er war ja noch ganz schachmatt davon. Als ein doppelt Gewählter konnte er sich schon was erlauben, und kam er dann mit dem Gast zum Essen, sei der erste Zorn vorbei und der Gast, ein schönes Stück Mensch, sein Schild, dachte er. So that er also, aber wohl war ihm nicht dabei.

An den einlaufenden Nachrichten, den vorkommenden Geschäften nahm unser arme Böhneler wenig Theil: sein Anne Bäbi lag ihm auf dem Herzen und zwar immer schwerer. Er dachte, er sei doch eigentlich bei allem Glück unglücklich. Wie gut auch der Brei an sich wäre, immer werde er ihm versalzen. Wenn er nur nicht Schande erleben müsse, sein Anne Bäbi Anlaß gebe, daß er im ganzen Lande verbrüllet werde, ein Mann wie er!

Die Zeit kennt kein Erbarmen, sie geht wie sie will, nicht schneller, nicht langsamer nach Laune und Bitten der Men-

schen. Mittag war da, unvermeidlich, und der Präsident hob pünktlich die Sitzung auf; er sah, daß die Geister anderswo beschäftigt waren. Ach Gott, und schon vor dem Sitzungssaale traf Böhneler seinen treuen Panduren an. Der muß eine starke Freßglocke im Magen haben, was wird Anne Bäbi dazu sagen? dachte Böhneler. Er mußte vorwärts, es war ihm fast wie einem Rekruten, der gegen eine Batterie geführt wird. Böhneler wäre in diesem Augenblicke gerne nur einmal oder gar nicht gewählt gewesen, aber was half das jetzt: „selber tha, selber ha,“ sagt das Sprüchwort.

„Spaziert nur gefälligst hier herein,“ sagte Böhneler, als sie endlich die Treppen auf waren, und öffnete den Salon. Da öffnete sich eine Seitenthüre und eine Stimme rief: „Das Essen ist auf dem Tisch!“ „Ei nun, in diesem Fall,“ sagte Böhneler, „wollen wir gleich da hinein,“ und bekomplimentirte höflichst seinen schönen Panduren in den Speisesaal, d. h. in's Eßstübchen. Aber o Himmel, wie ward ihm, als er hinter dem breiten Rücken des schönen Stück Menschen hervorkam und in's Eßstübchen trat! Da war's wie immer, als ob seine Bitte gar nicht vernommen worden, und doch war sie es, das sah er an der gespaltenen weißen Tasse, welche oben auf dem Tische stund und der Visite galt. Die Kaffeekanne stund da, Erdäpfel waren auf dem Tisch ohne Tischtuch ausgeleert, und in einem Napfe stund etwas, Böhneler sah in seinem Schreck nicht, was. Frau Böhneler begehrte nicht auf; sie frug sogar den Panduren, ob sie auch schön Wetter hätten daheim. Als sie ihm himmelblauen Kaffee eingeschenkt hatte, sagte sie: „Ihr müßt vorlieb nehmen, wie wir es haben, ihr werdet es daheim auch nicht viel anders gewohnt sein und essen müssen, was die Mutter gekocht hat.“

Böhneler war auf Dornen, aber er durfte Anne Bäbi nicht von ferne touchiren oder ihm widerreden wollen, sonst kam das Wetter, er wußte es. Das war bitterer Kaffee, zu welchem Frau Böhneler nicht einmal Zucker gab.

„Nehmt Erdäpfel," sagte sie, „wenn ihr nicht zu schmäderfräßig seid, sie sind gut, der Sack kostet uns zwei und einen halben Gulden. Ja, es ist ein theures Haushalten, besonders wenn man noch immer fremdes Volk füttern muß." „Habt ihr auch viel Einquartierung gehabt?" fragte Böhneler rasch. „Ueber die wolle sie nicht so viel klagen," sagte Frau Böhneler eben so rasch. „Wenn schon nicht hinreichend, so sei man doch in etwas entschädigt worden, und wer nicht gemeint, er müsse sie füttern, daß sie noch in der Ewigkeit genug hätten, hätte dabei so viel Schaden nicht gehabt."

So lief das Gespräch, aber lang dauerte es nicht, man kann denken, daß schnell abgegessen war. Böhneler führte darauf den Gast in's Salon, wollte Wein befehlen und dann leise vorbauen wegen dem Gerede, welches der Pandur anzetteln konnte. Der aber sagte sehr höflich, er bitte sehr, Herr Böhneler solle sich nicht Mühe machen, er habe vortrefflich gelebt und sei sehr pressirt. Er möchte Herrn Böhneler für etwas ansprechen, er müsse Geld haben, zweitausend Franken; das und das Banquierhaus wolle es ihm geben gegen einen soliden Bürgen; er denke, Herr Böhneler schlage ihm diese Gefälligkeit nicht ab. In einem Vierteljahre, gedenke er, sei alles wieder bezahlt. „Und die Bank?" frug Böhneler schüchtern. Den Kredit dort brauche er anders, antwortete der Pandur. Die Zeit sei schlimm, er habe die Tasche voll Wechsel, aber versilbern könne er sie nicht. Ja, was wollte jetzt Böhneler anders machen? Er mußte in den Apfel beißen und um das Mittagsessen gut zu machen, mußte er gehen, für zweitausend Franken Bürge sein und noch dazu Gott danken, daß es sein Anne Bäbi nicht wußte. Aber was meint man, wenn es dem Panduren auch geht wie hunderten von seinen Brüdern, wenn er in dem Trocknen sitzt und auf dem letzten Löchlein pfeift und Herr Böhneler zahlen muß und sein Anne Bäbi es vernimmt, was wird dann Anne Bäbi sagen? Und was hat es wohl

gesagt, als die andern Panduren auch kamen und was wollten, und was giebt's am Ende aus allem? das mag der gütige Leser sich einstweilen denken. —

Sage vom Meyer auf der Mutte.

Die Erzählung erschien zuerst in der neuen illustrirten Zeitschrift für die Schweiz, Jahrgang 1850.

Vor uralten Zeiten, doch nicht vor Adam, sondern seither, lebte eine alte Frau und hatte viele Güter, aber keine Kinder. Mädchen hatte sie nie gehabt, sondern bloß Söhne, diese waren ihr erschlagen worden. Damals erschlug man nämlich die Menschen, heutzutage schießt man sie todt, kömmt aber einigermaßen auf's Gleiche heraus; besonders wenn man einmal todt ist. Es war eine sehr verständige Frau. Auf den Männern hielt sie gar nichts, besonders seitdem dieselben ihr die Söhne erschlagen. Kein Mann sollte einen Pfennig von ihrem Gute erhalten, in die Hände ihres Geschlechtes sollte alles kommen. Aber wie gesagt, sie war eine verständige Frau, kannte daher auch die Neigung ihres Geschlechts, alles, was es hat, baldmöglichst an Mann zu bringen, d. h. irgend einem Bengel an den Hals zu hängen. Sie stiftete daher ein Klösterlein, über dessen Schwelle nicht ein Gedanke an einen Mann kommen sollte, geschweige denn ein wirklicher Mann, und vergabte diesem all ihr Gut.

Eine so vollständige Instruction wie Königin Agnes bei Stiftung des Klosters Königsfelden machte sie nicht. Agnes meinte es gut mit den Nonnen, ordnete für die, welche kränklich waren, Reis, Mandeln, Feigen, Weinbeeren und

Hühner, den übrigen des Mittags zwei Gerichte von Brei und eins von Eiern, des Nachts eins von Brei, eins von Eiern und eins von Milch oder Käs, auch Schweinefleisch, Hasenpfeffer, Sulzen und Obst und je für fünf Schwestern täglich zwei Maas Wein. Sie rechnete auf guten Appetit der Schwestern, wie man sieht, und namentlich auch darauf, daß der Aargauer Wein mehr nach unten trachte, als nach oben. Sie scheint sich mit dem Letzten ganz verrechnet zu haben, denn in der letzten Zeit spukt derselbe den Aargauern gewaltig im Obergaden.

Frau Friedoline machte bloß zwei Bestimmungen: 1) Die Hälfte der Nonnen sollten Wittwen, die andere Hälfte Mädchen sein. 2) Die Hälfte der jährlichen Einkünfte sollte zur Erhaltung der Bewohnerinnen und nicht zu was Unnützem, die andere Hälfte zum Besten der Armen verwendet werden. Motive gab die alte Dame keine an; vermuthlich sollten die Wittwen die Erfahrung repräsentiren und die Mädchen in der Entsagung der weltlichen Lüste unterrichten, die Mädchen dagegen das Gefühl repräsentiren und die Begeisterung, für welche Wittwen zumeist wohl kühl sind. So ordnete die gute Dame es an und meinte für alles gesorgt zu haben. Aber der Mensch hat kurze Gedanken, sein Sorgen ist stets nur Stückwerk, und immer artet aus, was der Mensch säet und pflanzet, wenn nicht von oben der Geist, der gesäet und gepflanzt, erhalten und erneuert wird. Nachdem sie so für ihre Habe gut gesorgt zu haben meinte, starb Frau Friedoline alt und lebenssatt.

Das Klösterlein hatte sich alsbald gefüllt mit Wittwen und Mädchen, von denen die einen schmollten mit der Welt, die anderen diese satt oder ein Grauen vor derselben hatten. Von je war es schwer, den rechten Mittelweg in Beziehung auf die Welt zu treffen, nicht mit ihr den Narren zu machen und nicht durch sie zum Narren zu werden, sie zu gebrauchen, als gebrauchte man sie nicht. Und darum ist dieses so schwer,

weil der Mensch wähnt, er sei der Herr der Welt, daher nicht merkt, wie die Welt der Herr des Menschen wird.

Anfangs ging es schön und gut im Klösterlein, fast als wie im Himmel. Wenn Frau Friedoline niedersehen konnte aus dem Himmel auf ihr Stift, mußte sie große Freude daran gehabt haben. Die Wittwen walteten mit verständigem Sinne, ja was noch mehr heißen will, absonderlich wo lauter Weiber beisammen sind, mit einträchtigem Sinn. Sie waren Vorbilder im Beten und Arbeiten, hielten die Mädchen nicht als Mägde, sondern als Schwestern, freuten sich, derselben Hände und Seelen zu stärken, sie zu unterweisen in getreuem Verrichten ihres Tagewerkes, lehrten sie austheilen mit Liebe und Verstand, was so leicht nicht ist, lehrten sie beten, daß es Gott wohlgefiel und ihre Herzen stärkte, was nicht Alle können, lehrten sie ein frommes Genügen, durch welches der Friede kommt, der über allen Verstand geht. Die Mädchen rankten sich auf an den würdigen Matronen, brachten ihnen junges Leben, erhielten sie frisch und grün, wie Epheu die altersgrauen Thürme, kurz, es war fast, als ob endlich der Fleck gefunden sei, wo auf Erden ein neu Paradies entstehen, das tausendjährige Reich seinen Anfang nehmen sollte. Weit umher waren sie geliebt und geehrt; die Armen fanden Hülfe, die Reichen suchten die Kraft ihres Gebetes, und wenn das Klösterlein so geblieben wäre bis auf den heutigen Tag, so hätte mancher sich weniger versündigt, indem er seine Hände mit fremdem Gut befleckte, und mancher Unschuldige wäre nicht um der Schuldigen willen gestraft worden, ja selbst vielleicht die Thurgauer hätten sich bedacht und heilige Gefäße nicht an Juden verschachert und sich geschämt, um einiger Silberlinge willen Juden Gelegenheit zu geben mit christlichem Glauben und christlichem Gefühl Spott und Hohn zu treiben. Aber es kam anders; der Teufel fand die Spalte, wo er hineinschlüpfen konnte, um bösen Samen in den Acker zu säen.

So lange Frau Friedoline lebte, war sie die erste und älteste unter den Schwestern gewesen und hatte das Scepter geführt, so gleichsam als von Rechtswegen. Als es zum Sterben kam, rief Frau Friedoline die Schwestern zusammen, übergab ihre Macht der ältesten, befahl ihr, wenn auch sie zum Sterben komme, ebenfalls der ältesten die Gewalt zu übertragen und alleweil so fort. Das ward von allen begriffen und billig gefunden, denn jede konnte ja die älteste werden, und alle weinten von Herzen der guten und weisen Stifterin nach. So ging es nicht ganz hundert Jahre unwidersprochen im Frieden. Da geschah es, daß, als eine Aebtissin starb, die älteste außer Stande war, dieses Amt zu versehen. An diesen Fall hatte Frau Friedoline nicht gedacht, was der guten alten Frau nicht aufzurücken ist, haben es ja die allerneuesten Gesetzgeber noch nicht dahin gebracht, an alles zu denken. Ein solcher Fall war also nicht vorbedacht, daher keine Bestimmungen dafür da.

Nun fing man an zu werweisen, wie die Gesetzgeberin es eigentlich gemeint, und auszulegen, was sie für diesen Fall für Gedanken gehabt und welche Bestimmung aus diesen Gedanken am natürlichsten hervorgehe. Nun, wenn man einmal in's Auslegen oder Interpretiren, wie die Gelehrten sagen, der Gesetze kommt, dann kriegt der Teufel freie Hand. Was das einmal für einen Spectakel geben und wie Flaum und Federn gen Himmel fahren werden, wenn die Gesetzgeber hinter ihre Ausleger gerathen können!?

Die einen behaupteten mit großer Zuversicht und Heftigkeit: sei die älteste blödsinnig oder nicht für das Amt gemacht, so trete offenbar die zweitälteste an ihre Stelle, das sei eine ausgemachte, ausdisputirte Sache. Das wollte eine zweite Partei nicht glauben. Sie sagte, die zweitälteste könne ebenso unfähig sein, als die älteste, und die drittälteste so unfähig als die zweitälteste. Daher sei es ganz klar, Frau Friedoline habe immer die älteste unter den

fähigsten zum Amt berufen wissen wollen oder vielleicht die fähigste unter den ältesten, doch sei dieses so ganz klar nicht. Die dritte Partei, und zu dieser gehörten die jüngsten Mädchen, meinte, es sei offenbar eine Lücke im Institute, welche Frau Friedoline ganz sicher ergänzt hätte, wie man mit Bestimmtheit schließen könnte, wenn ihr nicht zu früh der Athem ausgegangen wäre. Da sie verordnete, daß immer halb Wittwen, halb Mädchen im Kloster sein sollten, so sei es offenbar ihr Wille gewesen, daß Mädchen und Wittwen gleichen Antheil an ihrer Vergabung hätten, zwischen ihnen kein Vorrecht sei, die höchste Würde nicht vorzugsweise den Wittwen zufiele. Nun sei es aber bekannt und die Erfahrung im Kloster beweise es, daß die Wittwen zähere, die Mädchen zartere Naturen hätten, daher die Wittwen ein höheres Alter erreichten und somit immer nur Wittwen Aebtissinnen würden. Offenbar habe Frau Friedoline das nicht gewollt, sondern daß Mädchen und Wittwen sich in dieses Amt theilten, d. h. abwechselnd es verwalteten. Sie möge es nun gesagt oder nicht gesagt haben, so sei das unbestritten ihr Sinn gewesen.

Man sieht, schon damals konnten die Gelehrten verschiedener Meinung sein und bei der Auslegung von Verfassungen und Gesetzen sich in die Haare gerathen.

Es gab gewaltigen Streit im Klösterlein. Jede Partei suchte Anhang; ihrer Meinung die Oberhand zu verschaffen, war ihre Hauptsorge, welcher sie alles opferte. Niemand war da, der rechtsgültig den Streit entschieden hätte, der Klostervogt abwesend, der Bischof weit weg, der Beichtvater, wohl jung, schlug sich im Stillen zur letzten Partei und wirkte für sie, wie er konnte und mochte.

Man kann sich's denken, wie bei solchem Streit die Hauptpunkte der Stiftung, die Hälfte des Ertrages für das Kloster, aber nichts zu unnützem Zweck, die andere Hälfte für die Armen zu gebrauchen, im Auge behalten wurden.

An sie dachte eigentlich niemand mehr im Ernste, wenn zuweilen auch sehr heftig davon die Rede war, wenn eine Partei der andern etwas aufrücken wollte. Wir wollen die Geschichte der Parteien im Klösterlein zu Schweißberg, zwischen Röthenbach und Signau im Kanton Bern liegend, nicht der Nachwelt überliefern, es ist die Geschichte aller Parteiungen, wie man sie in Ländern und Städten, in Monarchien, Aristokratien und Demokratien findet. Eine Partei macht die andere runter und niederträchtig, bis alles niederträchtig und runter ist. So ging es auch zu Schweißberg. Der Streit setzte sich fest, ward chronisch, wie die Aerzte gelehrt sich auszudrücken wissen. Man weiß, wie in Familien Krankheiten sich einheimisch machen und nicht mehr zu heilen sind und in Gebäuden Gerüche und Ungeziefer, daß nichts mehr dagegen helfen will als das Abbrechen; so geht es auch in Häusern und Gemeinschaften mit dem Streit, er erbt sich fort und wird unaustilgbar.

Wie es da mit der Zucht gehalten ward, kann man sich denken. Bald konnten alle leben nach ihrem Wohlgefallen, niemand wahrte den Dienst des Herrn und den Willen der Stifterin, es ward gesotten und gebraten den ganzen Tag, und wenn eine sonst noch Freude hatte an etwas Anderem, so stund ihr niemand im Weg. Und wiederum ward es anders, und nur die einen konnten thun, was sie wollten, die andern waren unterdrückt, litten am Nöthigsten Mangel und wurden bei der leisesten Widerrede gestraft, wie hart, schrieb damals niemand auf. Hätte es jemand aufgeschrieben, es könnte heutzutage manchem Freiburger und Luzerner zum Troste dienen, daß er sagen müßte: „Nein, gottlob, ganz so arg geht es heutzutage doch nicht mehr bei uns, das stünden die heutigen Leute ja gar nicht aus!“

Am bösesten kamen dabei natürlich die Armen weg; an die dachte niemand mehr, die Nönnlein hatten ja genug an

sich zu denken und an ihre Feindinnen, und wenn was da war zum Brauchen, so hatten sie es für was Anderes nöthig, als für die Armen: erstlich für sich und zweitens für sich und drittens für sich. Denn wenn auch viel außerhalb des Klosters gespendet ward, so war es doch nicht um Gottes-, sondern um seiner selbst willen, um jemandem die Augen zu salben, einen süßen Mund zu machen, ein mild Herz und gegen allfällige Klagen die Ohren zu stopfen, seinen Anhang zu stärken, der Gegenpartei bös Spiel zu machen. Der Teufel hatte nicht bloß neben die Kirche eine Kapelle gebaut, sondern die Kirche selbst zu seiner Kapelle gemacht.

Dabei waren die Armen wohl zu bedauern, aber mehr doch noch die, deren Herzen gebrochen wurden im Klösterlein. Es gab auch noch in der Zeit, als der Teufel bereits seinen Stuhl aufgeschlagen hatte im Klösterlein, es aber noch nicht so recht ruchtbar und bekannt war, Solche, welche aus innerem Triebe der Welt entsagten, um ein gereinigt Herz dem Bräutigam der Seelen zuzubringen. Und gerade als die Fäulniß im Klösterlein sich ansetzte, gab dasselbe den blendendsten Schein der Frömmigkeit von sich. Das waren nun wirklich arme Seelen, man kann es sich denken. Anfänglich ging es schön, jede Partei suchte sie in ihr Interesse zu ziehen, allmählig dem alles verschlingenden Strudel zuzulocken. Und manche ward verschlungen, ehe sie daran dachte, ehe sie wußte, was ihr geschah, weinte dann wohl eine Weile bitterlich, bis die Thränen vertrocknet waren und das Schwimmen mit dem Strome sie lustig dünkte. Aber die, welche sich nicht verlocken ließ, sondern widerstand, eine treue Magd des Herrn bleiben wollte, gar vielleicht bekehren wollte, sich berufen glaubte, den Teufel auszutreiben und den Herrn wieder einzusetzen in sein Haus, war in Dornen gebettet unter Scorpionen und Nattern, Gift ihre Speise und Abscheu ihr Trank, bis der Leib verzehret, das Herz gebrochen war in unaussprechlichem Weh. Nun,

als das einmal bekannt war, flohen solche Herzen die unselige Stätte.

Aber deswegen fehlte es dem Kloster an Bewohnerinnen nicht. Das weibliche Geschlecht besitzt viel Kühnheit, wagt gerne allerlei Kämpfe, hat den Glauben, wenn es einmal habe, was es wolle, werde das Uebrige sich schon geben, das werde sich schon fügen müssen dem nachhaltigen Willen und der süßen Hand. Was wagt das Weib nicht um einen Mann! was sollte es sich vor einem Kloster fürchten? Zudem muß man nicht vergessen, wie gerne Klosterfrauen sich durch Verwandte stärken, Nichten und Basen locken mit allerlei Versprechen und Aussichten. Man glaubt nicht, welche schöne Aussicht für die Nichte eine Aebtissin in einem Kloster ist, und welch gewaltige Hülfsmacht für eine Tante Aebtissin eine hübsche, gescheidte Nichte. Verstehen die beiden sich, spinnen sich die Fäden in die Hände, wird die eine das Haupt der jungen, wie die andere das Haupt der alten ist, dann ist ihre Macht entschieden, die mißgünstigen erfahren es, wie schwer es ist, wider den Stachel zu löcken. Dabei ist es durchaus nöthig, daß beide gescheidt seien, nicht mit geschlossenen Augen in's gleiche Horn blasen. Die vollkommene Einigkeit muß bloß unter der Hand statt finden, äußerlich aber eine anständige Opposition, ungefähr wie das Verhältniß zwischen König und Kronprinz. Hat der Alte die alte Generation, der Junge die junge, kann's da fehlen?

Die Meyer auf der Mutten waren von je mit Kindern reich gesegnet, absonderlich mit Töchtern. Schweißberg und die Mutte lagen nicht gar weit auseinander, und die Töchter von der Mutte paßten absonderlich gut in's Klösterlein zu Schweißberg und namentlich in dessen letzten Zeiten. Sie waren stattlichen Leibes, sinnlicher Art, doch diese untergeordnet der Sucht nach Macht und Besitz, so daß die erstere nicht selten als Mittel gebraucht wurde, der letztern zu dienen. Sie betrachteten nach und nach die Macht im Klösterlein als

ein Erbstück der Familie, und wenn diese jemals in andere Hände kam, verschrien sie es als einen Frevel gegen Gott und Menschen. Dann ging der Streit von neuem los, und gewaltig spukte es im Kloster, bis wieder eine Meyerin von der Mutte den Stab in Händen hatte. Damals war etwas nicht, was manchem kommod wäre, es wäre jetzt noch nicht, damals wußte man nichts von Klosterrechnungen. Nach altem Zeug stöbert man in allen Archiven, man findet das wunderlichste Zeug: Titel und Urkunden von allen Arten, aber keine Klosterrechnungen aus den alten Zeiten, von denen wir reden. Ja nicht einmal im Aargau, ja selbst nicht im Thurgau, welche Gäuer sicher schon damals in Cultur und Bildung weit voran waren, hat man deren gefunden. Damals brauchte oder verbrauchte das Geld nicht, je nach seiner Art und seinen Gelüsten, wer die Macht dazu in Händen hatte; damals ward frommes Gut vielfach durch frommen Sinn geschützt, zuweilen auch aus Furcht vor dem Teufel. Fehlt der fromme Sinn oder fürchtet man den Teufel nicht, schützt man mit Rechnungen frommes Gut nicht, kommt es an die Juden, vide Exempel am Bodensee. So war es den Muttetöchtern möglich, einen Schatz anzulegen, einen goldenen Sparpfennig für die Zeiten der Noth.

Schweißberg lag im Gebirge, dem Rittervolk zu Brandschatzungen abhanden. Von den Hirten des Gebirges war bei kluger Benützung des Aberglaubens Bedeutendes zu ziehen; auch das Arznen trug viel ein, wenn man es einzurichten wußte. Um Gotteswillen freilich sollten die Nonnen helfen, aber wenn sie dann den Leuten den Verstand machten, dem Kloster um Gotteswillen Geschenke zu bringen, was die Wirkung der Arzneien bedenklich fördere, wer wollte es wehren?

Sie wußten ihr Gut durch Schenkungen und Vergabungen zu mehren und noch auf andere Weise, für welche auch noch in den heutigen Rechnungen keine eigene Rubrik angewiesen ist. Was einmal da war, hielten sie mit fester Hand

zusammen, kümmerten sich um den Willen der Stifterin ungefähr so viel, als heutige Majestäten. Die mächtigen und die, welche es mit ihnen hielten, lebten gut und hatten vollauf, den andern überließ man das Beten und Weinen und sorgte dafür, daß sie häufig zu Gott schrien; um die Armen kümmerte man sich, wie man es gut fand. So lebten sie im Kloster lange und sicher, als ob Zeit und Welt zwei Pferde vor ihrem Wagen wären, die geführt würden an starken Zügeln, mit sicherer Hand, in gewohntem Geleise. So dachten sie zu fahren, bis Zeit und Welt abgekarret seien und untergehen müßten.

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt, und Gott wollte es anders, als die letzte Aebtissin, Brunhilde von der Mutte. Es war eine stattliche Frau in den besten Jahren und mit handfester Gemüthsart, eine von denen, welche unserem Herrgott unter den Bart stünden, wenn er sie bis dahin kommen ließe. Aber gerade solchen pflegt er am liebsten zu zeigen, wie sie nichts zu zwingen vermögen, wenn er nicht will, wie sie alles müssen, wenn er will.

Es war eben auch ein gut Jahr gewesen, mit Wohlbehagen sah Brunhilde das Mehren ihrer Schätze und hatte nebenbei allerlei Gedanken. Eines Tages sprach ein wandernder Krämer im Kloster vor, wo er wohl bekannt gute Kundschaft hatte. Der erschreckte die Nonnen mit dem Bericht, wie eine grausame Pestilenz die Welt verheere, vom Mohrenland sei sie bis in's Weltschland gekommen, habe hinter sich eine Wüste gelassen. Wie ein grimmig Thier dringe sie vorwärts; als ob der Tod eine ungeheure Sense schwinge und die Menschen das Gras in der Wiese wären, sei es. Wo die Sense durch die Wiese fahre, sei am folgenden Tage kein lebendig Bein zu finden. Die Aebtissin aber erschrack nicht, sie meinte, hier herauf komme die Pestilenz nicht. Wenn der Tod unten durch die Ebene fege, sei für die da oben, was unten im Thale liege, gute Beute und viel Erbens, wo

viel Wehklagens sei. Als die Nonnen mit Fasten und Beten, mit Klingeln und Räuchern Gnade suchen wollten und Schutz vor der grimmigen Seuche, schalt sie dieselben hart ob dieser Säumniß und versprach viel Siedens und Bratens für die Zukunft.

Ob sie es aber gethan hätte, wenn es zum Halten gekommen, ist Gott bekannt, von wegen man hat Exempel bis auf den heutigen Tag, daß nicht alles gehalten wird, was versprochen worden von Geistlichen und von Weltlichen, vom Genfersee bis an den Bodensee und wahrscheinlich noch einige Stunden jenseits derselben.

Die Kunde von dem grimmigen Tod fuhr durch's ganze Land wie ein Sturmwind und machte die Herzen voll Schrecken, die Wenigsten hatten den kecken Sinn der Aebtissin von Schweißberg und meinten, er thue ihnen nichts, sondern bringe ihnen noch viel Erbens. Von wegen sie dachten, wenn der Tod die Menschen mähe wie das Gras auf der Wiese, so bleibe ja niemand am Leben, und wer nicht mehr am Leben sei, was helfe dem das Erben, dann sei es ja ausgeerbt. Das Volk suchte Trost, Schutz und Abwehr an den gewohnten Orten, wo es dieselben so oft gefunden, in den Gotteshäusern und an den Altären. Je mehr die Schrecken vor dem Tode wuchsen, desto tiefer sank das Irdische im Werthe, desto inbrünstiger wurden die Gebete, desto reicher die Gaben für die, welche beten helfen, Fürbitte thun sollten für die Schafe der zitternden Heerde. Die Gaben hätte Brunhilde gerne genommen, wenn sie vom Himmel gekommen wären, aber aus Menschenhänden, welche vielleicht in ihren Händen neben der Gabe auch den Tod hatten, wollte sie keine, wollte aber auch nicht Trost bringen in die Hütten, als Lohn dafür den Tod holen. Brunhilde rechnete anders. Sie hätte eine gute Grämplerin gegeben. Sie wollte nichts Großes wagen an Kleines. Erst schalt sie das Volk, daß es sich so schrecken lasse von nichts, es solle daheim bleiben und arbeiten, man

habe Kunde, der Tod komme nicht, und komme er doch, dann sei es ja früh genug, zu klagen, zu beten und Schutz bei Gott zu suchen. Aber sie konnte das Volk nicht beruhigen. Das Volk meinte, es sei doch gescheidter, dem Uebel zuvorzukommen, als es erst einreißen zu lassen und dann erst das Loskommen zu versuchen, sowie es auch klüger sei, ein Haus gar nicht anzuzünden, als sich auf das Löschen zu verlassen. Das Volk kam daher in größeren Haufen, je näher der Tod seine Sense schwang, was so nahe geschah, daß jenes bereits das Rauschen der letztern zu vernehmen glaubte. Des Klosters Kirche ward nie leer, ganze Haufen knieeten Tag und Nacht an den Altären.

Da fand eines Morgens das Volk das Kloster geschlossen, keine Nonne war zu sehen, auf kein Klopfen kam eine Antwort. Endlich, als der Tag vorrückte und das Volk ungeduldig ward, kamen aus der Höhe der Kirche dumpf die Worte: der Tod ist da! und dreimal rief es dumpf: der Tod ist da! der Tod ist da! der Tod ist da! und immer langsamer kamen die Worte und zuletzt so langsam schauerlich, als ob sie vom Tode selbst kämen aus sterbendem Munde. Da ward zu Eis alles Blut, schneeweiß wurden alle Gesichter, wie Todtengebeine klapperten alle Glieder, stille ward's wie im Grabe, und nichts ward vernehmbar, als das Klappern der Glieder am Leibe, der Zähne im Munde. Endlich rang eine Stimme sich frei und stöhnte laut: der Tod! der Tod! Und über das Volk kam der Wahn, der Tod sei wirklich da, leibhaft hätte Einer ihn gesehen. Von plötzlichem Schrecken erfaßt schrien Alle laut auf, warfen sich auf die Flucht unter schrecklichem Geschrei und jeder so schnell als seine Beine sich rühren wollten. Hinter sich glaubten sie den Tod, sein höhnisch Gelächter war in allen Ohren. Es war das Gelächter der Aebtissin und der frechsten der Nonnen, welche diesen Spuk mit dem Volke trieben.

Als das Volk sich durch der Aebtissin Vorstellungen nicht

wollte fern halten lassen vom Kloster, war Zorn und Angst groß in demselben; denn man zweifelte nicht, wenn einmal der Tod wirklich komme in die umliegenden Thäler, flöhen Alle da herauf und schleppten mit sich den Tod für Alle. Da lachte der Aebtissin Nichte, die hieß Krimhilde und hatte die größten Anlagen zu einem grimmigen Burschen, war daneben hübschen Leibes. „Die will ich rasch von dannen geben," sagte sie, „daß keiner mehr das Kloster zu sehen begehrt. Es ist hartnäckig Volk, aber dümmer als Haberstroh, mit Verstand richtet man nichts mit ihm aus, aber wer herzhaft ist und ein Wort nicht achtet, macht mit ihm, was mit dem Schaf oder der Kuh." „Was meinst?" frug die Alte. Die Nichte gab Bericht. Das fanden alle gut und lachten deß, nur die jüngste Nonne nicht, und die hieß Fideli. Die sagte: „Das sind frevle Worte und es ist Gott versucht, mit solchen Reden läßt sich nicht spielen, was der Mensch Böses sich anlügt, das läßt Gott an ihm haften oder an ihn kommen, so sagte meine Großmutter, und die hatte es viel hundertmal erfahren." Da erscholl ein Lachen, daß die Wände tönten, und weit vor allen Krimhilde's Lachen, und mit Spott ward das arme Kind übergossen, daß sein Schmerz groß ward, sein Weinen so laut, daß es tönte in den Hohn der anderen wie das Wimmern eines Kindes in der Wölfe Geheul. Ueber dieses vernahm man endlich die Ungeduld des Volkes und den Lärm an des Klosters Pforten. Da sprang Krimhilde auf, sah Brunhilde an, und als diese nickte mit dem Kopfe, sprang sie der Kirche zu, Fideli sprang nach, hing sich an Krimhilde's Kleid und wollte sie abhalten von ihrem frevlerischen Beginn. Aber Krimhilde achtete das arme Kind so wenig wie eine Fliege auf ihrem Rocke und vollführte die Frevelthat. Und es war, als führe in alle der Teufel und lache aus jeder über das arme Volk, das in Todesängsten über den Berg lief, es war, als ob in jeder ein Dutzend Kehlen wären.

Als endlich das letzte Mannli verschwunden, nichts mehr

zu lachen war und man sich wieder ansah, da fuhr durch alle ein jäher Schreck, einem Blitzstrahl vergleichbar, und aller Augen schauten auf einen Punkt, auf Krimhilden's Gesicht. Krimhilde stand da mitten unter ihnen, starr und steif, blau im Gesicht und blutroth die Augen. Der Mensch behält immer ein Gewissen, auch wenn sich eine Kruste von Granit gebildet hat, der ganze Mensch ein Urgebirge scheint. Bekanntlich kann Einer Haut wie Ochsenleder in der Hand haben, alles todt scheinen, drunter ist's doch lebendig, es kömmt nur darauf an, daß man tief genug schneidet. Bekannt ist, wie man in Belgien in einer wenigstens zweitausendjährigen Steinformation eine lebendige Kröte gefunden; sie schien todt, wurde aber alsbald lebendig, als man die Schichten durchgrub und sie lebendige Luft in die Nase kriegte. Ungefähr so ist auch das menschliche Gewissen, es bleibt lebendig, man mag es begraben, so tief man will. Als die Nonnen das Gesicht sahen, fiel ihnen der Teufel ein und wie sie sich an Gott versündigt; sie machten das Kreuz, so streng sie mochten, über Brust und Kopf, aber Sinn und Gedanken waren ihnen wie todt. Bloß die Aebtissin hatte Besonnenheit, spritzte die Nichte tapfer mit Weihwasser und legte sie zu Bette. Jetzt konnte die Alte beten und reden, aber die Nichte nicht mehr. Ehe der andere Morgen kam, war sie starr, steif am Leib und todt und schwarz die Augen im blauen Gesichte, denn es war nicht der Teufel, der sie geholt, sondern für einstweilen nur der Tod. Die Aebtissin merkte das aber nicht; sie dachte, die Nichte sei erschrocken über ihr vermessen Thun und der Schreck hätte ihr dies angethan. Zu jung sei sie noch gewesen für solch Beginnen. Aber als sie aufstand von Krimhilde's Lager und sich umsah, da standen die Nonnen alle hinter ihr, blau im Gesicht und blutroth die Augen, denn der Tod war da. Der hatte sie alle gefaßt bis an Fidelt, die war nicht unter denen mit den blauen Gesichtern und rothen Augen. Da ward die Aebtissin von schauderhaftem Schrecken ergriffen, jetzt wußte

sie, das war der Tod und der war auch in ihr, und sie entrann ihm nicht. Sie fühlte seine Glut in ihren Eingeweiden, sie fühlte aber noch eine andere Glut in ihrem Gewissen und sie wußte, die erlosch nicht mit dem Tode, wie die andere Glut in den Eingeweiden. Die mächtige Frau bebte wie ein Thurm im Erdbeben, aber sie fiel nicht, sie raffte sich zusammen, eilte dem Thore zu, wollte es öffnen, vermochte es nicht, fiel vor demselben nieder. Da beugte sich über sie die arme Fideli, wollte helfen und trösten, aber Frau Brunhilde nahm ihr die Rede und keuchte mit heiserer Stimme: „Lauf auf die Mutte, lauf zu meinem Bruder, sag' ihm, hier sei der Tod eingekehrt und Alles todt. Hier den Schlüssel bring' ihm, hinter dem Altar kann er ihn brauchen. Aber das Halbe den Armen, vom andern Halben nichts z'unnütz. Das soll er halten, sonst brennen wir beide in einer Glut, die nicht erlöscht, sie brennt, sie brennt, sie brennt in mir; lauf, sag's, sag's, er soll's thun, sonst brennt sie ewig, ewig, fürchterlich." So stöhnte Frau Brunhilde, winkte heftig nach dem Thore; Fideli öffnete, ward auf der Mutte gesehen und nachher nicht mehr.

Der Tod war darauf auch in's Thal gekommen, hatte weit an die Berge hinauf gemäht fürchterlich. Darob hatten Alle das Kloster und dessen Bewohner vergessen. Wer leben blieb, hatte nicht Zeit gehabt, um Andere sich zu kümmern; damals war nur Angst und Weh in den Herzen, für Neugierde kein Platz. Wer wollte da Trost und Hülfe suchen, wo der Tod zuerst eingekehrt, wo man sich selbst davor nicht zu wehren vermocht. Als endlich alles vorüber war und die Wenigen, welche noch lebten, es wagten, sich umzusehen, wer noch lebe mit ihnen zu Berg und Thal, kam man auch zum Kloster, fand das Thor offen, Alles todt, unkenntlich und halb verwes't.

Die, welche es so fanden, erschracken und flohen; lange wagte sich niemand hinauf. Als endlich der Schrecken schwand

und man hinging, war das Kloster zerstört durch Feuer; woher aber das Feuer gekommen, ward nie vernommen und allgemach Schweißberg sammt Nonnen und Kloster vergessen.

Kurz vor dem Uebergang, d. h. der Einnahme der Schweiz durch die Franzosen, Anno 1798 war es, daß ein Bauer vor seinem Hause saß. Das Haus stand nahe bei der Mutte, und schön schien der Mond. Der Bauer wachte einer Kuh, welche kalben sollte, und weil es so schön draußen war und so heiß im Stalle, hatte er sich an die frische Luft gemacht für eine Weile, da die Kuh nicht Miene machte pressiren zu wollen. Es war ein frommer, braver Mann, dafür Gott und Menschen bekannt, denn er war fromm von Herzensgrund und that darnach. Plötzlich stund ein Mann vor ihm, als sei er aus der Erde herauf gewachsen, fremd von Gestalt und Gesicht. „Guten Abend," sagte der Mann, „wachest? Hätte Wichtiges mit dir zu reden, wenn du mich hören wolltest." „Kenne dich nicht, daneben red', wenn du was zu reden hast," antwortete der Bauer. „Glaub's," antwortete das Mannli, „denn mehr als dreihundert Jahre bin ich alt, und als vor hundert Jahren ich hier war, da hatte Gott dein Leben noch nicht angehen lassen." „Vexir nicht," sagte der Bauer, „liebe solche Späße nicht. Wenn du deren machen willst, so bist am Unrechten, und dir ist's nützer, du machest dich den Berg ab." „Vexire nicht, mir ist's nicht darum, habe es verlernt während den dreihundert Jahren, wo ich nicht zur Ruhe kommen kann. Hörtest du nie von dem Meyer auf der Mutte, der abhanden kam, als zu Schweißberg der Tod die Nonnen nahm, und der umgehe und nicht zur Ruhe komme?" „Wohl," sagte der Bauer, „es ist ein G'red vom Kloster und von einem Schatz und von Nonnen, welche der Teufel genommen, und meine Großmutter redete davon, wie sie von ihrem Vater gehört, daß ein Mann umgegangen sei, der Geld angeboten, aber es habe es niemand nehmen wollen." „Nun, dieser Mann bin ich," antwortete die Erscheinung,

„und alle hundert Jahre darf ich umgehen und dem Gut den rechten Platz suchen, finde ich ihn, so kann ich zur Ruhe. Jetzt ist die Zeit meines Umgehens wieder da und hier der rechte Platz, wo ich meine Bürde ablegen kann, du bist der Mann, mir sie abzunehmen.“

Der Bauer erschrack sehr ob dieser Zumuthung, denn nun zweifelte er nicht mehr, daß das ein verstoßenes Wesen sei, das nicht zur Ruhe kommen könne, sondern umgehen müsse, bis jemand es erlöse. Er war kein unbarmherziger Mann, half gerne jedermann in leiblicher und geistlicher Noth, aber er wußte, daß das Erlösen nicht Kinderspiel ist, daß man darob zu Schanden werden, zu Grunde gehen kann mit Leib und Seele. Er sagte daher: „Du bist am Unrechten, auf solch Ding verstehe ich mich nicht, du mußt zu jemanden gehen, der mehr weiß von der Sache als ich und sie kräftiger in die Hand nehmen kann.“

„Gerade du bist der Rechte,“ sagte der Mann, „und was du wissen mußt von der Sache, sollst wissen. Höre: ich war wohlhabend für selbe Zeit, hatte Essen und Trinken, was mir wohl that, und wenn auch zinsbar in's Kloster und dem Freiherrn von Signau, doch von keiner Seite gedrückt. Im Kloster hatte ich Verwandte. Der Freiherr aber war reich und stolz darauf, wenn auch seine Leute nicht arm waren. Aber das war mir doch nicht recht, wäre selbst gerne ein Freiherr gewesen und konnte es nie begreifen, warum nicht ich, sondern der Freiherr von Signau in der Burg geboren und Herr daselbst geworden sei. Als der Tod in's Land brach, dachte ich, der mache mir wohl Platz da oben, nehme die alten Freiherren weg, und Freiherr könne dann der werden, dem es zu rechter Zeit einfalle und der dazu thue. So saß ich eines Tages vor meinem Hause, betrachtete die hohe Burg und dachte daran, was ich dort oben treiben wolle, wenn ich Freiherr geworden. Das sah der Teufel, und wie ich so recht im Eifer war mit Den-

ken, kam keuchend eine Nonne von Schweißberg gelaufen, brachte mir einen Schlüssel und die Botschaft meiner Schwester, hinter dem Altar sei ein Schatz, den solle ich an mich nehmen, aber die eine Hälfte den Armen geben, die andere für mich nehmen, aber nichts unnütz verbrauchen. Ich wußte darum, daß die Glieder unserer Familie im Kloster ein Geheimniß hatten, ich ahnte wohl, daß sie sammelten, denn offenbar war's, daß die Einkünfte nicht verbraucht wurden. Jetzt hatte ich den Schlüssel zum Geheimniß in der Hand. Die Nonne hieß ich alsbald zurückkehren mit dem Bescheid, ich würde nachkommen; sie that es, ich aber nicht. So dumm, dachte ich, sei ich nicht, den Tod würde ich holen im Kloster statt der verheißenen Schätze. Dort seien diese mir einstweilen sicher, mein Leben zu fristen, sei jetzt die Hauptsache; wenn die Pestilenz vorüber, sei es früh genug, den Schatz zu heben.

„Ich nahm den Stab in die Hand und floh vor dem Tod, freute mich meines Schatzes, ärgerte mich nur über den Antheil der Armen, sann über Mittel, ihn zu schmälern und unter Schein Rechtens das Meiste für mich zu gebrauchen. Offenbar, dachte ich, sei nur der Abnutz gemeint, und da seien Abzüge zu machen von allen Arten, gegen die niemand was haben könne. Aber hinter mir her zog auch der Tod und schlug die Menschen. Ich eilte weiter und weiter, und wenn ich tagelang gelaufen und mich gerettet glaubte, hörte ich sein Schnauben dicht hinter mir, und die Menschen, erschreckt von der Kunde, schlossen vor mir die Thüren, als ob ich selbst der Tod sei leibhaftig. Es kam mich ein Schrecken an, als sei ich auch ein ewiger Jude geworden, aber wie der erste den Tod suche und immer umsonst, so lange die Welt bestehe, müsse ich, der zweite, vor ihm fliehen, auch so lange die Welt bestehe. Ich wandte mich oft um, dem Schatze zu aber wie ich es that, hörte ich des Todes Schnauben, kehrte um, floh weiter in unwiderstehlichem Schrecken. Mein Glück

lag sicher in Schweißberg hinter dem Altare, was ich wollte, hatte ich, wenn ich am Leben blieb. Was half mir todt der Schatz? Da begann mich ein Zweites zu plagen: meine Schwester. Sie erschien mir alle Nächte, blau im Gesicht, blutroth die Augen, ganz wie die Nonne mir gesagt, daß sie dieselbe verlassen. Sie hob zu mir brandschwarze Hände auf, stromweise liefen blutige Thränen über die blauen Wangen, sie seufzte markdurchdringend, sie sprach endlich, daß mir das Blut in den Adern stockte, von ihrer Qual und wie die nicht milder würde, bis ich den Armen gegeben, was den Armen gehöre; verhaltenes Armengeld sei Höllenglut, ein Pfennig sei Höllenqual, mit jedem Pfennig sei verdoppelt die Qual, sie leide Qualen über alle Zahlen aus. So sah ich meine Schwester; sie schreckte mich, aber sie rührte mich nicht. Ich dachte, wie groß wohl bei solchen Qualen der Schatz sein müsse, und wie ich ein Leben führen könnte, wenn ich Freiherr von Signau wäre oder Freiherr an einem andern Orte. Und wenn ich mich dann freuen wollte oder umkehren, so schnaubte hinter mir der Tod; in grausigem Schrecken floh ich weiter, und Nachts stand scheußlicher als nie die Schwester an meinem Bette und heulte um Erlösung. Ich erhörte ihre Bitte dennoch nicht, ich sorgte für mein Leben. Da stand einmal, eben als ich meinte, jetzt sei ich sicher, der Tod vor mir; als ich fliehen wollte, war er auch hinter mir, er war mir zur Rechten, zur Linken, er hatte mich, ich mußte sterben und ward an fernem Orte sammt dem Schlüssel zum Schatze, den man bei mir fand, begraben. Aber Ruhe im Grabe fand ich nicht. Ich mußte neun und neunzig Jahre im Grabe vor dem Tode fliehen, meine Schwester blau, blutig, schwarz, heulend vor mir haben fort und fort, ohne Schlaf, ohne Unterlaß. Als neun und neunzig Jahre um waren, ward mir verkündet, ich könne jetzt Einen suchen gehen, der den Schatz hebe und nach Vorschrift verfahre; fände ich Einen, sei ich erlöst. Ich ging, nahm das Suchen leicht, der Ge-

fundene das Halten; der Schatz kam wieder an seinen Ort, ich nicht zur Ruhe, sondern neun und neunzig Jahre lang in gleiche Pein. O sie sind lang, neun und neunzig Jahre in solcher Pein! Und wiederum konnte ich ein Jahr umgehen, und wiederum ward ich nicht erlöst. Und wiederum mußte ich neun und neunzig Jahre mein grauses Leben leben, und wieder gehe ich um zum dritten Male und suche meinen Erlöser. Und lange habe ich gesucht und fleißig, um ist bald das Jahr, und habe keinen gefunden, dem ich den Schlüssel anvertrauen darf, der das Werk vollbringen kann, als dich. Du bist besonnen und ehrlich; hilf mir. Denke, du rettest eine Seele! Denke an neun und neunzig Jahre in unaussprechlicher Pein; die wenigstens nimmst du mir ab. Denke, du kannst; willst du nicht, wie wird das von Gott dir angesehen? Bedenk!" „Du erschreckst mich nicht," antwortete der Bauer, „aber deine Worte nehme ich dir auch nicht übel. Wer weiß, wie ich in ähnlicher Verdammniß reden würde. Willst du, so will ich deinen Schatz suchen, heben und alles den Armen geben von Herzen gerne, wenn damit deiner Seele geholfen wird, keinen Kreuzer will ich für mich." „Den Schatz will ich dir schon geben," sagte der Mann; „der ist an selbem Ort, ich sehe ihn von hier, weiß, wie groß er ist, denn die Kraft meiner Wahrnehmungen ist seit dem Tode nicht an die Sinne gebunden und in deren Schranken eingegränzt. Aber was geordnet ist, bleibt geordnet, und wer eigenmächtig den letzten Willen verletzt, ist geachtet, als hätte er ihn ganz gebrochen. Annehmen oder nicht annehmen, das steht frei, aber einmal angenommen ist der Empfänger gebunden, und das Recht steht in Gott. Ich darf nicht ändern, nicht deuten, nicht auslegen. Die Hälfte den Armen, die andere Hälfte dir, aber keinen Kreuzer unnütz ausgeben, so lautet das Wort. Hilf mir, du kannst es, hilf mir um Gottes Willen, es ist damit eine Seele erlöst. Bedenk!" „Willst du mir Zeit zum Bedenken lassen?"

fragte der Bauer. „Sieben Tage," antwortete der Mann und war verschwunden.

Das waren sieben harte, schwere Tage für den armen Bauer, daß er manchmal fast unwillig wurde und sagte: „Ist's denn auch recht und billig, daß, weil ich schlecht und recht zu leben suche, mir solches auferlegt wird zum Lohn?" Der Bauer hatte eine Frau und zwar eine gute. Die sah ihm begreiflich alsbald an, daß er etwas Schweres zu verwerchen hatte, aber sie frug ihn nicht alsbald: „Was hast du?" sie war auch von den schlauen eine und wartete, bis der Mann es hatte wie ein Huhn mit dem Legen, d. h. bis es ihm so recht d'rum war, seine Bürde ablegen zu können. Da brauchte sie bloß mit dem Finger zu düpfen, so hatte sie die ganze Geschichte. Die Sache kam aber der Frau auch schwerer vor, als sie gedacht; so was hatte sie noch nicht erlebt; sie hätte einen blanken Batzen gegeben, sie hätte geschwiegen und sie nicht vernommen. Jetzt erst begriff sie so recht, wie man in Versuchung kommen kann. Das Geld hätte sie sehr gefreut, sehr. Sie hatte Kinder und namentlich einen langen, langen Sohn, der gar bedenklich essen und trinken mochte, zu dem sie oft sagte: „Johannes, ich weiß nicht, wie du es einst machen wirst, ihrer Sieben schaffen dir nicht genug herbei." Sie war eine gute Frau, gönnte den Armen viel und gab gerne und hätte sie kaum übervortheilt, kaum vielleicht des langen, dicken Uriels wegen. Aber nichts z'unnutz verbrauchen, auch nicht einen Kreuzer! Sie riethen nach allen Seiten, riethen besonnener als die Meisten pflegen; die Rathsherren im Schweizerland könnten sich noch heut zu Tage ein Exempel daran nehmen. Sie riethen niemanden zu Lieb und Gunst, sie riethen in Treuen um das Heil ihrer und anderer Seelen. Als die sieben Tage um waren, saß der Bauer wieder vor dem Hause; unterdessen war der Mond voll geworden, hell und schön leuchtete er vom unbewölkten Himmel her in die Landschaft

hinein. Zur nämlichen Stunde erschien der Mann urplötzlich, wie aus dem Boden herauf, vor dem Bauer. Derselbe erschrack diesmal nicht. „Sitz ab, wenn d'magst," sagte er; „an Speis' und Trank wirst nichts begehren, sonst sag's, wenn du es brauchen kannst. Du wirst die Antwort wollen; die kann ich dir geben. Wir haben gedacht und gebetet, mit uns und Gott gerungen, aber können keine andere dir geben, als wir dürfen es nicht, ich und meine Frau. Meine Frau läßt dir sagen, du müssest Einen ohne Frau und ohne Kinder suchen, der könne es vielleicht halten. Wo aber eine Frau sei, wäre ein Versprechen, keinen Kreuzer z'unnutz auszugeben, Gott versucht und gegen das Wort: du sollst den Herrn deinen Gott nicht versuchen!" Da stöhnte der Mann jämmerlich: „Also noch keine Ruhe! Doch," sagte er, „ohne Hoffnung bin ich nicht. Meine Tage des Wandelns sind heute zu Ende, ich muß wieder in's Grab für neun und neunzig Jahre, aber dann hoffe ich Erlösung. Zum ersten Mal in meinem freien Jahr erschien mir in der letzten Nacht meine Schwester in großem Jammer, machte mir harte Vorwürfe, daß ich nur hier herum treue, aufrichtige Seelen gesucht und nur bei den Christen. Das Jahr sei um und meine Pein wieder da. Wenn aber neun und neunzig Jahre vorüber seien und ich meinen Erlöser finden, ihr Milderung schaffen wolle, solle ich alsbald in's Aargau oder in's Thurgau oder das Elsaß gehen, aber nicht zu den Christen, sondern zu Juden, die hielten noch heilig der Väter Gebote und rein vor unsauberer Berührung, was geweiht sei und rein bleiben solle, die thäten nichts unnutz ausgeben und zögen besonnen jeden Kreuzer zu Rath, die thäten nicht gerne groß mit nichts, wollten gen Himmel fliegen ohne Flügel nach Art heutiger Richter, Rathsherren und anderen Geflügels. Dort im Aargau oder Thurgau oder im Elsaß bei den Juden, die nicht schacherten mit dem Geweihten und einmal heilig Gehaltenen, nicht mit Armengeld die Gurgel schwenkten, dort

würde ich meinen Erlöser finden!" So sprach das Mannli und war verschwunden.

* * *

Jetzt wird der Meyer von der Mutte noch im Grab sein schrecklich Leben leben, wenn nämlich was an solchen Sagen sein sollte. Wer nach sieben und vierzig Jahren im Thurgau oder Aargau oder Elsaß aufpaßt, namentlich von den Juden, wird wohl merken, ob was Wahres an der Sage ist.

Das Erdbeeri Mareili.

Diese Erzählung erschien zuerst in den Alpenrosen. Jahrgang 1851.

Peter Hasebohne, Hase Peter genannt, war noch nicht lange in der Gemeinde Holderberg und schon Gerichtsäß geworden. Er hielt sehr viel darauf, und eher hätte der Sonntag gefehlt, als Peter Hasebohne in der Kirche. Damals hielt man dafür (und jetzt noch thäte man wohl daran), der, dem seine Nachbaren ein Ehrenamt anvertrauten, der sei vor aller Welt als Ehrenmann gestempelt und besiegelt. Je höher man das Geld schätzt, desto geringer schätzt man die Ehre, vide Exempel an Völkern und Menschen. Je gieriger man nach bezahlten Aemtern jagt, desto geringer schätzt man und desto mehr verlacht man Ehrenämter, und wer einen wohlbezahlten Posten kriegt, wird siebenmal hochmüthiger, als früher ein Ehrenmann bei seinem Ehrenamt. Ein Gerichtsäß mußte in seinem Bezirke versiegeln, d. h. wo nämlich etwas zu versiegeln war.

Eines Morgens ward Peter Hasebohne in den Tschaggeneigraben gerufen. Das Erdbeeri Mareili sei gestorben, er müsse versiegeln, so lautete die Botschaft. Im Tschaggeneigraben war er noch nie gewesen, vom Erdbeeri Mareili hatte er wohl so im Vorbeigehen gehört, kannte aber weder dessen Umstände, noch dessen Person. Die Versäumniß kam ihm ungelegen, er brummte: was es sich nöthig hätte, bei solchen Personen zu versiegeln. Indessen Peter Hasebohne ging, denn er war ein

Mann, der sein Amt zu hoch hielt, um dessen Pflichten zu versäumen. Er machte zwar keine Gesetze, alle Tage andere nach Laune und Vortheil und hielt selbst keine, er bürdete nicht unerträgliche Lasten auf, die er selbst mit keinem Finger berührte, aber die Gesetze, welche für ihn gemacht waren und auf die er beeidigt war, hielt er, denn er war ein Ehrenmann und ein Christ. Peter Hasebohne wußte nichts von Gesetze hin, Gesetze her, Reglemente hin, Reglemente her, er trieb nicht Schindluder mit Eid und Gewissen.

Das Erdbeeri Mareili wohnte an einem wüsten Orte im Tschaggeneigraben z'hinterst, wo Füchse und Hasen einander gut Nacht sagen, lauter Weid und Wald, kaum ein eben Plätzchen einer Hand groß ist. Als der wohlachtbare Gerichtsäß hinkam, fand er zu seiner großen Verwunderung keine strube, verwahrloste Hütte, sondern eine wohlerhaltene mit ganzen Fenstern, ganzem Dach, und sauber war's darum herum. Das Stübchen glich auch keinem Stall, manche Bäurin hätte ein Exempel daran nehmen können von wegen der Reinlichkeit. Nachbarsleute waren da wie üblich, ein schlankes Mädchen weinte sehr. Zwei wohlgepflegte Katzen strichen demselben knurrend und tröstend um die Beine, und im Bette lag das todte Erdbeeri Mareili bereits eingenäht. Es schien, als schliefe es nur, so friedlich lag es im saubern Bette. Im ganzen Stübchen sah es gar nicht armüthig aus. In einer Kommode und einem großen Schranke, welche zu versiegeln waren, fanden sich schöne Kleider, reichliches Leinzeug, Schmucksachen, Schriften und Geld in allen Ecken, in alten Strümpfen unter schmutziger Wäsche u. s. w. Der Gerichtsäß schüttelte bedenklich das Haupt über den Reichthum in diesem abgelegenen Häuschen. Da werde versiegeln nicht viel helfen, wenn niemand da sei, als das Meitschi, und jemand stehlen wolle. Häb nit Kummer, Gerichtsäß, sagte eine alte Frau. Deppe alleine wird man das Meitschi nicht lassen, daneben wäre es das erste Mal, daß hier gestohlen würde, das ist hier nicht

wie in den Dörfern draußen, wo kein Nachbar dem andern seine Sache ruhig lassen kann und ein Strolch am andern hanget. Hieher kommen diese nicht, hier giebt's für sie nichts zu schnausen. Aber wenn du den Todesfall beim Pfarrer angeben und das Grab bestellen wolltest, so wäre das uns anständig, es hat niemand Zeit, das zu verrichten, und dir geht es im gleichen Gang zu. Sag dem Pfarrer nur, es sei das Erdbeeri Mareili, er kennt es gut und weiß dann das Andere schon.

Der Gerichtsäß übernahm den Auftrag, und als er ihn ausrichtete, betrübte er den Pfarrer sehr. Todt das Erdbeeri Mareili, sagte der, und ich wußte nicht einmal, daß es krank wäre. Wieder ein Mensch weniger auf der Welt, der mir lieb war wegen seinem Gemüthe. Der Gerichtsäß berichtete, daß Mareili nicht eigentlich krank gewesen, sondern ausgeloschen sei wie ein Licht und ganz friedlich, als ob es schlafe in seinem Bette.

Es müsse eine seltsame Person gewesen sein, er sage aufrichtig, wenn er schon Gerichtsäß sei und just nicht der dümmste, so hätte er doch nicht gesucht, was er gefunden an Kleidern und Kleinodien und sonst alles so gut z'weg. Dahinten sei es allweg zu solchen Sachen nicht gekommen, aber daß es mit solchen Sachen zu hinterst im Tschaggeneigraben, wo man selbst eine halbe Geiß sein müsse, um da wohl zu leben, habe wohnen mögen, das dünke ihn curios. Daneben hat mancher Mensch einen guten Grund, daß er sich nicht gerne viel vor den Leuten zeigt und lieber da ist, wo er niemanden vor die Augen kommt und vielleicht gar meint, er sei auch unserm Herrgott aus dem Gesicht.

Nit, nit, Gerichtsäß, sagte der Pfarrer, nicht immer das Böseste geglaubt und den Nächsten gerichtet! Wer vom Erdbeeri Mareili was Böses sagt, versündigt sich, Mareili war besser als ihr und ich. Ja Gerichtsäß, so ist's, und macht nur Augen wie zweicentnerige Käse, es bleibt doch so. Ein

schöneres, reineres Gemüth wüßte ich in der ganzen Gemeinde nicht, euere und meine Frau nicht ausgenommen.

Wegem Pfarrer, daß Erdbeeri Mareili besser sein sollte, dagegen hätte Peter Hasebohne nichts gehabt, aber daß es besser sein sollte als ein Gerichtsäß, selb war starker Tubak. Der Pfarrer werde wohl wissen, was er rede, daneben wundere es ihn doch, was so b'sunderbar Bravs an der Person gewesen sei, daß es keine solche mehr geben solle wie die, sagte Peter Hasebohne.

Ja, mein lieber Gerichtsäß, sagte der Pfarrer, das war nicht so eins von denen, wie die Welt sie bald rühmt, bald richtet. Sein Leben war kein äußeres, welches in die Augen fiel, es prangte nicht mit Hoffahrt, verrichtete keine Heldenthaten weder mit dem Spieß, noch mit der Zunge; sein Leben war ein inneres, sein Wesen war gering vor der Welt, und auf solche Wesen versteht die Welt sich nicht.

Das werde sein, sagte Gerichtsäß Hasebohne. Er habe schon mehr als sieben Jahre in der Gemeinde gewohnt und vom Erdbeeri Mareili nichts Apartes gehört. Daneben achte er sich des Geschwätzes der Leute nicht viel, er habe Besseres zu thun, als allem abzulosen. Und hättet ihr euch auch dessen geachtet, ihr hättet nicht viel gehört. Mareili war seit langem nicht mehr in den Mäulern der Menschen, und doch, wenn's nicht mehr ist, werden Viele es vermissen, Viele nach ihm fragen.

Es nehme ihn jetzt bald wunder, was Merkwürdiges an der Person gewesen, sagte Peter. Den Kleidern an hätte er wohl gesehen, daß die einmal gute Zeiten müsse gehabt haben. Es wäre ihm anständig, wenn der Pfarrer Zeit nehmen wollte und es ihm verzählen.

Warum nicht, sagte der Pfarrer, es hat es wohl verdient, daß man ihm zu Ehren eine Stunde verbraucht, man braucht hunderte unnützer. Da, Gerichtsäß, ist Tabak, stopft eine Pfeife, von wegen so was muß mit Verstand erzählt und

angehört werden. Frau bring' eine Flasche vom Bessern, Merliger Siebenundvierziger.

Als alles eingerichtet war, um mit Behagen zu erzählen und zu hören, und die Frau Pfarrerin die Erlaubniß erhalten hatte, da zu bleiben, weil keine geheimen Verhandlungen obschwebten, und ihre Lismete in Gang gesetzt war, erzählte der Pfarrer was folgt.

Vor vielen Jahren, ehe ihr und ich von Holderberg etwas wußten, kam Mareili's Mutter hieher in den Tschaggeneigraben. Sie hatte mit ihrem Mann in Bern gelebt, wo derselbe einen schönen Verdienst hatte; beide ließen sich wohl sein dabei. Da starb der Mann, eben weil er, wie man sagt, sich zu wohl sein ließ. Der Verdienst blieb dahinten, für die Zukunft war nicht nur nicht gesorgt, sondern auf die Zukunft hin verzehrt, was einen beträchtlichen Unterschied ausmacht. Was da war, nahmen die Gläubiger bis an die Kinder. Mit diesen wußte die Mutter in der Stadt nichts anzufangen und kam mit ihnen der Gemeinde zu. Sie war eine gute Frau, gönnte Andern, was sie hatten, arbeitete, was man ihr in die Hand gab, aber unternehmend, angreiflich war sie nicht, hatte nicht besondere Einfälle, und hätte sie deren auch gehabt, so hätte sie doch nicht gewußt, wie dieselben in's Werk setzen. So hatte sie, als der Mann in Bern vollauf verdiente, in Bern eben nur gelebt und nicht geschafft. Sie hatte daher keinen Verdienst, der ihr blieb, stund mit niemanden in Arbeitsverkehr, hatte daher keine Leute, welche Vertrauen in sie setzten, Erbarmen mit ihr hatten; sie konnte nicht mehr in der Stadt leben, sie mußte heim auf's Land. So geht es noch vielen Leuten, welche an einem Orte eben nur leben, durch keine bestimmte Thätigkeit einwurzeln, kömmt ein Windstoß, bläst er sie fort. Als die arme Wittwe mit ihren Armseligkeiten in den Tschaggeneigraben kam, war es Frühling. Die Gemeinde hatte ihr für das erste Jahr den Hauszins versprochen und erklärt: dr nebe mußt du luege, wie du d'Ring und

dih düre bringst, das ist dy Sach. Das waren harte Worte, gaben der Frau zu denken, machten ihr das Herz schwer; sie hatte guten Willen, nur wußte sie nicht recht, was mit machen. Sie begriff, daß sie im Tschaggeneigraben nicht bloß leben konnte, daß sie um zu leben erst etwas vornehmen müßte. Was? das ist eine strenge Frage, wenn davon das Dasein abhängt und besonders, wenn sie zum ersten Mal jemandem gestellt wird.

Und hat man auch endlich das „Was“ ersonnen, kommt erst noch das „Wie“ und am Ende noch die Hauptsache, die Energie und das standhafte Ausharren, was so Wenigen gegeben ist. Die gute Frau sann manch lieben langen Tag und ersann nicht viel. Sie pflanzte, wie auf dem Lande es üblich ist. Sie konnte dieses noch von ihrer Jugend her, doch ging's mühsam. Das Land zum Pflanzen gaben gute Leute unentgeltlich, aber begreiflich nicht besser, als man es im Tschaggeneigraben hat. Aber Verdienst und Geld für's Uebrige hatte sie damit doch nicht. Zufällig kamen die Nachbarn darüber, daß die Frau recht gut lismen, nähen, ja sogar selbst zuschneiden konnte und zwar manches nach einem unerhört guten Schnitt. Damals war dies ein Fund. Damals hatte man freilich viel weniger zu lismen und zu nähen als jetzt, damals liefen sogar Gerichtsäße noch barfuß, damals ließ man noch nicht ändern, wenn man eine Sache zweimal angehabt, und hatten die Töchter und Mägde nicht Zeug an den Kleidern, welches weder Sonne, noch Mond, noch Sterne ertragen mochte. Aber damals waren Näherinnen und Lismerinnen rar, man mußte sie aus dem Solothurner- oder Länderbiet kommen lassen. Damals waren die Näherinnen noch nicht so hageldick wie Nesseln in den Häägen und Steine auf dem Emmengrund. Damals war noch kein Drang darnach, am Schatten bleich zu werden und in Schnürleibern zu ermagern, um schön und vornehm zu scheinen; damals stund ein rothbackig Mensch noch höher im Curs als eine bleiche

Gränne. Damals war die Freiheit, ohne Zucht von Meister und Meisterfrau in einem eigenen Stübchen zu wohnen, wo man aus- und eingehen und ein- und auslassen konnte, wann und wen man wollte, noch nicht so geschätzt wie jetzt. Daher verdiente die Frau damit Geld, wenig zwar, denn die Leute schätzten das Geld höher als die Arbeit, dafür gaben sie ihre Produkte wohlfeil ab. Sie verdiente aber nicht bloß Geld mit der Arbeit, sondern auch die Theilnahme der Menschen, sie ward ein lebendig Glied in der Kette der Bewohner, sie lebte nicht mehr bloß im Tschaggeneigraben, sondern sie gehörte dazu und that was darin.

Sie führte indessen doch ein kümmerlich Leben, so recht abtheilen konnte sie nicht, wußte daher oft von einem Tage zum andern nicht, was essen. Die Nachbaren, welche ihr die verdienten Kreuzer nachrechneten und sie durch ein Vergrößerungsglas ansahen, konnten das nicht begreifen, meinten, sie sollte ein Herrenleben führen können. Die guten Leute haben in der Regel für sich und Andere eine ganz andere Rechnungsweise, sie legen ein Maß an Andere, über welches sie gen Himmel schreien würden, wenn Andere es an sie legen wollten. Wenn sie einmal klagte, so sagte man ihr: Ei mein Gott, was, so viel Geld verdienen und es nicht machen können! Es giebt Leute, welche jes mit dem Zehnten machen müssen und doch meinen, wie gut sie es hätten. Die gute Frau führte ein schwermüthig Leben, seufzte oft, weinte viel, aber zeigte es dabei vor den Leuten so wenig als möglich.

Einmal an einem schönen Sonntag, nach Johanni war's, baten und schmeichelten die Kinder nach dem Mittagessen, bis sie mit ihnen in die Wildniß wanderte, hinauf in Wald und Weid. Erdbeeren hatten sie bei anderen Kindern gesehen, nach solchen verlangten ihre Herzchen, die Mutter sollte ihnen welche suchen helfen. Sie gingen lange, lange durch den Wald, Schattseite dem Graben entlang, und auch nicht ein Erdbeeri fanden sie, und traurig wandten sie sich um, auf der

andern Seite heimzugehen, Sonnseite. Kaum hatten sie einige Schritte gethan, so zupfte das kleine Mareili, das jüngste ihrer drei Kinder, welches der Mutter an der Schürze hing, dieselbe heftig und rief: Mutter, Mutter, lue, warum ist's dort so roth? Und siehe, es war ein großer Fleck voll reifer Erdbeeren an der sonnigen Halde. Sie hatten in der Stadt gelebt und nicht daran gedacht, daß man die ersten Sonnseite, die letzten im Herbst Schattseite suchen müsse. Da war ein Jubel! Sie fanden mehr als sie aßen, großen Vorrath nahmen sie noch heim. Als die Frau die schönen Erdbeeren betrachtete, dachte sie, wenn die jetzt in der Stadt wären, aus denen löste man viel Geld, so schöne sind dort selten. Aber die Stadt war weit, doch, dachte sie, liebt man vielleicht in den vielen Herrenhäusern da herum Erdbeeren auch mit Zucker als Erdbeerisalat oder auf andere Weise. Wenn man ihnen brächte, wären sie froh darüber. Wie sie merken mochte, that dies niemand. Die Leute sammelten wohl auch Erdbeeren, aber für sich zu einem Erdbeeristurm oder Brei, aber nicht zum Verkauf. Sie gedachte es zu probiren. Geldnoth nöthete sie, sich nicht lange zu bedenken. Schon am folgenden Tag ging sie an's Werk. Gesammelt waren bald viele, besonders da die Kinder mit Freude und Geschick ihr an die Hand gingen. Desto schwerer ward ihr das Vertragen.

Es kam ihr vor, als sie mit dem Körbchen auswanderte, als wollte sie betteln gehen, und als sie beim ersten Hause, an das sie klopfte, abgewiesen wurde, entfiel ihr aller Muth, sie wäre alsbald heimgelaufen, wenn ihr nicht zufällig, wie man zu sagen pflegt, eine Herrenfrau begegnet wäre, welcher die angetroffenen Erdbeeren äußerst willkommen waren, die sie bewunderte und alsbald nach Hause tragen ließ. Bringt mir noch mehr, sagte die Herrenfrau, aber nicht weniger schöne, ich nehme sie gerne. Die Leute hier herum bringen nichts dergleichen zum Hause, ich glaubte, es gebe hier keine. Es sind sicher noch andere Leute froh, wenn man ihnen Erdbeeren

bringt. Das war der Anfang eines recht guten Verdienstes. Von da an hieß die Wittwe die Erdbeerifrau und war gewissermaßen angesehen und gern gesehen im Lande. Der Tschaggeneigraben und was dazu gehörte war eine rechte Schatzkammer voll Erdbeeren und schöner Erdbeeren. Die Erdbeerigwinner machten einander nicht Plätzen ab, die Erdbeerifrau hatte keine Konkurrenten, man gönnte ihr den neuen Verdienst und ließ sie machen. Sie konnte den Beeren vollständig Zeit lassen, auszureifen, brauchte nicht sie halb hart und halb weiß zu nehmen, wenn sie dieselben haben wollte. Ja, Gerichtsäß, es ist ein beträchtlicher Unterschied, nicht bloß zwischen halb und ganz reifen Erdbeeren, sondern überhaupt zwischen halb und ganz reifen Menschen und Früchten. Ja und wie es Jahrgänge giebt, wo keine Frucht reifet, alle sauer und bitter bleiben, so giebt es Zeiten, wo die Menschen nicht reifen, wo man sie nicht reifen läßt, wo sie bloß unreif Mode sind, wie in Deutschland die Stachelbeeren.

Mareili, welches die Erdbeeren entdeckt hatte, war ein eigentlich Erdbeeriherli. Die Entdeckung, die Freude der Mutter darüber, die schönen Batzen, welche sie heimbrachte, thaten in dem sinnigen Kind einen eigenen Sinn auf, weckten in ihm ein besonder Leben. Es behielt die Gabe der Entdeckung, es war, als ob es die reichen Erdbeerifelder in der Luft merke, es hatte ein eigenes Auge, die bescheidene Erdbeere, von denen die schönsten am sittsamsten sich bergen unterm dunkelgrünen Laubdach, zu sehen, eigene Händchen, die saftige Beere zu pflücken, daß auch nicht der Schatten eines Druckes an ihr sichtbar war. Das Erdbeerigwinnen war sein Leben, füllte des Tags seine Gedanken, des Nachts seine Träume, daß es davon redete, die Mutter Acht haben mußte, daß das Kind nicht aufstund und schlafend Erdbeeren suchen ging. Wie traurig senkte es sein Köpflein, wenn es regnete, trauriger senkte es kein Erdbeeristübeli. Ein Bauer, der tausend Garben am Wetter hat, kann nicht so sehnsüchtig harren auf

Sonnenwetter, als Mareili harrte. Wie von selbst gab es sich, daß Mareili der Souverän wurde in diesem Gebiete, die kleine Erdbeerikönigin. Die ältern Geschwister erkannten es unbedingt an, achteten auf seine Winke und führten sie aus als dienstbare Geister des Meisters der Geister.

Aber wie der Frühling vergeht, wo die Elfen tanzen, verging auch der Sommer, der Herbst, wo die Erdbeerikönigin regierte in ihrem Gebiete. Traurig senkte sie ihr Köpflein, als sie eines Tages nur noch ein Erdbeeri fand und das letzte. Mareili weinte ihm lange nach, mußte endlich sich doch ergeben äußerlich. Aber inwendig blieb es Meister, schuf sich in seinem Inwendigen einen großen, großen Erdbeeriberg mit Sonn- und Schattseite, mit tiefem Graben, hohen Tannen, ließ da die Sonne scheinen, Erdbeeri blühen, reifen und wandelte darin des Tages in Gedanken, des Nachts in Träumen und pflückte Erdbeeren, so herrliche und süße, wie es keine noch erlebt. Das ist eine schöne Gabe, wenn der Mensch sich innerlich erbauen kann, was äußerlich die Zeit ihm wegschwemmt oder das Geschick nie ihm giebt. Es besitzen sie wenige Menschen, es wissen sie wenige zu schätzen; dagegen ärgern sich viele darob, wenn sie dieselbe bei andern bemerken, und zwar nicht aus Neid, sondern aus Unverstand. Die Mutter ärgerte sich anfänglich auch über dieses Träumen und nannte Mareili oft du klyne Erdbeeri-Göhl. Am Ende gewöhnte sie sich daran und sagte bloß, es sei ein b'sunderbar Kind, nicht eins wie die andern, sie könne sich gar nicht auf dasselbe verstehn.

Wie der Sommer gegangen war, ging auch der Winter, von wegen es geht alles in der Welt, nicht bloß das Helle, sondern auch das Trübe, und wie schön das Helle ist, zeigt erst das Trübe. Es war kein Winter gewesen, in welchem man um's Neujahr Erdbeeren fand, sondern ein harter und strenger, der die Kräfte der Erde festgebunden hielt und mit Nebel oder düstern Bysluftwolken der Sonne das Scheinen

vertrieb. Aber wie es strengen Herren zuweilen geht, ward er rasch und unerwartet vom Throne gestürzt, kam um seine Herrschaft vollständig; ein schöner Frühling stand mitten im Lande, zeigte sich sogar im Tschaggeneigraben, ehe die Menschen nur Zeit hatten, ihre Thüren und Fenster aufzuthun. Wie die Erde aufthaute, ging es auch Mareili, sein Gesichtchen glühte plötzlich freundlich, fröhlich jauchzte es auf, als es grünen sah in Busch und Weid, und unermeßlich war seine Freude, als es an einem einsamen Erdbeeristüdeli die erste Blüthe fand.

Aber jetzt kam erst die rechte Ungeduld und gramselte ihm in allen Gliedern. Jedes Ding auf Erden will seine Weile haben und zäh und eigensinnig macht es dran, wie es gewohnt ist und bis es fertig ist; auch die Erdbeeristüdeli haben ihren eigenen Gang und eigenen Willen, und machtlos dagegen ist des Menschen Ungeduld. Darein konnte Mareili sich fast nicht schicken, was uns nicht wundert, können doch größere Leute, welche Erfahrung haben sollten, so oft nicht in Geduld sich ergeben und in den geordneten Gang der Dinge sich nicht schicken.

Nun es hat aber auch alles seinen Nutzen. Die kleine Erdbeerenkönigin, die in ihrem Blangen fast alle Tage nach reifen Beeren suchte, lernte ihr Gebiet besser kennen. Dies ist ein großer Vortheil, namentlich für Königinnen, große und kleine, welchen es oft begegnet, daß sie bloß an den Früchten sich erlustigen, aber nie den Boden kennen, auf welchem sie wachsen, und es ist namentlich für eine Hausfrau nichts fataler, als wenn sie die Bäume nicht kennt, auf welchen das Obst wächst, Birnen auf Nußbäumen sucht und Pfirsiche da, wo die Tannzapfen wachsen, oder einmal, wie jene Frau Pfarrerin, buchene Tannzapfen bestellt. Der kleinen Königin wuchsen dabei auch Augen, welche nicht bloß Erdbeeristüdeli und die Beeren daran sahen, sondern auch die Thiere alle, welche ihr Gebiet bewohnten, die Hasen und Eichhörnchen,

die Amseln und Drosseln, die Rinderstaaren und Herrenvögel. Sie wußte, wo jedesmal, wenn sie kam, Amseln waren, fand bald auch die Nester, ward ihnen auch alle Tage eine bekanntere Erscheinung, vor der sie erst flohen, wenn ihr Tritt ihnen von weitem hörbar war, später immer mehr ihre freundliche Harmlosigkeit erfassend, die Zweige des Tannenbuschlis, unter dem sie brüteten, auseinander biegen, sich begucken ließen, ohne abzufliegen. Solche Nestchen waren Mareili Geheimnisse, welche es niemanden verrieth. Die Entdeckungen jeden Nestchens, auf dem so ein dunkler Vogel saß mit dem gelben Schnabel und den sinnigen Augen, machten ihm größere Freude, als dem Seefahrer die Entdeckung irgend einer unbekannten Insel in den schwarzen, weißen, stillen, eisigen Meeren. Das Nestlein betrachtete es als sein Eigenthum, ein Schlößchen seiner Vasallen. Aber gütiger als manche andere Herrin ließ es das Nestchen unberührt, nahm die Jungen nicht aus, noch weniger Jung und Alt zusammen, es begnügte sich am Augenscheine, und später sperrten dumme Jungen die weiten Schnäbel auf, wenn sie was nahen hörten und schluckten, was es brachte, als ob's von Mutter oder Vater wäre, die dummen Jungen machten keinen Unterschied. An der Sonne sah es die Häsin mit ihren Jungen spielen. Wenn die schüchternen Jungen bei seinem Nahen in die Sträucher schlüpften oder in's Moos sich duckten, blieb die graue kluge Alte noch lange sitzen, die langen Ohren über den Rücken gelegt, als ob sie zum Tanze anspringen wolle, einem hoffährtigen Mädchen gleich. Dies machte ihm die Ungeduld weniger peinlich, und wenn schon nicht Erdbeeren, so fand und sah es doch alle Tage was Neues.

Endlich röthelten die Beeren, endlich fand Mareili eins und wieder eins zum Versuchen, endlich gab's ein Krättchen voll; der erste Batzen erschien wieder willkommen wie der erste Storch im Frühjahr. Die Beeren mehrten sich, doch langsam. Mareili konnte keine Beere unreif brechen, sie mußte ihm wil-

lig und gerne in's Händchen fallen, mußte groß, dunkel, süß und saftvoll sein, und wie es thaten auch seine Geschwister. Wenn dann am Abend die Mutter die gesammelten Beeren Heerschau passiren ließ, Kries und Gras daraus that, die Portionen in Krättchen vertheilte, sahen die Beeren so frisch und kerngesund aus, daß es eine Freude war. Die Kinder sahen zu und jubelten, es war, als ob sie jede Beere kannten. Dies habe ich gefunden, rief eins, ich dies, rief das andere, dies bei der langen Birke, dies unter dem alten Haselstock, dies am Reckholderknübeli, so tönte es, bis die Mutter fertig war.

Als diese nun wieder leichtern Herzens mit neuen Erdbeeren hausiren ging, war sie überall eine willkommene Erscheinung. Mama, Mutter, die Erdbeerifrau ist wieder da, die so schöne hat, schrien in vielen Häusern die Kinder, und Mama kam selbst, hieß die Frau willkommen, sagte, sie hätte schon gefürchtet, sie komme in diesem Jahre nicht wieder, da schon lange Erdbeeren kämen, aber nicht halb so schöne, als sie gebracht. So sammelte sie Lorbeeren, die thaten ihr im Herzen wohl. Wir lassen sie reifen, ich und meine Kinder, sagte sie, wir dürfen kein unreif Beeri abbrechen, wenn wir schon wollten, Mareili thäte es nicht. Wenn dann die Leute wissen wollten, wer das Mareili sei, das da regiere, so erzählte die Mutter mit Andacht von dem b'sunderbaren Kinde, welches nicht sei wie die andern, sondern wie sie noch keines gesehen, darum es ihr auch so großen Kummer mache, dieweil sie gehört, solche Kinder lebten nicht lange. Dann bettelten die Kinder dies und jenes der Mama ab für Mareili und ließen ihm Botschaft werden, das nächste Mal solle es die Mutter begleiten, sie möchten es auch einmal sehen. Kam die Mutter am Abend heim, mußte sie die Geschichte des Tages erzählen, die Häuser beschreiben, in denen sie gewesen und wiederholen, was die Leute gesagt, so daß die Kinder ganz genau bekannt wurden mit den Kunden der Mutter.

Wenn sie die Botschaft an Mareili ausrichtete, so freute dieses Mareili, die andern Kinder nicht weniger und keins fragte, lassen sie mich nicht auch grüßen, soll ich nicht auch zu ihnen kommen? Es war ihnen, als verstünde es sich von selbst, daß dieses nur Mareili gelte, welches dann aber auch den bessern Theil der Geschenke an sie gelangen ließ. Die Mutter zu begleiten, weigerte es sich lange, es ging lieber zu seinen bekannten Erdbeeristübeli, als zu den unbekannten Menschen.

Einmal hatte es hart geregnet bis in den Vormittag hinein, Erdbeeren konnte man nicht g'winnen, wollte man nicht die Stübeli verderben, die Beeren verharen. Die Mutter wollte einige Körbchen vertragen, nur in kleinerem Kreise, da endlich ließ Mareili sich bewegen, sie einmal zu begleiten. Wie ein junges Reh, welches aus dem Walde in's offene Feld setzt mit gespitzten Ohren und aufgesperrten Augen, so trippelte Mareili in die Welt hinaus. Als es an der Mutter Schürze und hinter derselben halb verborgen zum Hause des ersten Kunden kam, ertönte alsbald durch's ganze Haus das Geschrei: d's Mareili ist da, d's Erdbeeri Mareili! Und von diesem Tage an hieß es das Erdbeeri Mareili bis auf den heutigen Tag. Damals war es ungefähr acht Jahre alt und soll ein schönes Kind gewesen sein mit dunkelblauen Augen, halb scheu, halb wild, länglichtem Gesicht, verschlossenem Munde, blondhaarig und schweigsam. Mit weit offenen Augen sah es bald die Menschen an, die um ihn's sich sammelten, bald zu der Mutter auf. Auf die ungezählten Fragen antwortete es nur durch die Mutter gestoßen, lächelte und dankte für Gutthaten, welche man ihm erwies, reichte langsam das Händchen, wenn man es verlangte, antwortete den Kindern auf ihr freundliches Gerede mit freundlichen Blicken.

Aehnliches wiederholte sich in den meisten Häusern, an einigen Orten machte man über das Mareili laut Bemerkungen,

als ob es taubstum sei, hie und da freilich quasi weltsch, das aber doch fast so verständlich wie deutsch klang. Es wurde dem Kind nach und nach unheimlich, angst, es erwildete und zog nach heim, keine Geschenke und Versprechen hielten es mehr. Es wäre der Mutter ausgerissen, wenn sie nicht den Rückweg eingeschlagen hätte. O Mutter, ist's noch weit bis heim, o Mutter, sind wir nicht verirrt, jammerte es in einem fort. Es beruhigte sich erst, als sie ihr Häuschen sahen, denn bis dahin hatte es nicht einmal glauben wollen, daß sie wirklich im Tschaggeneigraben wanderten. Sie hatten einen reichen Erntetag gehabt. Mareili hatte große Freude, mit dem Besten seine Geschwister glücklich zu machen, und doch wollte es nicht mehr mit der Mutter gehen: Mag das G'red und G'stürm nicht mehr hören und das Weltschen nicht; o erdbeeren ist viel schöner, sagte es. Umsonst frugen seine Geschwister, Mareili, willst nicht noch einmal gehen, umsonst ließ man ihm von allen Seiten entbieten, man hätte etwas für ihn's, es solle es holen. Mag nicht, sagte Erdbeeri Mareili, und dabei blieb es.

Als im folgenden Sommer die Erdbeerifrau sich wieder zeigte, hatte sie eine schwarze Schürze um. Dessen erschracken alle Leute und frugen, ob das Erdbeeri Mareili gestorben. Aber es war nicht Mareili, sondern Bäbeli, das gestorben. Dann entrann den Leuten wohl: He nu, Gottlob, so macht's denn nichts. Aber so war es doch der Mutter nicht. Bäbeli war ihr auch lieb gewesen, sie wußte viel von ihm zu rühmen, wie die Kinder sich lieb gehabt, wie Mareili ihm abgewartet und sich fast nicht habe wollen trösten lassen. Erst als die Erdbeeren reiften, wurde es wieder munter und fleißigte sich doppelt, damit die Mutter nicht weniger verkaufen könnte.

Und es schien, als hätten die Erdbeeren den gleichen Sinn, als wollten sie ihrem Mareili zu seinem Vorhaben helfen, denn nie blüheten sie schöner und dauerten länger, als

in diesem Jahr. Die Frau brachte ihre Finanzen in Stand, tilgte die Rückstände, plagte die Nachbaren nicht, konnte den Hauszins zahlen ohne Hülfe der Gemeinde. Das brachte die Frau in Respekt, denn Fleiß, Sparsamkeit und niemanden zur Last fallen galten von jeher viel im Bernerland. Marei, sagten die Nachbaren, Marei, wenn es Alle so machten wie du, die Gemeinden wären weniger geplagt mit Armen. Wenn Eine begehrt etwas zu verdienen, so ist immer noch etwas zu machen, der alte Gott und gute Leute leben immer noch und die Kirschbäume blühen alle Jahre. Wenn du was mangelst, so sprich zu, es soll nicht Nein sein, wenn wir's einmal haben. Es ist dann doch nicht, daß wir die wüstesten Hüng syge, aber d'Lüt müsse auch darnach thun. Das sei guter Bescheid, sagte dann Marei, es danke dafür, aber so lange es ihm möglich sei, plage es lieber niemanden. Daß es ihnen Ernst sei, hatten die Nachbarn erzeigt, als das Kind krank war, gingen ihm zum Doktor, brachten, was sie gut glaubten, was dann freilich nicht immer das Beste war.

Es schien, als habe der Tod eine besondere Freude an Mareis Kindern, denn im nächsten Winter erschien er wieder und holte Mareili's Brüderchen ab. Da war ein großer Schmerz in der Hütte, Mutter und Mareili konnten ihn kaum verwinden, zuweilen hörte man ein leises Weinen, sonst war es stille bei ihnen wie im Grabe. Die Mutter kostete ihr bitteres Leiden, sie mochte wollen oder nicht, fort und fort schluckte sie an dieser bittern Arznei, dachte an die Zukunft, was Alles ihr noch warte, ob sie das Bitterste wohl auch noch erleben müsse. Mareili lebte ein seltsam Leben, bald im Himmel, bald auf Erden, beide waren eins und eng verflochten in einander. Es dachte an seine Erdbeeren in Weid und Wald im Tschaggeneigraben, an sein Schwesterchen, sein Brüderchen im Himmel, ob sie dort oben wohl auch einen Erdbeeriberg hätten, und wie groß und schön wohl die Beeren wären. Ach und vielleicht sei kein Winter da oben,

sondern Sommer alle Tage und reife Erdbeeren das ganze Jahr durch und nie Schnee und Frost? Wenn doch einmal Schwesterchen und Brüderchen kämen und ihn's berichteten, wie es da oben sei, wie schön das Leben und wie groß die Erdbeeren. Wenn sie doch einmal zu ihm kämen, wenn es oben im Walde alleine sei, wenn doch einmal in den Erdbeeristübelen Schwesterchen und Brüderchen säßen, zwei weiße Engelein, grüßten es freundlich und erzählten ihm von dem Wohnen im Himmel und wie lieb der liebe Gott sie hätte, brächten ihm viel Beeren mit von Oben und Krättchen und Körbchen für ihn's und für die Mutter! Wenn in den langen Abenden die Lampe schläfrig wurde und düster, die Mutter emsig das Rad trieb, der Wind mächtig um's Häuschen rauschte, da gab Mareili seinen Träumen Worte, begann leise zu reden von den Engeln und zu fragen, ob sie noch immer auf die Erde kämen, ob wohl, wenn man recht fleißig sei und fromm und man dem lieben Gott so recht anhielte, man einen Engel sehen könnte und wenn es und die Mutter recht beteten, er wohl Schwesterchen und Brüderchen erlauben würde, ihnen zu erscheinen und mit ihnen zu reden.

Die Mutter erschrack über solche Gedanken und wehrte ihnen. Sie glaubte, man könnte damit sich versündigen, die Kindlein an der Ruhe stören, daß sie wieder kommen müßten. Und denke doch, Mareili, sagte sie, was die Leute sagen würden, wenn sie wieder kämen? Sie würden ja meinen, die Kinder hätten sich so schwer versündigt, daß sie nicht an die Ruhe könnten; zugleich machte es sie traurig, denn sie hielt solche Reden für Vorboten des nahen Todes. Kinder, die viel von Engeln sprächen, würden bald auch solche, und Kinder, welche viel vom Himmel redeten, fühlten wohl, daß Gott sie bald holen lasse in den Himmel. Sie hatte schwere Angst, der dritte Winter koste sie das dritte und letzte Kind. Du mußt nicht von solchen Sachen reden, sagte sie, der liebe

Gott hat es ungern, und du könntest dich versündigen, und um Mareili's Gedanken abzuwenden, erzählte sie ihm dann Gespenstergeschichten von gräulicher Art, daß sie beide schlotterten wie Espenlaub und vor Schlottern kaum zu Bette konnten.

Die Mutter konnte Mareili wohl das Reden wehren, aber nicht das Denken. Die Bilder der Seele gestalteten sich um so lebendiger, es gestaltete sich in ihm ein fast zusammenhängend Leben mit den Gestorbenen, lange, lange Gespräche führte es mit ihnen. Immer ungeduldiger ward es im engen Stübchen, sehnte sich immer mehr nach dem Warmen der Sonne, daß sie den Schnee ihm vertreibe und die Blümlein wieder wecke in der Erde Schooß. Die Mutter dagegen freute sich nicht darauf, es machte ihr angst. Es bangte ihr, das Kind so alleine gehen zu lassen in die Wildniß, sie versuchte, ihre eigene Angst dem Kinde einzuimpfen. Sie stellte ihm vor, wenn es sich verirren würde, die Mutter nicht mehr fände und elendiglich verhungern müßte im Walde. Mareili sagte, ich verirre mich nicht, ich wußte vern und vorvern den Weg immer am besten und verirrte nie, warum sollte ich jetzt noch verirren? Ja wenn du verhexet würdest, sagte die Mutter, man hat Beispiele, daß man in bekannten Wäldern so verhexet wurde, daß man nie mehr den Ausgang fand. Aber Mutter, warum wurden wir vern und vorvern nicht verhexet, es sollte doch den Hexen mehr dr werth gewesen sein, drei zu verhexen als nur eins, und was hätten wir machen wollen? Ja, aber es könnte was Anderes geschehen, denk, es giebt Drachen im Walde, böse Thiere, welche die Kinder fressen, und Berggeister, welche Kinder stehlen und sie in unterirdische Höhlen führen, wo sie Sonne, Mond und Sterne nie mehr sehen, sagte die Mutter. Aber Mutter, sie hätten uns ja vern und vorvern auch stehlen können, sagte Mareili, und haben es doch nicht gethan. Es wäre an einmal zu viel, sagte die Mutter, und willst du dann deiner

eigenen Mutter nicht mehr glauben, ei, aber Mareili, das duret mich, habe doch geglaubt, du seiest nicht wie die andern wüsten Kinder, welche Vater und Mutter nichts mehr glauben wollen, und machst es mir jetzt so! Mutter, ich will dir alles glauben, wenn du mich willst erdbeeren lassen, sonst will ich sterben, dann komm ich zu Brüderchen und Schwesterchen und kann mit ihnen erdbeeren, wo keine Unghürer sind und alle Tage Sommer ist. Aber Mareili, rede nit vom Sterben, könntest dich versündigen, wollen ja erdbeeren wie sonst, aber mußt mir nicht mehr so reden, sagte die Mutter.

Auch dieser Winter verrann, und alle Tage mächtiger zog die Sonne das Kind an die warme Halde, wo die ersten Erdbeeren blühten und reiften. Die Mutter konnte es nicht mehr halten und ging mit ihm, las aber, weil es sich für eine arme Frau nicht schickt, müssig spazieren zu gehen, Holz auf und brach Reckholderschützlig ab. Sie mußte sich wirklich wundern, wie Mareili überall Bescheid wußte im weiten Walde, jede Tanne kannte, immer zum voraus sagen konnte, was kommen werde, ein Bach, die größte Tanne oder die, welche der Blitz gespalten. Und als sie an die Sonnseite kamen, wo schon alles lebendig war, zeigte es ihr das frühste Erdbeeristüdeli und fand zu seiner großen Freude schon Blüthen dran. Mutter, dort war ein Amselnest, ist wohl wieder eins da? Richtig saß unter dem Tannbuschli brütend die Amsel und flog überrascht diesmal weg, doch nicht weit. Auch die bekannte Häsin sprang auf, setzte über einige Stauden weg, dann auf die Hinterbeine und sah sich verwundert um, als wenn sie sich vergwissern wollte, ob's das Mareili sei oder jemand anders; deß verwunderte sich die Mutter sehr, es wollte ihr aber fast vorkommen, als ob dies nicht natürliche Thiere seien, sondern verzauberte, es ward ihr anfangs unheimlich dabei. Sie begleitete anfangs das Kind beim Beeren und gewöhnte sich an die verzauberten Hasen und andern Vögel, daß sie ihr ganz natürlich vorkamen.

Nach und nach aber ließ sie Mareili alleine gehen, denn sie sollte pflanzen und verdienen; die Krankheit des Kindes hatte sie zurück gebracht. Wo der Verdienst nur kreuzerweise eingeht, da wird jeder Kreuzer, der nicht eingeht, und jeder Kreuzer, der unerwartet ausgeht, schwer empfunden, hinterläßt Nachwehen.

Mareili wußte dies wohl, kannte beim Kreuzer Schulden und Vermögen der Mutter. Je kleiner die Hütte ist, desto kleiner werden die gegenseitigen Geheimnisse; wo Hühner und Menschen in einem Stübchen wohnen, kann eins vor dem andern nicht viel verbergen. Mareili hatte diesmal Mühe, die Erdbeeren so recht reifen zu lassen, und jeder trübe Tag war eine Prüfung Gottes, die Mutter hatte um so länger kein Geld und es doch so nöthig. Endlich bleibt nicht ewig aus, endlich war's erlebt, das Gewinnen begann, aber jetzt nur noch mit zwei Händchen zumeist, statt mit sechs, und die Mutter hatte mehr Geld nöthig als nie. Zudem schien es kein Erdbeerijahr werden zu wollen, es regnete viel und war nicht heiß. Kornjahre und Weinjahre kennt man, nicht bloß jedes Kind weiß, was sie zu bedeuten haben, sondern sie haben große Bedeutung in der Weltgeschichte. Von Erdbeerijahren redet kein Mensch, kein Geschichtschreiber zeichnet sie auf, und doch haben sie große Bedeutung für arme Kinder und arme Weibchen. Nun das wird eben daher kommen, daß die Geschichtschreiber sich mehr kümmern um Weinherren und Kornwucherer, als um arme Kinder und arme Weiber. Mareili wollte mit Fleiß ersetzen, hatte weder Ruhe noch Rast, war früh und spät, daß die Mutter oft die Hände über dem Kopfe zusammenschlug über den Segen, den es heim brachte. Da ward noch dazu das Wetter beständig, die Sonne heiß, alles wollte auf einmal reif werden, Mareili wußte gar nicht wie wehren. Begreiflich ward das Kind bei der verdoppelten Anstrengung sehr müde. Wenn es des Morgens erwachte, waren ihm die Glieder wie angeleimt im

Bette, daß es sie kaum heben und bewegen konnte. Die Mutter mahnte oft zur Ruhe oder einen Tag daheim zu bleiben, aber Mareili wollte nicht, und ließ sie es eines Morgens ausschlafen und weckte es nicht, weinte es so bitterlich und ward böse über die Mutter, daß sie es nicht mehr that. Mareili wollte nichts versäumen, sondern wollte immer zu rechter Zeit auf dem Platze sein. Brüderchen und Schwesterchen wüßten, dachte es, um welche Zeit sie sonst das Gwinnen angefangen; wenn sie nun einmal zu der gleichen Zeit kämen und es wäre nicht da und es käme immer nicht, so könnten sie ja meinen, es sei nicht mehr da, komme nicht wieder, könnten dann gehen und nie mehr kommen. Mareili träumte im Stillen immer von diesem Erscheinen, aber ließ es die Mutter nicht merken, weil es sie betrübte im Gemüthe. Alle Morgen, wenn es durch den Wald ging, war es gefaßt auf eine Erscheinung hinter den Bäumen hervor, oder es finde sie sitzen an der Halde mitten in den Erdbeeren, oder wenn es beim Gwinnen aufsehe, stünden sie plötzlich vor ihm in weißen Engelskleidern.

Wie oft es vergeblich träumte, es träumte doch am folgenden Morgen das Gleiche wieder, es war auch eine von den Hoffnungen, welche alle Tage neu werden. Oft ging es den ganzen Tag nicht heim, wenn es an entferntern Orten beerte. Dann geschah es wohl, daß, wenn die Sonne mitten am Himmel stand, es heiß ward auf Erden und es am Schatten sein Stücklein Brod verzehrte und aus einem Krüglein einen Tropf Milch dazu, Meister Schläflein kam, sich in Mareili's Augen ein Nestlein baute, die Vorhänge niederfallen ließ, um süß zu schlummern im Dunkeln. Es wehrte sich wohl dagegen, und wenn es aufwachte und merkte, was geschehen war, hatte es es ungern, aber Meister Schläflein ist ein gar mächtiger Mann, kann schlafen wo er will, Könige zwinget er, geschweige denn Kinder.

Eines Tages war sein Suchen besonders gesegnet. An

ein neu Plätzlein war es gekommen, wo es noch nie gewesen und sonst noch niemand, so dicht, groß und dunkelroth hatte es die Beeren noch nie stehen gesehen. Um Mittag aber ward es gar grimmig heiß, aber fast ein ganzes Tagwerk hatte es schon vollendet. So setzte es sich mit ruhigem Gewissen an Schatten, aß sein Brod, und als auch diesmal Vetter Schläfli kam, wehrte es sich nicht so nöthlich und ließ ihn machen. Alsbald träumte es wieder. Es wußte, die Engelein waren da, aber es sah sie nicht, es hörte sie nicht, es wollte sie suchen, aber es konnte nicht, seine Glieder waren gebunden. Plötzlich hörte es eine Stimme dicht über sich wie vom Himmel herab, es fuhr auf, und vor ihm stund ein Engel und beugte sich über ihn's. Ein wunderschöner Engel war's mit dunkeln Augen und dunkelm Haar, von hoher Gestalt, mit weißen Kleidern angethan. Leise den Kopf zur Seite geneigt und das ganze Gesicht voll Liebe sprach der Engel zum Kinde gar hold und weich, aber das erschrockene Kind verstund ihn lange nicht. Es war nicht das Brüderchen, nicht das Schwesterchen, der Engel war viel größer und schöner, blickte so lieblich aus seinen dunkeln Augen und doch mit wunderbarer Kraft, als vermöge er die Seelen zu ziehen aus dem Körper des Menschen, als sei er der Engel, der umgehe auf Erden, die schönsten Seelen zu sammeln und dem Vater sie zuzuführen. Endlich verstund Mareili, wie er ihm zusprach, nicht erschrocken zu sein, ihn's liebes, liebes Kind hieß, sonst viele holde Worte ihm sagte, endlich nach den Erdbeeren ihn's fragte, ob es wohl geben wollte von den prächtigen, die da im Krättchen neben ihm stunden. Mareili sah mit offenen Augen den Engel an, aber reden, antworten konnte es nicht, es nickte bloß, es reichte ihm die schönsten, und als der Engel davon aß, glänzte sein Gesicht auch wie das Gesicht eines Engeleins, und als der Engel fragte, ob er das ganze große Krättchen haben könnte, nickte Mareili noch freudiger und faltete die Hände, als ob es beten wollte. Da küßte

der Engel das Kind auf die Stirne, gab ihm ein glänzend Silberstück, ging in die Bäume, sah noch einmal nickend sich um, und wie schöne Sterne glänzten seine Augen, da verschwand er.

Jetzt hatte Mareili einen Engel gesehen, es war nicht Brüderchen, nicht Schwesterchen, aber ein Engel war's gewesen. Erstaunt hörte die Mutter Mareili's Bericht, aus dem sie lange nichts machen konnte, da die Worte wirr durcheinander flogen, wie ab einem Kirschbaume die Blüthen, wenn der Wind darein fährt. Endlich sagte die Mutter, es sei ein Traum gewesen und anders nicht. Da zeigte Mareili das Silberstück, da wußte die Mutter nicht, was sie sagen wollte, der Verstand stund ihr lange still. Endlich ging er wieder und sie sagte, sie hätte eigentlich nie gehört, daß die Engel Geld hätten, nach den schönen weißen Kleidern sei das eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter gewesen, die hätten solche Kleider und schönes Geld. Aber Mareili meinte, es wüßte nicht, warum die Engel nicht Geld haben könnten, Gott könne ihnen ja geben, was er gut finde, und wenn er den Menschen so viel Geld gebe, so könnte er den Engeln ja noch viel mehr geben. Es beschrieb die Erscheinung noch viel englischer und herrlicher, daß die Mutter wirklich nichts mehr zu entgegnen wußte und halb und halb sich in den Glauben des Kindes gefangen gab, besonders als alle Nachbarn sich auf die Seite des Kindes stellten. Wie wollte doch eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter dahin gekommen sein, von einem Engel hergegen könne man es wohl begreifen, sagten sie.

Eins kränkte Mareili. Es hatte dem Engel nichts gesagt, ihn nicht gefragt nach Brüderchen und Schwesterchen, ihm nicht Grüße an sie aufgetragen, ihn nicht gefragt, ob auch ein Erdbeerenberg im Himmel sei, und wie schön die Beeren daselbst würden. Sein Trost war, er werde wieder kommen. Dann wollte es ihn aber auch zur Mutter führen,

damit die auch einmal einen Engel sähe und künftig ihm glaube, wenn noch mehrere zu ihm kämen. Aber der Engel kam nicht wieder, und andere kamen auch nicht. Umsonst setzte es sich, so oft es sich thun ließ, um Mittagszeit an's gleiche Ort, dann kam Vetter Schläfli, kamen Träume, aber nie weckte ihn's wieder eines Engels Stimme, nie stund, wenn es die Augen aufschlug, ein Engel da. Darum verklärte sich der Engel in Mareili's Gedanken immer herrlicher, und der Glaube, daß es wirklich ein Engel gewesen, wurde alle Tage fester. Wäre es kein Engel gewesen, so wäre er wieder gekommen, sagte man.

Je mehr der Glaube an den Engel sich fest setzte, desto mehr wuchs der Mutter der Kummer, der weiße Engel bedeute den Tod, daß dieser das dritte Kind im dritten Winter holen werde. Was wollte er Anderes bedeuten, sagte sie. Der dritte Winter kam mit großer Angst und vielem Bangen, aber Gottlob ohne Tod. Mareili war auch nicht ein einzigmal krank, und als der Frühling kam, war es selbst das schönste Erdbeeri in Wald und Weid. So lebten sie fort Jahr um Jahr in glücklicher Gleichförmigkeit, von Gott gesegnet. Der Segen war freilich nur klein. Güter der Welt gewannen sie nicht, aber er genügte ihnen, machte sie glücklich, und was will man mehr? Was änderte, war, daß Mareili alle Jahre größer und stärker wurde, die Mutter älter und schwächer, die Gliedersucht war es, welche sie hauptsächlich plagte. Das Gehen ward ihr beschwerlich; wenn es ander Wetter geben wollte, konnte sie die Beine fast nicht mehr vorwärts bringen. Mareili mußte sich daher nach und nach auch an's Vertragen gewöhnen. Es gewöhnte sich aber schwer daran, es ward ihm unheimlich draußen in der weiten Welt unter den vielen Menschen. Die langen und breiten Straßen langweilten ihn's gar unendlich. Es erzeigte es aber der Mutter so wenig als möglich, damit sie sich nicht über ihre Kräfte anstrenge, um selbst zu gehen. Der Eintritt Ma-

reili's in die Welt erregte Aufsehen und Freude bei der Kundschaft, die sich durch ihn's noch vergrößerte. Mareili's Wesen hatte etwas Eigenes, fast möchte man sagen, Vornehmes, trotzdem daß es barfuß ging. Es war kurz in seinen Worten, aber freundlich, hielt feste Preise, hielt sich höchst selten an einem Orte länger auf, als es sein mußte, wie gerne man auch mit ihm geplaudert hätte, und wenn ein Herr, besonders ein junger, ihm was sagen wollte, so lief es davon wie ein Reh, das einen Hund anschlagen hörte. Es brachte in seinen Absatz nach und nach eine Art System und zwar nach Sympathie und Antipathie. Es entdeckte nach und nach etwas, welches vielen Leuten verborgen bleibt, denn Mareili hatte eine dünne Haut, der meisten Leute ihre ist dagegen mit Sohlleder gefüttert. Es fühlte, daß ihm aus jeder Hausthüre ein eigener Geist entgegen wehe und an jeder Thüre ein anderer, und zwar an den meisten Orten stätig der gleiche, nur wie auch der Wind geht, schärfer oder leiser, ein milder freundlicher, ein roher hochmüthiger, ein geiziger oder mildthätiger, ein theilnehmender, ein harter, ein lustiger oder ein lüsterner, ein nobler oder ein gemeiner, kniffsüchtiger.

Es war ihm schon um's Haus herum, als fühle es diesen Geist und selten täuschte es sich. Er kam ihm aus der Hausthüre entgegen, es nahm ihn wahr, je nachdem man ihn's warten oder nicht warten ließ, ihm auf seinen Gruß dankte, die Körbchen ihm abnahm, die Waare beurtheilte, marktete, das Geld brachte, und was für Geld. Je nachdem der Geist war, je nachdem wurde ihm das Haus lieb oder widerlich. Es gab Häuser, vor welchen es floh, als sei die Pest darin, vor die man ihn's mit keinem Lieb gebracht hätte. O wenn die Leute so gierig nach einem Körbchen haschten, mit den Fingern darin herumfuhren, die schönsten Beeren hervorgrübelten, alles verchareten, von einem Körbchen zum andern fuhren, ein Mensch nach dem andern zum Versuchen kam, alles beschnüffelten, verherrgeten, verblizgeten und am Ende

nichts kauften oder für einen Batzen oder zwei und kaltblütig ihn's laufen ließen mit seinen entehrten Körbchen, die es vor keines Menschen Auge mehr abdecken mochte, wie ihm da das Herz blutete, wie es das Haus floh für immer, als hausten darin Hunger, Pestilenz und Krieg und die übrigen bösen Geister alle. Es hatte verschiedene Striche, welche es besuchte, und in jedem Striche Häuser, welche höher oder tiefer standen in seiner Gunst, je nach dem Geiste, der darin wehte. Darnach ordnete Mareili auch seine Erdbeeren und seine Wege. Es mußte nicht zu machen sein, so steckte es einem Lieblingshaus, wo man es freundlich begrüßte, billig behandelte, namentlich die Kinder manierlich thaten, gute Worte ihm gaben, das schönste Krättchen zu, daß Alle hell aufjauchzten, die Hände über dem Kopf zusammenschlugen über die prächtigen Beeren und dringlichst ihn's hießen bald wiederkommen. Mit der abnehmenden Gunst nahmen auch die Erdbeeren ab an Größe und Schönheit oder waren allesammt mittel gut, doch immerhin so gut, als irgend ein Erdbeerimeitschi sie im Lande herum trug. In der Regel kam es glücklich seinem Vorrath ab, und blieb ihm zuweilen auch ein Krättchen oder Körbchen übrig, he nun, so machten sie daraus einen Erdbeeristurm und lebten auch wohl daran.

Dann gab es in jedem Sommer einige unglückliche Tage, wo nichts ihm ging, wie es wollte, sondern immer das Gegentheil, wo es ihm schien, als sei es verkauft und verrathen oder gar verhexet. Die schönsten Erdbeeren wurden ihm weggeschnappt, es wußte nicht wie, die besten Kunden traf es nicht an, hier war man schon versorgt, dort laxirte man und konnte Erdbeeren nicht brauchen. Dann mußte es die Runde erweitern, an neue Häuser klopfen, das that es äußerst ungern. Zu jedem neuen Hause ging es mit Schrecken, es wußte nicht, welch Geist ihm aus dem Hause entgegenkomme, was für ein Hund vor dem Hause bellen werde. Vor solchen

Häusern, wo man ihn's nicht kannte, ging es ihm selten gut, es wurde grob behandelt, grob abgefertigt, manchmal durch eine Stimme aus irgend einem Loche her, es wußte nicht ob über oder unter der Erde. Nun war es an Mareili, Bericht aus der Welt zu bringen, der Mutter seine Erlebnisse mitzutheilen.

Solche Berichte waren das Labsal der Mutter, aber die Hauptsache darin blieb ihr immer, wer nach ihr gefragt, ob man an die Erdbeerifrau noch denke? Man ist nicht gerne vergessen schon bei Lebzeiten, man lebt gerne lange, und wenn man auch sterben muß, möchte man doch gerne noch lange leben nach dem Tode. Es ist kaum ein Bettelmannli auf Erden, welches nicht an dem Gedanken wohl lebt: was wird man sagen, wenn ich nicht wiederkomme? man wird noch oft an mich denken. Und ach, wenn die Menschen drei Wochen nach ihrem Tode gucken könnten aus irgend einem Himmelsfenster in die hinterlassenen Häuser, in die hinterlassenen Herzen hinein, es würde den meisten übel werden, trotzdem daß sie im Himmel sind. Ja, und wenn die Menschen drei Wochen nach ihrem Tode wieder kommen könnten auf Erden, so würde es den meisten betrübten Hinterlassenen übel werden, daß sie meinten, sie müßten sterben, ja da würde es auch wahr, daß der zweite Schmerz größer wäre als der erste.

War es möglich, so zwängte die gute Frau alle Jahre ihre schweren Beine noch einmal in die Welt hinaus den Kunden nach, um sich persönlich zu überzeugen, wie lieb die Leute sie noch hätten und noch lange nicht vergessen. Und wenn sie dabei von weitem ein Tönchen aufgabeln konnte, als hätten die Leute sie noch lieber als Mareili, als hätte sie ihre Sache doch noch besser gemacht, so war sie überglücklich. Das war denn auch das Erste, was sie Mareili berichtete und wie sie glaube, sie hätte noch das größere Zutrauen und brächte eine größere Losung z'weg. Mareili

gönnte diese Freude der Mutter von Herzen, in demselben war keine Spur von Eifersucht. Hatte es ja doch auch seine eigenen Freuden, welche die Mutter nicht kannte. Hätte es doch so innige Freude an den Erdbeeren nicht bloß um der Losung, sondern um ihrer selbst willen, weil sie ihm so lieb waren. Hatte es doch sein ganzes inneres Leben mit all seinen Träumen, wo der von dem schönen weißen Engel aber ihm einer der liebsten blieb und die Hoffnung, es werde ihn doch einmal wiedersehen. Das gute Kind lebte am liebsten in der wunderbaren dunkeln Welt, die jenseits unserer Sonne liegt, nach welcher seit Jahrtausenden die Gelehrten ausziehen mit Fackeln, Stangen und Spießen, sie zu erobern, und wenn sie dann lange mit ihren Stangen und Spießen im Nebel herumgeguselt vergeblich, sie nie an ihren Spieß gekriegt, ihr Dasein in Abrede stellen und der Welt klar demonstriren, es existire keine solche unsichtbare Welt, weil, wenn eine wäre, sie dieselbe hätten an ihren Spieß kriegen müssen, nun hätten sie aber keine dran gekriegt, ergo sei auch keine. Nun existiren aber, Gott sei Lob und Dank, gar viele Dinge, welche Gelehrte und Weise dieser Welt nie und nimmer kriegen an ihren Spieß, dieweil sie trotz aller Weisheit nie fassen und begreifen werden, was als Himmelsgabe kindlichen Gemüthern gegeben ist und über allen Verstand der Verständigen geht, kein Chemiker es mit seiner subtilen Waage wägen, mit irgend einem Stoffe fassen, zersetzen oder binden kann.

Je verständiger und sinniger Mareili sein Tagewerk betrieb und Ordnung in dessen Verlauf brachte, desto eifriger trachtete es darnach, ein bestimmtes Kennzeichen sich zu merken, ob ein Tagwerk glücklich oder unglücklich ablaufen werde. Wie viel konnte es sich ersparen, wenn es an unglücklichen Tagen nicht hinausging in die Welt, wo es nichts fand als Verdruß und Mühe.

Aber es ging ihm sonderbar. Glaubte es eins entdeckt

zu haben, weil es einigemal eingetroffen, und wollte darauf abstellen, so fehlte es das nächste Mal gänzlich, es ging ganz das Widerspiel. Es achtete sich auf die Träume der Nacht, des Beines, welches zuerst aus dem Bette kam, des ersten Vogelgeschreis, des ersten begegnenden Menschen, des Stolperns und Nichtstolperns, und alle Zeichen waren gut und alle Zeichen täuschten, und kehr um glaubte Mareili an jedes mit immer festerem Glauben. Zu einer Zeit, als eben sein Glauben auf Träume sich gestellt, hatte es immer und immer wieder mit trübem wüstem Wasser zu thun, es war in Todesängsten und Todesnöthen.

Mutter, sagte es am Morgen, heute habe ich einen bösen Tag, lauter Unglück und Verdruß, wenn es nur zu machen wäre, ich bliebe daheim, trübes Wasser ängstigte und nöthete mich gar zu grusam. Das ist bös, sagte die Mutter, gehst nicht, so charen die Erdbeeren, darf sie nicht mehr vertragen, hast von zwei Tagen beisammen, was wir beide gewinnen mochten, und es gab so wohl aus. Weiß es wohl, Mutter, antwortete Mareili, sagte ja bloß, wenn es zu machen wäre. Will es in Gottes Namen probiren, mich grusam in Acht nehmen, z'tödte wird es nicht gehen. Mareili ging.

Die erste Person, welche ihm begegnete, war eine alte böse Frau, welche im Rufe stund, sie könne mehr als Brod essen, sie könne hexen. Es ist doch gut, sagte Mareili, halte ich nicht mehr alles auf der Sache, die hätte mich sonst können zurücktreiben. Als es dahin kam, wo der Tschaggeneigraben in's weite Land sich mündete, käderten ein ganzes Regiment Aegersten gar mörderlich. Alle Bäume waren voll, es war, als ob sie eigens wegen Mareili hier eine Versammlung angestellt hätten. Das stellte Mareili. Soll ich oder soll ich nicht? sagte es. Auf dem Vogelgeschrei halte ich nicht am meisten, aber es trifft ja alles zusammen, das muß etwas zu bedeuten haben, viel Böses allweg. Aber i Gotts Name, sei

das jetzt wie es wolle, es muß gegangen sein. Ich will brav beten, es ist doch am Ende der liebe Gott der Meister, und d'Aegerste werde nit alles könne zwänge. Und am Ende, was sy soll, muß ja sy.

Indessen mit dem Mißgeschick schien es denn doch Ernst zu sein, es ging ihm alles verkehrt und wie verhexet. Im ersten Hause, für welches es seine schönsten Erdbeeren gebeizt, war niemand daheim, als eine alte böse Magd. Diese hatte Mareili schon lange auf dem Strich, mißgönnte ihm jedes gute Wort, jedes Geschenk, welches man ihm gab, als wenn es von ihrer Sache genommen wäre. Wie die jetzt glücklich war, daß sie es einmal in Schußweite vor ihrem Maule hatte. Man brauche nichts, sagte sie. Es würde ihm auch besser anstehen, etwas zu arbeiten, als nur den faulen Hund zu machen, alle Tage den Leuten vor der Thüre zu stehen. Das sei nicht viel Anderes, als gehe es betteln; wer bettle, stehle und mach sonst noch was er könne, b'sunders so große Meitscheni, pfy Tüfel! Vor dem G'sindel käme man selbst nicht mehr zur Arbeit, werde alle Augenblicke davon gesprengt. Mareili bekam den Hals so voll, daß es nicht einmal fragen konnte, wenn es wieder kommen solle, und ging weiter, fand in einem Hause die Leute, welche Erdbeeren aßen, krank, ein ander Haus mit Erdbeeren so überfüllt, daß sie nicht alle brauchen konnten; an einem vierten Orte sagte man ihm trocken: mangeln keine. Und als es sagte: es hätte doch so schöne, ließ man es einfach ohne Antwort stehen, bis es endlich ging. Das that ihm so weh, man glaubt es nicht. Sein Herz ward ihm ganz schwer, sein Gemüth voll Elend, denn mit seinen Kunden stund es nicht bloß in einem Erdbeeriverkehr, sondern in einem gemüthlichen, sie waren so gleichsam seine Freunde und Verwandte. Sein Elend half ihm nicht von den Erdbeeren, es mußte seinen Ring weiter schlagen, mußte zu neuen Häusern, mußte sogar vor Wirthshäuser. Diese waren ihm in der Regel am meisten zuwider,

da fiel es in die Hände der Köchinnen und Stubenmägde, die gar zu gerne schnöd und schnippisch mit den Leuten umgehen, besonders mit Erdbeerimeitscheni. Mareili fürchtete sie auch mehr als die großen Hunde vor den neuen Häusern, von denen es noch nicht wußte, aus welchem Ton sie bellen. So setzte es endlich wohl etwas von Erdbeeren ab, doch langsam und mit Verdruß statt mit Freude. Wenn es vor dem G'schänden nicht einen so großen Grausen gehabt und die Erdbeeren dafür ihm nicht zu lieb gewesen wären, es hätte sie hinter einen Zaun geschüttet und wäre heim gelaufen.

Da könne man sehen, dachte es, ob man sich der Zeichen achten solle. Wenn man doch nur immer den rechten Glauben hätte, könnte es Einem nicht fehlen. Bei einem Hause gab ihm endlich eine freundliche Frau Bescheid. Kann sie wäger nicht nehmen, Meitschi, sagte sie, ich thäte es dir sonst gerne zu Gefallen, aber wir essen keine Erdbeeren, sie erkälten uns zu sehr. Aber weißt was, ungefähr eine Viertelstunde von hier ist ein großes Herrenhaus, haben immer viele Leute dort. Dorthin gehe, hast schöne, brauchst sie sicher. So weit war Mareili noch nie gegangen, so weit von Hause nie gewesen, noch nie des Nachts ausgeblieben, schon so spät und noch so weit! Solche Angst um Absatz hatte es nie empfunden. In Gottes Namen, dachte es, eine Viertelstunde zwingt nicht alles, aber dann keinen Schritt weiter, sondern heim. Es war eine lange Viertelstunde. Maßleidig schleppte Mareili sie ab. Endlich merkte es an den wohlgepflegten Baumgängen die Nähe des Herrenhauses. Mit Bangen betrat es sie, und dieses Bangen mehrte sich bei jedem Schritte. Es war so einsam in denselben, so seltsam knirschte der Kies unter seinen Tritten, so feierlich rauschte der Wind in den alten Bäumen, es kam ihm vor, als ginge es zu einem Zauberschlosse, von dem die Mutter ihm oft erzählt hatte, wo alles, was in dessen Nähe kam, verzaubert und verwandelt wurde in Pflanzen oder steinerne Säulen oder gebannt in

Bäume und Brunnen. Es trappete immer leiser ab, gerade wie wenn es des Morgens durch's Stübchen ging und die Mutter nicht wecken wollte. Plötzlich sah es seinen Engel neben sich stehen, weiß und schön wie vor Jahren, die mächtige Fee im Zauberschlosse, die alles verwandelte, was in ihre Nähe kam. Und Mareili versteinerte, starrte mit offenem Mund und Augen, wie damals an der Erdbeerihalde, die Erscheinung an. Der Engel sah das plötzliche, lautlose Erstarren des Mädchens, betrachtete es schärfer, länger mit seinen wunderbaren tiefen Augen, rief dann freudig: Was, mys Erdbeeri-Engeli von den Bergen! Bist's oder bist's nicht, red, mys Kind, oder kannst nit, bist stumm, doch nicht? Gäll, du kannst reden? Und des Engels Macht, welche in seinen Augen war, löste den Bann, zog die Stimme aus der zusammengezogenen Brust, und das Erdbeeri-Engeli sagte endlich: Gottlob nit! Es ist ein selten Ding auf Erden, daß zwei Engel sich begegnen, sich Jahre lang im Andenken bewahren und als Engel wieder finden — auf Erden. Der eine Engel war das Schloßfräulein, der andere das Erdbeeri Mareili. Das Erdbeeri Mareili war innig bewegt, seine Augen begannen zu strahlen in feuchtem dunkelblauem Glanze, es freute sich seines Engels, aber still und innerlich.

Des Schloßfräuleins Freude war lauter, so weit seine weiche Stimme reichte, sammelte es die Leute, stellte das Erdbeeri Mareili unter sie und erzählte, wie endlich das Erdbeeri Meitschi gefunden sei, von dem es ihnen so oft erzählt, wie es dasselbe gefunden, als sie auf ihren Berg gegangen, oben in einer Weide, schlafend unter einer Haselstaude, dasselbe aufgeweckt und ihm Erdbeeren abgekauft und so reuig gewesen, daß es dasselbe so schnell verlassen, weil es gefürchtet, die übrige Gesellschaft nicht mehr zu finden. Das Kind habe ganz einem Engelein geglichen, aber nicht geredet, es wisse nicht, ob aus Furcht oder weil es stumm gewesen. Mareili mußte Auskunft geben, wer es sei. Es komme aus

dem Tschaggeneigraben, man sage ihm nur das Erdbeeri Mareili, berichtete es. Da war wieder eine große Freude unter Allen, denn Alle hatten schon von dem Erdbeeri Mareili gehört, und das Fräulein sagte, es habe sich schon lange geärgert, daß das Mädchen nicht zu ihnen komme, Aufträge gegeben, daß man es ihnen zuweise, aber keine Ahnung gehabt, daß das Engeli und das Mareili ein Wesen seien. Daß Mareili seinen Erdbeeren abkam und bewirthet wurde, versteht sich, und recht betrübt war das Fräulein, als Mareili heim pressirte und für kein lieb da über Nacht bleiben wollte, weil d's Müetti Angst hätte, und ein gut Meitschi macht, so viel an ihm, dem Müetti nie Angst. Es mußte versprechen, bald, bald wieder zu kommen, und doch sah lange das Fräulein traurig ihm nach mit den Augen voll Liebe, als ob es schon oft erfahren, daß verschwunden und nicht wieder gekommen, was es geliebt, und wieder fürchte, es möchte die liebe Erscheinung auch schwinden und nicht wieder kommen.

Von Mareili war alle Müdigkeit gewichen; es kam heim, als hätte es Räder unter den Füßen, als hätte die Freude ihm Flügel wachsen lassen. Einen Augenblick nur hatte es ihn's betrübt, daß es nicht ein wirklicher Engel gewesen, des Fräuleins holdes Wesen hatte ihn's bezaubert, jetzt war es glücklich, seinen Engel auf Erden zu haben in Menschengestalt. Jetzt sei es doch gut gewesen, dachte es, daß es den Weg unter die Füße genommen trotz trübem Wasser, alten Weibern und der Aegersten Gekreisch. Indessen hätten die doch allweg etwas zu bedeuten gehabt, einen ganzen Tag voll Verdruß und Unglück. Aber weil es das Alles ausgehalten, sich in nichts versündigt, die Beeren nicht hinter den Zaun geworfen, sei am Ende doch alles gut gekommen, große Freude und Glück, welche es nie gehabt, wenn das Mißgeschick ihn's nie so weit getrieben hätte. Und allweg hätte es nicht alles annehmen und aushalten können den ganzen Tag, wenn es nicht gemahnt worden wäre an Unglück und Verdruß und sich

darauf hin hätte fassen können. Wie gute Eltern den Kindern gute Ermahnungen auf den Weg geben, daß sie sich in Acht nehmen möchten vor allem Bösen und standhaft sein in allem Guten, so werde es auch Gott thun, wenn man ihn lieb habe. Darum sei gut, wenn man sich allem achte und denke, es komme von Gott.

Die Mutter verstaunete ganz, als Mareili berichtete, wie es ihm heute ergangen und wie es den Engel lebendig auf der Welt gefunden. Als sie aber vor Erstaunen zu sich selbsten kam, sagte sie alsbald: Habe ich es nicht von Anfang an gesagt, es sei kein Engel gewesen, sondern eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter? Daran, daß sie es von Anfang an gesagt und nur um Mareilis willen geschwiegen, lebte sie wenigstens eben so wohl als am Engel selbst. Mareili gönnte und ließ der Mutter die Freude, Recht gehabt zu haben, wie die Mutter ihm die Freude am Engel, und wo Jedes dem Andern seine Freude gönnt, da ist's schön, da ist Friede.

Wo ein gefundener Engel in einen Lebenskreis trittet, da gibt es neues Leben begreiflich. Um ihn bewegten sich ihre Gespräche, er bildete den Mittelpunkt ihres Erdbeerilebens. Mit besonderem Geiste wurden für das Fräulein die schönsten Beeren gewonnen. Mareili kannte natürlich die Stellen, wo sie am schönsten und größten wuchsen, dort sammelte es, wenn es ins Schloß gehen wollte. Zweimal in der Woche geschah es anfänglich, bis die Beeren rarer wurden; das waren seine Festtage, sorgfältiger kleidete es sich, früher machte es sich auf den Weg, rascher ging es, es war ihm fast, wie wenn es an großen Feiertagen zur Kirche ging. Das Fräulein sah es fast allemal, fühlte die magnetische Kraft in den dunkeln Augen, die ihm das Herz bewegten, fast wie der Engel das Wasser im Teiche Bethesda, mit dem Unterschied jedoch, daß es Mareili nicht trüb ward im Herzen, sondern hell und licht, eine klare Freudenflamme loderte. Das Fräu-

lein sprach, wenn immer thunlich, mit Mareili, freute sich seiner und war theilnehmend, doch etwas ungleich, freundlicher und ernster, milder und erregter. Mareili fühlte den Unterschied und betrübte sich darüber, doch nur um des Fräuleins willen, dachte nicht von ferne daran, den Grund dieser Verschiedenheit bei sich zu suchen. Das Fräulein war sein Engel geblieben, seine Erscheinung ihm jedesmal eine himmlische. War diese Erscheinung trüber, dunkler, so kümmerte es sich darüber, sah mit größerer Liebe zu ihr auf und hätte fragen mögen, was fehle, ob es helfen könne.

Und wenn es auch nur die Erscheinung hatte, sie ihm bloß von ferne zunickte und auch nicht nickte, so war Mareili zufrieden und dachte wohl darüber nach, was Alles ihr Leben bewege, was ihr weh thue oder Freude mache. Mareili dachte sich den lieben Gott auch von Empfindungen bewegt, traurig und zornig, vergnügt und hellauf, alles nach dem Thun der Menschen; wenn es dem lieben Gott so geht, warum sollte es einem Engel nicht auch so gehen und zwar um so mehr, je ähnlicher er dem lieben Gott ist? Das betrübte Mareili sehr, wenn es das Fräulein gar nicht sah. Fragen durfte es nicht nach ihm. Es stellte sich dann alles Mögliche vor, dachte ihn auch verschwunden für ihn's, war nicht eher wieder froh, bis es ihn wieder sah und dann gewöhnlich freundlicher als nie. Wann kommst wieder? frug das Fräulein, als es eben einmal so freundlich gewesen. Nicht mehr, sagte Mareili, und aus seinen großen Augen rollte Thräne um Thräne. Es waren heute die letzten. Das Fräulein erschrack selbst ob dieser Antwort. Was soll ich machen, wenn mein Erdbeeri Mareili nicht wieder kommt? sagte es. Aber warum weinst so? fragte das Fräulein. Hast dann nichts mehr zu verdienen? Aber ihr werdet wohl nicht alles gebraucht, sondern etwas zurückgelegt haben für den Winter? Es ist nicht wegen dem, schluchzte Mareili, aber ich habe grusam Längizyti!

Liebes Kind, sagte das Fräulein, man muß sich an alles

gewöhnen in der Welt und es nehmen, wie Gott es giebt. Es ist dir sicher gut, wenn du dich auch gewöhnst an das Daheimbleiben, es ist wohl langweiliger, das beständige Herumlaufen ist kurzweiliger, macht aber auch die Menschen leichtsinnig, und wer sich zu sehr an das Straßenleben gewöhnt, wird zu vielem Gutem untauglich und nimmt selten ein gutes Ende.

Es ging dem guten Fräulein, wie es manchem Prediger, berufenen und unberufenen, geht, sie zielen wohl gut und treffen richtig, aber nicht in die rechte Scheibe. Es ging dem Mareili tief in's Herz, daß das Fräulein meine, es hätte Anlagen zur Landstreicherin, aber es konnte es nicht sagen, sondern bloß denken oder fühlen, daß eine ganz andere Längizyti als die nach der Straße ihn's plagen würde. Statt der Antwort rollten seine Thränen nur noch größer und dicker. Tröste dich, mein liebes Mareili, fuhr das Fräulein fort, sei diesen Winter recht fleißig, die Zeit geht schnell, ein anderer Sommer ist bald wieder da, dann kannst du wieder gehen den Erdbeeren und ihren Essern nach und zu uns kömmst wieder und bringst die ersten, hörst du, daß du mir nicht fehlst.

Da sah Mareili so eigen zu dem Fräulein auf, daß dasselbe seine weiße Hand auf dessen Kopf legte und zu ihm sagte: Und hörst, in sechs Wochen, achte dich dessen wohl, ziehen wir in die Stadt, vorher kommst du noch einmal zu mir und frägst nur mir nach, hörst du wohl, und komme ohne Fehler. Da Mareili nichts darauf sagte, sondern ihn's nur ansah, so fuhr es fort: Du bist ein wunderliches Kind, du mußt besser antworten lernen. Aber höre, kömmst du nicht, so kaufe ich dir auch keine Erdbeeren mehr ab. Das Fräulein war an ein ganz anderes Benehmen der Untergebenen gewöhnt, die wissen gewöhnlich mit Worten und Geberden ganz anders auszudrücken, was sie angenehm und einträglich glauben. Gäll du kömmst, sagte das Fräulein, reichte Mareili

die Hand und sah es an. Mareili brachte kaum ein Ja aus dem Weinen heraus.

Es g'späßigs Meitschi, sagte das Fräulein und sah ihm sinnend nach.

Mareili fand sich zur anberaumten Zeit ein. Die dazwischenliegende Zeit war ihm eine Wüste gewesen ohne Baum, ohne Haus, ein unwirthlich Land, eine Nacht ohne Mond und Sterne. Wie der Tag nahte, wo es gehen wollte, da dämmerte es, tagete endlich. Das Fräulein beschenkte das Kind reichlich mit Winterkleidern für ihn's und die Mutter, denn große Wohlthätigkeit war Familiensitte, man gab viel und gern, man begriff, daß Geben seliger als Nehmen sei. Als Mareili wohl sich freute, sehr dankte, aber beim Fortgehen doch noch mehr weinte, da sagte das Fräulein wieder, es g'späßigs Meitschi, und sah ihm sinnend nach. Im folgenden Sommer knüpfte der Verkehr sich wieder an und hatte nichts an Innigkeit verloren, am wenigsten von Mareili's Seite, das Fräulein blieb sein Engel, dessen Erscheinung sein Herz mit Freuden füllte. Auch das Fräulein blieb bei seiner Theilnahme und Freundlichkeit und nicht bloß wegen dem romantischen Anfang ihrer Bekanntschaft, wegen dem Interessanten, welche derselbe auf sie beide warf, sondern es war ein seltsam Etwas, welches dasselbe an Mareili fesselte, von dem das Fräulein zwar immerfort sagte, es g'späßigs, es curioses Meitschi. Es dankte ihr viel weniger als Andere für Gutthaten, es brauchte nie schöne Worte, nie schmeichelnde Redensarten, aber es liebte die Hand, aus der sie kamen von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe, das war das G'späßige in seinem Wesen, das so natürlich war und doch lange ein Räthsel blieb.

Man fordert Dankbarkeit vom Armen, Ergebenheit, aber an die persönliche Liebe denkt man nicht, begreift sie darum nicht, man denkt gar nicht an die Möglichkeit, daß wo weit die Stände scheiden, die Herzen in wahrer Liebe, die eine

persönliche ist, sich dennoch einen können. So liebt der Wohlthäter wohl die Armen, d. h. er fühlt Mitleiden mit ihnen und übt Wohlthaten an ihnen, aber wo ist der Arme, den er persönlich als einen Bruder liebt, als einen Bruder erzieht, als ein Bruder sich ihm giebt? Hier liegt noch ein dunkles Gebiet, in welches unser Herrgott seine Sonne auch einmal so recht sollte scheinen lassen.

Die Macht dieser Liebe fühlte das Fräulein, wenn es auch an die Liebe selbst nicht dachte, das Mädchen zog ihn's an, interessirte ihn's sehr, wie das Fräulein sagte und unbewußt vielleicht mehr fühlte, als sagte. Das war der wahre Grund, warum das Verhältniß sich nicht abnutzte, nicht in Gleichgültigkeit zerfloß oder gar lästig wurde.

Was sich verlor, war Mareili's Schüchternheit und fast gänzliches Verstummen vor dem Fräulein. Es durfte reden, antworten, sich ordentlich mittheilen über seine Verhältnisse. Es sprach von ihrem häuslichen Leben, und das Fräulein entdeckte, wie gut Mareili und seine Mutter die weiblichen Arbeiten kannten, weit besser, als man damals es gewohnt war. Das war eine sogenannte Trouvaille, ein Fund, und von da an war viel Verdienst im Häuschen. Wenn nur die Mutter besser hätte arbeiten mögen, jetzt wären sie geborgen gewesen.

Aber der Mutter Zustände kümmerten Mareili mehr und mehr. Die gute Frau mußte viel leiden und wie sie dokteren mochte, es wollte nicht bessern, sie wurde immer unbehülflicher. Wenn nicht gute Nachbarn gewesen wären, Mareili hätte sich nicht mehr vom Hause entfernen, sein Gewerb, an dem es noch immer hing mit großer Innigkeit, aufgeben müssen. Was willst anfangen, wenn die Mutter stirbt? hatte das Fräulein oft gefragt. Darf nicht daran denken, hatte das Mareili geantwortet. Wenn es ginge, ich bliebe am liebsten im Tschaggeneigraben und thäte wie bisher, was will ich mehr? Das wird nicht gehen, hatte dann das Fräulein

gesagt, aber Mareili begriff nicht, warum das eigentlich nicht gehen sollte, doch widerredete es nicht. Wovon man lange gesprochen und was man doch nicht erwartet hatte, geschah endlich, Mareili's Mutter starb.

Es war zur Winterzeit, das Fräulein befand sich in der Stadt, Mareili war alleine und damals vielleicht achtzehn Jahre alt. Es hatte viel mit der Mutter gehabt in den letzten Tagen, aber die Liebe hatte alles leicht gemacht, und jetzt konnte es sich kaum darein schicken, keine mehr zu haben, sie fehlte ihm bei jedem Schritt und Tritt. Sein einziger Trost im Leben war das Fräulein, aber das war fern einstweilen. Als die Mutter begraben war und es allein im Häuschen blieb, wollte es ihm fast das Herz abdrücken, es kam sich vor wie ein im Walde von seinen Eltern, wenn es Nacht werden will, verlassenes Kind. Ganz arm war Mareili nicht, es waren zwei Betten da und Hausrath, den man in dieser Hütte nicht gesucht, auch ein Sparpfennig fehlte nicht. Die Nachbaren waren gut gegen ihn's, waren ihm in der schlimmen Zeit treu beigestanden. Und doch ward es ihm so alleine im Häuschen bald unheimlich, es begriff, daß es in die Länge hier nicht bleiben konnte. Es merkte bald, daß jedermann auf ihn's spekulirte in gar vielfachen Beziehungen. Es ist curios, wenn jemand stirbt, möchte jeder etwas erben und wär's nur ein Andenken, möchte mit der Hinterlassenschaft auf irgend eine Weise die eigene Lage verbessern. Man spekulirt auf Geld oder auf Personen oder auf beides zusammen. Die Menschen haben offenbar ein bedenklich Stück von einem Jagdhund in ihrer Natur, haben eine feine Nase, und wittern sie das kleinste Vörtelchen, kömmt sie das Jagen an unwiderstehlich.

Die Einen wollten Mareili zu sich nehmen, es sollte ihnen nähen, dienen und in ihrem Lohn Erdbeeri g'winnen; Andere wollten zu ihm ziehen und gemeinsam Haushalt mit ihm führen, Andere gar es heirathen — man denke!

Es meinten es sicher Alle zum allerbesten und Alle meinten, sie hätten eigentlich bloß Mareili's Beste im Auge, und suchten ihm mit allem Eifer dieses begreiflich zu machen, und doch wurde es Mareili unheimlich dabei, und es mochte fast nicht warten bis die Zeit um war und das Fräulein wieder kam.

Und jetzt, was willst? frug das Fräulein, als beim Wiedersehen den ersten Fragen und Antworten ihr Recht geschehen. Mareili berichtete und kam zum Bekenntniß, so weh es ihm thue, zweifle es doch, daß es so bleiben könne, so alleine könne es doch nicht bleiben, aber was dann, wisse es nicht. Fort, weit weg zu gehen, werde ihm das Herz zerreißen. Weißt du was, sagte das Fräulein, bleibe bei mir, es ist ja gerade, als ob es so sein sollte, so trifft es sich. Meine Kammerfrau, Gattung, hat mir heute aufgesagt. Sie kränkelt und redete schon lange davon. Heute sagte sie mir in allem Ernst, ich solle nach jemand anderem sehen, sie könne nicht mehr, und jetzt gerade kömmst du. Mareili fiel wie aus den Wolken über diesen Vorschlag, es ensetzte sich darob, theils aus Freude, theils aus Schrecken. Es sollte immer beim Fräulein sein können, das war die Freude; es sollte den Tschaggeneigraben und seine Freiheit verlassen, sollte in's Schloß unter die Dienerschaft, im Winter aber gar in die Stadt, das war der Schrecken. Das Fräulein hatte aber auch Ueberwindung gebraucht zum Vorschlag. Ein undressirtes Bauernmädchen, welches nicht weltsch kann, zur Kammerfrau in einem vornehmen Hause zu erheben, das braucht Muth und Aufopferung. Wo es hoch hergeht, ist so eine Kammerfrau eigentlich der zweite Leib, der die meisten Dienste verrichtet, welche eigentlich dem Leibe der Herrin zuständen, alle bis an's Essen 2c. Es ist die potenzirte Kindermagd, wie ein Fräulein und andere Menschen eigentlich auch nichts Anderes sind als potenzirte oder erwachsene Kinder. Und wie die Glieder des Leibes den Gedanken des Geistes unterthan sind,

sie ausführen, sobald sie entstehen, so soll die Kammerfrau die Gedanken entstehen sehen und sie ausführen, ohne daß es der verzögernden Rede bedarf.

Mareili verstund freilich das Nähen, Stricken und Flicken wohl, aber das Plätten nicht und eine Toilette hatte es kaum je gesehen von weitem, geschweige denn sie je gebraucht, man denke! Mareili gab eine sehr schöne Kammermagd, aber erst, wenn es gehen konnte auf den gewichsten Dielen, erst wenn es mit Manier sich präsentiren und anmelden, erst wenn es wenigstens oui und n'est ce pas und qui est là sagen konnte mit Anstand. Es giebt in jedem Hause, welches repräsentirt, eine Sitte, welche von jedem und besonders von einer Kammermagd gehandhabt werden muß, wenn nicht Aergerniß entstehen soll. Das Fräulein überwand seine Bedenken, war der große Engel dem Erdbeeri-Engeli gegenüber, sprach liebenswürdig dem bangen Mädchen zu, welches endlich sagte: Ach mein Gott, ich wüßte ja nichts Besseres, es ist mir das Liebste, was ich ersinnen könnte, aber ich kann's nicht verbringen, ich bin's nicht im Stande.

Da rief das Fräulein die alte Gattung. Die war kein so tüfelsüchtig Räf, wie man Exempel hat, daß alte Kammerfrauen geworden, welche nichts mehr freut als junge Geschöpfe zu kujoniren und wenn die Herrschaft mit ihren Nachfolgerinnen herzlich schlecht fährt oder gar nicht fahren kann. Gattung war gutmüthig, und Erdbeeri Mareili war ihr lieb. Sie fand freilich den Gedanken des Fräuleins vermessen, aus Mareili so urplötzlich eine Zofe zu machen, und zu Rathe gezogen, würde sie denselben für unausführbar erklärt haben. Gattung hatte Selbstbewußtsein, kannte ihres Amtes Bedeutsamkeit, wußte, was ihre Erfahrung wog, was sie in vierzig Jahren gelernt und was sie leistete, und ein achtzehnjähriges Bauernmädchen sollte sie ersetzen, mon dieu! Indessen es war geschehen, und Gattung sprach dem Meitsch Muth ein und bot sich an, wenn es alsbald komme, nachzuhelfen und

bis zu ihrem Abgang ihm wenigstens einen Begriff des Dienstes und das allernöthigste Weltsch beizubringen. Das Fräulein sei si bonne, daß es sich schon geduldig erweisen werde. Mareili ließ sich bereden, nur eines mußte das Fräulein ihm versprechen, ihn's alle Jahre einige Tage in seine Erdbeeren gehen zu lassen. Das that das Fräulein gerne und sagte, vielleicht komme es selbsten mit. Nun begann für Mareili ein ganz ander Leben, es war ein noch viel ärgerer Gegensatz, als wenn es aus einem Welttheil in einen andern gewandert wäre. Da war alles, alles anders, bloß der Himmel nicht, der gleiche stund über dem Tschaggeneigraben und über dem Schlosse. Dagegen die Erde im Tschaggeneigraben war Erde, wie sie Gott eben erschaffen hatte, um's Schloß herum dagegen war sie mit Kies bedeckt.

Es war die ersten Tage in fortdauerndem Zittern, es möchte ein unersetzlich großes Unglück anrichten, wie ein Kind, das man mit Licht in eine Pulverkammer stellt, es durfte fast nicht trappen, nichts anrühren aus Angst, es zerbreche etwas oder lasse es fallen. Gattung schüttelte bedenklich den Kopf. Indessen es ging, wie es heißt, die Liebe duldet alles, überwindet alles. Nachdem die erste Angst überstanden war, faßte Mareili unglaublich schnell seine Aufgabe, so daß Gattung wiederum bedenklich den Kopf schüttelte und sagte, pour une jeune allemande stelle Mareili sich merveilleusement, so was hätte sie nie erlebt. Jetzt trug die Zartheit, mit welcher Mareili seine Erdbeeren behandelt hatte, gute Früchte. Das Fräulein behauptete, eine so leichte Hand, die man fast nicht fühle, wenn sie am Leibe herum handthiere, habe es noch nie erlebt. Und als einmal die Angst überwunden war, fühlte Mareili sich fast glücklich in seinem neuen Verhältniß. Es sah das Fräulein immer und sann Tag und Nacht daran, wie es sich ihm treu und gefällig erweisen und in seinen Augen lesen könne, was dasselbe denke, fühle, wünsche.

Das Fräulein war glücklich, keinen Mißgriff gethan zu haben, und freute sich des Kammermädchens, das so anständig und geschickt war, zu einem vornehmen Hause paßte und ihm wohl anstand. Das Fräulein war gewohnt, die Dienstboten anständig zu behandeln, mit kurzer Gemessenheit der Rede, so lange es seine Gefühle in die konventionellen Schranken zu bannen vermochte. Diese konventionellen Schranken sind nicht absolut-allgemeine, sondern fast jedes Haus hat seine eigenen, engere oder weitere. Ja man sieht zuweilen in einem Hause große Rücksichtslosigkeit in Sitten und Manieren und dabei ein ängstliches Hüten aller Formen, eine um so strengere Gemessenheit im Reden und im Bewegen, und diese Form wird um alles gezogen und alles muß sich in dieselbe fügen, die stärksten Gefühle, Liebe und Religion oder Liebe zu Gott und Menschen. Wo irgendwie diese Form durchbrochen wird, giltet es als Sünde, als sehr ernste Sünde, welche oft weder vergessen noch vergeben wird. Familienglieder, besonders weibliche, welche ihre Gefühle nicht immer in dieser konventionellen Hausschranke bergen können, werden beständig mit einer Art von Aengstlichkeit betrachtet, mit bedenklichem Achselzucken wird verblümt von ihnen gesprochen, als ob man sagen wollte: man kann nicht wissen, was Tüfels die noch anstellt.

Es ist aber eine gleichsam heillose Methode, daß alle Glieder einer Familie die gleiche Schnürbrust tragen sollen und zwar gar zuweilen noch durch verschiedene Geschlechter hindurch, daß dieser Schnürleib gleichsam die Familien-Zwangsjacke sein soll für alle höheren menschlichen und religiösen Gefühle. Man denke die Folgen einer solchen Schnürbrust für die Leiber der Menschen, und um wie viel zarter und leichter verkrüppelt sind die Geister der Menschen. Wohlverstanden, wir reden hier nicht von den allgemeinen Schranken, welche sittliches Gefühl und christlicher Geist ziehen, sondern von den sonderbündlerischen Schranken der verschiedenen Häuser.

In einem solchen Schnürleib stack das arme Fräulein, fühlte ihn vielleicht oft lange nicht, er schien ihm zur andern Natur geworden, bis bei besondern Anlässen oder besondern Stimmungen die Gefühle schwollen, gegen die Bande drängten, Kopf und Herz zu platzen drohten, endlich in eine Schwäche bis zum Tod der Brand verlief. So war Mareili's Fräulein.

Aber Mareili fühlte diese übliche Gemessenheit nicht, machte keine Ansprüche auf Aeußerungen der Liebe, auf Gegenliebe. Es fühlte sich glücklich in seiner Liebe. Wenn der Ton des Fräuleins in Gegenwart von Fremden noch kälter als sonst gegen ihn's war, so tröstete es sich sicher an einem freundlichen Blick, den das Fräulein ihm nachsandte. Und wenn zuweilen das Fräulein gereizt war und diese Stimmung Mareili fühlbar ward, so schrieb es sie einem innern Leiden zu, und seine Liebe ward um so inniger, seine Sorge um seinen Engel um so größer. Dann reichte wohl nachher das Fräulein Mareili die Hand und sah es an mit seinen wunderbaren Augen wie ehemals, und Mareili schoß das Wasser in die Augen, und es hatte seligen Lohn. Zuweilen auch, wenn die innere Gluth und die kalte Welt so recht in schneidendem Gegensatze stunden, dem Fräulein es so enge ward, daß der Athem ihm ausgehen wollte, wo es ihm ward, als stünde es auf der höchsten Spitze des allerhöchsten Schneeberges in alter und neuer Welt, da frug es wohl: Mareili hast du mich lieb? und wenn dann Mareili das Wasser in die Augen schoß und es sagte: O Fräulein! so gab dasselbe ihm die Hand und sagte: So behalte mich lieb. Das waren Augenblicke, welche Mareili für alles entschädigten, was es wohl auch sonst zu tragen hatte, welche seine unverfälschte Liebe immer neu stärkten, welche es nie irre werden ließen am Fräulein, auch wenn dasselbe viele, viele Tage kein Zeichen besonderer Theilnahme ihm gab, es mit einer kühlen Gemessenheit behandelte, die accurat aussah wie

Hochmuth gegen Niedere, die man drei Schritte vom Leibe haben will.

So verliefen die Jahre Mareili fast unbewußt, von ihm kaum gezählt. Es litt nichts Besonderes, es erwartete nichts Besonderes, es zählte jeden Tag mit Weisheit, füllte ihn mit Treue, genoß mit Dank, was Gott ihm gab, und war er vorüber, so empfahl es ihn Gott, daß er denselben ihm zu gut legen möge in Huld und Gnade, und nahm einen neuen Tag aus seiner Hand mit der Bitte, daß er ihn's bewahren möge vor Versuchung und erlösen von allem Bösen, und ging mit Liebe dran, ihn zu verbrauchen in allen Treuen. So gehen die Jahre rasch vorüber, immer fühlbarer wird das Nahen der göttlichen Ewigkeit, wo die Jahre Augenblicke sind, je göttlicheren Sinnes man wird.

Und im Maaße die Jahre das Fräulein der Ewigkeit näher trugen, verglomm in demselben das Wehe eingeklemmter Gefühle, die Stürme legten sich, verklärten in Frieden sich; gereizte Nerven störten ihn nicht mehr, und Stück um Stück, wie vermodertes Zeug, das frische Luft nicht verträgt, fiel der Schnürleib ab, und eine erleuchtete Persönlichkeit trat hervor, der wahre Engel, dem das Reich Gottes gehört.

Am schönsten trat derselbe hervor in der verblümten Liebe zu Mareili. Das Fräulein hatte unwillkürlich empfinden gelernt den großen Unterschied zwischen der Dankbarkeit für erhaltene Wohlthaten und der eigentlichen Liebe zu der Person des Wohlthäters. Beides ist etwas ganz Anderes und wird nicht bloß oft verwechselt, sondern das letztere gar nicht bemerkt oder gering geachtet. Das Fräulein fühlte dadurch sich beschämt und gehoben, es stieg höher auf der Leiter christlicher Vollendung, es begann nicht bloß die Wohlthätigkeit zu lieben, es begann auch arme Personen zu lieben, es begann sich vor allem der Liebe zu Mareili bewußt zu werden, welche eigentlich schon lange in ihm war, die es aber, so lange der Schnürleib seine Gefühle in alter Gemessenheit erhielt, nicht

bemerkt, an die Möglichkeit ihrer Existenz nie gedacht hatte. Mareili wurde des Fräuleins Freundin und eine immer innigere, je schwächer des Fräuleins Verband mit der Welt wurde, je mehr Kränklichkeit dasselbe zu einem einsamen Leben zwang.

Die äußeren Dienstleistungen blieben sich gleich. Mareili verdoppelte sie, sobald irgendwie es nöthig wurde, aber es blieb ihr Verkehr eben nicht auf diese äußern Dienstleistungen beschränkt, sondern das innere Leben schlossen sie sich auf, und als Pilgerinnen, welche keine bleibende Stätte haben, sondern eine zukünftige suchen, wanderten sie Hand in Hand dem gleichen Ziele zu. Wie Mareili über die Stürme erstaunte, welche im innern Leben seines Fräuleins gewaltet, über die Klippen erblaßte, die so drohend in dasselbe hineinragten, so erstaunte das Fräulein über das sinnig liebliche Gelände, welches Mareili eröffnete, wo es wohl Regenschauer gab, aber keine Orkane, Steinchen im Grase, aber keine Klippen.

Wenn es die beiden Leben zusammenstellte, so war das eine ein peinlich Ringen gegen das Ersticken, ein Wandeln an Abgründen, ein Schmachten in dürren Landen, das andere ein Weilen in kleinem Wiesengrund unter schattigen Bäumen, das erstere bei vollem Ueberflusse an allem, was die Erde bietet, ohne mühsamen Erwerb, das letztere in stätiger Arbeit für dürftige Nothdurft. Das Fräulein hätte oft weinen mögen in solchen Betrachtungen und schmollen mit Gott, daß er den Pfad ihm so schwer gemacht, wenn es nicht zu tief erkannt, wie alles von Gott kömmt und wie er jedem seine Bürde ordnet nach den zugetheilten Kräften, und wie im stillen Grunde bei einförmiger Arbeit sein reger Geist und weites Herz nicht die Befriedigung gefunden wie Mareili, sondern vielleicht wiederum nur die engen Fesseln, welche es sein Lebtag getragen, nur anders geflochten und aus anderm Stoffe. Wenn sie zusammen saßen in vielen einsamen Abendstunden, so waren sie ähnlich zwei Nonnen, welche die Welt hinter sich gelassen und über der Welt zu Schwestern geworden waren.

In der Welt blieb Mareili die Dienerin, mißkannte nie seine Stellung, wie oft es auch dazu veranlaßt wurde. Sein Verhältniß zum Fräulein war wohl bekannt. Die Einen wollten es mißbrauchen in selbstsüchtigen Absichten, die edlern Verwandten begegneten ihm mit einer Achtung, die bei minder demüthigem Sinn sein Wesen hätte vergiften können, allein es blieb das Gleiche, es erhob sich nicht, mißbrauchte seinen Einfluß nicht.

So lebten sie, bis Gott einen andern Engel sandte, der das Fräulein abrief. Nun war Mareili wieder alleine, da ward ihm zu weit in der Welt, obschon es schön hätte leben können darin, denn das Fräulein hatte es reich bedacht. Aber es konnte wirklich sagen, sein Engel sei am Throne Gottes und sein Wandel im Himmel. Alles, was es geliebt in der Welt, war dort. Es kaufte die Hütte im Tschaggeneigraben, in welcher es mit seiner Mutter gewohnt, und ließ dort sich nieder. In den ersten Jahren, die es beim Fräulein war, kam es zur Erdbeerizeit wieder, sammelte Erdbeeren und brachte großen Jubel in's Schloß, wenn es mit seinen Körbchen voll der prächtigsten Früchte wiederkehrte. Später blieb es aus, jahrelang war es nicht in der alten Heimath gewesen, als eine Art von Heimweh es wieder dahinzog.

Es richtete freundlich sich ein und freute sich auf das alte Leben, denn wenn es auch nicht mehr Gewinn und Gewerb zum Lebensunterhalt für sich treiben wollte, so wollte es doch seine Freude an seinen lieben Erdbeeren wieder haben. Es hatte noch alle Wege und Stege im Kopf, alle Birken und Haselstauden, es hoffte noch den alten Stock zu finden, wo immer das erste Stübeli blühte. Aber wie ward Mareili getäuscht, als es den Schaden umsah! Es fand die Weiden nicht mehr, wo früher die ersten Erdbeeren reiften, es war in einer andern Welt, man mußte sie weggetragen haben. Kein Busch war mehr da, keine Birke, keine Reckholderstaude, nichts als Erdäpfel für die Menschen und Gras für's Vieh. Es

weinte über die alte Wildniß, welche die Kultur ihm verschlungen. Es fand endlich wieder Erdbeeren, fast hinten an der Welt. Aber da war es nicht mehr das Erdbeeri Mareili, da fand es andere Kinder, welche erdbeereten und damit sein altes Gewerbe trieben. Es liefen ihm die Augen über und im Herzen that's ihm weh, als es sah, wie roh sie mit den Beeren umgingen, halbreif sie abrissen, achtlos die Stüdeli zertraten, zerrissen, die halbe Ernte verdarben, mit feindseligen Blicken es ansahen und endlich in Schimpfen ausbrachen gegen das fremde Weib, als ob dasselbe unberechtigt in ihr Eigenthum käme, und war doch Mareili die erste Herrin dieses Gebietes gewesen, hatte den Leuten den Verstand zu diesem Erwerb gemacht, und jetzt ward ihm das Recht bestritten, sein altes Reich zu betreten.

Das hat Mareili sehr weh gethan und bald wäre es wieder fortgezogen aus dem Graben. Aber es bezwang die ersten Regungen, es bedachte, daß es, weil die Welt in ewigem Wechsel kreis't, denn doch nicht das Recht hätte, von Gott und Menschen zu fordern, daß sie ihm den Tschaggeneigraben, der dazu nicht einmal sein Eigenthum war, unverändert lassen sollten. Nicht umsonst werde Gott ihm die alte Liebe dazu erweckt und ihn's dahin zurückgeführt haben. Etwas werde er wohl für ihn's hier zu thun haben, wenn es die Augen nur recht aufthue, werde es dasselbe schon finden. Und Mareili that die Augen auf und sah bald, was Gott von ihm wollte und welch Tagewerk er ihm bestimmt hatte. Es zwang sich und ging wieder an's Erdbeerigwinnen und mit den Erdbeeren suchte es die Kinder zu gewinnen, sich ihnen lieb zu machen und Zucht und Ordnung in ihr Treiben zu bringen. Mareili gelang es nach und nach, aber mit Mühe. Sie wollten sich nicht von ihm befehlen lassen, aber sie thaten am Ende freiwillig, was es angab, sie fanden ihren Nutzen darin, und wirklich ging nach und nach in einem und dem andern Liebe auf, denn Mareili war einnehmend und freund-

lich, wußte gar vieles zu erzählen, hatte ein offenes Herz und eine offene Hand.

Wohl stellte sich zuweilen ein ungezogener Junge ungeberdig ein, aber Mareili überwand ihn allgemach mit Sanftmuth und Liebe, und wenn es eines Tages ausblieb, mißten es die Kinder und hatten Langeweile. D's Erdbeeri Mareili ist da oder d's Erdbeeri Mareili ist nit da, war das Feldgeschrei der Kinder. Dieser Verband hörte im Winter nicht auf. Mareili fühlte bald, daß es nicht allein sein konnte, nahm daher das Kind, das ihm das liebste geworden, zu sich, und andere Kinder kamen zu diesem, und alle, die kamen, lernten von Mareili Gutes für's Herz und Nützliches für die Finger, denn in allen weiblichen Arbeiten war es eine Meisterin. Es kostete kein Lehrgeld und so ganz trocken ohne Essen und Trinken kamen die Kinder selten fort, Mareili hatte es und gönnte es. Damit trieb es die Kinder nicht fort, man kann es sich denken. Mareili und sein Geld gefielen noch Anderen wohl, nicht bloß Kindern, aber Mareili machte allen Gelüsten ein schnelles Ende, es wußte zu klar, wo seine Liebe war.

Im Anfang hatte sein Wiedererscheinen Aufsehen gemacht, aber es lebte so still und anspruchslos, es zeigte sich so wenig außerhalb dem Graben, daß man es nach und nach vergaß und nur um ihn's wußte, wer mit ihm in tägliche Berührung kam, und die Kinder, denen es als eine Mutter sich zeigte. Das Mädchen, welches ihr dort getroffen, Gerichtsäß, ist das dritte, welches Mareili erzogen hat. Mareili war nicht selbstsüchtig, meinte nicht, wenn es Kinder erziehe, erziehe es sie für sich, sondern es erzog sie für sie. Es fand es nicht passend, ein erwachsenes Mädchen in dieser Einsamkeit an sich zu bannen durch allerlei Hoffnungen. Sobald es an der Zeit war, sandte es sie hinaus in die Welt, wohl ausgerüstet mit Geschicklichkeit und Gottseligkeit. Es wußte, wo sie gut aufgehoben waren, dahin gab es sie, und eine solche Gabe wurde

fast angesehen wie eine Gnade. Die Mädchen hielten sich brav, wurden glücklich, haben Mareili viel Freude gemacht. Aber sein selig Fräulein blieb seine rechte Liebe, und nur in seinen besten Stunden, wo seinen Kindern sein Herz so recht aufging, erzählte es ihnen von seinem Engel. Aber die Thore zu diesem Andenken, seinem Allerheiligsten, öffnete es selten, nur wenn es ihm gar feierlich war im Gemüthe. Dann erschien aber auch das Fräulein in einem Glanze, daß man nicht wußte, war es ein wirklicher Mensch oder ein überirdisches Wesen, und die Kinder schauerten und bebten so süß, als säßen sie mitten in der wunderbaren noch unsichtbaren Welt.

Es war mir lieb, das Erdbeeri Mareili, das so still und so schön wirkte für das Reich Gottes und ein fleißiger aber unbemerkter Arbeiter war in dem großen Erntefeld. Sein Tod thut mir weh, aber ich mag ihn ihm gönnen, denn nun ist es wieder bei seinem Engel und ist selbst ein Engel. Ich muß es aber noch einmal sehen und mit dem Kinde reden, welches es bei sich hatte, das wird Trost und Rath bedürfen, wenn sonst auch für ihn's gesorgt sein wird. Aber und jetzt, Gerichtsäß, was meint ihr, hatte ich Recht, als ich sagte, das Erdbeeri Mareili sei besser gewesen als ihr und ich?

Ja, ja, sagte Gerichtsäß Hasebohne, so für ein Weibervölchli mag's angehen, und daß es sich mit dem Mannevolk nicht angelassen, wie es scheint, daneben kann man es nicht wissen, g'fallt mir b'sunderbar wohl. Es sollten es alle so machen, dann thäte es weniger arme Kinder geben. Aber ob es dann im Stande gewesen, Pfarrer zu sein oder gar Gerichtsäß, selb müßte ich doch zwyfle, dazu bruchts Vrstang, wo me hinger eme ne Wybervölchli nit fingt. Unser Herrgott wird nicht umsonst zweier Gattig Menschen erschaffen haben, Weibervolk und Mannevolk, wo eigetlich nit z'sämme z'zelle sy u z'verglyche, wie dr Herr Pfarrer wohl weiß, vo wege Mannevolk ist doch geng Mannevolk und Wybervolk blybt i

Gotts Name geng Wybervolk. Nit für ungut, Frau Pfarreri, aber es isch emel so u wird nit angers, so lang d'Welt steit. Aber jetzt muß ich heim. Meine wird luegen, wo ich herkomme, die giebt mir eine Kappe, es ist e Handligi! Lebit wohl u Dank heigit u chömets cho yzieh, es würd is freue.

Kann's geben, sagte der Pfarrer, bot dem Gerichtsäß Hasebohne die Hand und auch die Frau Pfarrerin that also und derselbe ging nach Hause.

Jetzt weißt du, sagte der Pfarrer, was Gerichtsäß Hasebohne auf dem Weibervolk hält und wie er es schätzt. Das wundert mich nicht, sagte die Frau Pfarrerin, von einem Gerichtsäß, soll ja ein Kirchenkonzilium, wie du mir selbst erzählt, noch viel dümmer gewesen sein. Nun, es kömmt uns wohl, sind solche nicht der liebe Gott und wird ihr Urtheil nicht viel zu bedeuten haben vor ihm. Aber jetzt komm, wenn du die Suppe nicht kalt willst, es ist die höchste Zeit, und Rösi stellt, wie du weißt, nicht an die Wärme. Es geb d'Lüt am beste zuche, we me ne 's kalt geb, was sie nit heige möge, wos warms gsy sig, behauptet es.

Die Wege Gottes
und
der Menschen Gedanken.

Volks-Kalender von Karl Steffens. Jahrgang 1848.

Ein grauer Himmel wölbte sich über die düstere Erde, auf einem schwarzen Acker sah man eine Reihe Menschen. Die einen schlugen die Erde um, die andern lasen am Boden etwas auf, hinter ihnen stand aufrecht, ebenfalls fast wie in Reih und Glied, eine ansehnliche Menge Säcke. Bei Seite lag ein Dorf in Bäumen wohl versteckt. Dorther kam ein Wagen mit vier Rossen bespannt. Auf dem Sattelrosse saß, denn die Wege waren kothig, auf Weiber Weise die Beine an einer Seite hinunterhängend, ein untersetzter Mann mit breitem Gesicht, wiegte sich behaglich in des Rosses Bewegung und schmunzelte vergnügt vor sich hin.

Der Mann auf dem Rosse war ein Bauer. Der Acker, auf welchem die Säcke standen, war sein. Die Säcke waren mit Kartoffeln gefüllt; beinahe überall waren dieselben mißrathen, denn das Jahr 1816 rollte über die Erde, doch dieser Acker hatte gut getragen. Der Bauer aber war kein Hegelianer, nicht sein Ich war sein Gott, sondern das Geld, er hatte dessen auch ungefähr hunderttausend Thaler zusammengekratzt.

Als dieser Mann gegen den Acker einlenkte, sprang er vom Roß und sein Gesicht war total ein anderes. Sauer sah er drein, schnauzte die Leute an rechts und links, ob sie

nicht fleißig gewesen oder ob es weniger gebe, daß nur fünfzehn Säcke da ständen, Mittags habe er doch achtzehn heimgeführt, und in einem halben Tage sollte es so viel geben, als im andern. Aber wenn man nicht immer dabei sei, gehe es so, dem Bauer werde der Lohn gestohlen oder verschwatzt und dem Herrgott die Zeit.

Sie hätten gemacht, was sie gemocht, und genommen, was es gegeben, war die kurze Antwort, aber düsterer noch als der Himmel waren die Gesichter, mit welchen man dem Bauer die Säcke laden half. Mit Mühe kam er von dem nassen Acker trotz seiner starken Rosse, denn gar tief schnitten die Räder in den weichen Boden ein. Knechte und Tagelöhner mußten am Wagen stoßen und speichen, und wenn mehr geladen gewesen wäre, so wäre der Wagen eingesunken, wie eine träge Dame in ein weiches Kanapee, und von Fortbringen wäre keine Rede mehr gewesen. Sobald er auf festem Boden war, fuhr der Bauer rasch zu, mit der Mahnung, nicht zu säumen, schnell nachzukommen, damit man vor Nacht fertig würde mit dem Abladen. Aber Befehlen und Gehorchen waren von je zwei.

Sobald man seinen Rücken sah, ging's hinter ihm los, daß kein guter Faden an ihm blieb. Der Schnitzfritz sei der wüsteste Mensch auf dem Erdenrund, hieß es. So reich schon und doch nie genug! Er mache wenigstens zweihundert Säcke Erdäpfel (der Sack zwei Centner), weit und breit fehlten sie, wie theuer sie würden, wüßte man nicht, und doch hätte er noch nicht genug, der wüste Unflath. Der werde die armen Leute zu schinden wissen, wenn sie kämen und bei ihm Speise kaufen wollten, dieweil weit herum keine mehr zu haben sei um blankes Geld.

Darin aber hatten sie sich sehr geirrt. Schnitzfritz schund keinen armen Menschen, er verkaufte vielmehr keinem um eines Kreuzers Werth. Und wenn sie kamen mit Geld in den Händen und ihn baten um Gotteswillen und mit Thränen

in den Augen nur um so viel, damit sie sechs hungerige Kinder speisen könnten, welche daheim um den leeren Tisch säßen mit weiten Augen und leerem Magen, so jagte er sie fort mit groben Worten und fragte wohl, was sie sich einbildeten, der Schnitzfritz sollte um der elenden paar Batzen willen hinunter in den Keller gehen. Finge er einmal an, so hätte er den ganzen Tag nichts zu thun, als hinauf und hinab zu gehen, um dem Gesindel um schlechte Münze seine schönen Erdäpfel auszumessen. Verkaufen wolle er, aber kurz und gut, alle auf einmal und um schön Geld. Das that er denn auch und verkaufte alle, welche er übrig hatte, einem Spekulanten, den Sack zu acht Thalern. Verkaufte Schnitzfritz armen Leuten nichts, so schenkte er ihnen noch viel weniger etwas, die Bettler umgingen sein Haus wie schlaue Mäuse die Fallen, und von ihm konnte man nicht bloß sagen, die Linke wisse nicht, was die Rechte thue, sondern auch die Rechte wisse nicht, was die Linke thue, denn es thaten alle beide nichts. Für das Lumpenpack sei man nicht in der Welt, sagte Schnitzfritz, und wer sich nicht selbst durchbringen könne, dem könne man nichts Besseres gönnen als den Tod, dann sei er allem Elend los und plage niemanden mehr.

Was sagte Schnitzfritzens Frau dazu? denket man vielleicht; denn gar manche Frau giebt es, welche bei der hintern Thüre gut macht, was der Mann bei der vordern sündigt, und im Kämmerlein den Fluch abzubeten sucht, mit welchem der Mann sein Gut belastet. War aber der Mann wüst, so war die Frau noch viel wüster, allgemein hieß sie die Pfeffergret. Die armen Leute fürchteten sie mehr als die Krähen eine Vogelscheuche, aber wenn sie dazu kommen konnten in dunklen Nächten, ihren Kohl auszureißen oder ihren Hanf abzumähen, so sparten sie es nicht.

Die Kinder waren nicht besser, aber anders: viel brauchen und wenig thun, das war ihre Lust. Dies galt besonders von den beiden Buben, die Mädchen waren noch kleine Kinder.

Die Leute sagten oft, da sehe man wieder, wie auf den Sparer der Verschwender komme.

Schnitzfritz hatte aber mehr zu verkaufen als Erdäpfel, seine Kornkasten waren angefüllt bis obenaus, denn über zweihundert Malter Getreide von allen Sorten trug man jährlich aus seiner Tenne, und mehr als fünfzig Malter brauchte er kaum im Jahr für seinen Hausgebrauch. Er wußte es darnach einzurichten, war in dieser Richtung sehr konservativ, liebte das Alte und das Brod am meisten, welches den längsten Bart hatte. In seinem Speicher hatte er große Vorräthe von früher her und auch in diesem Jahr sehr ansehnlich geerntet, weit mehr als alle Bauern rundum.

Es ist gar sonderbar in solchen Jahren, da kömmt erst so recht an Tag, wie einfältig der Mensch ist und wie unerforschlich Gottes Rathschläge, wie seine Wege nicht unsere Wege sind und unsere Gedanken nicht seine Gedanken. Da tragen Güter reichlich und Aecker haben gesunde Früchte und Bäume stehen voll Obst; in weiter Runde aber ist alles mißrathen, unvollkommen und mit Krankheit befleckt jede Frucht des Ackers. Dann spricht man wohl von nassem und trocknem Lande, von schwerer und leichter Erde, von Bysluft und Regenluft, von früh Säen und spät Säen, und hier trifft es zu, dort aber nicht. Das Entgegengesetzte könnte man eben so gut behaupten, und wer aufrichtig ist, muß gestehen, daß hier eine Macht, die über unsere Weisheit geht, waltet nach ihrem Wohlgefallen. Nun sollte man glauben, theile diese Macht ihren Segen aus nach dem Werthe der Besitzer, dem Guten lasse sie reiche Ernten wachsen, dem Bösen schlage sie seinen Acker mit Mißwachs.

Nun aber ist das wieder ganz anders, weder Regel noch Gesetz kann der Mensch ergründen, nach denen alles geht, ja wenn er etwas Bestimmtes festsetzen wollte, so wäre er fast versucht anzunehmen, daß die Gottlosesten, Geizigsten, Wüstesten in solchen Zeiten vor Allen bedacht scheinen, ja daß

man glauben möchte, Gottlosigkeit sei der waltenden Macht am wohlgefälligsten.

Aber der Christ hat die Ueberzeugung: denen, die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Besten, Reichthum und Armuth, Gesundheit und Krankheit, gute und schlechte Jahre, und denen, die Gott nicht lieben, dienen diese Dinge alle zum Fluch und zur Verdammniß. Denn es ist die gerechte, hohe Hand, welche kleine und große Dinge austheilt und gute und böse, welche die Waage hält und wiegt das Thun der Menschen und austheilt Kronen der Gerechtigkeit oder stempelt mit dem Brandmal der Verwerfung.

Schnitzfritz und Pfeffergret waren glücklich, wenn sie an ihre vollen Kästen und Kisten dachten, und während arme Leute hungerten und beteten in schlaflosen Nächten, thaten sie sich gütlich im Hinterstübchen und rechneten, wie sie ihren Mammon am meisten mehren, den allerbesten Nutzen aus der Noth der Armen ziehen möchten. Daß eben dies Wucher sei, daran dachten sie nicht, und hätten sie daran gedacht, so hätte es sie nicht gekümmert.

Ihre glücklichsten Augenblicke waren die, wenn sie in ihren Geldkisten Neues zum Alten legen, an diesem ihren Himmel ihre Augen weiden konnten. Die armen Tröpfe dachten nicht daran, wie schwarz es vor solchen Augen in einer andern Welt werden muß, wenn ihr Himmel hienieden bleibt und auf ewig für sie dahin ist. Vor dreißig Jahren war man unter den Bauern noch nicht so darauf versessen, so rasch als möglich aus dem Gelde Prozente zu ziehen, man war noch kindlicher und hatte seine Freude am Beschauen des Schatzes, wie Kinder an ihren Sparbüchsen. Bei ihrer Freude an den harten Thalern fiel ihnen nicht von ferne bei, welche Freude sie hungerigen Kindern mit weichen Kartoffeln machen könnten. Solchen Menschen fällt es nie bei, daß sie andern Menschen eine Freude machen könnten; sehen sie Freude bei einem Menschen, zu welcher sie durchaus nichts

beigetragen, so ärgern sie sich darüber und rechnen es ihnen als Sünde zu. Hatten sie sich erquickt am Anblick ihres Schatzes, denselben wieder wohl verschlossen, so begannen sie zu rathen, was am nächsten Markttage am vortheilhaftesten zu versilbern sei. Man glaubt gar nicht, was so ein Bauernspeicher von altem Schrot und Korn alles in seinem Bauche birgt, selbst Vater Noah, der doch eine artige Vorrathskammer gehabt hat, würde große Augen machen, wenn er einen solchen sähe.

Einmal kam Schnitzfritz heim mit viel Geld, aber einer bösen Nachricht. Man habe bösen Bericht, habe er gehört, so theilte er seiner Pfeffergret im Vertrauen mit, es komme fremdes Getreide, die Regierung habe gekauft und andere Schelmen noch, welche den Bauern die gute Zeit nicht gönnen möchten, man erwarte einen großen Abschlag, wer was lösen wolle, müsse sich sputen. Es war gut, daß nicht alle Leute hören konnten, welche Zärtlichkeiten die Pfeffergret diesen Abend losließ gegen die Regierung und die andern Schelme, welche den Bauern ihr bischen gute Zeit nicht gönnen mochten. Es wurde im geheimen Rath beschlossen, Schnitzfritz sollte am nächsten Markttage ein vierspännig Fuder zu Markte bringen. Damit aber niemand sein Vorhaben merke und ausplaudern könne, wollten sie die Woche durch in aller Stille die gehörige Anzahl Säcke füllen, geladen sei das Fuder bald, bei einbrechender Nacht könne man es machen. Gesagt, gethan, und durch eine lange schwarze Nacht fuhr Schnitzfritz mit einem schweren Fuder dem Markte zu.

Es waren keine Sterne am Himmel, aber voll Sterne war Schnitzfritzens Gemüth, die Sterne waren die Thaler, welche er zu lösen gedachte, es war ihm, als hörte er sie schon klimpern in seinen Taschen. Nur hier und da kam ihm ein Aergerniß, wenn er durch die stille Nacht einen Wagen fahren hörte dem Markte zu. Das müsse ein verfluchter Hund sein, dachte er, der ihm da in den Weg fahren wolle.

Hätte er die Macht, sagte er, so ließe er einen Befehl ausgehen, daß über den andern Markttag niemand Getreide auf den Markt stellen dürfe als der Schnitzfritz. Potz Himmeltürk, da wollte er den Leuten die Thaler aus der Tasche drehen, daß Haut und Haar damit kämen und Pfeffergret ihr Lebenlang ein Gesicht kriegte so süß als wie ein Zuckerstock! Er war beinahe der erste auf dem Markte. Es freute ihn, daß Wenige den Spaß gemerkt, denn das Munkeln vom Abschlag begann wieder. Käufer waren da, aber thaten flau, das stärkte Schnitzfritz den Glauben: pressiren möchte gut sein, hintenaus könnte es fehlen. Er gab denen, welche um den Wagen herumstrichen, weniger groben Bescheid als gewöhnlich, und ehe eine Stunde verging, hatte er das ganze Fuder verkauft um einen schönen Preis, einen ganzen Sack voll Geld und das Herz voll Freude. Während seinem Handel war Wagen um Wagen gekommen, und Schnitzfritz harrte, an seinen leeren Wagen gelehnt, voll freudiger Bosheit des großen Abschlags. Aber bald blieb die Zufuhr aus, wer hatte kommen wollen, hatte geeilt, weil er die frühe Zeit die günstigste glaubte der Gerüchte wegen. Als zehn Uhr vorbei war, ward das Getreide rar auf dem Markte, von fremdem Getreide keine Spur, von der Regierung nichts zu sehen und zu hören. Die Käufer drängten ängstlicher den Wagen nach; wo noch was stund zum Verkauf, entstand ein Gedränge, die Preise stiegen von Minute zu Minute. Es waren Müller da aus entfernten Berggegenden, die wollten und mußten Getreide heimbringen um jeden Preis. Sie hatten gezögert mit dem Kaufen, waren später gekommen, unterdessen hatten die auf Ort und Stelle oder in der Nähe Wohnenden, wohlbekannt mit dem ausgestreuten Gerüchte, zu rechter Zeit sich versorgt und sahen jetzt mit vergnüglichem Behagen dem Gewimmel zu. Ganz anders aber war dem Schnitzfritz zu Muthe. Mit zornigem Staunen sah er die unerwartete Wendung, sah nach allen Seiten sich um nach dem fremden Ge-

treide, hörte hier, hörte dort mit wachsendem Zorne die wachsenden Gebote, die drängenden Käufer, sah, wie die Waare mangelte. Leer stand sein Wagen. Einen Thaler mehr, als er aus dem Sack gelöset, hörte er bieten, er sprengte fast seine engen Hosentaschen mit den geballten Fäusten. Bald hörte er zwei Thaler mehr bieten, da fuhr er mit den Fäusten in der Luft herum, fuhr damit gegen den eigenen Kopf. Noch hatte es nicht zwölfe geschlagen, galt der Sack drei Thaler mehr, als er ihn verkauft hatte.

Da ertrug er es nicht länger, das Herz wollte zerspringen, er meinte, er müsse ersticken vor Zorn und Elend. Rasch spannte er die Pferde ein, die seitwärts mühsam an einem Bogen voll Heu nagten, fuhr in gestrecktem Trabe zum Thore hinaus, ohne einen Fuß in ein Wirthshaus gesetzt, einen Bissen Warmes zu sich genommen zu haben. Laut schrien die Leute auf vor und hinter dem toll gewordenen Bauer, Trümmer von Milchkarren stoben umher, Holzhauer fluchten ihm nach wegen zerfahrenen Sägeblöcken. Aber Schnitzfritz sah sich nicht um, fuhr nicht langsamer, mit gehobener Peitsche hielt er die Rosse im Laufe, die Leute im Respekt. Er hatte auch weder Sinn noch Verstand, wußte nicht, ging es bergauf oder bergab, kam oder ging ein Wagen, dachte nicht daran, daß seine Rosse Hunger oder Durst haben könnten. Er dachte bloß daran, daß er sich habe übertölpeln lassen, daß, wenn er gewartet hätte und gethan wie sonst, er vielleicht hundert Thaler mehr der Pfeffergret heimbringen könnte. Er wußte fast nicht, wie er heim kam, nicht einmal wie langsam. Denn erst wollten seine Rosse nicht mehr springen trotz allem Peitschen, dann mochte er selbst nicht mehr peitschen, ja nicht einmal der Gedanke kam ihm, den ganzen Handel der Pfeffergret zu verschweigen, damit er nicht noch ihr Elend zu dem seinen hätte und die hundert vermarkteten Thaler sich nach Weiberweise nicht bloß wie das Gemüse zwei oder dreimal müsse aufwärmen lassen, sondern so lange er lebe. Denn am

Ende wird die größte Portion Gemüse aufgegessen, besonders wenn man kein anderes kriegt, bis das alte zu Ende ist, aber hundert Thaler, welche ein Mann verleichtsinnigt hat, das ist ein Ding, welches kein Ende nimmt, welches keine Pfeffergret vergißt alle Tage aufzuwärmen.

Der Zustand, in welchem Mann und Roß endlich heimkamen, fiel begreiflich alsbald auf. Pfeffergret kriegte große Angst: Bist um's Geld gekommen? schrie sie, bist angefallen worden? hast dich nicht wehren können? Schnitzfritz antwortete nichts, reichte ihr aber einen alten Dragonermantel vom Wagen, in welchen das Geld eingewickelt war. He nun Gottlob, sagte Pfeffergret, sobald sie den Trost im Arme fühlte, komm herein, erzähle, was es gegeben. Buben, seht zu den Rossen, sie haben es nöthig. Fehlt dir was? Gottlob, allweg ist das Geld da, sagte drinnen die Pfeffergret, und wie mich dünkt, hast wohl gelöst, das Säcklein ist schwer. Du wirst einen Schluck über den Durst genommen haben? Es wäre mir lieb, du fingest dies nicht an.

Als endlich Schnitzfritz' Bericht gab, da ward auch Pfeffergrets Zorn und Jammer groß. Erst schalt sie den Mann schrecklich aus über seine Dummheit. Nein, so sich übertölpeln zu lassen, müsse man eine Kuh sein und zwar eine von den allerdümmsten, sagte sie. Da Schnitzfritz aber sagte, sie hätte es ja auch geglaubt so gut als er, und es sei noch Andern gegangen wie ihm, da wandte sich ihr Zorn und sie begann gar schrecklich zu fluchen über die verfluchten Berner und über die Herren, und wenn sie alle verhungern müßten, kein Körnlein lasse sie mehr bringen auf ihren Markt. Bauern schinden sei von je ihr Vergnügen gewesen, jetzt, wo sie das Heft in den Händen hätten, wollten sie ihnen auch zeigen, was die Bauern könnten! Ihrethalben könnten sie die Steine auf den Gassen, die Ziegel auf den Dächern mahlen lassen und fressen. Die Lumpenhunde! Die gute Pfeffergret war gewohnt, alles Unheil den Bernern und den Herren zuzuschreiben. Daß das

falsche Gerücht von einigen pfiffigen Müllern kam, deren keiner ein Herr und Berner, sondern alle hoch aus Bauernstamm entsprossen waren, das hätte ihr kein Engel eingeredet. So narren ließen sie sich nicht, sie vermöchten abzupassen die beste Zeit, und ehe der Sack nicht zwanzig Thaler gelte, komme kein Korn mehr aus ihrem Speicher, so lautete ihr endlicher Entschluß. Und sie hielten ihn besser als gar manche Obrigkeit, welche heute das beschließt und morgen das Gegentheil thut, die ihrigen. Schnitzfritz erschien also nicht mehr auf dem Markte, sein Speicher wurde bloß dem Müller, der für Schnitzfritz zum Hausbrauch mahlte, alle drei Wochen einmal geöffnet. Was er Schlechtes im Speicher hatte, gab er dem Müller, das gab dann Brod schwarz wie ein Hut und trocken wie Sandschollen, und doch war der Tag, an dem Schnitzfritz Korn geben mußte, immer ein schwarzer Unglückstag für ihn. Er mußte immer und immer rechnen, wie viel Geld er lösen könnte aus dem Korn und wie man vom Selberessen gar nichts hätte. Es sei eine leidige Sache von unserem Herrgott gewesen, und wenn er was Ungeschicktes gemacht hätte, so sei es das, daß er den Leuten das Essen angethan, er hätte sie schaffen können ohne das. Aber das sei auch nur gewesen, um die Bauern zu plagen, es sei halt ein Herr wie der andere, der Herrgott nicht ausgenommen!

Desto mehr Freude hatte das Ehepaar an den Marktkarten, auf welchen die Preise der verschiedenen Getreidearten verzeichnet waren. Von Woche zu Woche stiegen sie, nahten sich dem verhängnißvollen Ziele, und allemal, wenn sie zusammen saßen in ihrer hintern Stube und rechneten, für wie viel Geld sie noch Vorräthe hätten, wuchs ansehnlich die Summe, stieg zu einem großen Kapital und vielfach war eingebracht, was Schnitzfritz vermarktet hatte. Je mehr der Mangel stieg, desto gräulicher ward die Freude in ihren Herzen, und desto sorgfältiger bewachten sie die kleinsten Bissen Speise, fast wie der bekannte Höllenhund Cerberus das Höllenthor. Allerdings

fast wie eine Hölle ward des harten Ehepaars Haus und Speicher angesehen, gar mancher Fluch ward ausgestoßen, wenn ein Armer scheu an demselben vorüberschlich, und selbst Reichere konnten nicht ohne Aerger und Kümmerniß vorübergehen und ohne zu sagen: Das sind wüste Leute, wenn sie alle so wären, so Gnade Gott der Welt. Aber warum unser Herrgott Andern nimmt und diesen giebt, solches verstehen wir nicht. Wunder nimmt es uns, wie er es damit meint und wie die Sache einen Ausgang nimmt.

Längst war der Frühling warm und schön in's Land gekommen und das Getreide stand gut. Alles versprach ein gesegnetes Jahr, und doch stiegen die Preise immer noch und der Hunger ward groß im Lande. An manchen Orten kochte man aus Noth jungen Klee und starb davon an grimmigem Bauchweh, und mit dem Hunger wuchs des schaurigen Ehepaares gräuliche Freude und Hoffnung. Noch ein Markttag oder zwei und sie hatten ihr Ziel erreicht, denn daß es wohlfeiler werden könnte, daran dachten sie nicht, daran glaubten noch viele andere Leute nicht. Schnitzfritz und Pfeffergret brachten mehr als einen vergnügten Abend damit zu, daß sie in ihrer Schatzkammer Platz machten für die neuen Ankömmlinge, accurat wie andere Leute mit Freuden Herberge bereiten für liebe Gäste.

Die Sonne vom Jahr 1817 war nicht die vom Jahr 1816, so wenig wie die Sonne von Austerlitz die bei Waterloo war. Im Jahr 1817 waren die Nebel von der Sonne weg, die Löcher oder Flecken an der Sonne geflickt und heiß ward es wieder auf Erden. Die Ernte stand schön, reifte frühe, aber an's Wohlfeilwerden dachte man nicht. Die Gerste fiel unter der Sense und mit heißem Gebete ward das gute neue Brod begrüßt. Nun kam das Korn an den Tanz, und Schnitzfritz mähte selbst mit, der schweren Aehren sich freuend und bloß darüber sich ärgernd, daß er nicht allein schwere Aehren hatte, sondern Andere auch.

Als er eines Mittwochs Morgens eben aufstehen wollte, das Gesinde zu wecken, noch schimmerte keine Morgenröthe am Himmel, klopfte es draußen an der Thür. Rasch schob Schnitzfritz ein Schiebfensterchen auf und schnob hinaus: Was giebt's, was ist's? Nur ich, antwortete eine Stimme aus der Finsterniß, wollte dir bloß sagen, daß gestern das Getreide runter gemacht hat, zwei Thaler der Sack. Hab gedacht, es gebe ein schön Botenbrod, wenn du es hörest. Das wäre der Teufel, schrie Schnitzfritz. Willst mich zum Besten haben, du Lumpenhund! Geh, gieb ihm das Botenbrod mit einem buchenen Scheit, schrie von hinten die Pfeffergret. Hinaus im Hemde stürzte Schnitzfritz, aber er kriegte niemanden, er mußte bloß hören, wie es lachte durch die Finsterniß. Es war fast, als ob jeder Zaunstecken und jeder Haselstock ein Maul bekommen hätten und lachen thäten aus Leibeskräften.

Die Nachricht ging dem Ehepaar im Leibe herum wie Wurmpulver. Sie glaubten nicht daran, aber sie mußten immer denken: ist's oder ist's nicht? Zu Nachbarn gehen und fragen mochte Fritz nicht, er wollte nicht zeigen, daß ihm was daran gelegen sei. Sei es, so vernehme er es frühe genug, sei es nicht, so sei es um so besser und niemand könne ihn auslachen, als hätte er umsonst Angst gehabt.

Er ging also auf den Acker und mähte mit seinen Leuten, auf dem Felde war er der erste. Als es dämmerte, kam hieher, dorther ein Bauer gezogen mit seinem Gesinde, hoch auf der Achsel die Sense, wie ein Hauptmann vor seiner Kompagnie auf den Sammelplatz, wenn es zur Schlacht gehen soll. Der erste Bauer machte Halt bei Schnitzfritz und schrie ihn an: Du wirst wissen, wie es gestern in Bern gegangen ist? Ohne daß man es dachte, ist der Preis für den Sack um zwei Thaler gefallen. Es ist schon manches gesagt worden, es war nicht wahr, und Kinder und Narren haben es einander nachgesagt, antwortete Schnitzfritz hässig. Wird sich

bald erzeigen, antwortete der Bauer und marschirte weiter, kichernd seine Kompagnie ihm nach.

Weißt, Fritz, was gestern in Bern geschehen ist? Gefallen ist um drei Thaler der Malter! schrie ein Zweiter ihn an. Sag' doch gleich fünf Thaler, es geht in einem zu, schnauzte Fritz wieder. Wer weiß, antwortete der Bauer kaltblütig; was nicht ist, kann werden!

Weißt, Fritz, schrie es wieder, gestern ging's lustig zu Bern, runter wie der Teufel, und das ganze Kornhaus voll eingestellt. Jetzt wär's gut zu Markte zu fahren, Fritz! — Fahr' du meinetwegen, so kannst deine Schulden zahlen, sie plagen dich übel genug, entgegnete Schnitzfritz zornig. — Sieh du nur zu, daß dich dein Korn nicht mehr plagt als mich meine Schulden, rief lachend der junge Bauer und stimmte ein lustig Liedchen an, in welches alsbald sein Gesinde einfiel und lustig fürbas zog.

Gestern ging's in Bern den hundshäärigen Bauern schön an die Beine, schrie es von anderer Seite her. Unser Herrgott ist wieder erwacht und will zeigen, daß ihm Reich und Arm gleich lieb sind. Es war ein Meisterknecht bei einer Wittwe, welcher als Oberlieutenant der Dienstboten das Regiment führte. — Es ist gut, wenn der Herrgott wieder erwacht ist. Es giebt deren, welche ihn mehr zu scheuen haben als die Bauern; da mögen sich die in Acht nehmen, welche Schelmenfinger an den Händen haben und sie rasch in die Taschen stecken, es heißt, unser Herrgott klopfe absonderlich gerne solche aus, entgegnete Schnitzfritz. — Glaub' es auch, antwortete der Meisterknecht, und Schelmenfinger an Bauernhänden gewachsen, welche zweierlei Korn in den Sack thun, Wasser in die Milch und Stroh in's Heu, welches sie verkaufen, denen kann's übel gehen. Ein schallend Gelächter erscholl aus seinem Heerhaufen, während er weiter marschirte. Es stach Schnitzfritz im ganzen Leibe vor Zorn und Angst, aber er hätte es den Schelmen allen nicht zu Gefallen gethan, vom

Acker zu laufen oder sonst zu zeigen, wie tief das Gerede, welches zu glauben er sich immer noch wehrte, ihm ging. Er suchte sich einzureden, es sei eine Abrede getroffen worden, um ihn böse zu machen. Aber den Schelmen und Spitzbuben wolle er es eintreiben, das versiegelte er mit manch' schwerem Wort.

Als endlich der lange Morgen überwunden war, er heim konnte und seiner Pfeffergret das Vorgefallene erzählte, so war diese weniger geduldig und standhaft. Sie wetterte in der Küche herum, daß man hätte glauben sollen, Schüsseln und Pfannen hätten sich den Krieg erklärt und schlügen sich in der Küche herum auf Tod und Leben. Sie brüllte das Gesinde an, jetzt würden sie meinen, sie könnten wieder fressen wie Schafe, die des Jahres dreimal so viel fressen thäten, als sie werth seien, und müßten Bäuche haben wie ein alter Stadtammann oder eine alte Müller-Stute. Endlich wandte sich das Wetter gegen den Mann. Und du, wenn du kein Narr wärest, wärest längst zum Vetter im Saukasus gegangen, der kann dir wahren Bericht geben, und vielleicht vernimmst du etwas, wo ihr jemanden den Honig nehmen könnt oder Einen über den Löffel barbieren, heute kannst doch nicht Garben machen.

Aber Schnitzfritz konnte laufen wohin er wollte, zum Vetter im Saukasus oder zu einem Andern, die Sache war wahr, blieb wahr und nicht bloß das, sondern von Markttag zu Markttag fielen die Preise und alle Hoffnung zu irgend einem Steigen ging gänzlich dahin. Was das für ein Elend war in Schnitzfritzen's und Pfeffergret's Herzen, es läßt sich nicht beschreiben. Es war beiden, als befände sich in ihrem Leibe ein großer Knäuel bissiger Würmer, als nagten diese Würmer an den Wänden, welche sie umschlössen, und könnten sich doch nicht durchnagen. Dies Elend trugen sie gemeinsam und machten sich nicht gegenseitige Vorwürfe; denn sie waren in allem eines Sinnes gewesen, waren auch eines Sinnes in

der Ansicht, daß man den Leuten nicht die Freude machen wolle, das vorräthige Korn wohlfeiler zu verkaufen. Auslachen wollte man sich nicht lassen, man vermöge es zu behalten, bis es besser werde. Merkwürdig war es, wie sie ihren Zorn das Korn entgelten ließen, fast wie Kinder zornig über die Steine werden, über welche sie stolpern. Sie mochten das Korn gar nicht ansehen im Speicher, öffneten denselben so selten als möglich, wollten eigentlich gar nicht mehr daran denken, aber dies vermochten sie nicht; die Gedanken waren Meister und hörten im Schlafe die Gedanken auf, kam im Traume das Korn wieder und der Preis und die Leute und das Lachen, kurz eine Qual, die entsetzlich war. Darum wollten sie eben das Korn nicht mehr ansehen.

Da kam eines Tages ihr ältester Bube und sagte: Vater, komm und sieh! Wollte im hintersten Kästchen Taubenfutter nehmen und da war alles lebendig; es gramselte mir in den Fingern, als ich hineingriff, es hätte mir bald zu grausen angefangen. Mit einigen Flüchen stieg der Vater dem Sohne nach und hintendrein, daß es niemand merken solle, kam die Pfeffergret, denn bei wachendem Zustande träumte sie, aber nichts Gutes.

Im Speicher erwartete sie was Schreckliches, noch ganz was Anderes, als das Gramseln inwendig. In der Grütze für die Tauben war allerdings alles lebendig; aber dieses Leben war nicht da entstanden, sondern kam von oben, kam vom obern Boden. Oben, im letztjährigen Korn, welches feucht eingesammelt, feucht in den Speicher gekommen war, dort waren die Würmer entstanden. Je mehr Korn im Speicher war, desto mächtiger war dieses Leben, denn desto heißer war das feuchte Getreide geworden. Durch die Spalten oben fielen die Würmer hinunter in's ältere und bessere Korn, so war Leben überall, ein Leben, welches dem Schnitzfritz und seiner Pfeffergret an's eigene Leben ging und ihnen das Haar u Berge stellte. In ihrem Zorn über das Korn hatten sie

nicht oft genug nach demselben gesehen, niemanden in den Speicher gelassen, vergessen, daß das Korn des nassen Sommers im darauf folgenden heißen Sommer des Aufschüttens und Werfens bedürfe, hatten ob dem einen alles vergessen, was sie sonst so gut wußten.

So rächte sich, als die Hitze kam und so recht vaterländisch in den Speicher drang, dieses Vergessen und sonst noch Anderes an ihnen schrecklich. Jetzt hatten sie Mäuler genug zum Füttern und zwar Mäuler, welche nicht erst an die Thüre klopften und um was baten, sondern Mäuler, die zufraßen, so lange sie was fanden und weder Bauer noch Herrn darum fragten. Sie, der Schnitzfritz und die Pfeffergret, standen da, sprachlos, verblüfft, wie man zu sagen pflegt, noch viel anders, als wenn Feuer aus den vier Enden des Hauses gebrochen wäre. Da hätten sie zu löschen und zu retten gesucht, aber jetzt, was half retten, was half löschen? Was lebendig war, das war lebendig. Da half weder Kunst noch Kraft.

Pfeffergret bekam zuerst die Zunge wieder, begreiflich, sie war ein Weib. Mach' nur nicht, daß es jemand merkt, das ist die Hauptsache, sprach sie. Das begriff Schnitzfritz, es war ihm gerade auch so. Sie schlossen den Speicher wieder und niemand sollte darum wissen. Wie es aber geht, wenn man in einem Hause Feuer verheimlicht und mit zu schwachen Kräften es zu löschen versucht, ist bekannt; Würmer im Korn zu verheimlichen, insgeheim ihrer los werden zu wollen, ist noch viel dümmer und hilft nichts. Wenn alles Volk auf dem Felde war, versuchten sie wohl Rath zu schaffen, das Korn zu rühren und zu werfen, aber alles umsonst.

Erstlich merkten alle Leute, was Trumpf war in Schnitzfritzens Speicher, und zweitens merkten diese endlich selbst, daß sie das schlechteste Korn aus dem Speicher schaffen müßten, wenn sie was vom besten retten wollten. Es ist in allen Dingen das, Guts und Schlechts thut's halt nicht zusammen;

schafft man zu rechter Zeit das Schlechte nicht fort, wird das Gute schlecht. Wie sie auch schafften und schwitzten, es half nichts. Endlich begriffen sie, das Schlechte müßte fort, aber wie, daß nicht aller Welt Hohn und Spott auf sie fiel? Das gab Schnitzfritz und Pfeffergret lange zu denken.

In einem wilden Waldgraben, wo in hundert Jahren nicht zwei Menschen hinkamen, Gruben zu graben, in finstern, wilden Nächten das lebendig gewordene Korn dorthin zu fahren und dort zu vergraben, ward endlich beschlossen. Hätten sie dafür gesorgt, daß die heiligen Worte, welche sie in Schule und Kirche zu hören bekamen, nicht vergraben worden wären in ihrem Herzen vom Gestein und Gerölle dieser Welt, sondern lebendig geworden wären, ihr Korn wäre ihnen im Speicher nicht lebendig geworden; sie hätten es jetzt nicht zu vergraben brauchen in schwarzer Nacht, in wildem Walde. So geht es halt, wer für das rechte Leben nicht sorgt, wird von ungesuchtem Leben geplagt, vielleicht verzehrt.

Was aber das für Fahrten waren mit dem Korn in den Wald! Heimlich sollte alles geschehen, bloß ein alter Knecht, der zugleich Verwandter war, wurde in's Geheimniß gezogen. Heimlich, wie man meinte, wurde das Korn im Speicher in Säcke geschüttet. Wenn es recht finster war oder stürmte draußen, dann wurde um Mitternacht eine Portion in den Wald gefahren und vergraben. Mit dem Knecht ging bald der Vater, bald der Sohn. Pfeffergret hätte man zu solcher Zeit um kein Geld in den Wald gebracht. Sie war abergläubisch; wenn es dunkel wurde, fürchtete sie den Teufel schrecklich und sah ihn in allen Ecken; daß es immer Nacht war in ihrer Seele, merkte sie nicht und den Teufel darin fürchtete sie nicht, im Gegentheil, er war ihr lieb von ganzem Herzen. Ja, das war jetzt noch ein ganz anderes Fahren mit verdorbenem Korn in den Wald, als vom Markte heim mit zu geringem Erlös. Zwei, dreitausend Thaler hätte Schnitzfritz heimfahren können und die nächtlichen Fahrten sich erspa-

ren, wenn er genügsamer gewesen wäre, nicht an der Noth der Armen sich hätte bereichern wollen, nicht ein Wucherer gewesen wäre und zwar einer von der bösesten Sorte. Anfangs ging's mit dem Beiseiteschaffen des verdorbenen Korns wohl heimlich, aber mit den Geheimnissen geht es wie mit den Lichtern, welche man verbergen will, selten ist eine Ritze, durch welche nicht Licht schimmert und die nicht Lauscher lockt.

Erst sprach man, es spuke in Schnitzfritzens Speicher; dann ging die Rede, es gehe um im Kesselgraben, es poltere dort gar schrecklich in schwarzen Nächten, man höre Pferde wiehern und Wagengerassel, wahrscheinlich fahre der alte Zwingherr von Schüpfen wieder um. Indessen vor Nachtbuben ist niemand sicher, nicht einmal Gespenster. Ein solcher Nachtbub erguckte zuerst den Grund, warum Nachts Licht war in Schnitzfritzens Speicher; ein anderer merkte, daß ein ganz natürlicher Wagen ohne Zwingherr vom Kesselgraben herkam, und ehe Schnitzfritz mit seinen Fuhren zu Ende war, hatte das Publikum den Zusammenhang zwischen dem gespenstigen Speicher und spukhaften Kesselgraben herausgebracht.

Man kann sich denken, was über Schnitzfritz und seine Pfeffergret gelacht und gestichelt wurde, und unter Allen, welche von der Sache hörten, war auch nicht Einer, der Mitleid mit den Leuten gehabt und nicht gesagt hätte, es geschehe ihnen recht und es sollte Allen so gehen. Der Unterschied unter den Menschen war bloß der, daß es die Einen bei obigen Worten und tapferem Lachen bewenden ließen, während dagegen Andere schrecklich fluchten und sagten: es nehme sie doch wunder, ob ein gerechter Gott im Himmel sei. Wenn die jetzt nicht gestraft würden, daß die Schwarten krachten, so möchten sie für die himmlische Gerechtigkeit keinen Kreuzer geben. Etwas Schrecklicheres, als arme Leute pressen, sein Korn lieber den Würmern lassen als hungrigen Kindern, könne doch kaum erhört werden zwischen Himmel und Erde. Die guten Leute, welche so aufbegehrten, bedachten zwei Dinge

nicht. Erstlich, daß sie selbst in großer Sünde begriffen, der Balken im eigenen Auge ihnen verborgen sei. Dem Christen ziemt es nicht, sich der Strafe der Brüder zu freuen, sondern der Gnade sie anzuempfehlen, nicht der strafenden Gerechtigkeit. Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun, hatte Christus am Kreuze gebetet. Zweitens wußten diese Leute gar nicht, was Strafe Gottes ist und wie Gott straft. Wußten diese Leute denn nicht, daß Schnitzfritz und Pfeffergret viel ärgere Würmer hegten in der Seele, als sie im Kesselgraben begraben hatten? Wie hatten sie sich wegen hundert Thalern geplagt und gehärmt, und jetzt zwei bis dreitausend Thaler im Loch und Schand und Spott dazu, und das in sich verdrücken müssen und zugleich darauf achten, daß niemand ihnen was anmerke, die Qual und Pein ertragen und keine Miene verziehen dabei und sicher sein, daß Nachts die Würmer noch gräulicher gramseln, noch giftiger nagen würden als des Tages, und zwar nicht im Speicher, sondern im Herzen!

Die guten Leute meinen, wenn Gott strafen wolle, so müsse er hageln lassen oder Häuser anzünden oder Vieh und Menschen mit Krankheit schlagen oder sonst was Absonderliches, Schreckliches machen, daß weit herum Alles aufschreien und mit den Fingern darauf zeigen könne: Seht, seht, wie Gott die straft und züchtigt, wie es doch denen einmal recht geschieht. Gott Lob und Dank, und wenn es doch nur Allen so ginge! So meinen die Leute, möchten gerne Spectakel haben, gleichsam auch eine Anerkennung der eigenen Gerechtigkeit, und geben doch damit an den Tag, daß sie wenig höhern Sinn haben, wähnen, Gott könne nur äußerlich strafen und namentlich am Gelde, was für die Meisten doch trotz allem Gerede den höchsten Werth hat im Himmel und auf Erden. Gottes Rathschläge sind unerforschlich und seine Wege nicht unsere Wege. Wie viel er innerlich straft und wie schwer er die Seelen züchtigt, das wird nicht offenbar. Ja,

die Gezüchtigten, die in Pein und Angst schlaflos auf ihrem Lager sich wälzen, merken es oft nie oder lange nicht, daß es Gottes Hand ist, welche strafend ihre Seelen züchtigt.

So fiel es Schnitzfritzen und Pfeffergret nicht von ferne bei, daß Gott ihnen ihre innerlichen Qualen geordnet habe, den Ausschlag an der Seele, der zehnmal ärger biß und brannte, als die giftigsten Geschwüre auf der Haut brennen. Den Verlust wollten sie einbringen, wurden nun noch wüster gegen Menschen und Thiere, als sie schon vorher waren, so sauer im Gemüthe, daß sie weder den Kindern noch sich unter einander ein freundlich Wort mehr gaben. Ihr Haus glich einem Pfeffersalat, wo man pusten, niesen, husten muß, wenn man nur daneben vorbeigeht. Bald darauf heirathete der älteste Sohn und zwar eine reiche, hübsche Frau, die bloß noch eine schwächliche Schwester hatte, von der man hoffte, sie werde das Heirathen nicht erleben. Da war großes Geschrei im Lande, da sehe man die himmlische Gerechtigkeit. Oben drauf kriege jetzt der Sohn noch eine solche Frau; jetzt wolle man nichts mehr sagen, jetzt sehe man wohl, je wüster, desto besser, und am klügsten thue, wer thue, was ihm wohlgefalle! Der Sohn war ein baumstarker, schöner, nicht unbegabter Bursche, von Mutter und Vater im Zaum gehalten wie ein jung Füllen, aber ohne Furcht vor Gott und Menschen, ohne Grundsatz, wild im Gemüthe, wie man nur wild sein kann. Nun ward er frei, bekam Geld die Hände voll, während er vorher knapp gehalten worden war, Pfeffergret ihm die Batzen nachzählte und jeden verthanen sechs Wochen vorhielt. Ho! wie ging das nun hoch und in Freuden, und was der junge Mann nicht alles trieb!

Eine Ader von den Alten hatte er doch. Wenn er so recht vaterländisch verschwendet hatte, reuete ihn später das Geld bitterlich. Er wandte sich daher vom theuren Weine dem wohlfeileren Branntweine zu, der in kleineren Portionen größere Wirkung thut. Die Eltern achteten wenig darauf.

Die Frau wehrte nicht besonders ab; es war fast, als ob es ihr wäre, wenn es doch sein müßte, so wolle sie am liebsten, er treibe es recht, desto schneller gehe es dann zu Ende. Dazu kam es denn auch. Der blühende Mann ward ein wüster Trunkenbold. Jetzt wollten die Eltern wehren, aber es war zu spät, der Branntweinbrand verzehrte ihn, und ein Vierteljahr nach seinem Tode hielt das schwächliche Mädchen, welches er zu beerben gehofft hatte, glänzende Hochzeit. So geht es mit den menschlichen Rechnungen: der Mensch denkt, Gott lenkt.

Nun hatten sie noch einen Sohn und zwei Mädchen. Am Sohne hingen beide vorzüglich, obgleich er der unangenehmste Bursche war, welchen man antreffen konnte im Canton Bern. Er war wüst und wild, zornmüthig und hochmüthig, neidisch, geizig und doch verschwenderisch dabei und zu allem dem noch dumm, dumm wie der Lappländer, zum ordentlichen Lesen brachte er es nie. Aber er sollte die Eltern einst vertreten auf Erden, sollte der Herr ihres Gutes werden, und darum liebten sie ihn so blind. Wenn Hans so recht wüst that, so freute es Schnitzfritzen sehr; der werde einst sein Volk in Ordnung halten, daß dasselbe wisse, daß es einen Meister habe, so sei es recht, sonst wäre niemand mehr sicher. Wie man die Jagdhunde halten müsse, immer halb hungrig und mager, so müsse man auch Knechte und Mägde halten, fette Hunde seien faul, schliefen statt zu jagen, und gerade so hätten es auch Knechte und Mägde, da sei halt kein Unterschied.

Es war, als ob Schnitzfritzens und Pfeffergrets Augen ganz verhexet seien, sie mußten an Hans alles anders sehen als andere Leute, schneeweiß, was Andere für schwarz hielten. Da durfte niemand was sagen, es wäre gewesen, als ob Einer ihnen in die Augen hätte stechen wollen, dem hätten sie auf die Finger geklopft, daß ihm die Versuche, dummen, mit Blindheit geschlagenen Eltern den Staar zu stechen, zeit-

lebens vergangen wären. Es war sehr merkwürdig, wie viele schöne Gründe die geizigen Alten vorzuzählen wußten, wenn ihr Hans Geld verklopfte, daß anderen Eltern die Augen übergegangen wären, und wie sie eine Freude hatten, wenn er Bettler mit der Peitsche vom Hause jagte oder einen armen Menschen, dem er Heu für seine Ziege verkaufte oder sonst etwas, betrog und hintendrein ausspottete. Das gebe Einen, sagten sie, man werde die Augen aufthun, wenn der einmal zu seinen Jahren gekommen sei.

Ob dieser Freude und im Maaße, als die Thaler in der Schatzkammer sich häuften, war das Korn im Kesselgraben vergessen worden, und die Würmer im Herzen hatten sich zur Ruhe gelegt. Aber Hans kam nicht zu seinen Jahren. Die Welt sperrte über ihn die Augen nicht auf, wohl aber rissen sie die Eltern auf und dann gingen sie ihnen zu.

Eines Morgens früh klopfte man an's Haus, fast wie damals am Mittwoch, um des Kornes Abschlag ihnen zu verkünden, aber diesmal war es an einem Sonntag. Nicht halb so rasch als an jenem Mittwoch gab Schnitzfritz Bescheid, er pflegte am Sonntage gerne der Ruhe, arbeiten durfte er nicht und gegen Gott hatte er nichts zu versäumen; er hatte ihm abgesagt ungefähr wie ein Schuldner, welcher dem Gläubiger nicht nur die Zinsen verweigert, sondern auch das Kapital verläugnet. Hart klopfte es zum zweiten Male, zornig stieß Schnitzfritz das Schiebfensterchen zurück, fuhr mit dem Kopfe durch, harte Rede auf der Zunge. Aber bald stockte sie, denn draußen auf einer Bahre lag sein Hans und rührte sich nicht. Es ist ein Unglück passirt, sagte einer von denen, welche ihn gebracht hatten, er ist zu Tode gefallen, aber er ist selbst schuld, es kann niemand was dafür.

Hans war nach seiner Weise Samstag Nachts herumgefahren wie ein Kobold, hatte überall Spectakel gemacht, getrunken bis oben aus, war endlich von einer hohen Treppe hinuntergefallen und hatte den Hals gebrochen. Hatte ihn

jemand hinausgeworfen oder gestoßen oder hatte sein schwerer Kopf Schuld an seinem Sturz, das ward nie ermittelt. Hans konnte nichts sagen und niemand wollte dabei gewesen sein und wissen, wie es zugegangen. Das Gepolter des Fallenden hatte die Hausbewohner geweckt und diese Hans schon todt gefunden, so hieß es.

Nun war der Jammer sehr groß bei Schnitzfritz und der Pfeffergret, es war, als lägen ihnen Mühlsteine auf dem Herzen, als sei ihnen der Speicher verbrannt, das Geld gestohlen worden, die Seele aus dem Leibe und müßten sie nun als hohle Gespenster umgehen an hellem Tage. Aber ihr Elend und ihr Jammer war nicht naß, that sich nicht in Heulen und Wehklagen kund, es war ein trocken, verbissenes Elend, und so eines thut viel mehr weh, als das nasse und feuchte. Es brennt gar heiß in der Seele, wenn nicht Thränen die Glut löschen.

Die beiden Alten lebten nun ein schaurig Leben, hatten keine Hoffnung mehr, weder für dieses Leben noch für jenes. Zwei Mädchen hatten sie noch, aber sie waren gewohnt, sie für nichts anzusehen, und diese Gewohnheit änderten sie nicht. Sie hatten niemanden mehr, in dessen Händen sie mit Freuden ihr Vermögen sahen, es im Geiste verwalten sahen nach ihrem Sinn und wachsen über alle Zahlen hinaus. Sie hatten keine Hoffnung auf den Tod, denn in ihnen waren alle entschlafenen Würmer wieder erwacht, die Vergangenheit tauchte in ihnen auf, alle Tage anders und peinigender und doch immer die gleiche. Reue, Zorn, Verdruß, Gram, Angst wechselten ab in ihren Gemüthern alle Tage, wie in schlechten Jahren alle Stunden die Winde wechseln. Am Leben hatten sie keine Freude, an den Tod durften sie nicht denken, aber arbeiten und geizen thaten sie auf gleiche Weise, aber ohne Zweck, wie todte Körper zuweilen die Glieder rühren sollen, so wie sie im Leben es gepflegt.

Das seien ihnen doch die wüstesten Menschen, sagten die

Leute, die seien immer die gleichen, es möge ihnen gehen was es wolle. Sie glaubten, wenn man ringsum die Welt mit Pulver in die Luft sprengen würde, die würden sich nicht umsehen, sobald ihr Hof stehen bliebe. Weiche Menschen waren sie wirklich nicht, aber doch anders als die Leute sie dafür ansahen. Wer sie hätte seufzen hören in der Nacht, gesehen, wie sie sich schlaflos im Bette wälzten, der hätte vielleicht gedacht, es könnte inwendig was sein, was man ihnen auswendig nicht ansehe. Aber merkwürdig war es, daß, obgleich in Schnitzfritz und Pfeffergret ungefähr das Nämliche sich regte, ähnliche Stimmungen wechselten, sie doch mit keinem Worte darüber zusammen sprachen, jedes seine Qual bei sich allein verwand. Es ist sehr merkwürdig, wie bei der heißen, trocknen, innern Qual der Mund stumm bleibt, und wie unchristliche Gemüther, wie schmerzlich es in ihnen sich regen, wie groß ihre Pein auch sein mag, sich nicht darüber aussprechen, sondern wie Leute, die in der Stille einen Brand löschen wollen, alle Tage von vornen beginnen, die innere Gluth zu unterdrücken und es doch nicht vermögen. Es ist das Ringen eines Angegriffenen, der sich nicht ergeben will. Sie stehen im Wahn, wenn sie in sich Qual und Glut löschen könnten, so wäre auch außer ihnen nichts zu fürchten, sondern alles aus. Darum können Prediger mit einer Masse von Menschen nichts anfangen, und eine Masse von Menschen erschrickt vor jedem Pfarrer, der in ihre Nähe kommt, aus Furcht, er möchte ihre Arbeit unterbrechen, Glut anfachen, statt zu löschen, sie in Versuchung führen, zu reden von ihrem Inwendigen. Um solchen Voruntersuchungen zu entgehen, werden die meisten Versuchten sackgrob. Es ist merkwürdig, wie erst, wenn die innere Noth zu Worten kommt, Buße und Bekehrung möglich werden, daß, je weiter Einer in der Bekehrung schreitet, er um so lieber über innere Zustände sich ausspricht.

So glommen die beiden Alten neben einander in gleicher Qual, und keins tröstete das andere oder stärkte es. Endlich

verglommen beide und beide in düsterm Schweigen. Schnitzfritz starb zuerst, und am Tage, an welchem er begraben wurde, fegte ein schrecklicher Sturmwind über's Land. Die, welche mit der Leiche gingen und den nächsten Verwandten nicht zu nahe, die sahen einander gar bedenklich an und sagten: Gestürmt wie heute hat es lange nicht, aber auch nicht umsonst, man weiß warum. He nun, es ist gut, wenn es noch zuweilen ein Zeichen giebt, so weiß man doch, daß der gerechte Gott noch lebt. Es ist nur schlimm, daß man oft lange Stücke nichts von ihm merkt. Bedenklich reich werde Schnitzfritz sein, aber wenn man ihn schon alleine beerben könnte, die Reise, welche er jetzt machen müsse, möchte man nicht mitmachen, dem Teufel zwischen den Hörnern. He nun, was recht sei, sei recht, wenn es nur aus und vorbei sei und Schnitzfritz am Ort, wo er hingehöre.

In Jahresfrist verglomm auch Pfeffergret, und als man sie zu Grabe trug, da stürmte und windete es wieder und schrecklich, daß die Männer kaum ihre schwarzen Trauermäntel verhindern konnten, ihnen um die Köpfe zu flattern, und das Leichenbegleit einer großen Schaar ungeheurer Raben ähnlich wurde. Es war niemanden wohl dabei; man sah sich wiederum sehr bedenklich an. Obschon das Leichenmahl reich, der Wein gut war, so wohlete es den meisten erst, als sie wieder heim waren und die Thür hinter sich zugemacht hatten, und mancher ging schnurstracks hinter den Tisch, nahm die Bibel oder ein Betbuch und gab weder Bescheid noch Antwort, ehe er ein gut Stück laut gelesen hatte. Noch hatte der Mond seine Scheibe nicht umgerollt, als man allenthalben reden hörte, wie es nicht geheuer sei im Kesselgraben, nicht richtig um Schnitzfritzens Gehöfte herum. Seufzen wollte man hören, Laternenschein im Speicher sehen; bald hörte man einen Karren fahren und sah ihn nicht; bald sah man ihn fahren und hörte ihn nicht; bald kriegte jemand ein geschwollen Gesicht, ein Anderer ein lahm Bein. Da sprach man wohl von Ab-

büßen, aber bald klagte man, daß man selbst damit gestraft werde und wünschte, das Teufelszeug hörte bald auf und die Leute kämen an die Ruhe, man hätte so jetzt nichts mehr davon, als Schrecken und Angst.

Zwei Töchter hatten die Gestorbenen hinterlassen; reichen und hübschen Mädchen fehlen Freier nicht, und ganz junge Mädchen, die niemand hindert, säumen selten, aus den Freiern einen zum Manne zu machen, accurat wie Kinder Naschwerk nicht lange unangefochten in der Tasche herumtragen können. Beide hatten früh Männer, die ebenfalls reich, jung und hübsch zum Ansehen, aber roh und der Materie ergeben waren, sie mochte Gestalt und Form haben wie sie wollte. Bloß wenn sie in Gestalt von Kraut erschien oder in der von Kartoffeln, welche sie essen sollten, wandten sie sich um, gewöhnlich mit einem Fluche. Solche Leute, sinnlich und geizig, sich alles gönnend, Anderen nichts, gehören zu der wüstesten Sorte zweibeiniger Geschöpfe, auch wenn sie hübsch von Ansehen sind, ja selbst wenn sie hübsche Scharfschützen, Dragoner oder gar Großräthe wären.

Also die beiden Männer der Erbinnen waren vom gleichen Schlage, auch ihre Weiber schienen es, waren wenigstens äußerlich sich sehr ähnlich, innerlich trat ebenfalls kein Unterschied hervor. Indessen, damit ist es curios. Es entfaltet sich im Laufe des Lebens sehr oft etwas Besonderes, Eigenthümliches, dessen Dasein keine Seele geahnet hat, in einem Gemüthe und zeichnet dasselbe vor hundert andern Gemüthern aus, bezeichnet eine ganz andere Lebensrichtung. Wer sagt uns, war das Eigenthümliche bereits da und entwickelte sich bloß im Verlaufe der Zeit, wie viele Blumen ganz gleiche Knospen haben und doch durchaus anders sich färben, oder kam von außen her ein Besonderes, etwa gleich einer neuen Flüssigkeit in eine chemische Retorte, und gab der darin kochenden Mischung eine ganz andere Entwicklung, eine neue Natur, an die niemand gedacht? So sah man geraume Zeit

wenig Unterschied bei den Paaren. Absonderliches passirte nichts; um das Gerede der Leute kümmerten sie sich nicht, und als ob die Sonne gerade ob ihnen stände und nie untergehen wolle, kam es den Leuten vor. Indessen so war es doch nicht. Klaus und Gret, das eine Paar, dem sah und sieht man noch nichts Besonderes an, sie leben nach dem Grundsatze: selber essen macht fett, scheinen sich einstweilen noch wohl dabei zu befinden, um Weiteres sich nicht zu kümmern, wie lange noch, weiß Gott. Aber anders ward es bei Christen und Bäbeli, welche auf dem väterlichen Hofe wohnten. Bäbeli ward stiller unvermerklich, entzog sich allgemach den Freuden der Welt, und in dem Maaße, als dies geschah, wurde Christen ausgelassener; es war, als ob er ausschweifen müßte in jeglicher Richtung, ein ganzer Unflath werden. Namentlich ward er wüst gegen die armen Leute, noch viel ärger als Schnitzfritz, sein Schwäher, gewesen war, und was dieser nicht gethan hatte, das that Christen. Er ward unsauber in Gemeindssachen, betrog handgreiflich, und wo eine reiche Wittwe oder Waise war, da wollte er Vormund sein, und jedermann wußte, warum. Aber dem reichen Christen ohne Gewissen stand niemand gerne im Wege, und nicht Einer getraute sich, je eine Bemerkung zu machen, wie himmelschreiend das Unrecht auch zu Tage lag. Es herrscht in dieser Beziehung eine gar merkwürdige Courage und zwar zu Stadt und Land.

Je wüster Christen wurde, desto größere Milde trat bei Bäbeli hervor. Mit einer gar seltsamen Aengstlichkeit suchte sie alles gut zu machen, was Christen Böses that, ja noch viel darüber aus. Christen fiel es nicht auf, er war wenig daheim, und wenn Einer viel umherläuft mit besonderer Hast und Hitze, so achtet er sich dessen, was daheim vorgeht, wenig; an solcher Unachtsamkeit ist schon gar manche Wirthschaft zu Grunde gegangen. Bei Christen war das einstweilen nicht zu besorgen, der Reichthum und die Vorräthe waren zu groß,

als daß sie so leicht zu erschöpfen gewesen, ja daß nur eine besondere Verminderung an den Tag getreten wäre. Den Leuten hingegen fiel Bäbeli's wachsende Mildthätigkeit alsbald auf. Einer reichen Bäurin schenken oft im Guten und Bösen alle Leute mehr Aufmerksamkeit als der eigene Mann; bekanntlich merken auch oft Wespen weich werdende Trauben viel früher als der Eigenthümer. Man wunderte sich sehr darüber, denn Mildthätigkeit war neu in der Familie. Man wollte den Grund dazu suchen, für so was Apartes mußte es auch ein ganz aparter sein. Bei so was sind die Leute selten verlegen, in diesem Falle fehlt es wenigen Menschen an Erfindungskraft, zumeist finden sich der Gründe nur zu viele und das Schwerste ist, aus den vielen den rechten zu finden.

Zwei zogen hier hauptsächlich, um sie sammelten sich die Meisten. Bäbeli thue es aus Verdruß, hieß es, und Christen zum Trotz; Bäbeli kenne Christens Untreue und wolle ihm auch Verdruß und das Vermögen drauf machen helfen. Darum dürfe Christen nichts sagen, aus Furcht, Bäbeli möchte scheiden wollen, dann müßte er das Vermögen herausgeben. Die Andern behaupteten: daran sei nichts und Bäbeli wisse von Christens Gängen nichts. Aber Bäbeli werde schwermüthig, sie habe erfahren, wie ein Fluch auf der Familie sei, die Eltern ewig verdammt seien, nicht zur Ruhe könnten und umgehen müßten, spuken im Speicher und im Kesselgraben. Einige wollten auch eine besondere Geschichte wissen, wie die Eltern Bäbeli erschienen seien ganz feurig und mit wilden Geberden und sie angefleht, sie doch zu erlösen, aber sie hätten ihr nicht sagen können, auf welche Weise. Das mache Bäbeli so Angst, weil sie im Ungewissen sei, darum werde sie auch mager und still. So redeten die Menschen, und niemand traf es, und hatten doch alle in etwas Recht.

Bei Bäbeli war Ernst entstanden und das Gemüth war weich geworden, sie wußte selbst eigentlich nicht recht wie. Die Rohheit von Christen that ihr weh, und dieses Weh ver-

bitterte Bäbeli nicht, sondern machte sie weichmüthig, weckte ein immer innigeres Verlangen nach Liebe; Kinder hatte sie nicht. Dabei wurde sie ernsthafter und dachte über's Vergangene nach und dachte, wie sie eigentlich nie geliebt worden, und wie es eigentlich hart und wüst zugegangen schon bei den Eltern. Allerlei, welches sie hatte munkeln hören, fiel ihr ein, und wer 'mal eine Spur hat und fleißig sie verfolgt, kommt endlich zu dem, was er will, so Bäbeli mit großem Schreck zu allem dem, was die Welt von den Eltern glaubte und erzählte.

Gewöhnlich setzten die Leute, wenn sie sahen, daß ihre Berichte Bäbeli nahe gingen, hinzu: So sagen die Leute, aber du brauchst es ja nicht zu glauben, gewiß wird nicht alles wahr sein, es wäre ja am Halben zu viel. Was wahr sei oder nicht, wußte Bäbeli nicht, aber das fühlte sie tief, wie schwer ihr Haus sich versündigt hatte, und das wußte sie, wo Sünde sei, müsse Buße sein, wenn die Sünde solle können vergeben werden. Bäbeli that viel Gutes, betete viel, und manchmal kam es ihr, wie es wäre, wenn sie einmal um Mitternacht hinausginge in den Kesselgraben. Vielleicht daß ihr dann Vater oder Mutter erscheinen und offenbaren würden, wie sie sie erlösen könne. Indessen denken und thun sind zwei. Bäbeli durfte es nicht wagen, es wäre auch zu viel gewesen für ein schwaches Weib. Bäbeli dachte, wenn es Gottes Wille sei, daß sie etwas für die Eltern thue, so könnten sie ihr ja auch hier erscheinen, da sie in ihrem Hause wohnte und manchmal Abends spät noch um's Haus gehen mußte und in die Nähe des Speichers. Gar manchmal, wenn ihr Mann nicht heimkam bis nach Mitternacht und sie so alleine im Stübchen saß oder im Bette war, in welchem beide Eltern gestorben waren, und sie an dieselben dachte und wo sie wohl jetzt sein möchten und wie es ihnen wäre, rieselten ihr Schauer um Schauer den Rücken herauf. Bald schien ihr ein Gesicht gelehnt an's Fenster, bald rauschte es

seltsam im Vorhang des Bettes, bald wuchs aus der Thür des Schrankes heraus etwas — war's Vater oder Mutter? Dann rauschte es so wunderlich, bald wie Seufzer, bald wie Weinen, bald wie leises Rufen, und Bäbeli bebte und zitterte und floh doch nicht; sie erwartete die ersehnte Kunde und hielt mit der Hand die Brust, daß das klopfende Herz sie nicht sprenge. Doch umsonst bebte Bäbeli, rieselten kalte Schauer durch ihr Blut, nichts wollte erscheinen, niemand vernehmlich zu ihr sprechen. Wohl tönte in die Schauer hinein ein Gepolter durch die Nacht, aber es kam nicht von einem Geiste, sondern von Bäbeli's Mann, der heimstolperte, halb oder ganz trunken. So ging es durch mehrere Jahre; Christen wurde immer wilder, Bäbeli immer milder; keins war mit dem andern zufrieden, aber keines störte das andere in seiner Weise.

Da kam das Jahr 1845. Zum ersten Male fehlten die Kartoffeln, aber wie im Jahre 1816 Schnitzfritz und Pfeffergret, wurden jetzt auch Christen und Bäbeli verschont, machten eine reiche Ernte. Bei beiden war die Freude groß, aber bei jedem hatte sie einen andern Grund. Bäbeli freute sich wie eine wohlthätige Fee mitten im Jammer zu stehen und mit vollen Händen dem Hunger wehren zu können bei so vielen von der Krankheit Geschlagenen. Christen aber freute sich, mit vollen Händen einsäckeln zu können den Tribut der Armuth. Er hatte schon lange über die wohlfeilen Zeiten geflucht und ein Jahr gewünscht wie das Jahr 1816.

Er hatte nicht nöthig, Platz zu machen in der alten Schatzkammer, aber entstandene Lücken wollte er wieder verstopfen. So mußte Streit und Elend bei Bäbeli so recht erst anfangen. Anfangs ging es stillschweigend zu. Bäbeli ärgerte sich im Stillen über Christen's Freude, welche er unverhohlen vor Gesind und Tagelöhner kund gab, betete oft: Vater, vergieb ihm, er weiß nicht, was er sagt, und nahm sich vor, aus Leibeskräften gut zu machen alte und neue

Sünden. Christen aber gedachte, wenn einmal die Erdäpfel eingekellert seien, solle es ihm jemand versuchen, von denselben wegzugeben ohne seinen Willen, und er begann vorläufig manches harte Wort gegen die verfluchten Weiber, wie er sich auszudrücken pflegte, zu sprechen, welche meinten, sie wollten die Besten sein weit umher, die dem Manne die Haut stehlen und verschenken würden, wenn er sie machen ließe.

Die Leute meinten, der werde auch in den Kesselgraben wollen, er thue darnach, daneben sei es nicht schade um ihn, es wäre schade um jeden andern Ort, an welchen er käme. Wenn sie Herrgott gewesen wären, sie hätten das ganz anders gemacht, sie hätten dem Christen seine Kartoffeln versengt und den armen Leuten ihre desto besser gerathen lassen.

Nun kam die Zeit, wo Bäbeli's Elend recht anfing, Christen kein Verschenken mehr dulden wollte und den Hund auf Bettler gehetzt hätte, wenn er einen gehabt. Aber glücklicher Weise hatte er ihn abgeschafft, weil die Hundesteuer ihn reuete. Es war aber auch für ihn eine strenge Zeit. Er mußte mehr daheim sein als sonst, weil ihn immer Kummer und Mißtrauen plagte, Bäbeli möchte in seiner Abwesenheit doch Mittel und Wege finden, Armen wohl zu thun. Sonst ist's in einem Bauernhause üblich und besonders wenn die Frau Vermögen gehabt hat, daß sie die Schlüssel zu allem hat, sowohl als der Mann, mit dem Rechte, über das Geld und über's Korn zu gehen, wie man zu sagen pflegt. Christen hatte Bäbeli die Schlüssel entzogen, sie eingeschränket, mehr konnte er nicht, und doch traute er nicht, denn in einem so großen Bauernwesen hat die Frau gar manche Gelegenheit, etwas bei Seite zu schaffen, wegzugeben, ohne daß es jemand merkt, wenn man sie nicht auf der That ergreift. Was Bäbeli dabei leiden mußte, kann man sich denken. Eine resolute Frau hätte Krieg angefangen und mit Christen sich geschlagen, ihm alle Tage gedroht, sie thäte ihm das Wüsteste alles an, was ihr möglich sei, bis Christen mürbe geworden

wäre, man weiß, so eine recht zähe, zornige Frau bringt sich endlich beim größten Unflath in Respekt. Aber Bäbeli hatte eine stille, eingedrückte Natur, konnte nicht viel mehr als weinen und beten und hie und da was nehmen, was eben niemand sah und es hinter dem Hause jemanden heimlich zustecken. Bäbeli hatte lange mit sich gerungen, ehe sie dieses that, es kam ihr vor, als sei es gestohlen, wissentlich sündigen wollte aber Bäbeli nicht. Indessen es schien ihr Pflicht, Almosen zu geben, und eine solche Pflicht müsse man erfüllen, mache man es nun wie man wolle. (Der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, verstecket sich in viel mehr Redensarten und Schlußweisen, als man denkt.)

Am Ende kam Christen doch darüber, mißhandelte Bäbeli und begann ihr zu drohen, er wolle es ihr machen wie der berüchtigte gottlose Kuhbauch zu Zapfenwyl, welcher seine Frau für verrückt ausgab, sie jahrelang einschloß und wie ein Vieh behandelte, ohne daß sich eine Seele ernstlich darum gekümmert hätte. Das schlug tief ein bei der armen Frau. Verrückt sein sollen und es nicht sein, giebt es etwas Gräßlicheres? Eingeschlossen werden, beraubt von allem, was das Leben dem Menschen giebt, behandelt werden wie ein Vieh und kein Vieh sein, giebt es etwas Grausigeres? Solche Drohungen können einen Menschen aber wirklich verrückt machen, absonders ein still Weib, welches ohnehin Gram und Bekümmernisse genug hat, auch wenn es reich ist. Gram und Kümmernisse sind beim Reichthum so oft als bei der Armuth, und wo sie sind, da drücken sie viel schwerer auf den Reichen, als sie den Armen drücken. Es war Bäbeli, als hätte man sie vor den Kopf geschlagen, ganz sturm war sie und mußte denken: Bin ich denn verrückt oder ach, mein Gott, werde ich es noch! Es war ein Zustand, dem ähnlich, in welchem ein Mensch sich befindet, welcher von einem Hunde gebissen worden, von dem er nicht weiß, ist er toll oder nicht. Das muß auch schrecklich sein, nicht zu wissen, kriegt man die

Wasserscheu oder nicht, Tag und Nacht lauschen zu müssen auf das Rieseln des Blutes in den Adern, ob's heißer wird, ob's springen wolle, zum Wasser zu gehen und zu versuchen, ob man noch Wasser möge oder nicht. Diese Angst und das Erbarmen mit den Armen, welche von ferne das Haus ansahen, nicht hinzu sich wagten, welchen das Haus gleichsam gestorben war oder einer Hand glich, welche sich ihnen geöffnet milde zu jeder Stunde, die der Tod aber zusammengezogen und krampfhaft geschlossen hatte, zehrten an Bäbeli sichtbarlich, sie sah aus wie ein Marterbild und ging herum wie ein Schatten an der Wand.

Die mache es nicht mehr lange, sagten die Leute, es sei schade, gut hätte die Frau es gemeint, als sie noch recht bei Verstand gewesen, denn schon munkelte das Publikum von nicht mehr recht im Kopfe sein. Etwas müsse an der Sache sein von der Gerechtigkeit und daß die Sünden der Eltern an den Kindern gestraft werden bis in's dritte und vierte Geschlecht. Aber warum der liebe Gott gerade an Bäbeli seine Rache nehme, begriffen sie nicht, es dünkte sie, die andere Schwester verdiene es besser. Aber es sei halt so, als wenn auch der liebe Gott die Armen vergessen thäte.

Christen mußte Bäbeli's Zustand sehen, und was er dabei dachte, wissen wir nicht, jedenfalls hatte er nicht milde, versöhnliche Gedanken, im Gegentheil ward sein Betragen eher noch rücksichtsloser und roher. So verging der Winter, die Noth der Armen zog sich nach und nach in den Hintergrund, das Böseste hoffte man überwunden. Der warme, schöne Sommer that auch Bäbeli wohl, und noch wohler that es ihr, als Christen wieder häufiger seine alten Wege ging und seiner Frau größere Freiheit ließ. Da, ganz unerwartet, lief ein Gemurmel um, die Erdäpfel seien wieder krank. Das Gerücht fuhr Bäbeli durch alle Glieder, und wenn man ihr mit einem Dolche in's Herz gefahren wäre, es hätte sie nicht empfindlicher schmerzen können. Sie betete inbrünstig,

wenn es sein sollte, wenn die Krankheit wirklich da sei, so möchte doch der liebe Gott ihre Kartoffeln vor allen anderen schlagen, ja sie zerstören bis auf die letzten. Es graute Bäbeli vor neuen Sünden, es zitterte Bäbeli, Hunger zu sehen, die Fülle zu haben und den Hunger nicht stillen zu dürfen, sie fühlte es gramseln im Gehirne, sie fühlte, daß sie verrückt werden müßte. Sie betete alle Tage das gleiche Gebet; doch ihr Kartoffelfeld blieb gesund und wohlbehalten, kein schwarzer Fleck zeigte sich an den Stauden, es war das schönste weit herum.

Nun ward Bäbeli's Elend im Gemüthe groß. Vor Augen hatte Bäbeli Christens teuflische Freude über die Noth der Andern und seinen Gewinn, mußte täglich seine Spekulationen hören, Spekulationen eines Blutsaugers, der zwei Beine hatte, einen Menschen vorstellen sollte, aber nichts war, als eben ein heilloser Blutsauger. Bäbeli bat nun Gott inbrünstig, er möchte sie doch bald erlösen und Herbst und Winter nicht erleben lassen. Diese Bitte schien Gott erhören zu wollen. Bäbeli ward alle Tage blasser, es ward ihr so weh um's Herz, so matt in den Gliedern, daß, wenn sie des Abends sich niederlegte, sie jedesmal mit dem Gedanken es that, diese Nacht möchte die letzte sein, und Gott um ein selig Ende bat. Verwundert war sie allemal, wenn sie am Morgen erwachte noch in dieser Welt, ihre Glieder noch rühren mochte, noch Kraft hatte in denselben, das Bett zu verlassen.

Und Bäbeli lebte fort, mußte erleben, wie die Kartoffeln reiften, die Zeit ihrer Ernte kam, mußte den ersten Tag erleben, als Christen mit einer großen Schaar auszog, die Gefangenen zu erlösen aus der Erde. Ein lustig Lied pfiff Christen vor seinem Volke her, und wenn er an den öden Aeckern Anderer vorbeikam, pfiff er noch einmal so lustig und lachte dazu, accurat wie der Teufel lachen mag, wenn er irgendwo seine Netze ausgespannt hat und die Menschen, Vornehme und Arme, schaarenweise hineinfahren sieht wie

die Fische in Petri Netz. Bäbeli verweinte den Morgen daheim und bat Gott, daß er sie doch erlöse aus dem Leibe, ehe ihre gefangene Seele versinke in die Nebel der Schwermuth oder des Wahnsinns. Doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe, setzte sie mit schwerem Seufzer aus der Tiefe des Herzens hinzu.

Draußen pfiff es lustig, es stach Bäbeli im Herzen durch und durch. Es war Christen, der heim kam, Wagen und Pferde zu holen, um Kartoffeln heim zu fahren; es gab deren so reichlich, daß man nicht bis zum Abend warten konnte, wenn man nicht zweimal fahren wollte. Christen schirrte im Stalle die Rosse, dann kam er in die Stube gepoltert, wo Bäbeli war, ging dort über einen kleinen Schrank, in welchem eine Flasche und ein Glas standen. Es war Kirschgeist in der Flasche, und rasch trank Christen zwei Gläser voll, während er boshaft zu Bäbeli sagte, es gebe ganze Haufen Kartoffeln, noch ganz anders als im sechszehner Jahr, aber er wolle es gescheidter anfangen als der alte Schnitzfritz, die wolle er zu Gelde bringen, daß es eine Art hätte, und sollten sich die Leute das Geld aus den Augen kratzen. Bäbeli raffte sich auf und bat ihn um Gotteswillen, er solle doch nicht so sein, denken, wie er sich versündige, wie Gott solchen Frevel strafen müsse. Christen lachte hell auf. Mit solchem Altweibergestürm solle sie ihn ruhig lassen, meinte er. Heutzutage sei man gescheidter als sonst, lasse sich nicht mehr mit Mährchen erschrecken wie Kinder. Von einer Gerechtigkeit im Himmel möge er nichts hören; wenn eine wäre, es ginge anders. Fünf Schoppen auf eine Maaß, das sei die beste Religion.

Polternd ging er, spannte ein, setzte sich seitwärts auf das Pferd, accurat wie Schnitzfritz es auch gepflegt, und ließ in starkem Trabe die Pferde laufen. Dreißig Jahre waren verflossen, seit Schnitzfritz auch so gefahren war, doch bloß im Schritt, aber mit gleicher Freude im Herzen.

Bäbeli weinte bitterlich, kümmerte sich nicht um die Zeit, aber dachte, wie es doch schrecklich sei, wenn man den Segen Gottes zum Fluch mache und zittern und beben müsse, wenn man ihn in's Haus bringen sehe. Endlich kam die Magd und sagte: es nehme sie wunder, was es gegeben habe, längst sollten sie da sein, längst sei gekocht, noch zeige sich niemand, was sie machen solle? Während sie so mit einander überlegten, was machen, hörte man draußen Stimmen, ein Getümmel. Die Magd schoß mit dem Kopf zum Fenster aus, Menschen kamen daher, vier trugen eine Bahre, hintendrein schleppte man einen zertrümmerten Wagen. Rasch schoß die Magd mit dem Kopfe zurück. Du mein Gott! schrie sie, sie bringen Einen, ich glaube todt, er liegt auf der Bahre wie ein Stein und rührt sich nicht, den Hosen nach ist's der Meister. Es wird nicht sein, sagte Bäbeli, und hielt sich an der Wand, während die Magd zur Thür hinaus schoß.

Es war wirklich der Meister; die Aussicht auf viel Geld hatte ihn aufgeregt, und er hatte seine Rosse angetrieben. Als er aber an einem steilen Berge, welcher zwischen dem Acker und dem Hause lag, spannen wollte, gab es etwas, was? konnte Christen so wenig erzählen als Hans hatte erzählen können, wie er von der Treppe gefallen sei. So viel sah man, daß das Rad ihm über den Kopf gegangen war, er war schrecklich zermalmt, die Augen waren nicht mehr zu sehen. Die Pferde waren den Berg hinuntergerannt, unten in einem Graben zusammengestürzt.

Bäbeli war Wittwe. Aber merkwürdig war es, Bäbeli loderte nicht freudig auf, einem Gefangenen ähnlich, von dessen Händen Banden und Ketten, um den die Kerkermauern nach allen vier Seiten auseinander fallen. Auf Bäbeli schien eine neue Last gefallen zu sein, die zehnmal schwerer drückte, als alles frühere Leid. Eine Seele war mehr auf ihre Seele gefallen, eine Seele, von der Bäbeli wußte, wie sie von der Welt geschieden und wie weit sie entfernt gewesen von Buße

und Bekehrung. Sie mußte glauben, Christen komme auch nicht zur Ruhe, müsse umgehen, eine Erlösung suchen, welche vielleicht nie zu finden sei. Die Leute sahen es eben so an. Das sei wieder ein Zeichen, daß noch ein Gott sei, sagten sie. Bäbeli könne sie dauern, daß sie das habe erleben müssen und ihr Mann ein Gespenst sei, welches seiner Frau nicht Ruhe lassen werde. Indessen werde das so sein müssen, es werde Bäbeli geordnet sein von wegen den Eltern. Allweg sei an der Sache das Gute, daß die Armen jetzt das Unglück zu genießen hätten, das Haus werde wieder lebendig werden für die Armen, die Thüren sich öffnen, und eine milde Hand wieder Gaben austheilen.

Das that dann wirklich auch Bäbeli, aber mit bekümmertem Herzen und blassen Wangen. Es that ihr wohl, ungestört walten zu können mit dem Segen Gottes nach ihrem Sinn, aber dabei war doch keine Freudigkeit, sondern eine unerklärliche Traurigkeit. Bäbeli bat inbrünstiger als je um ein Zeichen, wie ihre armen Verwandten möchten erlöst und gesühnt werden. Die Hoffnung, das zu können, war die Ursache, warum Bäbeli noch zu leben wünschte und einen Arzt berieth. Der fragte allerlei, sagte allerlei, gab allerlei, schüttelte endlich den Kopf und meinte, das sei ein Fall, welcher ihm noch nie vorgekommen sei. Er wolle jetzt einige Zeit mit Arzneien innehalten, wenn es nichts Anderes gebe, wolle er am Neujahrstag, wo er ohnehin hier durchkomme, sehen und anrathen, was zu machen sei.

Er hielt Wort, kam, traf Bäbeli im Bett, doch nicht allein, im Arm hielt sie ein munteres Bübchen, ihr Gebet war erhört worden, sie hatte ein Zeichen erhalten, daß Gott gesühnt, der Fluch vom Hause genommen sei, wenn Bäbeli dem Bübchen das Herz zu geben wisse, an welches es Gott gelegt.

* *
*

Die Leute aber meinten, darwider könnten sie nichts haben, es werde so haben sein müssen, und Bäbeli sei die

Freude zu gönnen. Aber besser hätte es ihnen geschienen, Bäbeli wäre kinderlos geblieben. Die Armen würden es zu genießen gehabt haben; man wisse wohl, wie es gehe, wenn einmal Kinder da seien. Man könne es nicht erwehren, daß die Haut näher sei als das Hemd, das werde halt so in der Natur sein. Aendern wäre schwer, gleich anfangs hätte es der liebe Gott besser einrichten sollen.

Der Besenbinder von Rychiswyl.



Deutscher Volkskalender von Nieritz. Jahrgang 1852.

Glücklich möchten alle Menschen werden. Wenn sie reich wären, würden sie auch glücklich sein, meinen die meisten, meinen, Glück und Geld verhielten sich zusammen wie die Kartoffel zur Kartoffelstaude, die Wurzel zur Pflanze. Wie irren sie sich doch gröblich, wie wenig verstehen sie sich auf das Wesen der Menschen und haben es doch täglich vor Augen!

Die heilige Schrift sagt: Denen, die Gott lieben, thäten alle Dinge zum Besten dienen, und so ist es auch. Geld ist und bleibt Geld, aber die Herzen, mit denen es zusammenkommt, sind so gar verschieden; daher erwächst aus den verschiedenen Ehen von Herz und Geld ein so verschiedenes Leben, und je nach diesem Leben bringt das Geld Glück oder Unglück. Auf's Herz kommt es an, ob man durch Geld glücklich oder unglücklich werde. Klar hat Gott eigentlich dies an die Sonne gelegt, aber leider sehen die Menschen gar selten die klarsten Dinge klar, machen sie vielmehr dunkel mit ihrer selbst gemachten Weisheit. Am Besenbinder von Rychiswyl greifen wir aus den hundert Exempeln, an welchen wir die obige Wahrheit angeschaut, eines heraus, welches ein Herz zeigen soll, dem Geld Glück brachte.

Besen sind bekanntlich ein schreiendes Bedürfniß der Zeit

und waren das freilich schon seit langen Zeiten. Derartige Bedürfnisse, die täglich und wöchentlich befriedigt sein wollen, giebt es viele in jedem Haus und allenthalben Menschen, welche es sich freiwillig zur angenehmen Pflicht machen, die Bedürfnisse zu befriedigen. Immer weniger achtet man der Personen, welche dieses thun, wenn man nur das Nöthige kriegt und so wohlfeil als möglich. Ehedem war es nicht so. Ehedem ward das Besenmannli, das Eierfraueli, das Tuft- oder Sandmeitschi u. s. w. so gleichsam zur Familie gerechnet; es war ein festes Verhältniß: man kannte die Tage, an welchen diese Personen erschienen; je nachdem sie in Hulden standen, ward ihnen etwas Absonderliches verabreicht, und fehlten sie um einen Tag, so entschuldigten sie sich das nächste Mal, als hätten sie eine Sünde begangen, und sprachen von ihrem Kummer, man möchte vielleicht geglaubt, sie kämen nicht mehr, und sich daher anderweitig versorgt haben. Sie betrachteten ihre Häuser als die Sterne an ihrem Himmel, gaben sich alle Mühe, sie gut zu bedienen, und wenn sie mit diesem Gewerbe aufhörten oder sich selbst auf einen höheren Zweig beförderten, so gaben sie sich alle Mühe, einem Kinde, einer Base, einem Vetter oder sonst so wem zu ihrer Stelle zu verhelfen. Es war da ein gegenseitig Band von Anhänglichkeit und Vertrauen, welches leider in unserer kalten Zeit, wo alle Familienwärme sich immer mehr und mehr verflüchtigt, immer lockerer und loser wird.

Ein solcher Hausfreund war der Besenmann von Rychiswyl, der viel in Bern zu sehen, so recht eigentlich aber in Thun angesehen und beliebt war. An kleineren Orten gestalten sich alle Verhältnisse viel inniger, einzelne Persönlichkeiten werden mehr bemerkt und gelten auch mehr. Eher hätte der Samstag im Kalender gefehlt, als an einem Samstag das Besenmannli in Thun. Er war nicht immer das Besenmannli gewesen, sondern lange, lange nur der Besenbub, bis man dahinter kam, daß der Besenbub Kinder hatte, die an seinem

Karren stoßen konnten. Sein Vater war ein ehemaliger Soldat gewesen und früh gestorben; der Bube war jung, seine Mutter kränklich, Vermögen hatten sie nicht und betteln gingen sie nicht gerne. Eine ältere Schwester war schon früher ausgewandert, barfuß, und hatte bei einer Frau, welche Tannzapfen und Sägemehl nach Bern trug, ein Unterkommen gefunden. Als sie sich ihre Sporen, d. h. Schuhe und Strümpfe verdient hatte, beförderte sie sich und ward Hühnermagd bei einem Pächter auf einem herrschaftlichen Gute in der Nähe der Stadt. Mutter und Bruder waren stolz auf sie und redeten mit Respekt von dem vornehmen Bäbeli. Hansli konnte die Mutter nicht verlassen, die mußte jemanden haben, der ihr für Holz sorgte und sonst half. Sie lebten von Gott und guten Leuten, aber bös.

Da sagte einmal der Bauer, bei dem sie in Miethe waren, zu Hansli: Bub, es dünkt mich, du solltest was verdienen, wärst groß und listig genug. — Wollte gerne, sagte Hansli, wenn ich nur wüßte, wie? — Ich wüßte dir was, worin ein schöner Kreuzer Geld wäre: fange an mit Besen zu machen. In meiner Weide ist Besenreis genug, es wird mir nur gestohlen, und kosten soll es dich nichts, als alle Jahre ein paar Besen. — Ja das wäre wohl gut, aber wo soll ich das Besenmachen lernen? sagte Hansli. — Das ist kein Hexenwerk, sagte der Bauer, das will ich dich schon lehren, machte viele Jahre alle Besen, welche wir brauchen, selbst und will's mit allen Besenbindern probiren. Das Werkzeug ist eine geringe Sache, und bis du's selbst anzuschaffen vermagst, kannst das meine brauchen.

So geschah es auch, und Glück und Gottes Segen war dabei. Hansli hatte großen Trieb zur Sache und der Bauer große Freude an Hansli. Spar' nicht, mach d'Sach recht, mußt machen, daß du das Zutrauen bekommst, hast das einmal, so ist der Handel gewonnen, mahnte der Bauer immer, und Hansli that darnach. Natürlich ging es im Anfang lang-

sam zu, aber er setzte doch immer sein Fabrikat ab, und im Verhältniß, als es ihm besser von der Hand ging, nahm auch der Absatz zu. Es hieß bald, es habe niemand so brave Besen wie der Besenbub von Rychiswyl. Je augenscheinlicher der gute Erfolg wurde, desto größer ward auch Hansli's Eifer. Seine Mutter lebte sichtbar auf. Jetzt sei es gewonnen, sagte sie, sobald man sein ehrlich Brod verdienen könne, habe man Ursache zufrieden zu sein, was wolle man mehr? Sie hatte nun alle Tage genug zu essen, gewöhnlich noch was übrig für den folgenden Tag, konnte alle Tage Brod essen, wenn sie wollte. Ja es war schon geschehen, daß Hansli der Mutter ein weißes Mütschli heimgebracht aus der Stadt. Wie sie so wohl dran lebte und wie sie Gott dankte, daß er ihr in ihren alten Tagen ein solches Guthaben geordnet!

Hansli dagegen machte seit einiger Zeit ein sauer Gesicht, endlich fing er an zu muckeln, so könne es nicht länger gehen, so stehe er es nicht aus. Als ihn endlich der Bauer fragte, was das bedeuten solle und was er eigentlich meine, kam es heraus, daß er nicht im Stande sei, die Besen zu tragen; auch wenn sie ihm der Müller zuweilen führe, so sei es ihm sehr unkommod, er sollte nothwendig einen Karren haben, die Besen zu ziehen, das gehe ringer und er komme weiter. Er habe aber das Geld nicht dazu und wisse niemanden, der ihm es leihen würde. Bist ein dummer Bub, sagte der Bauer. Hör' du, werde mir nicht einer von denen, welche meinen, wenn ihnen was durch den Kopf schieße, müsse es angeschafft sein. So kann man das Geld brauchen und Andern die Fische in's Netz jagen. Ja wolle, du einen Karren kaufen! Mach' einen. — Mit offenem Maul und Augen, in denen das Weinen im Anzuge stand, sah Hansli den Bauer an. — Ja mach' einen, das bringst z'weg, wenn du nur willst und Fleiß hast, fuhr der Bauer fort. Du kannst ziemlich schnitzeln, und was du nicht weißt, kann ich dich b'richten. Das Holz wird dich nicht viel kosten, was ich nicht habe, hat ein anderer Bauer,

kannst Besen dafür geben. Zum Beschläg wird sich altes Eisen wohl auch finden in einer Kammer. Wir haben auch noch so ein alt Karrli irgendwo; wollen es hervorreißen, kannst es wohl in's Auge fassen und einstweilen meinethalb brauchen. Der Winter ist vor der Thüre, dann kannst dran gehen, im Frühjahr ist's fix und fertig und nicht manchen Batzen hast dafür ausgegeben. Kannst es vielleicht auch beim Schmied mit Besen machen, und vielleicht kann man es ohne Schmied auch machen, wer weiß.

Jetzt machte Hansli wieder große Augen: er und einen Karren machen! Was denkst, wie wollte ich das können, habe ja noch nie einen gemacht! — Du dummer Bub! fuhr der Bauer auf; ein Mal muß immer das erste sein, kuraschirt dran hin, so ist es halb gemacht. Glaub's, wenn die Leute das rechte Kuraschi hätten, es säße mancher, der als Bettler herumläuft, im Gelde bis über die Ohren und nicht etwa gestohlenes, sondern rechtmäßig erworbenes. — Hansli hätte fast den Bauer fragen mögen, ob er Verstand habe oder keinen. Es kam ihm vor, als thäte er ihm ein großes Unrecht an, so was ihm zuzumuthen.

Indessen der Gedanke ergriff doch Hansli, er ging sachte drauf ein, ungefähr wie ein Kind in kaltes Wasser. Der Bauer half, und im Frühjahr war der neue Karren fix und fertig, am Dienstag nach Ostern zog ihn Hansli zum ersten Mal nach Bern, am Samstag darauf zum ersten Mal nach Thun. Was Hansli für einen Stolz hatte und für eine Freude an seinem neuen Karren, davon kann sich schwerlich jemand eine richtige Vorstellung machen. Wenn man ihm auch den Ostermontagstier, der Tags zuvor in Bern herumgeführt worden war und wohl seine fünfundzwanzig Centner wog, zum Tausch angeboten, er hätte das Anerbieten mit großem Hohn von der Hand gewiesen. Es schien ihm, als stünden alle Leute still und schauten auf seinen Karren, und wo er zu Platz kommen konnte mit Reden, da zeigte er mit

beredter Zunge alle Vortheile, welche dieser Karren vor allen habe, welche bisher auf der Welt gewesen. Er behauptete mit großer Bestimmtheit, er gehe ganz von selbst; nur bergan müsse man etwas nachhelfen. Eine Köchin sagte, sie hätte nicht geglaubt, daß er so geschickt wäre; wenn sie einen Karren nöthig hätte, er müßte ihr auch einen machen. Diese Köchin erhielt, so oft sie ihm Besen abkaufte, zwei ganz kleine Handbeselchen für den Heerd obendrein; die sind sehr kommod für Köchinnen, welche auch die Ecken gerne rein haben — das sind die, welche sich auch an den Werktagen waschen und sogar hinter den Ohren, so gar häufig sind die aber nicht.

Erst jetzt kam Hansli so recht in Eifer, sein Karren war ihm sein Bauernhof, und er war fleißig mit großer Freudigkeit, und Freudigkeit ist ganz was Anderes, als Verdrießlichkeit, sie verhalten sich zu einander wie ein scharfes und ein stumpfes Beil beim Holzhacken. Die Bauern in Rychiswyl hatten große Freude an dem Jungen. Es war keiner, der ihm nicht sagte: Wenn du Reiser mangelst, so nimm nur in meiner Weid', aber g'schände mir die Birken nicht und denk' an mein Weibervolk, das braucht dir Besen, es weiß kein Teufel wie viel, das Jahr durch. — Das that denn auch Hansli und war den Bäurinnen grusam anständig. Für Besen hatte man kein Geld auszugeben, das Männervolk sollte sie liefern. Nun weiß man, wie das geht, ist dasselbe ja oft zu faul zum Holzspalten, geschweige denn zum Besenmachen. So geschah es denn oft, daß die Weiber in große Besennoth kamen, ja daß der Hausfriede mächtig wackelte. Jetzt war Hansli da mit Besen, ehe man dran dachte, und sehr selten geschah es, daß eine Bäurin sagen mußte: Hansli, vergiß uns nicht, wir sind am letzten. Zudem waren die Besen gut, ganz anders als die, welche das Mannsvolk mit Unlust zusammengebaggelt, die auseinanderfuhren oder stumpf waren, als wären sie gemacht aus Haferstroh.

Die Besen gab Hansli natürlich umsonst, und doch waren

es nicht die wohlfeilsten, welche aus seinen Händen gingen. Nicht wegen den Birkenreisern, welche er umsonst hatte, sondern wegen den Gaben, welche sie ihm das Jahr durch eintrugen, an Brod, Milch und allerlei der Art Dinge, welche eine Bäurin zur Hand hat und nichts rechnet. Selten wurde an einem Orte gebuttert, daß es nicht hieß: Hansli, morgen anken wir, wenn du einen Hasen bringst, kannst Ankenmilch haben. Obst hatte er mehr, als er brauchte, und Brod brauchte er wenig zu kaufen.

So konnte es nicht fehlen, daß Hansli sich gut stand, denn er war sparsam. Wenn er an den Tagen, wo er in die Städte fuhr, einen Batzen brauchte, so war es viel. Am Morgen sorgte die Mutter dafür, daß er tapfer frühstücken konnte, dann steckte er meist noch etwas zu sich, hie und da kriegte er etwas in einer Küche, wo er wohl bekannt war. Endlich meinte er nicht, es müsse alsbald gegessen sein, wenn es Einen gelüste. Hunger haben mache gar nichts, wenn man wisse, wann man zu essen bekomme, es dünke Einen nur desto besser. Aber Hunger haben und nicht wissen, ob man je wieder was zu essen kriegt, das thue weh. Das wußte Hansli, daß, sobald er heimkam und seine Sachen geschermt hatte, er essen konnte bis genug, dafür sorgte die Mutter treulich. Sie wußte, was das für eine Bedeutung hat, ob ein Mensch, wenn er heim kömmt, zu essen findet oder nicht findet. Wer da weiß, er findet daheim, der kehrt nicht ein, bringt einen leeren Magen heim, und wie er ihn füllt, wird es ihm wohl daheim. Wer nichts findet daheim, füllt ihn draußen und bringt einen vollen Kopf heim, der ist nicht wohl daheim, sondern thut wüste.

Hansli war nicht geizig, aber sehr sparsam, für nützliche, anständige Sachen reute ihn das Geld nicht. In Essen und Kleidern wollte er, daß die Mutter es recht habe, er schaffte sich ein gutes Bett an, große Freude hatte er, wenn er ein schönes gutes Messer oder ein ander Stück Werkzeug kaufen

konnte. Er selbst kam brav daher, nicht kostbar, aber währschaft. Wer ein gutes Auge hat, sieht es den meisten Menschen und Häusern an, ob es da auf- oder abgehe. Bei Hansli war das Aufgehen recht sichtbar, aber eben nicht in der Hoffahrt, sondern in der Reinlichkeit und Sorgfältigkeit. Daran hatten die Bauern große Freude und mochten es Hansli von Herzen gönnen, kam er doch nicht mit Stehlen zu seiner Sache, sondern durch Fleiß. Dabei ließ er vom Beten nicht, machte am Sonntag nicht Besen, ging in die Kirche des Morgens, las Nachmittags der Mutter, deren Augen stark böseten, ein Kapitel vor und gönnte sich dann später wohl auch ein Privatvergnügen. Dieses bestand darin, daß er sein Geld hervor holte, es zählte und betrachtete und rechnete, wie es gemehret und wie es noch mehr mehren werde u. s. w. Unter dem Gelde waren schöne Stücke, überhaupt meist sauberes Silbergeld. Hansli war stark auf dem Eintauschen, er nahm gerne Münze ein, aber bewahrte sie nicht gerne auf, es dünke ihn immer, der Wind komme gar zu leicht dahinter und trage sie fort. Die größte Freude hatte er an blanken neuen Silberstücken, den schönen Bernerthalern mit dem Bären und dem stattlichen Schweizermann. Wenn er ein solches erhaschen konnte, war er manchen Tag glücklich.

Er hatte aber auch Verdruß und seine bitterbösen Tage. So z. B. war es ein böser Tag für ihn, wenn er einen Kunden verloren hatte oder verloren glaubte, wenn er gerechnet hatte, in einem Hause ein Dutzend Besen abzusetzen, und mit dem Bescheid: sind schon versehen! barsch abgewiesen wurde. Es war vielleicht eine neue Köchin eingezogen und die wußte nichts vom bekannten Besenbub und ließ ihre harthölzige Stimme die Treppe herunter erschallen: wir mangeln keine! Nun dachte Hansli nicht an die wahre Ursache, wußte nicht, daß man an Orten mit den Köchinnen wechseln muß wie mit den Hemden, manchmal fast noch öfter. Er meinte dann wunder, was er gefehlt, ob ein Besen nicht recht gebun-

den gewesen, ob er verläumdet worden? Er nahm's sehr zu Herzen, es irrte ihn im Schlafen, er ruhete nicht, bis er den wahren Grund vernommen. Später nahm er es aber auch kaltblütiger, selbst wenn eine Köchin, der er wohl bekannt war, ihn wegschnauzte. Er dachte, Köchinnen seien so zu sagen auch Menschen, und wenn Herr oder Madame die Köchinnen schnauzten, weil sie die Suppe verpfeffert und die Sauce versalzen, dieweil ihr Schatz in's Land gegangen, wo der Pfeffer wächst, so hätte die Köchin auch Menschenrechte und könne wieder Andere abschnauzen.

Doch noch bösere Tage machte ihm Folgendes, und das lernte er nie kaltblütig nehmen. Seine Birken kannte er nachgerade alle, ja für sich hatte er den Weiden und sogar einzelnen Bäumen bestimmte Namen gegeben, den schönsten Birken schöne Namen, Anne Mareili z. B., Liseli, Röseli, Sternenblume u. s. w. Diese Bäume freuten ihn das ganze Jahr über, er theilte die Lust, ihnen ihre Reiser abzunehmen, sich ordentlich ein, behandelte die Bäume mit Zärtlichkeit, brachte die Besen von denselben seinen liebsten Kunden. Das waren denn auch wirkliche Staatsbesen, die diesen Namen besser verdienten als mancher andere Besen. Wenn er aber dann voller Freude in die Weide kam, und sein Röseli, seine Sternenblume waren gräulich gestumpet, der ganze Baum arg mißhandelt, dann that es ihm im Herzen so weh, das Wasser lief ihm d'Backe ab, und vor Zorn ward allmählig sein Blut so heiß, daß man Schwefelhölzer daran hätte entzünden können.

Das machte ihm lange böse Tage, er konnte es nicht verwinden, er trachtete nach nichts, als den Frevler in die Finger zu kriegen, nicht wegen des Werthes der Reiser, sondern weil er ihm seinen Baum geschändet. Hansli war nicht groß, aber er wußte Kraft und Glieder wohl zu brauchen und hatte ein kuraschirtes Herz. Da war's, wo er der Mutter nicht gehorchte, wenn sie ihm um Gotteswillen anlag, er solle

doch die Sache vergessen, er habe ja Reiser genug, er solle ja nicht nach den Thätern trachten, sie könnten ihn tödten oder sonst unglücklich machen. Aber dem Allem frug Hansli nichts nach, er lauerte und strich herum, bis er jemanden kriegte. Dann gab's Schläge und mächtige Kämpfe geschahen in den einsamen Weiden. Manchmal siegte Hansli, manchmal kam er zerzaust nach Haus. Aber das gewann er in alle Wege, daß man mehr und mehr seine Weiden in Ruhe ließ, wie es immer geht, wo etwas mit nachhaltiger Tapferkeit vertheidigt wird. Warum soll man sich Schlägen aussetzen um etwas, das man anderwärts ohne Gefahr sich verschaffen kann? Zudem hatten die Rychiswyler Bauern Freude an ihrem muthigen kleinen Bannwart. Wurde er einmal gezaust, so sagte ihm wohl der oder dieser: Es macht nichts, der muß seine Heiligen wieder haben. Sag es mir, wenn du wieder was merkst, ich will dann auch dabei sein, dem wollen wir das Besenhauen ein für alle Mal verleiden. — Dann sagte es Hansli, wenn er was merkte; der Bauer versteckte sich, Hansli that den Angriff; der Gegner in der Meinung, er sei der Stärkere, floh nicht, wartete, wollte es machen wie das vorige Mal. Hatte Hansli einmal gefaßt, ließ sich der Bauer hervor. Dann wohl, dann hätte der Frevler gerne Fersengeld gegeben, aber Hansli ließ nicht los, er mußte herhalten, bis er den Buckel voll Schläge und den Kopf ohne Haare hatte.

Das war ein sehr wirksames Mittel gegen das Birkenplündern, Mareili und Bäbeli blieben nachgerade so ziemlich sicher in den einsamsten Weiden. So trieb es Hansli manches Jahr in ganz kurzweiliger Einförmigkeit, dachte gar nicht daran, daß es anders gehen könnte. Eine Woche ging ihm um wie der Zeiger an der Uhr, er wußte nicht wie, ehe er sich's versah, war es Dienstag, wo er nach Bern fuhr; und kaum war der Dienstag zum Loch aus, war der Samstag da, wo er nach Thun mußte, er mochte wollen oder nicht, denn wie hätte man es in Thun machen sollen ohne ihn?

Zwischendurch hatte er die Hände voll zu thun, seine Ladungen zu bereiten, Nachbarsleuten zu genügen, d. h. solchen, welche ihm anständig waren. Unser Hansli war auch ein Mensch, und jeder Mensch, wenn er immer dazu kommen mag, hat gnädige und ungnädige Launen. Wer ihn leicht je getreten, der mußte es klug anfangen, wenn er Besen von ihm kriegen wollte. Der Frau Pfarrerin z. B. hätte er nicht für das doppelte Geld einen Besen abgelassen; sie mochte schicken wann sie wollte, so war es ihm immer leid, daß er keine vorräthig hätte. Sie hatte ihm einmal gesagt, er mache es wie Andere, er thue einige lange Reiser außen um, in der Mitte sei dann lauter kurzes G'stümpel. In diesem Falle komme es ja auf eins heraus, ob sie ihre Besen bei ihm oder bei jemand Anderem nehme, sagte er darauf und dabei blieb er, und die Frau Pfarrerin starb, ehe sie wieder einen Besen von ihm bekommen hatte.

Eines Dienstags fuhr er wieder auf Bern mit schwer beladenem Karren, den schönsten Besen von seinen liebsten Bäumen, von Röseli, Sternenblume u. s. w. Er zog mit Mühe und schwitzte stark. Er dachte, es sei curios, sein Karren gehe nicht mehr so von selbst wie anfangs, er müsse gar zu schwer ziehen, es werde wohl irgendwo fehlen. Er hielt öfters an, um zu Athem zu kommen und die Stirne abzuwischen. Wenn er nur den Stalden auf wäre, der mache ihm Kummer, dachte er. So hielt er auch still beim Murihölzli, gerade vor der Leubank. Auf der saß ein Mädchen mit einem Bündelchen neben sich und weinte bitterlich. Hansli hatte ein gut Herz und fragte: Was weinst? Das Mädchen sagte, es sollte in die Stadt, und es sei ihm so z'wider, es dürfe fast nicht. Sein Vater sei ein Schuhmacher und habe seine beste Kundschaft in der Stadt. Da habe es schon lange Schuhe hinein getragen und nichts Anderes gewußt. Jetzt habe es in der Stadt einen neuen Haschirer gegeben, gar e grusam bösen; der habe es schon mehrere Dienstage,

wenn es zum Thore hineingekommen, schrecklich geplagt und ihm gedroht, wenn es noch ein Mal komme, so nehme er ihm die Schuhe weg, und es müsse in's Gefängniß, es sei verboten, Schuhe in die Stadt zu tragen und damit zu hausiren. Es hätte sagen mögen was es gewollt, alles habe nichts geholfen. Es habe dem Vater angehalten, er solle es nicht mehr schicken, aber der sei gar ein exakter und preußischer, der habe gesagt, es solle nur gehen, er wolle dann schon sehen, wenn man ihm was thue. Aber was ihm das helfe? d'Sach hätte es dann ausgestanden und die Schande gehabt, daß die Haschirer es genommen. Hans fühlte großes Mitleiden, besonders weil das Mädchen solch Zutrauen zu ihm gehabt und ihm sein Leid geklagt hatte, was es wohl nicht jedem gethan. Aber es hab' es ihm auf den ersten Blick angesehen, daß er nicht der Wüsteste sei und was für ein Herz er habe, dachte er. Der gute Hansli! Aber der Glaube mache selig, heißt es.

Meitschi, da ist dir z'helfe, sagte er; gieb mir deinen Sack, ich kann ihn zwischen die Besen thun, daß ihn kein Mensch sieht. Ich bin wohl bekannt, da kommt keinem Menschen in Sinn, daß deine Schuhe zwischen meinen Besen sind. Kannst mir sagen, wo ich sie abgeben oder dir warten soll, und von weitem hinterdrein gehen, daß es keinem Menschen z'Sinn kömmt, daß wir etwas mit einander hätten. Das Mädchen machte keine Komplimente: Wolltest? frug es mit aufgeheitertem Angesicht, das ginge mir viel zu gut. Es brachte den Bündel, und Hansli barg ihn, daß keine Katze was davon merken konnte. Soll dir stoßen oder helfen ziehen? fragte das Mädchen, als ob es sich von selbst verstehe, daß es das Seine beitrage. Wie du lieber willst, eigentlich wär's nicht nöthig, g'schweret hat's wegen der paar Schuhe nicht.

Anfangs stieß das Mädchen hinten am Karren, doch nicht lange ging's, so war es vorne und zog an der Stange. Es

dünke ihm, es schicke sich ihm hier besser, sagte es. Es zog brav, man kann sich's denken, und hatte doch noch Athem genug zu reden und beiher von allem Bericht zu geben, was ihm im Kopf und auf dem Herzen lag. Sie waren oben am äußern Stalden, Hansli wußte nicht wie; die lange Allee schien ihm um die Hälfte kürzer geworden zu sein. Hier blieb nach getroffener Abrede das Mädchen zurück, und Hansli zog mit Bündel und Besen unangefochten zur Stadt ein, unangefochten gab er dem Mädchen seinen Bündel, aber ehe sie noch weiter mit einander gesprochen, ehe das Mädchen gedankt, wurden sie durch die Fluth von Leuten, Vieh und Fuhrwerken auseinander gedrängt, Hansli mußte sorgen, daß sein Karren ihm nicht entzwei gerissen würde.

Somit war die Bekanntschaft aus. Es ärgerte Hansli nicht wenig, doch sann er der Sache nicht weiter nach, geschweige, daß er sie zu Herzen nahm. Wir können leider nicht sagen, das Mädchen hätte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, es war auch nicht darnach. Es war ein vierschrötig Ding mit breitem Gesicht, seine größten Schönheiten waren ein gutes treues Herz und unermüdlicher Fleiß, diese Züge stechen aber gewöhnlich nicht besonders hervor, und Viele halten nicht einmal viel darauf.

Am folgenden Dienstag jedoch, als Hansli wieder den Karren zog, kam er ihm sehr schwer vor, er hätte nicht geglaubt, sagte er zu sich selbst, was das mache, wenn zwei dran zögen statt nur eins. Ist's wohl wieder da? sagte er, als er gegen das Murihölzli kam, ich wollte ihm gerne sein Säckli nehmen, wenn es wieder ziehen hülfe, es geht ohnehin nirgends so sauer als von hier bis in die Stadt. Und richtig, das Mädchen saß da auf der Leubank wie vor acht Tagen, weinen that es aber nicht. Hast mir wieder was zu laden? frug Hansli, dem der Karren schon vom bloßen Sehen des Meitschi's ganz leicht wurde.

Es ist mir doch nicht bloß wegen diesem, daß ich da

fitze; wenn ich schon nichts in die Stadt zu tragen gehabt, ich wäre gekommen, antwortete das Mädchen; konnte dir vor acht Tagen nicht einmal danken und fragen, ob's was koste. Das fehlte mir noch, gingest mir ja für ein Handroß, und fragte dich auch nicht, was du für's Ziehen wollest.

Wie wenn es sich von selbst verstünde, brachte das Mädchen seinen Bündel, Hansli barg ihn, und als ob es es gelernt, stellte sich das Mädchen an die Stange. Es hätte erst gedacht, als es schon von Hause gewesen, es hätte einen Strick mitnehmen sollen, den man hinten am Wägeli hätte befestigen können, so könnte es viel mehr abbringen. Das andere Mal aber, wenn es komme, wolle es den Strick nicht vergessen. Dieses Bündniß in Betreff gegenseitiger Hülfleistung ging ohne weitläufige diplomatische Verhandlung zu, daß einfacher es wirklich kaum möglich war. Diesmal traf es sich, daß sie auch zusammen heim wanderten, so weit ihre Wege zusammen gingen, doch so klug waren beide, daß die Haschirer sie nie zusammen im Thore sahen.

Die Mutter hatte seit einiger Zeit sonderbare Freude an Hansli. Es dünke sie, er sei so aufgeheitert, sagte sie, er könne den ganzen lieben langen Tag pfeifen oder singen, und er pützerle sich z'weg, es habe keine Gattig. Er habe sich letzthin eine halbleinene Kutte machen lassen, er komme darin so staadisch, nit viel gefehlt, wie der Landvogt. Sie möge es ihm aber auch gönnen, er sei so gut gegen sie, der liebe Gott im Himmel wolle es ihm vergelten, sie könne es nicht, sie könne nichts, als für ihn beten. Es sei denn aber doch nicht, daß er alles an die Hoffahrt hänge, er habe Geld auch. Sie glaube gewiß, wenn der das Leben habe und Gottes Segen, der bringe es einmal zu einer Kuh, von einer Geiß habe er schon lange geredet, aber sie werde es nicht erleben, es sei auch nicht, daß sie so dran hange und meine, es müsse sein.

Mutter, sagte einmal Hansli, ich weiß nicht, wie es

geht, ob der Karren schwerer wird oder ich schwächer, ich mag ihn seit einiger Zeit fast nicht mehr allein g'regieren, es geht mir gar hart an, besonders nach Bern hinein, es geht da so viel bergauf. Glaub's wohl, sagte die Mutter, warum ladest alle Wochen mehr auf, es grusete mir schon manchmal für dich, von wegen das giebt böse Alter. Dem ist aber gut zu helfen, lade drei oder vier Dutzend weniger, dann magst wohl gfahren wie ehedem. — Mutter, das kann ich nicht wohl, sagte Hansli, habe ohnehin fast immer zu wenig, und zweimal in der Woche zu fahren, habe ich nicht Zeit; Thun will ich auch nicht fahren lassen, habe meine besten Leute dort. — Hansli, und wenn du sehen würdest ein Eselein zu bekommen? habe schon oft davon gehört, wie das die allerkommodsten Thiere seien, sie kosteten fast nichts, sie fräßen fast nichts und ganz unwerthe Sachen, zögen trotz einem Roß, und sogar die Milch könnte man brauchen — nit daß ich möchte, aber nur so zu sagen.

Nein Mutter, sagte Hansli, sie sollen auch b'sunderbar köpfig sein, so daß man längs Stück nichts mit ihnen machen kann, und für was sollte ich es die fünf anderen Tage brauchen? Nein, aber Mutter, ich hätte an eine Frau gedacht, was sagt ihr dazu? — Aber Hansli, warum nicht lieber an eine Geiß oder an einen Esel, was dir nicht z'Sinn kommt? was willst mit einer Frau machen? — He Mutter, öppe was ein Anderer, sagte Hansli, dann dachte ich, könnte sie mir helfen den Karren ziehen, es ginge mehr als einmal so leicht, wenn mir eine hülfe, und in der Zwischenzeit könnte sie pflanzen und helfen Besen machen, wo man weder eine Geiß noch einen Esel dazu anreisen kann. — Aber Hansli, meinst du findest eine, die dir hilft den Karren ziehen, und die für andere Sachen auch noch was nütze ist? frug bedenklich die Mutter. — O Mutter, es ist eine, welche mir schon oft geholfen hat den Karren ziehen, antwortete Hansli, und die wäre noch für mehr Sachen gut; aber ob sie die Frau wer-

den wolle, habe ich nicht gefragt. Ich dachte, ich wolle es euch zuerst sagen. — Du Dillersbub, was du mir nicht sagst! jetzt ist mir nicht mehr zu helfen, rief die Mutter. Was, bist du auch so einer? das hätte ich unserm Herrgott nicht geglaubt, wenn er es mir gesagt hätte. Was, eine hat dir am Karren geholfen, und hast sie expreß angestellt dafür? Nein, aber jetzt traue einer noch einem Menschen! — Da erzählte Hansli die Umstände, wie das so zufällig sich getroffen, und wie das ein Meitschi sei, gerade wie für ihn gemacht, exakt wie eine Uhr, nicht hoffährtig, nicht verthunlich, und ziehen thue es, er wette, ein mittelmäßig Kuhli möchte es nicht. Geredt mit ihm derentwegen habe er nicht, aber er glaube, unanständig sei er ihm nicht. Es habe oft gesagt, z'heirathen pressire es ihm aparti nicht, aber wenn's es zu machen sehe, daß es nicht noch böser haben müßte als jetzt, da besänne es sich nicht lang und thät's. Es wüßte doch dann auch, für was es auf der Welt wäre. Die jüngern Geschwister wüchsen nach, und es wisse wohl, wie das gehe, die jüngeren seien immer werther als die älteren, und man sinne den älteren nicht daran, daß sie die jüngeren hätten nachschleppen müssen. — Das gefiel der Mutter nicht schlecht, und je mehr sie das Unerwartete verwand und über die Sache nachdachte, desto anständiger kam sie ihr vor. Sie legte sich auf Nachricht aus und vernahm: Schlechtes wisse man nichts von ihm, es gehe den Eltern brav an die Hand; daneben z'fischen werde es da nicht viel geben. He nun sodann, desto besser, dachte die Mutter, so hat doch keins dem anderen was vorzuhalten. Als am Dienstag Hansli den Karren rüstete, sagte ihm die Mutter: He nun sodann, so red mit dem Meitli, wenn es will, mir ist's recht, aber nachlaufen thue ich ihm nicht, es soll am Sonntag zu uns kommen, so kann ich es g'schauen, und man kann mit einander reden. Wenn's gattlich thun will, so wird es schon gut kommen, einmal wird es doch sein müssen. He Mutter, das steht nir-

gends geschrieben, daß es sein müsse, ist's euch nicht anständig, so kann man es ja unterwegen lassen, entgegnete Hansli. — Stürm nur nit und fahr du jetzt und sag dem Meitli, wenn es mich für die Mutter halten wolle, so solle es mir Gottwilche sein.

Hansli fuhr und fand sein Meitschi, und als Hansli in der Stange, das Meitschi jetzt am Strick wacker zogen, sagte er: Es geht doch mehr als d's halb ringer, wenn zwei einander helfen und am gleichen Karren ziehen. Ich war am letzten Samstag in Thun und mußte mich fast tödten. — Habe es schon oft gedacht, sagte das Meitschi, es sei einfältig von dir, daß du nicht jemanden anstellest; es ging dir alles d's halb leichter und der Verdienst wär größer. — Was willst, sagte Hansli, bald sinnet man zu früh auf eine Sache, bald zu spät, man ist halt geng e Mensch. Aber jetzt düecht es mich, ich möchte Eine anstellen; wenn du wolltest, du wärst mir gerade recht. Ich wollte dich heirathen, wenn es dir anständig ist. — He warum nicht, wenn ich dir nicht z'wüst und z'arm bin, antwortete das Meitschi. Hast mich einmal, so nützt dich dann das Verachten nichts mehr. Ich werde es auch nicht viel besser treffen; öppe Einen bekömmt man immer, aber dann was für Einen? Mir bist brav genug, hast Sorg zur Sache und wirst e Frau nit für e Hund haben. — He sie kann es haben wie ich, und ist ihr das nicht gut genug, so kann ich nicht helfen, antwortete Hansli. Aber ich denke, schlimmer als du's bisher gehabt, würdest du es bei mir nicht haben. Ist's dir recht so, so sollst am Sonntag zu uns kommen, die Mutter läßt dir sagen, du sollest Gottwilche sein, wenn du sie für die Mutter halten wollest. — He, sagte das Meitschi, was sollte ich Anderes, bin's gewohnt, die Mutter für die Mutter zu halten, mich zu unterziehen und es anzunehmen wie es kömmt, böser und minder böse, sauer und minder sauer. Habe nie geglaubt, ein böses Wort mache ein Loch, da hätte ich ja kein Stück Haut einen Kreuzer groß am gan-

zen Leib. Daneben wolle es, wie üblich und bräuchlich, Vater und Mutter vorbehalten haben. Doch würden die nichts dagegen haben, es seien ihrer noch genug daheim, und sie würden froh sein, vorabzustoßen, was gehen wolle.

So war es auch. Am Sonntag erschien das Meitschi richtig zu Rychiswyl. Hansli hatte es gut b'richtet, so daß es nicht lange zu fragen brauchte, wo der Besenbinder wohne. Die Mutter examinirte es gut über Pflanzen und Kochen, wollte wissen, was es bete und ob es lesen könne im Testament und auch in der Bibel — es sei für die Kinder bös, und die hätten sich dessen zu entgelten, wenn eine Mutter sich nicht darauf verstehe, sagte die Alte. Ihr gefiel das Meitschi, und die Sach ward richtig. Eine Schöne hast nicht, sagte sie vor dem Meitschi zu Hansli, und wegem Reichthum wirst auch nicht viel zu rühmen haben. Daneben macht das nichts; von der Hübschi hat man nicht gelebt und mit dem Reichthum ward schon mancher angeschmiert, daß er meinte, wie eine Reiche er habe und hinterdrein konnte er dem Schwäher die Schulden zahlen. Wenn's gsunder Art ist und werkbar, so wird die Sache sich schon machen. Ein paar gute Hemder und eine doppelte Kleidung, daß du am Sonntag und Werktag nicht gleich daher kommen mußt, sondern dich anders anziehen kannst, wirst du wohl haben. — Bhütis ja, sagte das Meitschi, wegen selbem braucht ihr keinen Kummer zu haben. Ich habe ein ganz neues Hemd, zwei ganz gute und dann noch viere, die aber nicht mehr alles sind. Aber die Mutter hat gesagt, ich müsse noch eins haben, und der Vater hat gesagt, er wolle mir die Hochzeitschuhe machen, und sie sollen nichts kosten. Dann habe ich noch eine b'sunderbar gute Pathe, die giebt mir allweg auch etwas Schönes, vielleicht gar ein Pfänneli oder ein Breitüpfi, und wer weiß, ob's da nicht einmal was zu erben giebt? Sie hat zwar Kinder, aber die könnten sterben.

Gegenseitig vollkommen befriedigt, besonders von des

Mädchens Seite, welchem die Wohnung, die sauber gehalten war, neben ihrem Schuhmacherloch voll Leder, Leisten und Kinder wie ein Palast vorkam, gingen sie auseinander, um bald wieder zusammen zu kommen und zusammen zu bleiben. So geschah es auch, Einspruch gab es keinen, die Vorbereitungen nahmen ebenfalls nicht Monate weg, neue Schuhe und ein neues Hemd sind bald gemacht, wenn man nämlich die Sachen dazu hat, und nach vier Wochen zog Hansli zu zwei den Karren nach Thun, und curios war es, der alte Karren ging wieder ganz leicht und wie von selbst. Er hätte nicht geglaubt, daß ein Karren sich so zum Guten ändern könnte, es könnte mancher Mensch an ihm ein Exempel nehmen.

Um Hansli reute es manches Mädchen, den hätte es auch mögen, dachte es; wenn es geglaubt, dem pressire es, so hätte es ihm schon in den Weg kommen wollen, daß er das Plättergesicht nicht mit dem Rücken angesehen. Es hätte nicht geglaubt, daß Hansli so dumm wäre, der hätte ganz anders weiben können, wenn er es gewußt hätte anzustellen; der werde noch reuig werden vor der nächsten Fastnacht, aber es möge es ihm gönnen, selber than, selber han. Aber Hansli war nicht so dumm und ward nicht reuig, er hatte gerade ein Fraueli, wie es für ihn paßte, ein demüthiges, arbeitsames, genügsames Fraueli, dem es bei Hansli war, als hätte es den Himmel erheirathet.

Gar lange freilich half es dem Hansli den Karren nicht ziehen, der mußte bald wieder einspännig fahren. Aber als einmal ein Bube da war, tröstete er sich; ein b'sunderbar munterer sei er, sagte er, im Hui sei der nachgewachsen, daß er ihm helfen könne und unversehens ziehe er den Karren alleine. Sein Fraueli wollte zwar bald wieder sich einspannen. Wenn sie sich pressirten mit Heimkommen, so möge es der Bub wohl aushalten, die Großmutter gebe ihm unterdessen schon zu trinken, meinte es. Aber der Bub meinte es anders, wohl der machte ihnen den Marsch. Sie hatten sehr pressirt

mit dem Heimfahren, aber noch waren sie mehr als eine halbe Stunde vom Hause entfernt, als das Fraueli ausrief: Mein Gott, was hört man? Es waren Töne, als ob man ein junges Schwein am Messer hätte. Mein Gott, was ist dort, was hat's gegeben! rief wiederum das Fraueli, ließ den Karren fahren und lief davon. Es war die Großmutter, welcher der Bub mit Brüllen den Angstschweiß ausgetrieben, und die sich nicht anders zu helfen wußte, als ihn der Mutter entgegen zu tragen, in tausend Aengsten, er falle in Krämpfe. Der schwere Bub, die Angst und das Laufen hatten die alte Frau so außer Athem gebracht, daß es die höchste Zeit war, daß jemand ihr den Bub abnahm. Sie war außer sich, und lange ging's, bis sie sagen konnte: Nein, so will ich nicht dabei sein, so einen handlichen habe ich mein Lebtag nie gesehen, lieber will ich den Karren ziehen. — Die guten Leute erfuhren es, was es heißt, einen Zwingherrn im Hause zu haben, wenn es auch nur ein kleiner war.

Das that aber ihrem Haushalt keinen Abbruch, das Fraueli waltete verzweifelt brav daheim, pflanzte viel, half Besen machen, überstürzte nichts, aber machte immer was, als ob es nie müde würde, und alles ging ihm flink von der Hand. Hansli war ganz verwundert, wie er gut z'weg kam mit einer Frau, und wie sein Geld sich mehrte. Er empfing ein Ackerli, die Mutter erlebte eine Geiß, als käme sie von selbst, und bald zwei. Eseli wollte Hansli keins, aber er mußte sich mit dem Müller, der in die Stadt fuhr, verbinden, um einen Theil seiner Besen führen zu lassen, was freilich den Profit etwas schmälerte und Hansli sehr reute, denn jeder Kreuzer that ihm weh, der nebenaus ging.

Hansli's Leben gestaltete sich wiederum glatt und eben, die Tage folgten einander ungefähr wie die Wellen im Fluß, eine von der anderen kaum zu unterscheiden. Die Besenreiser wuchsen alle Jahre, seine Frau brachte fast alle Jahre ihm ein Kind, ohne daß es sie viel irrte. Sie bekam es, legte

es ab, es schrie alle Tage ein wenig, es wuchs alle Tage ein wenig, und handumkehrt konnte man es schon brauchen. Die Mutter sagte, sie sei alt und habe das nie so gesehen. Sie mahnten sie an nichts besser, als an junge Katzen, die nach sechs Wochen schon mausen könnten.

Und mit den Kindern war der Segen da, je mehr Kinder, desto mehr Geld. Ja, man denke, die Mutter erlebte die Kuh noch. Wenn sie aber nicht gesehen hätte, wie Hansli sie bezahlt, sie hätte sich kaum ausreden lassen, er habe sie gestohlen.

Und hätte die Mutter noch zwei Jahre länger gelebt, so hätte sie erlebt, daß Hansli Eigenthümer wurde des Häuschens, in welchem sie seit Jahren gewohnt, mit einer Tanner-Gerechtsame, welche ihnen mehr als genug Holz brachte und Land wohl für eine Kuh und zwei Schafe, welche besonders kommod sind, wenn man Kinder hat, welche wollene Strümpfe brauchen. Hansli blieb freilich ziemlich viel darauf schuldig, aber es war festes Geld, welches ihm stehen blieb, so lange er fleißig zinsete. Uebrigens machten ihm, wenn er das Leben hätte, die Schulden keinen Kummer, sagte er, und er hatte Recht.

Hansli erfuhr es, wie die ersten Kreuzer zu erübrigen am schwersten hält. Es ist immer ein Loch da, durch welches sie entschlüpfen wollen, oder ein Mund, der sie verschlingen will. Ist einmal nachgewerchet, daß man ohne Schulden ist, mit ganzen Kleidern behaftet und ohne was vorgefressen zu haben, dann geht es schon. Es bildet sich der Boden unter den Füßen, es zaunet immer besser, der Bach breitet, d. h. das Vorschlagen wird leichter und größer, wenn nämlich eins nicht ist, wenn sich die Lebensweise nicht ändert. Da liegen Klippe und Sandbank neben einander, und die Durchfahrt ist merkwürdig schmal. Da wachsen gerne aus dem Boden herauf die Bedürfnisse über Nacht wie Schwämme auf dem Mist, und wenn nicht beim Mann, so doch beim Weib, und

wenn nicht bei den Eltern, so doch bei den Kindern. Auf einmal sind hundert Dinge nöthig, an die man nicht gedacht, und anderer schämt man sich, wo man sonst nichts Anderes gewußt. Man überschätzt, was man hat, weil man vorher nichts gehabt, überschätzt sich, weil man das Gedeihen sich selbst zuschreibt, überschätzt seine Zukunft, weil man sie für nothwendige Fortsetzung der Vergangenheit hält, und ändert die ganze Lebensweise. Im Verhältniß, daß der Verbrauch zunimmt, nimmt der Fleiß ab und somit der Erwerb, und wie man aufgeschossen, fällt man wieder. Die Herrlichkeit vergeht, wie sie gekommen, denn es ist noch immer wie ehedem: der Hochmuth kommt vor dem Fall.

Das war nun bei Hansli aber nicht. Er lebte und schaffte durchaus im Gleichen fort, verthat fast kein Geld, freute sich dann aber auch, daheim was Warmes zu finden, und that sich daran gütlich. Es änderte nichts, als daß nach und nach die schaffenden Kräfte sich mehrten. Das Fraueli besaß, sich selbst ganz unbewußt, die merkwürdige seltene Kunst, die Kinder alsbald zu gebrauchen, sie sich selbst helfen zu lehren, jedes nach seinem Alter und das ganz ohne viel Redens, es wußte selbst nicht, wie es das machte. Ein Pädagog hätte sicherlich darüber kein vernünftig Wort von ihm herausgebracht. Sie warteten sich gegenseitig, halfen dem Vater mit dem Besenmachen, der Mutter trugen sie ab und zu, halfen beim Pflanzen, keines bekam eine Ahnung von der Süßigkeit des Müssigganges, des träumerischen Herumlungerns, und doch wurde keines straplizirt oder vernachlässigt mit Speise oder Unreinlichkeit. Sie wuchsen wie die Weiden am Bach, waren gesund und froh. Die Eltern hatten nicht Zeit, mit den Kindern Narrethei zu treiben, aber die Kinder fühlten die Liebe der Eltern, sahen, daß sie mit ihnen zufrieden waren, wenn sie ihre Sache gut machten. Die Eltern beteten mit ihnen, und am Sonntag las der Vater sein Kapitel und erklärte, was er wußte, und derentwegen hatten die Kinder großen Respekt

vor ihm, betrachteten ihn wirklich als den Hausvater, der mit Gott rede und wenn sie nicht gehorchten, es Gott sage und dem Heiland. Der wahre Respekt der Kinder vor den Eltern hängt ganz bestimmt vom Verhältniß der Eltern zu Gott ab, wie es die Kinder wahrnehmen können. Wenn das nur alle Eltern bedächten!

Ja unser Hansli war selbst unter andern Leuten als nur unter den Kindern eine Art Respektsperson. Er war so bestimmt, so zuverlässig, gescheidte Worte gingen von ihm, man sah ihn niemals anders als ehrbar, er that nicht groß, machte aber auch nicht den Bettler, daß gar manche vornehme Herrenfrau expreß in die Küche kam, wenn sie hörte, das Besenmannli sei da, um zu vernehmen, wie es auf dem Lande gehe und wie dies und wie jenes gerathe. Ja, in manchem Hause in Bern vertraute man ihm das Liefern von Wintervorräthen an, und das trug manchen schönen Batzen ein. In Thun war das wohl nicht der Fall, denn dort ist jede Frau Rathsherrin eine halbe Bäurin und pflanzet für Menschen und Vieh, daß es sie fast versprengt. Aber sie kamen doch in die Küche, hießen ihn gar in die Stube kommen und verklapperten mit ihm manch trautes Halbstündchen bei süßem Thunerwein. Denn wenn sie schon selbst pflanzten, so meinten sie deswegen nicht, daß sie nicht das Recht hätten zu klappern mit wem sie wollten, so gut wie die andern Frauen Rathsherrinnen, welche nicht pflanzten. Ja sogar die Frau Schultheißin sprach mit ihm, es war so zu sagen ihr zum dringenden Bedürfniß geworden, ihn alle Samstage zu sehen, und wenn sie mit ihm sprach, so war es sogar erlebt worden, daß der fragende Herr Schultheiß auf Antwort warten mußte. Von wegen, es thut auch einer Frau Schultheißin wohl, einmal in der Woche ein vernünftig Wort zu hören und zu reden.

Da einmal geschah es, daß Samstag war in Thun, aber in Thun war kein Besenmannli zu sehen. Das gab großes Aufsehen und bedenkliche Gesichter. Manche Köchin stand un-

ter der Thüre mit eingestemmten Armen und ließ kaltblütig oben in der Küche Suppe und Pfanne in einander wachsen, daß man mit keinem Lieb sie mehr auseinander brachte. Hast ihn nicht gesehen, nichts von ihm gehört? frug eine die andere. Manche Frau schoß in die Küche und wollte der Köchin abputzen, daß sie ihr nicht gerufen, als das Besenmannli da gewesen. Aber da fand sie keine Köchin, fand nichts, als was auf dem Feuer, das stank wie der Teufel, das war die Pfanne und die Suppe, die Hochzeit hielten. Selbst die Frau Schultheißin kam in Bewegung, nahm erst ihren Herrn, dann den Landjäger vor, und als beide nichts wußten, stieg sie nach dem Essen selbst in's Städtchen hinab, um nach ihrem Besenmannli zu fragen. Sie sei ganz aus mit Besen, habe in der folgenden Woche fegen wollen, und jetzt keine Besen, man solle denken! —

Aber das Besenmannli erschien nicht. Es war die ganze folgende Woche eine gewisse Leere fühlbar in der Stadt und am nächsten Samstag große Spannung. Kommt er? kommt er nicht? war das Losungswort. Und er kam, er kam wirklich, aber ringer wäre er daheim geblieben. Wenn er auf alle Fragen hätte Antwort geben wollen, so hätte er acht Tage in Thun bleiben müssen. Er fertigte die Leute mit dem einfachen Bescheid ab, er hätte z'Leicht an eine Begräbniß müssen. — Wem? frug ihn die Frau Schultheißin, die er nicht so kurz abfertigen konnte. — Meiner Schwester, antwortete das Besenmannli. — Wer war sie und wo wurde sie begraben? frug die Dame weiter. — Das Besenmannli antwortete kurz aber wahr, da rief die Frau Schultheißin plötzlich aus: Aber mein Gott! was? seid ihr der Bruder von der Köchin, die so großes Aufsehen machte, weil es nach dem Tode des Herrn sich herausgestellt, daß sie seine Frau gewesen und ihn also erbe und die dann darauf plötzlich starb? — Gerade der bin ich, antwortete Hansli trocken. — Aber du meine Güte! rief die Frau Schultheißin und schlug die Hände zu-

sammen: fünfzigtausend Thaler geerbt zum wenigsten und jetzt noch mit Besen im Lande herumfahren! — Warum nicht, antwortete Hansli, habe das Geld noch nicht, und wegen der Taube auf dem Dache lasse ich den Spatz in der Hand nicht fahren. — Taube auf dem Dache! rief unwillig die Frau Schultheißin. Erst diesen Morgen haben ich und der Herr Schultheiß mit einander darüber geredet, und der sagte, d'Sach sei richtig, das Vermögen müsse dem Bruder zufallen. — He nun, desto besser, antwortete Hansli. Aber was ich fragen wollte, soll ich über acht Tage Besen bringen oder über vierzehn? — Ach bah Bese! rief die Frau Schultheißin, kommt herein, ich möchte sehen, was mein Herr für Augen macht. — Ich wär pressirt, antwortete Hansli, ich habe weit heim und die Tage sind kurz. Kurz oder nicht kurz, kommt, befahl die Herrin, und Hansli mußte gehorchen, versteht sich.

Sie führte ihn nicht in die Küche, sondern in's Eßzimmer, befahl der Gattung oder Fanchette oder wie die Kammermagd hieß, dem Herrn zu sagen, das Besenmannli sei da, und eine Flasche Wein zu bringen, und hieß das Mannli sitzen, wie auch das Mannli protestirte, es habe nicht Zeit und müsse weiter. Der Herr war da im Augenblick, setzte sich, schenkte sich auch Wein ein, machte Gesundheit, wünschte Glück, und Hansli mußte erzählen, wie er dazu gekommen. Er machte es kurz. Er könne nicht viel sagen, erzählte er. Bald, als die Schwester vom Herrn gekommen, sei sie fortgegangen, um Arbeit aus. So sei sie von Platz zu Platz gekommen und stark gefördert worden mit Schein. Um sie daheim habe sie sich nie viel gekümmert, sei in der Zeit bloß zwei Mal heim gewesen und seit der Mutter Tode nie. Er habe sie wohl in Bern angetroffen, aber nie habe sie ihn heißen in's Haus kommen, wo sie gedient, nichts als den Gruß befohlen an Weib und Kinder und wohl gesagt, sie komme nächstens, aber es sei nie geschehen. Freilich sei sie nicht viel in Bern gewesen, sondern habe viel in Schlössern

auf dem Lande herum gedient, sei auch im Weltschland gewesen, wie er vernommen. Sie habe ein unruhig Blut gehabt und einen wunderlichen Kopf, und die blieben nie lange an einem Orte. Daneben war sie b'sunderbar treu und fromm, man konnte ihr unbesorgt anvertrauen was man wollte. Vor Kurzem sei die Rede gegangen, seine Schwester habe einen alten reichen Herrn geheirathet, der es den Verwandten zum Trotz gethan, weil sie ihn schwer erzürnt, aber er habe der Sache nicht viel Glauben gegeben und ihr nicht nachgedacht. Da habe er plötzlich Bescheid bekommen, er solle alsbald zu seiner Schwester gehen, wenn er sie noch lebendig antreffen wolle, sie wohne im Murtenbiet; das habe er gethan und sei noch früh genug gekommen, um sie sterben zu sehen, aber viel habe er mit ihr nicht mehr reden können. Als sie beerdigt gewesen, sei er wieder hergekommen, es habe ihm pressirt; seit er hause, habe er nie so viel Zeit versäumt. Du mein Gott, sagte die Frau Schultheiß, versäumt, wenn man dabei fünfzigtausend Thaler erbt? und wollet ihr denn bei einem solchen Vermögen fortfahren Besen machen und damit hausiren? He, das ist so, Frau Schultheißin, sagte Hansli. Ich traue der Sache nicht recht, es dünkt mich, es hätte keine Gattig, daß ich so viel erben sollte. Daneben sagt man mir, es könne nicht fehlen, und wenn die Zeit um sei, werde ich es frei und frank in die Hände bekommen. Nun, sei das wie es wolle, so fahre ich einstweilen im Alten fort. Wenn es fehlen sollte, müßten die Leute nicht lachen: der hat schon gemeint, er sei ein Herr und kann schön wieder an seinem Karren ziehen! Habe ich einmal das Geld, werde ich es mit den Besen wohl lassen, obgleich es mich reut und mir nicht erleidet ist. Aber die Leute würden doch reden und ein Gespött haben, wenn ich es thäte, und das mag ich auch nicht. Bauer sein ist auch eine schöne Sache, und wenn man Geld hat, wird schon ein Hof zu kaufen sein. Ich habe Gottlob ein Häuschen und Land fast für zwei Kühe, und bei meinem Fah-

ren habe ich manchmal gedacht: wäre ich nicht das Besenmannli, so möchte ich Bauer sein, und vielleicht brächte ich es z'weg, so einen mindern Hof zu kaufen, wo für alle meine Kinder zu arbeiten und zu essen genug wäre, fest kann man dann sitzen.

Aber ist das Vermögen in saubern Händen? können da keine Gefährde getrieben werden? frug der Herr Schultheiß. Ich glaube, es sei sicher, sagte Hansli. Ich habe die, welche am meisten dran machen können, probirt. Ich habe ihnen Geld angeboten, wenn sie machten, daß ich zum Erben komme. Da haben sie gescholten und gesagt: g'hörs mir, werde ich es erhalten, g'hörs mir nit, mache man da nichts mit Geld, für die Kosten werde man mir seiner Zeit die Rechnung machen. Da sah ich, daß die Sache am rechten Orte ist, und mag jetzt wohl warten, bis die Zeit um ist. — Nein aber, sagte die Frau Schultheißin, das ist mir unbegreiflich, das ist mir eine Kaltblütigkeit, die in Israel selten gefunden wird, die mich aus der Haut triebe, wenn ich eure Frau wäre. — Die thut es nicht, sagte Hansli, bis sie jemand b'richtet, wie sie wieder hinein könnte.

Diese Kaltblütigkeit und das Fortfahren mit den Besen versöhnte viele Leute mit dem sonst so gerne beneideten sogenannten Glücklichen, während andere es als Beschränktheit und Dummheit verhöhnten. Einige meinten, Hansli sei dumm, und wer gescheidt sei, könne da was zu fischen kriegen. Sie liefen ihn an, suchten ihm Angst zu machen und hinten drein mit dem Anerbieten ihrer Hülfe zu trösten. Andere wollten das Erbe ihm abkaufen, er kriege es doch nicht, sagten sie. Es gebe da Prozesse, deren Ausgang er nie erlebe; wo da Geld nehmen, um sie zu speisen? He, sagte Hansli, es sei alles ungewiß auf der Welt, einstweilen wolle er sich noch besinnen, es sei dann noch frühe genug zuzusehen, wenn die Sache sich stecken sollte.

Die Sache steckte sich aber nicht. Zur gesetzten Zeit

erhielt er Bericht, er solle auf Bern kommen; d'Sach sei im Reinen.

Als er als ein reicher Mann heim kam, weinte seine Frau gar mörderlich und himmelschreiend. Er mußte mehrmal fragen: Was hat's gegeben, ist ein Unglück geschehen? — Jetzt, sagte endlich die Frau, die, je seltener sie weinte, um so schwerer zu sich selber kam, jetzt wirst mich verachten, da du so reich bist, und denken, hättest nur eine andere. Ich that, was mir möglich war, aber jetzt bin ich nichts mehr, ein alter Kratten. O wenn ich nur schon unter der Erde wäre! — Da setzte sich Hansli auf den Vorstuhl und sagte: Hör', Frau, du weißt, fast dreißig Jahre haben wir gehaushaltet im Frieden, was das eine wollte, wollte das andere auch. Geprügelt habe ich dich nie, ja die bösen Worte, die wir uns gegeben, wären bald gezählt. Jetzt, Frau, fang mir nicht an wüst zu thun und ein Neues anzufangen, es soll zwischen uns beim Alten bleiben. Das Erb kommt nicht von mir, es kommt nicht von dir, es kömmt von Gott für uns beide und für unsere Kinder. Das kann ich dir sagen und das soll fest sein wie ein Wort aus der Bibel, daß, sobald du mir noch ein Mal davon anfängst, mit Heulen und ohne Heulen, so prügle ich dich mit einem neuen Seil, daß man dich am Bodensee kann schreien hören. Dabei bleibt's, jetzt mach was du willst!

Das lautete sehr bestimmt, bestimmter als der Briefwechsel zwischen Preußen und Oesterreich. Die Frau wußte, woran sie war, sie kannte Hansli, sie wärmte dieses Lied nicht mehr auf, es blieb unter ihnen beim Alten. Sie zogen einträchtig am Karren und der Karren blieb ganz leicht.

Hansli kaufte alsbald einen großen Hof, damit er für seine Kinder zu arbeiten und zu essen hätte. Aber ehe er als Besenmannli abtrat, machte er ein schön Stücklein, allen seinen Kunden brachte er ein Dutzend Besen als Geschenk in's Haus. Er sagte nachher oft und gewöhnlich mit Wasser in

den Augen, das sei der Tag, den er am wenigsten vergessen könne, er hätte nie geglaubt, daß er den Leuten so lieb sei. Er behielt als Bauer den gleichen Fleiß und die gleiche Einfachheit, betete und arbeitete wie vorher, und doch wußte er zwischen Bauer und Besenbinder den Unterschied zu machen, daß der erste zu geben, der andere zu nehmen hatte, that beides gleich unbeschwert. Er hatte längst gewußt, was einem Bauernhause wohl anstehe, das vergaß er nicht und führte es jetzt in seinem Hause aus. Was er gerne gehabt für sich, das that er auch an Andern.

Das gleiche Maaß hielt er mit den Kindern, das war wohl der schwerste Punkt. Er wußte wohl, daß er sie jetzt etwas besser kleiden mußte als des Besenbinders Kinder, aber den rechten Grad darin zu treffen, war nicht ganz leicht; nicht leicht war es, die Kinder zu befriedigen und es dem Publikum zu treffen, daß es nicht schrie über das Zuwenig oder das Zuviel. Hansli traf es nicht übel, und seine Frau stimmte ihm bei. Sie kleideten ihre Kinder dauerhaft und stattlich, meist in selbstgemachtes Zeug, aber er duldete nichts Auffallendes, in die Augen Schreiendes an ihnen. Er sagte ihnen oft: Kinder thut nicht groß, macht nie den Narren, sei es mit was es wolle. Sobald eins von euch die Leute ärgert, sei es mit diesem oder jenem, so zählt darauf, ihr müßt von allen Seiten hören: das mag wohl, es ist ja des Besenbinders Kind, der zöge noch am Karren, wenn er nicht geerbt. Es wäre noch mancher reich, wenn er es erben könnte, das ist keine Kunst. Ich schäme mich mein Lebtag dessen nicht, es kann mir Besenbinder sagen, wer will, aber ich bin auch nicht hochmüthig; werdet ihr es aber, so werdet ihr euch des Vaters und der Mutter schämen, und die Leute werden euch den Besenbinder vorhalten euer Lebenlang. Darauf zählt!

Die Kinder glaubten daran und thaten darnach. Indessen wollen wir nicht sagen, daß Eltern und Kinder alle

Färbung ihrer frühern Lebensweise hätten abstreifen können und immer ganz fest und sicher auf dem neuen Boden umhergeschritten wären, das ist wohl unmöglich, und es braucht Generationen, um in einen neuen Stand hinein zu leben, und je ängstlicher man es will, je verlegner man thut, was jedoch bei unserm Besenbinder nicht der Fall war, desto weniger gelingt es.

Der liebe Gott ließ sie lange leben, er gab ihnen noch die Freude, zu sehen, wie brave Tochtermänner mit ihren Weibern wohl zufrieden waren und brave Söhnisweiber die Eltern um ihrer braven Männer willen liebten und ehrten, und wenn sie noch jetzt auf Erden wären, so würden sie sehen, wie die Familie Wurzel geschlagen, blüht und Früchte trägt unter den Ehrbaren des Landes, denn sie bewahrt noch jetzt die wahren Lebenskeime der Familie: Fleiß und Frömmigkeit, ein währschaft kernhaft Wesen, das nicht alle Tage ein anderes wird, je nachdem der Wind geht und die Umstände wechseln.

Gedruckt bei C. G. Hendeß in Cöslin.

Inhalt.

Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Zehnter Band.

Berlin.

Verlag von Julius Springer.

1861.

Erzählungen und Bilder

aus

dem Volksleben der Schweiz.



Vierter Band.



Der Ball.

Diese Erzählung erschien zuerst in den Alpenrosen. Jahrgang 1853.

Es war einmal ein Mann, der war Vater und sogar Rathsherr, war mit sechs Kindern gesegnet und namentlich mit einem Sohne, den man Jacot nannte. Auf diesen hatte er gehofft, er solle sein Nachfolger sein in Ehr und Aemtern, seine rechte Hand in Familie und Haushalt, und aus dem allem wollte es nichts werden. Jacot war ein herzguter Bursche, aber über seiner Wiege hatte die Sonne nicht geschienen; er war unbehülflich, hatte immer Unglück, was er anfing, lief ihm krumm. Er hatte ein Pöstlein, aber ein sehr mageres, es erhielt ihn dürftig beim Ordinäri; gab's aber leicht etwas extra, mußte der Vater an Tanz, und Väter haben eine sehr große Aehnlichkeit mit den Kühen, bei denen nichts schmerzlicher ist, als wenn man immer noch rupft und milcht, und ist längst keine Milch mehr im Euter, kein Geld mehr im Sack. Herrn Gygampf plagte dieses schmerzlich, er hatte seinen Jacot deßwegen an einen großen Schießet gesandt, wo er sich mit Schießen und Reden einen Namen machen, mit hohen Eidgenossen bekannt werden könnte, wo ihm dann eine gute Anstellung nicht fehlen konnte, hatte eine beträchtliche Handvoll Geld geschwitzt, und es war wieder all nichts. Jacot hatte nicht geredet, schlecht geschossen, nicht einmal eine Nummer im Stich; und von den hohen Eidgenossen sagte er,

man habe sie ihm gezeigt von weitem und beinahe hätte er sie gehört, aber er sei wohl weit von der Tribüne gesessen, wie sie hießen, wisse er nicht mehr recht, man hätte es ihm gesagt, aber er habe es wieder vergessen. Dieser arme Jacot stund vor seinem Vater Rathsherr, und dieser las ihm ein streng Kapitel.

Und jetzt, d's Geld ist den Bach ab und du der gleiche Schluss, was soll's jetzt? Was Kinder doch für eine Plage sind, nichts als Verdruß und für was am End? Wenn man alles macht, sie vorwärts zu bringen, d's Geld am Maul abspart, sich duckt und bückt, jedem Schelm und jedem Babi, die zu was stimmen können, die höchste Ehre erweist, den Staub von den Schuhen leckt, so müssen die Kinder weiß Gott auch nachhelfen, sich etwas gefallen lassen, sich Mühe geben und nicht den Löhl machen wie du, sonst hilft weiß Gott alles nichts. Natürlich liegen sie Einem am Herzen, dafür kann man nichts, das ist Natursache; man möchte sie versorgen, wenn sie irgendwo in einem Spital sterben müßten, hätte man es doch ungern, obschon, wenn man gestorben ist, es auf eins herauskommt, sei man in einem Spital gestorben oder in einem Palast. Aber da schreit Alles nach Geld, die Frau will Geld, die Kinder wollen Geld, der Anstand will Geld, die verfluchte Wohlthätigkeit, was in der Mode ist, will Geld, von Vorschlagen ist keine Rede, ein Quartal reicht kaum zum andern, und wenn das Jahr um ist und wie Heuschrecken obendrein noch die Contos kommen und die heillosen Büchlein, möchte man manchmal aus der Haut fahren und diese dem Schinder verkaufen. Vermögen sammeln kann man bei den Lumpenbesoldungen also nicht, außer in den Cantonen, wo man schöne Gelegenheit hat, etwas nebenbei zu machen; man muß suchen die Kinder gut zu placiren im Staat oder mit Heirathen, aber da müssen sie selbst auch Beine machen und nicht bloß die Maulaffen. Und beim Heirathen heißt's auch immer wieder Geld, Geld. Der Hause muß zum Han-

fen, und Unsereiner mag sein Gärnli auswerfen wie er will, so fischet er nichts, kann allemal, wenn er nachsieht, sagen, aber nüt, aber nüt! Höchstens sieht er einen alten abgemagerten, halbabgestandenen Hürlig, den man noch selbst erhalten sollte. So kann ich d's Lisette und d's Gritli da haben, sie auf die Bälle schicken allemal in einem neuen Rocke, und hier und da tanzt Einer, der ein Pöstlein will, mit ihnen, macht sich zärtlich mit süßen Augen, und hat er das Pöstlein, sieht er sie nicht mehr mit dem Rücken an. Am Ende muß ich alles entgelten, an allem schuld sein, heulen mir die Ohren voll: wären sie elegant gewesen, hätten sie wenigstens Einen gekriegt, wenn nicht zwei, die dummen Dinger, die nicht wissen, wo Barthlome Most holt und was Trumpf ist auf der Welt! Wenn ich nicht mehr da bin, hast du sie auf dem Hals, kannst da sehen, wie machen und wie weit man kommt, wenn man nichts ist, gar nichts als ein hölzerner Stock.

Vater, sagte Jacot, dem diese Predigt durch's Leder zu dringen begann, Vater, ihr seid ungerecht gegen mich, ich thue was ich kann, bin immer zu rechter Zeit auf dem Bureau, mache meine Arbeit fertig, ehe Andere dieselbe angefangen, muß daher doppelt so viel machen als Andere, weil der Chef sagt, ich mache sie am besten und werde damit auch zu rechter Zeit fertig. Ich besuche die Vorlesungen regelmäßig, schreibe sogar nach, ja repetire selbst zuweilen, ich will's im Examen mit jedem probiren.

Pah, Examen, Dummheiten! schreit Herr Rathsherr Gygampf, mach daß du zu guter Gesinnung kommst und dieselbe an den Tag legen kannst. Trage die Standesfarbe Tag und Nacht, wo man sie am weitesten sehen kann; stelle dich dar als Trumpf, mit dem man stechen kann Könige, Königinnen und Aeser soviel man will, opfere dich dem Vaterland, trage nur, z. B. wo vaterländische Feuer brennen, einige Reiswellen dazu, wirst du deinen Weg hundertmal besser machen, als

wenn du alles wüßtest, was in den Büchern steht, und die Andern alle nicht wissen. Mach jetzt, was du willst, entweder thue, wie ich dir sage, oder suche eine reiche Frau; aber das sollst wissen, daß ich dir nicht mehr mit Geld nachhelfen kann oder will.

Jacot stand da wie die Butter an der Sonne, und als er wieder was sagen wollte, war der Vater fort. Es wurde ihm ganz elend im Gemüthe, er ffiel in sehr bedenkliche Gedanken. Er dachte, wenn ihm bis dahin nichts geholfen, was noch sein könnte, was ihm helfen könnte, und wenn nichts sei, was dann. Endlich schien sein Gesicht sich aufzuheitern; es war ihm nämlich etwas eingefallen.

In einem der vielen eidgenössischen Feldzüge in den vierziger Jahren, in welchem wissen wir nicht, hatte er als Unterlieutenant seinen Muth ebenfalls im Lande herumgetragen und war einige Zeit in einem Quartier gelegen, wo zwei Töchter waren, ein Sohn und zwei lebende Eltern, wie man zu sagen pflegt. Die Leute waren sehr reich, aber so recht bäurisch, wie man sie selten mehr sieht, waren sehr mißtrauisch und sehr stolz, aber eigentlich mehr innerlich als äußerlich, denn Stolz und Reichthum hätte man von weitem nicht hinter ihnen gesucht. Nur wenn ihnen jemand zu nahe auf den Leib rückte, gaben sie zu verstehen, sie seien dann noch wo daheim, zählten sich nicht zu allen Leuten und könnten es machen ohne irgend wen, und ob höflich oder nicht höflich, sei ihnen ganz gleichgültig, sie thäten, wie es sich ihnen schicke, hätten nicht viel auf dem Federlesis machen, könnten es ohne das. Sie arbeiteten wie Pferde, und Vergnügen kannten sie weiter keine, als zuweilen z'Märit gehen und an den üblichen Tagen brav kücheln und Fleisch kochen, daß jeder sich zweimal mehr als satt essen konnte und noch übrig blieb, oft mehr als gegessen wurde, fast so viel als jener Wittfrau, die an einer Aufrichti kochte, nicht nur daß zweihundert Personen mehr als satt wurden, die meisten heimtrugen, sondern endlich nach

vier Wochen die Arbeitsleute allesammt fortliefen, weil die Reste noch kein Ende nehmen wollten und nicht mehr recht appetitlich waren. Dabei waren sie nicht zänkisch, aber ebenso wenig freundlich, es war, als wenn über ihrem Hause immer ein umwölkter Himmel sei, die Sonne nie scheine. Mit Lesen gaben sie sich nicht ab, außer an einem Sonntag, wo Betbücher zur Hand genommen und in der Bibel gelesen wurde. Wissentlich und absichtlich thaten sie nichts Böses, aber sie forschten nicht sonderlich nach, was böse sei, und hielten gar manches nicht für schlimm, weil es ihnen kommod war und von Jugend auf angewöhnt, und es paßte doch zur rechten Frömmigkeit wie eine Faust auf das Auge. In ihr Haus war noch keine Zeitung gekommen, und wer sich darüber verwunderte, den ließen sie es merken, daß sie Zeitungen für eigene Werke des Teufels hielten, und die, welche an den Zeitungen Freude hatten, für leibhaftige Kinder des Teufels. Sie waren wohlthätig, aber nach ihrer Weise, und wollten selbst die gütigen Geber sein. Wer für sogenannte wohlthätige Zwecke sammelte, kriegte nie einen Kreuzer, konnte froh sein, wenn er vom Ringgi nicht belästigt wurde. Man könne nie wissen, wer die Sache am Ende bekäme, es sei nicht alles sufer in der Welt, und wenn solche Stürmine recht Lüt wären, so hätten sie nicht Zeit, für Andere im Lande herumzufahren, sondern genug zu thun, zu sich selbst zu sehen.

Bei diesen Leuten war unser Jacot einquartirt gewesen längere Zeit und war wohl für die Leute gewesen. Jacot war gutmüthig, belästigte nicht, bramarbasirte nicht, wußte in langen Abenden kurzweilig zu erzählen, ging sogar in die Kirche, ohne daß er expreß hinein kommandirt war.

Mit dem Sohne stand er auf gutem Fuße und mit den Mädchen auf noch besserm, besonders mit Trineli, welches die feinere Art hatte als Stini, die jüngere, welche die größte Freude und volles Genügen hatte, wenn die Schweine wuchsen, zum Mästen sich gut anließen, die Kühe viel Milch gaben

und das Heu melchig wurde, während Trineli etwas an Weltschmerz litt; europamüde und lebenssatt war es zwar noch nicht, aber es klagte sehr, wie sie keine Freude hätten, nirgends hin kämen, ganz versauern müßten. Werchen und immer werchen, ohne zu wissen warum, weil man längst mehr als genug hätte, und ohne was davon zu haben als im Sommer zu schwitzen und im Winter zu frieren, selb sei doch auch nichts, so wisse man ja gar nicht, für was man auf der Welt sei und was für ein Unterschied sei zwischen Mensch und Vieh.

Solche Reden hatte Jacot gerne gehört und Trineli in diesen Ansichten sehr bestärkt, denn er fand einen höheren Zug darin, ein Zeugniß, daß Trineli zu Höherem geboren, als Kraut z'bschütten und Schweine zu mästen, und sagte es Trineli auch, aber ohne alle besondere Anwendung. Auf zweckdienliche Applikationen verstund es sich durchaus nicht. Seither hatte er oft gedacht: O Jacot, was bist doch für e Löhl! Hättest da eine reiche Frau nehmen und noch dazu eine hübsche haben können, und sinnetest nicht daran! Ja dumm bist du, selb ist wahr, und wenn du zu nichts kömmst, bist du selbst schuld. Der Vater hat recht, aber ich will ihm zeigen, daß ich's auch anders kann. Und er ward sehr gedankenvoll, unser Jacot. Es war, als ob sein Kopf sich ausdehne wie die Flügel einer Henne, wenn sie auf einem Dutzend Eier sitzt und brütet, und Jacots Seele brütete wirklich auch, aber nicht über Eier, sondern über Gedanken.

Es giebt auf Erden nicht bloß melancholische Menschen, es giebt auch melancholisches Wetter und zwar zu allen Jahreszeiten. Bekannt sind die herrlichen Herbsttage mit ihrer milden Sonne, dem klaren Himmel und im Hintergrunde das duftige Wehen des wunderbaren Schleiers, gewoben aus den feinsten Atomen im Gebiete der Dünste, welcher das Letzte birgt, Herbsttage wie die spätern Tage des Christen, der die Hitze des Tages ertragen, durch die Mühen des Lebens glaubensfroh und siegreich sich durchgerungen und nun Früchte des

Geistes trägt, an dessen mildem Wesen die Menschen sich erquicken, dessen blaues Auge sehnsuchtsvoll nach dem Schleier blickt, hinter welchem sein Jenseits liegt. Um so häßlicher stechen dann die Tage ab, und um so melancholischer sind sie, an welchen grauschwarzes Gewölke am Himmel hängt, wüste unheimliche Bysennebel und ein saurer Wind über die Erde streicht, sauer und frostig die ganze Luft ist und sauer und frostig jedes Menschen Gesicht, jedes Gesicht der Abdruck eines Gemüthes, das mit nichts zufrieden ist, nicht mit Gott, nicht mit der Welt, nicht mit sich, das alles vergrännet und vergiften möchte im Himmel und auf der Erde sammt dem Teufel und allen seinen Geistern. Und wenn man dann noch gar an einem solchen Tage in einem offenen Schopfe oder einem zügigen Tenn sitzen muß, an einem unendlichen Haufen weißer, bekanntlich so schrecklich erkältender Rüben, daß selbst viele Kühe sie nicht ertragen mögen, und da Laub abhauen muß von einer Tagheiteri zur andern, ja vielleicht noch beim Laternenschein, so möchte ich denn doch fragen, ob sich wohl etwas Melancholischeres zwischen Himmel und Erde denken läßt, als das Sitzen an frostigen Herbsttagen beim Bysennebel an einem unendlichen Rübhaufen, der gar nicht mindern will, gäb wie man sich schicken mag. Und wenn man dazu noch ein junges hübsches Meitschi ist und Geld hat mehr als genug und das Sitzen am Rübhaufen noch für eine Lustbarkeit nehmen soll, wenn man nicht ausgelacht oder gar gescholten werden will, ja da soll es doch niemanden wundern, wenn das Meitschi melancholisch wird und brütet über trübseligen Gedanken. Oder was meint ihr, ihr Töchter zu Stadt und Land mit den Rosenfingern in dänischem Leder und den Füßen in galanten Bottines, wenn ihr so sitzen solltet und Rüben abhauen in zügigem Tenn, und die Rüben wollten nicht mindern und die Luft würde alle Stunden saurer, was meint ihr, was kämen euch da für Gedanken, dächtet ihr an's Hängen oder an's in's Wasser springen?

Ganz sicher werdet ihr es daher Trineli, das eben an einem solchen Tage an einem solchen Rübhaufen saß, nicht verunguten, wenn es weinerlich war durch und durch, seufzte ohne Unterlaß und wirklich streng an's Sterben dachte in allem Ernste. Nicht daß es an einen frevlen Tod dachte, bewahre, aber es sagte sich, es glaube, es habe die Auszehrung, es sei ihm seit einiger Zeit so schwer im Gemüth und in den Beinen und habe an nichts in der Welt mehr Freude, und darum sei ihm das Sterben recht. Was es doch auch auf der Welt für gut Sach hätte? Essen und Trinken genug, ja wohl, aber keine Freude. Einen Tag wie den andern am Angstkarren der Haushaltung ziehen, fast mehr als man möge, und nicht etwa wegen der Nothdurft, sondern wegen dem Ueberfluß, daß man noch alle Tage noch mehr z'viel hätte. Vater und Mutter hätten daran ihre Freude, es gönne sie ihnen wohl, aber warum auch es daran seine einzige Freude haben solle, das dünke ihn's strengs. Es arbeite recht gerne, aber unnöthig Hund sein, selb nit. Warum da jetzt Tage hintereinander Rüben abhauen, wo man es in der halben Zeit machen könnte, wenn man armen Kindern einige Batzen für z'helfen geben würde. Die thäten es nicht nur gern, sondern wünschten noch Gottes Glück und Segen dazu. Aber das müsse nicht sein, weil Großvater und Großmutter es auch nicht gemacht und sich im Grab umdrehen würden, wenn nicht Alle im Herbst halb erfrieren und die Gesundheit verderben würden, wie sie es auch gethan. Ein Bettlerkind hätte es besser. Komme eins vor die Thüre und begehre sich zu wärmen, so lasse man es in die Stube und einen ganzen Tag auf dem Ofen, bis es Wärme genug habe. Und gehe es zweimal hinein im halben Tag, so sage die Mutter: Bist schon wieder da, du magst doch weiß Gott nichts erleiden, und der Vater sage: Wenn es länger währte, so wollte ich dir einen expressen Ofen im Tenn machen lassen.

So trüb sah es in Trineli's Seele aus, und wollte es

Stini klagen, so lachte dasselbe es aus und sagte, es sei ein Zipperynli und möge nichts ertragen. Was es doch für eine Arbeit wolle, die ringer gehe als diese? Hocken könne man ja dabei, und wie viel man abhaue, zähle niemand nach. Was wotsch Bessers, he? Bei der Aussicht auf solchen Trost klagt man lieber nicht und seufzet eben bloß. Als es am besten daran war, sah man von weitem den Polizeier kommen.

So ein Polizeier, wenn er sein Handwerk versteht, ist ein wichtiger Mann und, namentlich auf abgelegenen Höfen, ein wahrer Weibertrost. Er weiß zu berichten, was man begehrt, verrichtet alles, was man will, giebt Allen recht und besonders den Weibern, wenn der Mann nicht daheim ist und sie über die Männer klagen, er macht für die Mutter den Spion, für die Tochter den Botschafter, rühmt seine Heldenthaten gegen die Bettler, versichert, sie vollständig bettelfrei machen zu wollen. Er hütet sich aber wohl, einen Bettler anzurühren, ja er ist im Stande, wenn er einen von weitem sieht, einen andern Weg einzuschlagen oder wenigstens hinter einen Baum oder Haag zu stehen, um ihn nicht sehen zu müssen; er weiß aber wohl warum. Es geht den Gemeinden zuweilen wie den Bettlern. Wenn diesen nämlich die Läuse gar zu lästig und üppig werden, so setzen sie sich an einem schönen Nachmittag an die Sonne und beginnen einen Läusleset und verschaffen sich für einige Zeit einige Erleichterung. So machen es zuweilen auch die Gemeinden, wenn sie vor Bettlern und Vagabonden fast nicht mehr Platz haben vor ihren Häusern. Sie geben scharfe Befehle an ihre Polizeier, bei Verlust ihrer Stellen sich hinter die Bettler herzumachen, Bettlerleset zu halten und bettelfrei die Gemeinde zu machen. Nun müssen die Polizeier doch ein Zeichen thun, wenn sie bei ihrem wichtigen Amte bleiben wollen, müssen einige Personen mit großem Lärm aufgreifen und mit vielem Bombast aus der Gemeinde führen, alles im Troste, daß nach vierzehn Tagen das Gebot veraltet, kurz alles im Alten sein werde.

So kam einmal ein solches Bettlerfieber zwei aneinanderstoßende Gemeinden an, und die Polizeier kriegten Instruktionen bei Hängen und Köpfen. Es war den Mannlene zuwider, aber Mues ist über Suppe. An einem schönen Morgen griff der Polizeier von Körbliwyl eine Frau auf, that als ob er sie fressen wollte und führte sie ihrer Heimath Salbinigen zu. Die Frau starb nicht am Schrecken, sondern wartete ihm auf dem Wege mit Redensarten auf, daß er dachte, o hätt' ich sie nicht, o hätt' ich sie nicht, so kann ich es ausfressen, was die Manne einbrocken. Als er gegen das Brücklein kam, welches die Grenze zwischen Körbliwyl und Salbinigen ausmacht, sah er von der andern Seite her den Polizeier von Salbinigen kommen und der eskortirte ebenfalls eine Frau. He, dachte er, das trifft sich, da können wir tauschen, ich komme der Täsche los und kann es kürzer abthun. Wahrscheinlich dachte der von Salbinigen das Nämliche. Als der von Körbliwyl näher kam, dachte er: Was hat der andere für eine, sie kommt mir ganz bekannt vor, die sollte ich kennen, wohl der will ich! Accurat das Gleiche dachte der andere über des Körbliwylers Frau. Aber curios war's, je näher sie sich kamen, pressirten sie immer weniger; sonst macht der G'wunder schnelle Beine, aber es verging ihnen je länger je mehr der G'wunder, und wenn sie jüngere Beine gehabt, sie hätten rechtsum gemacht, ehe sie an der Grenze zusammengetroffen. Da hab' ich dir eine, sagte der Körbliwyler zu dem Salbiniger, das ist e Rechti, kennst sie? Warum sollt' ich nit, sagte der Salbiniger kleinlaut. Da hast aber auch eine, und die ist dem Teufel ab dem Karren gefallen, kennst sie? Nur z'gut, sagte der Salbiniger. Wie heißt sie? frug der andere. He, es ist meine Frau, antwortete der Salbiniger, und die deine wie heißt die? Es ist auch meine, antwortete der Körbliwyler. So, das chunt sufer use, sagte der Salbiniger zu dem Körbliwyler, du meine und ich deine, wem sollen wir sie jetzt bringen? Verstummt sahen sie einander

an und stunden da wie Butter an der Sonne. Aber nicht lange, denn nun ging das Mundstück den Weibern los, fast wie eine verdeckte Batterie auf unvorsichtige Baschkiren oder Kosaken. Das feuerte, als ob sie es lange vorher abgeredet, auf's Tempo, die Polizeihelden verstummeten ganz, und erst als Kinder und Weiber herbeiliefen, um sich gratis zu ergötzen, ging ihnen das Maul wieder auf und der tusig Gottswillen hielten sie den Weibern an, sie sollten schweigen, an ihre Kinder denken und heimgehen. Ja du, krachte es wie aus einem Munde, du Pudel und Saufhund, denke du zuerst daran und gieb d's Exempel. Wart du, ich will dir auch den Marsch machen, nicht acht Tage geht's, so will ich dich auch auf dieses Brücklein führen bei den Ohren, wenn du statt zu polizeiern bei deiner Vrenle hockest und säufst und spielst und Bettelmenscher gastfrei hältst, und dann will ich mit dir zu wem du willst, nur zum Schinder nicht, sonst müßte ich am Ende noch die Kosten zahlen und was gilt's, die andere bringt ihren, wo der Mann sein sollte, auch daher. Kein Haar besser als der meine ist er, und wissen wird sie auch, mit welcher Täsche er sein Geld verbraucht, sonst kann ich es ihr sagen; dann wollen wir abrathen, zu wem wir sie führen wollen, und nicht fragen, zu wem sie begehren. So ging's fort, und je mehr Leute kamen, desto lauter schrien sie und machten die Polizeimänner ganz zu Staub und Asche. Sie thaten es in vollem Bewußtsein, daß sie dem ganzen Publikum Autoritäten sein müßten in diesem Fache, und im Interesse aller Bettlerorden, denn vor diesen zwei Helden waren eine gute Weile alle Bettlerweiber und andere Bettler vollständig sicher.

Ob der anrückende Polizeimann einer von den beiden war, welche von ihrem Weibe so zusammengedonnert wurden wissen wir nicht, aber er hätte es ganz gut sein können, er und seine Frau. Derselbe war auch Briefträger, was aber in dieser Gegend wenig oder keine Bedeutung für seine Person hatte, denn ein Brief war in diesen Landen ein rarer Vogel,

und brachte er einen, der nicht frankirt war, kriegte er Verdruß wegem Porto, und war einer sogar mit Nachnahme behaftet, da konnte er Vorsicht brauchen und zusehen, daß er nicht die ganze Pastete auf dem Hals behielt. Der war Trineli ein großer Tröster, war ihm wie ein Stern einem Schiffer, der demselben den Weg zum Hafen zeigt. Denn wenn der Polizeier kam, konnten die Mädchen, wenn nicht dringliche Arbeit draußen war, ohne Anstand in die Stube. Denn daß, wenn der Polizeier da war, die Meitschi der G'wunder treibe und der G'wunder eine Berechtigung habe, darüber hatte die Mutter keine Zweifel, sondern war vollständig einverstanden. Gravitätisch kam der Mann daher, wurde von weitem von Stini angerufen: Lebst du auch noch, hab' gemeint, du seiest gestorben und e Kindlifresser worde! Wenn selb' wär', antwortete der Polizeier, so hätte ich gleich bei dir angefangen, ich glaub', das schlechtest Fleisch hättest nicht, nit d's zärtest aber küstigs. Bidank mih, sagte Stini, bigehre emel einist noh nit so vo me ne alte Polizeier g'fresse z'werde. Lieber de vo mene Junge? antwortete der Polizeier. Allweg, sagte Stini, wenn's g'fresse sein muß, vo wege ein Junger hätte bessere Zähne, machte g'schwinder. Es weiß kein Mensch, wie lange du mit deinen Storzen machen würdest, käulst ja an einem Brodrauft vom Neu bis zum Wedel.

Der Polizeier, der fühlen mochte, daß hier sein Mundstück so wenig ausreiche, als jenen die ihren gegen die Weiber, wandte den Discurs und frug: Wo habt ihr den Bruder? hätt' einen Brief für ihn. Was, einen Brief, woher, von wem, gieb her, zeig' ihn, scholl es wie aus einem Munde. Ein Brief bei ihnen war eine seltene Sache und daß gar der Bruder welche bekam, unerhört. Aufgebote erhielt er wohl zuweilen, aber Briefe, wer sollte ihm welche schreiben? Gravitätisch zog der Polizeier seine Brieftasche aus einem seiner Hinternklopfer, sperrte sie auseinander, blätterte langsam drin herum, daß die Mädchen ungeduldig aufsprangen,

ihm wollten suchen helfen, bis die Brieftasche ihm aus den Händen fiel und der ganze Inhalt unter Kraut und Rüben kam. Ihr dillers Meitscheni, daß ihr doch nicht warten könnt! Ihr könnt jetzt zusammenlesen, mein altes Kreuz mag das Bücken nicht ertragen, aber ume hübschli, ume hübschli, vo wege er kostet e Batze, und ich muß machen, daß ich ihn kann wiedergeben, wenn er ihn etwa nicht wollte. Wenn er versalbet ist, nimmt der Posthalter mir ihn nicht wieder ab, von wegen das ist e curiose. Die Mädchen schossen in den Papieren herum, lagen auf den Knien, wollten lesen, was auf den Briefen stand, brachten es selten weiter als bis zum Buchstabiren, konnten mit der neumodischen G'schrift gar nichts machen, rissen einander die Papiere aus den Händen, weil jede glaubte, sie könne es besser als die andere. Dem Polizeier ward himmelangst.

Nit, nit, rief er in einem fort, laßt mich machen, ihr verderbt mir ja alles, warf sich endlich auch auf die Knie, suchte zu retten so viel möglich, schrie mit den Mädchen, sie mit ihm, bis es endlich unter dem Tennsthore dunkel ward, weil unter demselben stund die kleine dicke Haselbäurin, hastig fragend: Was Tüfels giebt's? Sie hatte den Polizeier auch gesehen und ordentlich heiter war es ihr in's Gesicht gefahren, aber da er so lange ausblieb, sprengte sie die Ungeduld vor die Thüre, um zu erkunden, bei welchem Babi er stehe oder in welchem Loch er stecke. Vor der Thüre hörte sie mit großem Zorn den Lärm im Tenn und kam daher wie ein Pulverfaß, im Stande, die ganze Scheune sammt der Mannschaft in die Luft zu sprengen. Als sie Alle auf den Knien sah, sogar den Polizeier, und der Ruf ertönte: Mutter, e Brief, Bäni hat einen Brief, er seyt dr vo, er söll' e Batze koste; ja und da leerten sie mir die Tasche aus und hurschen mir alles durcheinander: da kam die Neugierde über den Zorn, sie schalt ein wenig wegem ungattlig thun, frug aber um so eifriger, wo ist er, wo habt ihr ihn? Endlich

ward der rechte gefunden, in die Stube gezogen, nach dem Bäni gerufen.

Der wollte lange nicht kommen. Was ihn der Brief angehe, sagte er, es hätte ihm niemand zu schreiben. Man könne nicht wissen, es könnte was darin sein. Accurat das Gleiche sagte im Sonderbundsfeldzuge ein Dragoner-Offizier. Es marschirte eine Colonne gegen Luzern, vorauf an der Spitze eine Abtheilung Dragoner. Plötzlich stockt die Colonne, will gar nicht mehr ab Platz. Ein Major sprengt vor, kommt zu den Dragonern, findet sie halten ein paar hundert Schritte vor einem Wäldchen, durch welches die Straße führt. Z'Donner, Herr Leutenant, was soll's, warum rücket ihr nicht vor, brüllt der zornige Major. Verzeiht, Herr Major, antwortete der Lieutenant, es könnt' öpper drinne sy. Gerade so hatte es Bäni, er fürchtete, es könnte öppis drinne sy. Es wäre ihm doch zwider, den Brief zurückzunehmen, sagte der Polizeier, er sey geschmuslet, er zwyfli, daß der Posthalter ihn wiedernehme, und ein Batzen sei schon Geld für ihn. Es wär' doch auch nicht recht, sagte Trineli, wenn er unseretwegen in Schaden käme, thu' du ihn auf, Bäni, und zahl' dr Batze. Mach' es nit, sagte er, ha den Brief nicht verschmuslet, wer's g'macht hat, soll's zahle. Du meinst nur, rief Stini, welches dr G'wunder am meisten plagte, es schreibe dir Eine, sie hätte dich nöthig und mach dir e B'stellig, und das soll niemand wissen, wenn's nur dr Batzen wäre, würdest du wohl aufmachen. He, wenn's dich wunder nimmt, so zahle du den Batzen und mach' ihn auf. Giebst einen halben Batzen, sagte Stini zu Trineli, so gebe ich den andern, und dann ist er unser. Was gilt's, er ist einen Batzen werth.

Trineli willigte mit Freuden ein, die beiden Halbbatzen wurden zusammengesucht, da keine für die andere einen ganzen geben wollte und endlich der Brief behändigt und aufgemacht. Die ganze Haushaltung stund eng gedrängt d'rum

herum und guckte drein, der Polizeier ausgenommen, der behaglich an seinem Schnapse saß. Theurer Freund, konnte endlich Trineli, welches die gelehrtesten Anlagen hatte, lesen. Wie thür wohl? glossirte Stini; wenn Einer kein Kreuzer werth ist, so ist öppis z'viel. Nun waren sie aber auch mit ihrem Latein zu Ende, es war ihnen alles ganz, aus dem sie nichts machen konnten, denn es war wieder neumodische G'schrift. Endlich brachten sie von der Unterschrift das Wort Gygampf und endlich Leutenant heraus, und endlich dämmerte es ihnen, und endlich rief Trineli: Ei das ist ja der Leutenant, wo bei uns einquartirt gewesen u so e ordliche gsy ist und gseyt het, er well dr schrybe, und mr so höhn worde sy, daß er's nit tha het.

Nun wollten Alle den Brief haben, sehen, ob's wirklich von dem sei und was drin sei, besonders Bäni, dem es ordentlich gewohlet zu haben schien. Er sagte, er sei an ihn gestellt, die Schwestern aber sagten, sie hätten ihn bezahlt, so daß ihm das Schicksal wieder nahe stand, das ihm schon einmal gedroht. Zum Glück konnte Bäni am allerwenigsten damit machen, denn er war noch in dem seligen Glauben erzogen, was er nicht könne, das vermöge er um's Geld durch Andere machen zu lassen. Trineli kam wieder an's Brett, und mit Hülfe des Polizeiers, der als Briefträger in diesem Fach Studien gemacht, brachte es heraus, daß der Brief wirklich von Jacot Gygampf sei, der sich noch einmal bedanke für alle erhaltenen Gutthaten, und wie er sie Alle nie vergessen könne und noch auf dem Todtbett ihrer werde gedenken müssen und die bei ihnen verlebten Tage nie werde vergessen können, denn es seien die glücklichsten seines Lebens gewesen. Es war so rührend, daß selbst die Mutter und Bäni nasse Augen bekamen und der Polizeier sagte, das ist e G'schichte, ich las viel Briefe, aber ein solcher kam mir noch nicht unter die Augen. Und ein Guter muß es sein, er könnte sonst nicht so schreiben, es könnte es mancher Pfarrer nicht so, er würde

sonst nicht so trocken predigen, daß man daran fast erstickt wie an sechswöchigem Krüschbrod oder a nere ung'schmuzete Erdäpfelrösti. He nun, die Einen sind so, die Andern anders, es wird halt o nit Alle gäh sy. Schließlich kam man noch darüber, daß er verlange, sie wieder zu sehen und nicht erst jenseits äuet dm Grabe, sondern noch diesseits auf dieser Welt. Jetzt begann es der Mutter stark zu rinnen, man denke, wie es den Töchtern ging! Es sei ihm, er habe von einer Parthie gehört, welche der Adel ihrer Gegend alle Winter hätte an einem bestimmten Tage, wenn ihm recht, am alten Neujahr. Nun hätte er großen Muth und sein Herz verlange sehr darnach, derselben beizuwohnen, wenn er wüßte, daß er seine theuern, ewig unvergeßlichen Bekannten dort antreffen würde. Wenn sie auch noch an ihn dächten und wenn sie Theil nähmen an dieser Parthie, so sollten sie es ihm doch melden und zugleich auch, wann das alte Neujahr sei, ob vor dem Neujahr oder nach dem Neujahr, damit er sich zu rechter Zeit einrichten könnte.

Herr Jeses, sagte der Polizeier, es Rathsherre Sühnli und weiß nit, wann das alt Neujahr ist. Es giebt doch dumm Lüt in den Städten, viel dümmer als auf dem Lande; wenn das alt Neujahr ist, weiß doch bei uns jedes Kind. Mit Schyn weiß dann der auch nicht, wenn der alt heilig Tag ist, und ist doch so e wichtige! Ja, man sagt nicht umsonst, sie lernten in den höchsten Schulen am mindesten und gar keine Religion, vo wege da seien nur Fremde angestellt mit langen Schnüze, und kämen die meisten aus Heidenländern, wo man Kinder fresse und ander Lüt. Allweg wüst Ufläth sys, sagte der Polizeier, ih ha nere afe g'seh. Endlich schloß der Brief mit so schönen Worten, daß es selbst dem Polizeier über's Herz kam und er sagte, nun es ist war eine strenge Sache, daß e Mönsch und gar noch es Rathsherre Sühnli nit weiß, wenn das alte Neujahr ist, aber ganz möge habe sie ihn doch noch nicht, Religion hat

der noch, er glaubt noch an etwas, das merkt man gut dem Schreiben an, und wenn der zu rechten Leuten käme, wohl, der ließe sich berichten, der wäre noch auf den rechten Weg zu bringen.

Jacot hatte aber auch wirklich sehr angewendet. Auf des Vaters Herzensergießungen hin war er innerlich ganz zerschlagen worden und hatte einen festen Entschluß gefaßt. Das müsse jetzt ganz anders kommen, dem Vater wolle er zeigen, daß er nicht ein solcher Maulaff sei, wie er meine, daß er für sich selbst zu sorgen wisse. Trineli wolle er heirathen, seinen Posten aufgeben, zur Frau auf's Land gehen und in der Landluft vergnügte Tage leben. Wenn er einmal eine reiche Frau habe, dann hätte man ihn gerne wieder in der Stadt, er wisse es wohl, und ein schöner Posten könne ihm nicht fehlen, denn Leute mit Geld fehlten da und hätte man sie doch so nöthig wie Milchküh, aber oha, dann wolle er auch nicht, dann habe er sie auch nicht nöthig, dann wolle er ihnen sagen, wo ihm wohl sei, und wenn selbst der Vater komme, wolle er ihm sagen: Vater, du wolltest ja selbst, daß ich einmal zu mir sehe und dir ab dem Hals komme, jetzt wirst doch nichts dawider haben. Wenn es dann endlich doch sein müßte, so wolle er auslesen, wenigstens ein tausendkröniger Posten müsse es sein, anders gehe er nicht. Darum hatte er mit dem Brief so angewendet wie noch nie.

Darum hatte er aber damit einen so tiefen Eindruck gemacht, so daß sogar niemand mehr daran dachte, daß er nicht wisse, ob das alt Neujahr vor oder nach dem Neujahr sei. Den Mädchen ging damit eine Sonne auf. Von dieser Parthie hatten sie mit dem Leutenant wohl gesprochen, waren aber nie dran gewesen, die Eltern hatten es nicht thun wollen Von selligem Zeug, sagte der Bauer, hätte man seiner Zeit nichts gewußt und sei doch wohl dabei gewesen, das sei nüt anders als e Meitschimärit, und auf solchem hielten sie nichts,

die besten Kühe kaufe man bekanntlich im Stall. Auf solchen Plätzen wolle eins dr größer Narr sein als ds andere, und brächten nichts heim als dr Gring voll neue Sachen und meinten, gleich müßten Schneider, Schuhmacher, Näherin und dr Hung wisse, wer noch Alles, z'weg und alles machen, was sie noch nicht hätten, und alles muß zwängt sein, und hätten den Hals voll Plärens, bis d's letzt Nägeli eingeschlagen sei, und sollte es ein ganzes Jahr gehen und pläret sein müssen dreimal im Tag, Morgens, Abends und Nachts. Die Mutter redete ungefähr eben so und machte besonders den Trumpf geltend, daß sie nie auf einem Tanzboden gewesen und doch einen Mann bekommen mit einem zahlten Hof und Anderes dazu, und sei doch nicht die Reichste gewesen, viel Reichere als sie stünden noch jetzt bei jedem Zaunstecken still und frügen: Wettisch mih öppe? we' d' mih neuis schäztist, du chöntisch mih viellicht übercho, wär für mys Alter noh e verflucht e Bravi u wüßt afe neuis vo dr Hushaltig und angere Sache.

Solche Reden hatten die Mädchen beschwichtigt, wenn auch nicht befriedigt. Sie dachten, wenn es die Mutter so z'weg gebracht ohne Parthie, so wüßten sie nicht, warum sie es nicht noch viel besser machen müßten, denn sie hätten doch ganz andere Nase und wären gegen die Mutter ein Herrenfressen. Aber wohl verstanden, so dachten sie, sie sagten es der Mutter nicht in's Gesicht, sie waren zu wohl erzogen dazu, d. h. die Mutter hatte für ihr Alter noch eine verdammt brave Hand, und wo sie hinschlug, da klepfte es, wie wenn die beste Wäscherin ein achtpfündig Hemd auf einem Waschbrett sauber klopft.

Indessen waren die Dinge denn doch anders, als zu der Mutter Zeiten. Damals waren noch keine Bälle gewesen, wie jetzt; bei der Mutter Eltern war kein so vornehmer Leutenant, dessen Vater Rathsherr war und der Jacot Sygampf hieß, einquartirt gewesen, und es nahm sie gar zu wunder,

wie es so an einem Ball gehe, und wie man mit einem Leutenant fortkomme im Tanzen. Ein glücklich Zeichen war, daß die Mutter am Brief Freude hatte. Sie hatte nicht geglaubt, daß e sellige Herr an sie noch denke, es Rathsherre Sohn, man denke!

Sobald der Vater heim kam, erzählte sie ihm die wichtige Begebenheit, von wem sie einen Brief erhalten, und wie sie das für eine Ehre anzusehen hätten und daß Bäni ihm schreiben solle, ob das alt Neujahr vor oder nach dem Neujahr sei, von wegen er möchte gerne an den Ball kommen und sie sollten auch kommen. Der Vater war nicht halb so hingerissen wie die Mutter. Ho, sagte er, wegen der Ehre möge er nicht viel hören und auch wegen der Liebe nicht. Man könne leicht zehn Rathsherren auf die Waage thun, sie zögen nicht was ein währschafter Bauer, und wegen der Liebe denke er, der Leutenant erinnere sich mehr an ihre Hammen und Magen-Würste, nach denen werde er mehr Appetit haben als nach ihnen. Aber Vater, nicht wahr, wir können gehen, Bäni soll ihm schreiben, wenn das alte Neujahr ist? schrien die Mädchen. Wegem Schreiben kann Bäni machen was er will. Es ist die Frage, ob er euch nicht will für e Narre ha. Daß Einer in der Stadt nicht weiß, wenn das alte Neujahr ist, selb b'richtet mich niemand und noch dazu es Rathsherre Söhnli. Aber gehen können wir doch? frug Stini. Es ist noch lang, sagte der Vater, man kann sich b'sinne! Daneben wüßt ich nicht, warum ihr gehen solltet, ihr seid ja noch nie gewesen, was brucht es sich jez? He einmal muß immer das erste Mal sein, antwortete Stini. We niemere hürathe wett, wenn er nit scho g'hürathet gha hätt, wer wär uf der Welt? frug Stini, des Vaters Liebling. Allweg du, du hättest deine Nase z'vorderst gha, gäb g'hürathet oder nit g'hürathet, antwortete der Vater und brach ab.

Damit aber war die Sache begreiflich nicht abgethan; wenn die Könige auch schweigen, deretwegen redet das Volk

doch. Bäni mußte erstlich schreiben, d. h. Trineli mußte in seinem Namen schreiben und setzte auch keck, ohne von dem bedenklichen Falsum Notiz zu nehmen, Bänis Namen unter den Brief. Der Brief lautete:

Geliebter Freund!

Deinen Brief hat mir der Polizeier gebracht, und es hat uns gefreut, daß Du uns nicht vergessen hast und noch weißt, wo wir wohnen. Es wird uns freuen, Dich zu sehen, denn wir hatten lange Zyt nach Dir und thaten Dich zum Essen rufen, als Du lange schon fort warst. Aber mit dem alten Neujahr thust Du vexiren. Du weißt so gut als wir, daß es nach dem Kalender auf's nächste Jahr am 13. Jänner ist. Du kannst zeigen ob es Dir Ernst ist, wenn ich kann komme ich auch, und vielleicht meine Schwestern kommen auch, wenn Vater und Mutter es erlauben. Es wird mich freuen Dich zu sehen, um wieder Bekanntschaft mit Dir zu machen. Du warst uns Allen gar anständig, und ich und die andern auch, haben oft zusammen gesagt, wenn man immer solche Einquartirung bekäme, so hätte man sich ihrer nicht zu erklagen, ds Gunträri sie wäre Einem noch werth und wenn sie fort ginge, thäte man noch an sie denken. Denk auch an uns und komm am alten Neujahr, wir wollen auch kommen, wenn Vater und Mutter es erlauben, aber es thäte uns sehr g'mühen, wenn Du nur vexiren würdest. Ich soll viele Grüße vermelden und grüße Dich aufrichtig und vergiß nicht

Deinen

aufrichtigen Freund
Bendicht Treu.

Es ist doch sonderbar, wie so ein Brief verschiedenen Klang haben kann, je nachdem ein Name darunter steht! Nun dem Jacot Gygampf klang er gar nicht schlecht mit dem Bendicht Treu darunter, aber was meint man, wenn unter

demselben Trineli Treu gestanden wäre, wie hätte er dann geklungen, was meint man?

Der Brief hatte die trüben Gedanken aus Trinelis Seele verjagt wie ein frischer Morgenwind die Nebel auf dem See, ja er hatte selbst das Rübenabhauen in die angenehmste Arbeit verwandelt, er hatte Stoff zu Gesprächen gebracht, die am schönsten ungestört sich führen ließen, denn weder Vater noch Mutter gaben sich mit Rübenabhauen ab. Beim jungen Volk war der Besuch eine vollendete Thatsache, aber die Vorbereitungen zur definitiven Vollendung dieser Thatsache boten eine Welt voll zum Reden dar. Wer einige Erfahrungen in der schönen Welt gemacht hat, weiß, daß vor einem Ball die Mädchen zwei Hauptstoffe zur Unterhaltung haben: wer ihn besuche und was sie anziehen wollten, die Toilette. Mit dem ersten Stoff wollen wir uns nicht beschäftigen, da das umliegende Publikum uns nicht interessirt, es uns ganz gleichgültig ist, was für Notabilitäten der Umgegend am Rübhaufen gemustert und durch die Hecheln gezogen wurden. Von den Toiletten dagegen müssen wir etwas erwähnen, indessen nur kurz, wie weitläuftig auch die Verhandlungen geführt wurden.

Als reiche Töchter waren sie ziemlich versehen, hatten schöne und kostbare Kleider, sogar sehr schöne Strümpfe, welche sonst zuweilen selbst bei den Hoffährtigsten, die aber doch das comme il faut nicht verstehen, zu fehlen pflegen. Aber zwei Factoren fehlten ihnen, welche in jüngerer Zeit in der ländlichen Toilette sich Rechte erworben — Mäntel und Shawls. Mit dem einen oder dem andern kann man es auch schon machen, aber wer es zu beiden bringen kann, feiert Triumphe. Ob Mantel oder Shawl oder beide und wie dazu kommen, das waren die zu lösenden Hauptfragen.

Mit denselben wurde begreiflich zuerst um die Mutter herumgeschwänzelt, denn in der Regel muß man erst mit dieser im Reinen sein, ehe man solche Gegenstände vor den Va-

ter bringen darf. Aber, Mutter, wie habt ihr es gemacht ohne Mäntel, ohne Shawls, wenn es regnete, schneite oder so recht kalt war und man noch wenig gedeckte Fuhrwerke hatte, wie brachtet ihr weiß und trocken die Hemden davon und erfroret nicht halb oder ganz? O wegen solchem hatte man keinen Kummer, man hatte wärmer als jetzt. War's kalt, so zog man von des Vaters Mutzen unter dem Hemd an, und machte es strub dazu, so zog man große weiße tuchene Kaputröcke, wie man sie in jedem Hause hatte, über alles an und auf den Kopf nahm man einen großen Wetterhut, wie ihn das Mannevolk beim Wässern braucht, da konnte man fahren wohin man wollte, man wurde weder naß noch hatte man kalt, und wenn man auspackte, kam man wie aus einem Druckli. Die Mädchen lachten hell auf über diese Schutzmittel, wo man ausgesehen haben werde wie ein alter Chorrichter. In der That geschmackvoll mögen die weiten elben Röcke mit den großen Knöpfen und die niedern breiten Hüte nicht ausgesehen haben, aber praktischer waren sie sicher als Parapluie, Mäntel und Shawl, deß sind wir sicher, selbst wenn in Ermanglung einer tuchenen Kutte ein alter Chorrichtermantel den Dienst verrichten mußte. Endlich möchten wir doch fragen, was für ein Mädchen vortheilhafter war, wenn das Publikum in der Vilmergerkutte einen alten Chorrichter oder Gerichtsäß erwartete und dann auf das angenehmste überrascht war, wenn ein munter lustig Meitschi unter dem Wetterhut hervorblickte und aus der Kutte sich wickelte, oder wenn aus der eleganten Hülle, in der man eine Löwin des Tages erwartet, ein gelbes Granggelbein sich herausschält?

Die Mutter war bald erobert, die Mädchen brauchten nur ihren Stolz in Wallung zu setzen, sie wußten, daß sie nicht die sein wollte, welche es weniger vermöchte, als die und jene, oder daß man sagen könnte, sie vermöchtens, aber sie sind zu geizig, b'sunderbar die Mutter, sie ließe sie nackt laufen, wenn sie nicht fürchtete, sie müsse vor's Chorgericht.

Als die Sache vor den Vater kam, sagte dieser, das ist nur es G'stürm, wer sagt, daß sie gehen, wer hat's erlaubt? Es braucht sich dessen nicht. Ich war auch niemals an einem Dinggeläri-Ball oder wie man sagt, und wurde doch Chorrichter, und wer weiß, ob ich nicht Ammann werde, weiß darum gar nicht, warum sie so unnütz Geld verklopfen wollen. Die Mutter begehrte sehr auf, ob er denn den Kindern nichts gönne, man müsse den Kindern auch was gönnen, wenn sie arbeiten sollen, und es nähme sie wunder, ob sie nicht auch so gut seien als andere Leute, welche auch an den Ball gingen. Ball, Ball, sagte der Vater, es ist nicht nur der Ball, d'Sach hat eine noch ganz andere Nase, da kann man Schneider, Schuhmacher, Näherinnen sieben Wochen auf der Stör haben und d'Krämer manche Stund ringsum auskaufen, daß es kei Gattig het und Einem das Liegen weh thut und es ist, als ob alles eines Tages verthan sein müsse. Ja hast du nicht Geld, so muß man sehen, daß man es bekommt, es ist schon jemand, der vorstreckt, und wenn wir gedroschen haben, so können wir Korn verkaufen und können es dann wiedergeben. Halt d's Mul Frau, so komm mir nicht; hab genug des Kärs. Es ist noh lang bis derthi, me cha genug noh luege. Mi cha de luege, das ist ein mächtig Wort, das ist kräftiger als viel Pfund Pulver, mit dem hat man schon manche schwere Frau alle Wände aufgesprengt.

Jacot Gygampf hatte große Freude am Briefe, wenn er auch die Hand nicht kannte, die ihn geschrieben, daher auch den rechten Geist nicht fassen konnte, der in den Buchstaben lag. Aber der große Schiller singt davon, wie sich auf Erden mische das Weiche mit dem Harten, und das wäre gut so, aber es mischt sich auf Erden auch das Süße mit dem Sauren, und das lieben nicht alle Leute, die Mischung wird nicht bloß bitter, sondern geht oft bis zur Gattung der Wienertränkli. Die haßte Jacot in den Tod und doch war es sein Schicksal, nicht selten solche zu sich nehmen zu müssen

und zwar gerade in Zeiten, wo er Hoffnung kriegte, jetzt könnte es ihm bald werden wie einem Fischlein im Bache.

Wir wissen schon, daß Jacot eine oder zwei erwachsene Schwestern hatte, von denen eigentlich nur eine so recht zählte, sintemalen, man denke, sie bereits über zwanzig Jahre alt und äußerst sehnsüchtigen Gemüthes war. Ach wenn Liebe nicht wär, ich lebte nicht mehr, war der Text zum Grundton ihrer schönen Seele. Wenn Lisette sich im Spiegel besah und endlich so recht besehen hatte, hinten und vornen, so sagte sie: Schön, was man sagt schön, bin ich nicht, das muß ich selber sagen, auch eigentlich nicht recht, was man sagt, lustig, aber dagegen angenehm, höchst angenehm, und das ist doch die Hauptsache, das bleibt, von wegen das kommt vom Herzen. Hergegen was ist mit der Schönheit? die ist übernächtig, und man hat viel Exempel, daß es in kurzer Zeit aus den Schönsten die wüstesten alten Hexen gegeben hat und böse nota bene. O ja, wenn man mir in's Herz sehen könnte, da könnte man sehen, was für eine Liebe und was für ein Glück für Alle, die auch mich lieben wollten, darin wohnt. O wenn ich doch nur bald an Tag legen könnte, was mein Herz schwellt, daß es zerspringen möchte! Man sieht, ächt weibliche Gesinnung durchströmte die gute Lisette und sie war nicht hohl, schwach, konnte höchstens Worte gebären wie andere Sorten von Liebe, z. B. die vom Vaterland und von der Freiheit, o nein, sie war lebensfähig, bereit je eher je lieber thatsächlich sich zu bewähren. Aber die Gelegenheit wollte nicht kommen, denn wenn sie gekommen wäre, Lisette hätte sie ganz gewiß beim Schopf ergriffen. Ihre Schuld war es also nicht, sie lag darin, daß leider die Gelegenheit nicht kam, nur hier und da schimmerte Morgenröthe von irgend einem Aspiranten her, der auf des Vaters Gnade lauerte. War aber der Moment vorbei, wo er sich erzeigen konnte oder erzeigt hatte, verfinsterte sich der Himmel wieder, statt Sonnenschein gab es Regenwetter, weil der erschienene Stern sich

unsichtbar gemacht. Nun mit dieser Lisette wäre Einer gewiß nicht so schlecht gefahren, denn neben ihrem Herzen hatte sie noch Fleiß, war gutmüthig, konnte Strümpfe flicken und eine Suppe kochen und schrie nicht alle Tage nach einem neuen Rocke; auch konnte sie ganze Abende daheim bleiben, ohne sich aus Langerweile und zugleich als Mittel dagegen am Boden herumzuwälzen oder die Haare sich aus dem Kopfe zu raufen. Aber das sind halt Tugenden, nach denen der Zeitgeist eben nicht schreit wie ein Hirsch nach einer Wasserquelle, und Lisette machte sich nicht splendid, war nicht reich, und der gute Herr Gygampf war nicht der Mann, der eine solide Garantie eines immerwährenden Kredites darbot, man sah ihn in kundigern Kreisen bloß als eine zufällig aufgetauchte, schnell vorübergehende Celebrität an.

Der gute Jacot ließ nun unglücklicher Weise in seiner Freude Worte von dem Balle und seinen Aussichten fallen, und diese Worte waren in Lisettes Herzen was Funken in einem Pulverfaß, mit dem Unterschiede nur, daß Funken in einem Pulverfaß eine Explosion verursachen, hier jedoch Lisettes Herz bloß mit starker Glut und stillen Flammen füllten. Begreiflich wollte sie mit Jacot, mit ihm fischen gehen nach dem lange ersehnten Glück, denn das war eine Gelegenheit, und was sie da gelten, was sie für Aufsehen machen müßte! Als er nicht gleich sich willig zeigte, ein ärgerlich Gesicht machte, da weinte sie der Mutter, wie Jacot so unartig sei, so selbstsüchtig, da flatterte sie um den Vater und sagte ihm, er sei das beste Papali unter der Sonne, wenn jemand ihr ein Freudeli gönne, so sei er's. Nun wolle der Jacot an einen Ball und sie nicht mitnehmen, und doch koste ja ein Chaisli oder ein Schlitten gleich viel, fahre eins oder fahren zwei. Und wenn man den Schlitten brauchen könnte, hätte sie eine schreckliche Freude, denn mehr als sieben Jahre sei sie nicht im Schlitten gefahren. Bei solchen Gelegenheiten macht man oft die angenehmsten Bekanntschaften, Vaterli! Vaterli,

gäll, ich kann gehen? Mi cha de luege, sagte Herr Gygampf. Das stellte Lisette vollständig zufrieden; wenn Herr Gygampf einmal gesagt hatte, mr wei de luege, so wußte man, die Sache war vollständig entschieden, wenn man sie nicht selbst verdarb. Herr Gygampf dachte nicht daran, daß Lisette dem Jacot lästig sein könnte, sondern seufzte bloß über vermehrte Kosten; indessen in der Hoffnung, es sei eine Wurst an eine Speckseite, ließ sich schon was wagen. Uebrigens gehörte Herr Rathsherr Gygampf zu den Vätern, welchen es keine Beschwerde war, sondern eine Freude, vorauf auf der Chaise eine Tochter im Lande herumzuführen und dabei in väterlichem Ergötzen zu denken: O lueget doch und sehet, was das für eine ist, o wenn ihr recht wüßtet, wie das eine ist, ich wäre des Lebens nicht sicher, weil sie Alle wollten und doch nur Einer sie haben könnte. Es ist wirklich rührend, Väter zu sehen, wenn sie mit ihren Töchtern z'Märit fahren in väterlicher Zärtlichkeit und diese Zärtlichkeit nicht abnehmen will, im Gegentheil zunimmt, wie sie viele, viele Jahre durch die gleichen Töchter z'Märit führen und jedes Jahr besser vorauf auf der Chaise.

Ein ganz Anderes ist's mit den Brüdern, bei denen ist die Zärtlichkeit nicht halb so groß und währt nicht so lang, es sei denn die Schwester ein Liebesleiter nach Art, wie man auch Weinleiter hat. Aber wenn man das Schlepptau sein soll und bei jedem Schritt und Tritt wenigstens zwei an den Kuttenfecken hat und viere haben müßte, wenn man vier Kuttenfecken hätte, ja, dann wird das Leben schwer. Ach, der gute Jacot war schon so oft Schlepptau gewesen, und behülflich war ihm die Lisette nie gewesen und hier konnte sie es am allerwenigsten sein, sie kannte die Mädchen, nach welchen Jacot angeln ging, nicht, sie konnte ihm nur im Wege sein, sie gab ihm nicht Ansehen, Relief, wie der Weltsch sagt, sie zog mit ihrem unscheinbaren, auf dem Lande lächerlichen Wesen ihm zum allerwenigsten Spott zu, vielleicht gar die Frage,

wie manche solche Schwester er noch habe. Jacot ward unwirsch, ja er kriegte sogar ein Stück Weltschmerz, er frug, ob er denn dazu geboren sei, keine Freude ungetrübt genießen zu können. Einer nach dem alten Glauben hätte gefragt, ob ihm keine reine Freude geordnet sei. Am Ende kömmt's auf Eins hinaus, klingt aber ganz anders, und so ist's noch mit vielen andern Redensarten.

Desto größere Freude hatte die gute Lisette, die jetzt wieder einmal an die Sonne sich stellen konnte, sie erzählte allen Menschen ihre Aussichten, die Glückliche. Sie hatte eine Freundin, Rosalie Gälblächt, eine charmante Person, ihr Vater hatte ein Spezerei-Lädeli und sie war Modiste, hatte einen besonders guten Ruf, für's Montiren nämlich. Die Familien waren befreundet, man sah Herrn Gygampf oft in Herrn Gälblächt's Lädeli, er versah sich dort mit Schnupf, Zimmet und andern häuslichen Bedürfnissen, und wollte er seinem Weibervolk Neujahrsgeschenke machen, so besorgte sie ihm Rosalie Gälblächt oder war wenigstens seine Rathgeberin. Er aber leistete, wenn der Staat Bedürfnisse hatte, Karrensalbe für den Staatswagen, Salatöl oder Schwefelpulver zum Ausputzen und wenn Herr Gälblächt Lieferant sein wollte, die nöthige Fürsprache.

Als Rosalie Gälblächt vernahm, was Lisette Gygampf für ein Glück bevorstand, da glich ihr Gemüth einem Apotheker-Laboratorium, in das Feuer gekommen; Feuerströme von allen Farben, einer feuriger als der andere, durchflammten ihr Gemüth, sie war ganz weg, sie mußte hin, sie mußte mit, sie versprach Lisette alle Himmelsgüter, wenn sie ihr dazu behülflich sei. Sie versprach ihr, alles, was nur zu montiren war, gratis zu montiren, ja sie wollte was am Chaisli bezahlen und noch mehr an einem Schlitten. Gewiß finde man noch eine vierte Person, dann koste es noch weniger, und was sei dagegen das Glück, an der Seite des herzigen Jacot durch die Gefilde zu rasen, daß Roß und Reiter stoben und Kies

und Funken schnoben. Ja, Lisettli, du herzigs Lisettli, du Mignone, dazu mußt du mir verhelfen, ich weiß zwar wohl, daß der gute Jacot die größte Freude hätte, wenn ich ihn selbst fragen würde, dä Läker hat mir schon manches zu verstehen gegeben, aber mit der Sprach darf er nit recht füre. Ach, dä gut Mönsch ist noh so schüch, und gäb was me macht, die Schüchi wott ihm nit vergah, und er wär' im Stand us luter Schüchi mih nit mit z' welle. Drum Lisettli, sag' du ihm's, ich will dann nachher auch noch döppele, bis er's recht begreift. Lisette war bestochen, wäre eigentlich lieber die einzige Sonne des Tages gewesen, trug indessen den Trost der Mädchen im Busen, der in eine kurze Formel gefaßt so lautet: Mach nur, was du kannst, magst mich doch nicht. Nun hatte Jacot bereits zwei Begleiterinnen, ob er auch noch zur dritten kam, wird sich zeigen. Aber ob es eigentlich zweckdienlich sei, zwei mitzubringen, wenn man Eine erobern will, ist wirklich eine bedenkliche Frage.

Ein solcher Tag, wo eine Parthie ist, wie man zu sagen pflegt, mit Ball und Tanzen, Essen und Trinken, an welchem die edelsten Söhne durch das ganze Land weg theilnehmen, ist ein ungeheuer wichtiger Tag, er kann viel wichtiger sein als hundert Tage voll Heldenthaten, welche in der Weltgeschichte verzeichnet stehen, und doch verzeichnet sie solche Tage selten oder nie. Die Weltgeschichte hat es wie die Parvenus im Allgemeinen, sie schämt sich zumeist des Schooßes, aus welchem sie geboren worden. Es ist bekannt und angenommen, daß aus Studenten nie was Rechtes geben würde, wenn nicht Examen wären, ja nicht einmal das Saufen würden sie gehörig lernen, was doch eigentlich nichts Anderes ist als die Steigerung einer natürlichen und ganz von selbst zu Tage tretenden Anlage, wenn nicht das Stürzen, das Vor- und Nachsaufen wäre und ganz besonders das Setzen, wobei man den Stoff um's Vaterlands willen gratis kriegt, wie man sich auf Kosten des Vaterlandes im Schießen übt mit geliefertem

Pulver. Warum sollte nun das weibliche Geschlecht nicht ähnlicher Erziehungsmittel bedürftig sein, wenn es die Stufe erreichen soll, welche ihm von der Natur angewiesen ist, und das ist denn doch wohl keine andere, als Freiheit und Gleichheit, Gleichstellung mit dem Manne. Und wie nahe wir der Verwirklichung dieses Zieles sind, sehen wir daraus, daß im großen Rathe des Cantons Bern bereits zwei Stimmen, und nota bene von einem Stadtberner, gefallen sind, den Mundtod des Weibes aufzuheben und ihm Stimme zu geben in der Gemeinde.

Ein vortreffliches Erziehungsmittel wie die Examen bei den Studenten sind Bälle und Parthien bei Mädchen. Da zeigt es, ob es zieht oder nicht, was für eine Stelle es einzunehmen vermag in der Welt, wie es Reize entfalten, Garne auswerfen, Menschen fischen kann. Ja, es sind nicht bloß Examentage, sondern eigentliche Schlachttage und noch mehr. Die heutigen Helden gehen selten selbst in's Feuer, sondern schicken Andere hinein, machen niemanden nieder und lassen sich nicht niedermachen, von wegen sie gehen zur rechten Zeit. Die Mädchen dagegen gehen selbst in's Feuer, schicken niemanden für sie; je feuriger es hergeht, desto feuriger schlägt ihr Herz, desto kühner trotzen sie mit offener Brust allen Geschossen, Spießen und Schwertern, schießen nach allen Herzen, verwunden bis in Tod, nehmen gefangen, schleppen die Gefangenen hinter sich her, je mehr desto lieber; so legen sie Proben ab, und zwar nicht gegenüber alten verwitterten Professoren mit großen Perrücken wegen Mangel an Haaren, Perrücken, welche die Diebe freilich nicht gestohlen, die Motten dagegen halb gefressen und bald ganz gefressen haben werden, sondern gegenüber der Blüthe der Menschheit, herrlichen Jünglingen mit kühnen Herzen und schönen Handschuhen, frisirten Locken und geschornen Nacken. Ja, das will was sagen, da ist's begreiflich, daß auf solche Tage die Mädchen mit der größten Sorgfalt sich vorbereiten, mit viel größerer,

als die englischen Jokeys ihre Renner auf den Tag des Rennens, ja selbst mit noch größerer als gewisse Kriegskommissäre auf Lager oder Feldzüge, wo auch nicht das Düpflein fehlt, ausgenommen alles, was Roß und Mann bedürfen. Daß man auf solche Tage sich gründlich vorbereitet und zwar viel gründlicher als die Studenten zumeist auf ihre Examen, versteht sich von selbst.

Des Haselbauern Töchter hatten endlich durch Vermittlung der Mutter die erwünschte Erlaubniß erhalten, und nun ging's mit Macht an's Zwegmachen und Präpariren. Wo Geld genug ist und es Einen nicht reut, da macht es sich, da ist bloß der Kummer, daß man das Schönste und Beste treffe beim Kaufen und das Gekaufte nicht verpfuscht werde durch unkundige Hände. Wo aber das Geld fehlt, wo man die Kreuzer sollte z'weg ziehen können, daß Franken aus ihnen würden, ja da geht es mühsam zu, da muß man zehnmal Stadt auf Stadt ab, bis man das Wohlfeilste hat und doch das Schönste, das glitzert und glaret in alle Gäßlein hinein, daß man von weitem meint, was es sei, und sieht man es näher an, ist's kreuzerige Rustig. Die guten Kinder meinen durch den Schein ersetzen zu können, was dem Wesen abgeht. Die guten Kinder gedenken es gut zu machen und machen es gerade schlimm, für alle Kundigen legen sie damit ein Zeugniß ab über den Zustand ihres Geldsäckels, vom Mögen und Können, ein Zeugniß über ihren Geschmack, ja ein Zeugniß über ihren Sinn, dem das Scheinen genügt, der das Sein für überflüssig hält. Das ist ein fataler Sinn das, besonders bei Mädchen, denn was hat man am Ende von ihrem Liebenswürdigscheinen, wenn sie später als Frauen als das Gegentheil sich erzeigen?

Ungefähr so ging es bei Haselbauern und bei den Gygampfischen. Die beiden Töchter im Haselhof kriegten famose neue Mäntel. Der Stoff war schön und der Hofschneider der dortigen Gegend hatte sich verflucht und vereidet, er wolle

ihnen Mäntel machen, wie man noch keine gesehen, man werde Respekt haben nicht für G'spaß, wenn sie mit denen daher kämen. Er hielt auch Wort, er machte Mäntel, für die es starke Schultern erforderte, sie zu tragen, und ersinnete Zuthaten, Bequemlichkeiten daran, daß es Einen wunder nahm, warum er nicht noch Platz für eine Bettflasche und einen dito für eine Kaffeemaschine angebracht. Die guten Mädchen meinten auch, was sie hätten an diesen Mänteln, und kaum ging ein Tag vorüber, daß sie dieselben nicht probirt hätten; und richtig, die Freude erlebten sie, daß keine auf den Platz kamen, die von weitem ihren ähnlich gewesen wären.

Bei der Lisette und der Rosalie da war's anders, da sagte die Rosalie des Tages oft: Habe doch nicht Kummer, ich montire dir dann, daß man meint, was es sei, daß du die Reichsten ausstichst, hier ein Bändeli, dort ein Meyeli und kühn Schwüng an allem, du glaubst nicht, was das für Effekt macht. Es müßt curios gehen oder es wird heißen, an Jungfer Gygampf hat man gesehen, was G'schmack sei und G'schmack ist immer die Hauptsache. Aber es kostete wirklich viel Scharfsinn, um die ganze Lisette geschmackvoll herzustellen, denn Herr Gygampf schwitzte sehr schwer und spärlich, und wenn Madame Gygampf nicht noch mit einigen Fähnlein ausgerückt wäre, die vor dreißig Jahren in der Mode gewesen waren und es nächstens wieder werden könnten, womit also Lisette den Schein gewann, als ginge sie der Mode voran, es hätte vielleicht Thränen gekostet; so gab es jetzt ein glücklich Gesicht, und Lisette hatte den heimlichen Trost, daß selbst Rosalie Gälblächt, die offenbar für sich viel mehr angewendet hatte, gäb wie sie das Gegentheil versicherte, ihr nicht nachkomme, denn was Dreißigjähriges brachte die nicht auf.

Von einer vierten Person abstrahirte man, erstlich concurrirten drei Töchter um die Mitfahrt, man wollte keine böse machen, begehrte wirklich auch nicht so große Concurrenz, und Jacot ward es himmelangst, ein ganzes halbes Dutzend gau-

men zu sollen, wo da Zeit nehmen zu den eigenen Geschäften? Darum wurde ihm insinuirt, mit dem Fuhrwerk es so wohlfeil als möglich zu machen, bei einem mindern Kutscher mache man es viel billiger; wenn alles auch nicht so elegant sei, so sei die Hauptsache, daß man fahren könne und wohlbehalten an's Ort komme, und in der Regel sei das der Fall mit den Rossen bei den mindern Kutschern, die seien viel sicherer, hätten weniger Mucken und stellten nie draus, besonders wenn man mit dem Hafer vorsichtig umgehe.

Je näher das alte Neujahr kam, desto feuriger schlugen ihm die gedachten Gemüther entgegen. Andere, welche es schon oft mitgemacht, nahmen es freilich viel kaltblütiger, sie hatten es erfahren, daß nicht halb so viel herauskomme als man sich vorstelle, Viele werweiseten, ob sie gehen wollten, ja, es waren sogar welche, die gar nicht gingen, sie hätten's schon oft probirt, aber es helfe alles nichts, klagten diese. Von Vielen wurde über das Verderben der Welt geklagt, wie alles alle Jahre schlechter werde und die Menschen unverschämter. Noch vor einigen Jahren habe man eine anständige Gesellschaft angetroffen, Seinesgleichen. Man habe gewußt, mit wem man tanze, sei nicht Gefahr gelaufen, mit Menschern, die aus der Stadt verwiesen worden, zusammenzutreffen, mit Wirthen, die neu rekrutiren wollten, mit Besenbinderstöchtern und verlumpeten Schreibern, kurz mit allem Güschigut zu Stadt und Land tanzen zu müssen, wie es jetzt geschehe, wo jedes Gassenmensch meine, es hätte das Recht, an allen Orten zu sein, wo andere Menschen auch seien, und je schlechter eins sich aufführe, desto vornehmer sei es, von wegen der Aufklärung und Bildung.

Auch am Orte selbst, wo das Fest stattfinden sollte, fand man Mißvergnügte, namentlich alle Köchinnen unter sechszig Jahren, welche weibliche Ansprüche machten. Die schimpften schrecklich über die Ungerechtigkeit in der Welt, daß sie am Feuer verschmachten müßten, damit Andere sich lustig machen

könnten, und nichts davon hätten als Zorn und halbtodte Glieder. Auch unter den Stubenmädchen gab es Mißvergnügte, sowohl unter denen, welche Liebhaber hatten, als unter denen, welche gerne welche gehabt hätten. Sie klagten bitterlich über das G'schleipf mit den Mänteln und andern Sachen, über den Verbrauch von Schuhen, und alles umsonst, ohne daß man ihnen nur Dankeigist sage.

Im ganzen genommen ist es sonst stille am Orte. Wer am Feste Theil nehmen will, hat mit der Toilette zu thun oder thut Geschäfte ab. Die Wirthe sind in großer Geschäftigkeit, machen Weine, fassen Hafer, schießen in Metzg und Küche herum, machen mit Befehlen den Metzger sturm und die Köchin z'Teufels, bis die Geschäftigkeit mit dem Vorrücken der Zeit in Spannung übergeht. Der Wirth stellt sich unter die Hausthüre, beide Hände auf die Hüften gestemmt, sieht nach dem Wetter, sieht nach dem Kirchenzeit, schießt dann in's Haus, rennt die Frau fast um und schreit: Mach noch mehr Pasteten, das Wetter chunt gut! Die Frau sagt, sorg du für den Keller, mach, daß man weiß, wo man Wein nehmen muß, für die Küche laß mich sorgen, da hat es noch nie gefehlt. Darf man denn keinem Menschen mehr was sagen? schreit der Wirth, die Köchin ist auch wie ein Säugfuchs, wenn man nur unter der Thüre steht, riskirt man, daß sie Einem in die Beine schießt. Und wenn sie es thäte, sagt die Frau, so thäte es dir recht geschehen, du wüßtest doch dann, was du das Haus vollzubrüllen hast für nichts und wieder nichts. Der Wirth streicht sich aus dem Feuer, schießt in ein Nebenstübli, dort sitzen Stubenmeitli, vielleicht auch eine Tochter oder zwei, ruhig am Tisch und essen behaglich. Seid ihr noch da, es dünket mich, ihr solltet die Ranzen voll haben, daß es euch hinten einen Hoger austreibt. He, sagt eins aufstehend, wir müssen selbst den Verstand haben und wenn wir's haben, nehmen, daß wir es einstweilen machen können. Wenn Andere den Verstand hätten, von Zeit zu Zeit zu sagen,

wenn du was magst, so findest dort und nimm, so müßten wir nicht für d'Fürsorg futtere. Ho, sagt der Wirth, dich braucht man weder zu fragen noch zu heißen, du greifst zu, wo was ist, aber wart nur, und schoß weiter. Grinsend sehen die Mädchen ihm nach. Das ist doch hüt aber e Stürmi, sagt die Sprecherin. Ich will unserem Regieriger sagen, er solle ihn allemal, wenn's so was giebt, vierundzwanzig Stund hintern thun, es ging alles noch einmal so ring.

Der Wirth ist wieder unter die Hausthüre geschossen, es schlägt ein Viertel über Zwei und sein Gesicht wird lang. Er weiß zwar wohl, daß die Leute nie um diese Zeit da sind, daß sie alle erst nach dem Essen daheim verreisen, aber er ist ein unerträglicher Jasti, mag nie warten, bis die bestimmte oder gewohnte Zeit da ist. Es schlägt halb drei, da wird sein Gesicht noch länger, kein Bein hat sich noch gezeigt. Er schüttelt den Kopf, er dreht sich um, er läuft in's Haus, er steht unter der Küchenthüre, die Köchin sieht ihn nicht an, er läuft in's Lokal der Stubenmeitli, es ist keins sichtbar, er begegnet im Hausgang seiner Frau, er sieht sie bedenklich an und sagt: Heute fehlt's, noch niemand da, kannst sehen, daß du nicht aber zu viel kochest, sonst mache ich dich verantwortlich. Sie sieht ihm über die Achsel nach und sagt: Bist e Stürmi! Drei Uhr schlägt's, der Wirth schießt vom Stalle her um eine Ecke wie eine Mauerschwalbe; da er im Hause wenig Anklang fand, hatte er seine Aufmerksamkeit dem Stalle zugewandt.

Horch, es klingelt, es ist ein Schlittengeschell, hochauf gumpet es ihm innerlich und äußerlich, die Tabakspfeife fliegt in die Tasche: Mareili! Stüdeli! Gretli! schreit er ins Haus. Die weißen Präservativscheuben fliegen weg, die Halstüchli um die Ohren werden festgezogen, es ist das Gürten der Morgenländer und anderer Juden, ehe sie in Kampf sich stürzen, sie schießen daher wie Möven über's Meer, ehe der Sturm angeht, und draußen klingelt es näher und näher, und um

die Ecke kommt's trapp, trapp, schwer und doch schnell, ein mächtiger Gaul erscheint, ein grüner Schleier weht hinter ihm, ein Herr in weitem Mantel sitzt daneben, hat eine große Tabakspfeife im Maul, lüpft den Deckel, schreit Servitör und fährt vorüber. Höflich war der Wirth gar nicht, sondern zornig dreht er sich um, schreit zum hintern Glied: Ume 's Pfaffs! läuft in die Küche, schreit: in Teufels Namen, sie sollten abgeben mit Feuern, heute gebe es nichts, es sei ein Pfaff vorbeigefahren, die seien wie rothe Schnecken auf den Wegen, bedeuteten schlecht Wetter.

Während er noch schimpfte, ging es draußen mächtig los mit G'schell und Springen und Schreien: Johannes, Mädeli, Peter und noch mehr. Johannes, der Wirth wädelete in seinem schnellsten Schritt zur Hausthüre, war auf einmal ganz voll Zärtlichkeit, Peter, der Stallknecht ebenfalls und Mädeli lief sie sogar über. Ueberdem glänzte der Wirth über und über wie Moses, als er vom Berge kam, bekannte, daß noch niemand da sei, aber wenigstens vierhundert Personen erwartet würden, öppis wenigs, wo vielleicht in die andern Wirthshäuser ging, nicht gerechnet, fragte, was man befehl, schrie plötzlich: Mädeli, e Schlitte, lauf, Mädeli lauf, hörst, noch einer, ruf Sami, Bäbi, Stüdi, sie sollen helfen. Man kann die Leute nicht draußen stehen lassen bei solchem Winde und dazu die Kälte.

Endlich kamen die ersten Gäste dazu, zu sagen, sie möchten ein warmes Zimmer. Frau, Frau, es warms Zimmer, schrie der Wirth auf der Treppe, schellte im Zimmer, schoß dem Schellen nach, schreiend, es warms Zimmer, als ob die arme Frau es auf einem Präsentirteller die Treppe auf bringen sollte. Mit den neuen Gästen kam Mädi die Treppe auf, und unten fuhr ein frischer Schlitten an, und rasch hinter einander einer nach dem andern, als wär's ein Wettrennen oder Wettfahren, wo viele zusammen abgefahren, von denen jeder der erste sein wollte.

Da ward es sehr lebhaft im berühmten Gasthof zum weißen Ochsen. War der Wirth unten, sollte er oben sein, war er oben, sollte er unten sein, hier schrie man nach Schlüsseln zu Zimmern, dort nach Leuten zum Auspacken, hier nach Wein, dort nach Thee, wer Wein bestellt, kriegte Thee, und Wein, wer nach Thee geschrieen, und gar nichts, wer zuerst bestellt, es hürschete schrecklich im Hause, und schrecklich ward geschrien, viel ärger als in der Arche Noah, wo doch auch viele Männlein und Weiblein zusammenkamen, aber Noah verstand die Sache besser als der weiße Ochsenwirth. In der Arche waren keine Stubenmeitli und die Männlein und Weiblein brauchten Verstand, wollten nicht alles durcheinander und alles auf einmal.

Draußen war nicht minderes Gewühl und Geschrei und alles durcheinander, Rennschlitten und Holzschlitten, elegante Chaislein und G'stellwägeli, auf denen noch Borsten sichtbar waren von Schweinen, die man jüngst darauf geführt. Indessen auf die Fuhrwerke achtete man wenig, sie waren es nicht, an denen man über den Werth der Leute das Maaß nahm, den eigentlichen Maaßstab gaben die Rosse ab. Vor Fuhrwerken, auf denen keine hoffährtige Näherin z'Märit gefahren wäre, tanzten dreißig-dublönige Rosse. Fußgänger sah man keine. Wer nicht ein Fuhrwerk vermochte, schlich hinten um und zu hintern Thüren ein. Die zuerst Angekommenen hatten großen Vortheil, großes vorläufiges Vergnügen, besonders die Frauenzimmer. Sobald sie sich nothdürftig gewärmt, stellten sie sich an die Fenster, inspizirten die Ankommenden, ließen Witze fliegen, ungehechelt kam niemand an, und wo man weder Roß noch Fuhrwerk, weder Gang noch Kleidung was anhängen konnte, nahm man wenigstens die im scharfen Winde roth angelaufene Nase z'weg. Die Schwestern Treu sammt ihrem Bäni waren zeitlich angekommen in mächtigen neuen Mänteln, welche zarte Schultern aus der Stadt eingedrückt hätten. Ihr Schlitten war nicht hoffährtig, aber das

Roß desto schöner. Sie thaten sehr schüchtern in der ungewohnten Versammlung, aber als man einmal wußte, wie der Bauer hieß, der ihr Vater war, fand man sie reizend und angenehm, besonders der männliche Theil der Gesellschaft, der war ganz einig in diesem Urtheil.

Der Strom der Ankommenden nahm immer noch zu, und von ferne her hörte man ungattliche Töne von allen Sorten, endlich kam man darüber, daß sie herkämen von stimmenden Musikanten, man sprach vom Anfangen und wie es am lustigsten wäre, wenn nur noch Wenige seien und hergegen viel Platz.

Da kam langsam um eine Ecke eine alte demüthige Creatur mit tief gesenktem Haupte, daß man unwillkürlich ausrief: Häb Sorg, häb Sorg, du trappest dir ja selbst auf's untere Maul! das weit vorhing, ob von Natur oder aus Gewohnheit oder aus Hunger, blieb unbekannt. Hinter ihm her kam ein alt verwittert Chaisli, in welchem drei Personen mit Noth zu unterscheiden waren. Es war ein Fuhrwerk, von dem man glauben konnte, es habe sich im siebenjährigen Kriege verirrt oder sei von Kirgisen in der Schlacht bei Zorndorf gefangen genommen, in die Steppen geschleppt worden und erst jetzt wieder zum Vorschein gekommen. An den Fenstern geschah ein groß Geschrei: Luegit, luegit, und wer einen Kopf hatte, fuhr damit an's Fenster, e Hebräer! schrien diese, e Muser, e Muser! jene, und trotz der Kälte sprangen Fenster auf, um besser zu erkunden, ob ein Muser oder ein Hebräer daherkomme mit Sack und Pack. Ein Hebräer war es nicht, denn zuerst stieg ein Herr aus in einem Mantel mit einer sogenannten Polismütze auf dem Kopf, und bekanntlich lassen sich nur in Rußland die Hebräer zum Militär verstehen, weil sie halt müssen, denn sie lieben halt das Schießen nicht, d. h. das Schießen, welches klepft; auf das Schießen, welches nicht klepft, sondern ganz im Stillen getrieben wird, verstehn sie sich schon besser. Mauser konnte er schon sein und sein Roß

mit dem hängenden Kopfe dressirt haben, die Mäuselöcher aufzuspüren. Andere meinten, das Roß sei kurzsichtig, suche z'fresse und könne ohne Brille keins finden. Während man darüber stritt, half der Herr zwei Wesen aus dem Chaisli, himmlische Wesen waren es nicht, sondern blasse Frauenzimmer, sie hatten keine Polismütze auf den Köpfen, sondern etwas Anderes, man wußte aber nicht recht was. Plötzlich stieß ein Kopf einen Schrei aus, es war Bäni Treus Kopf. Tusig! Tusig! das ist der Leutenant Gygampf, d's Rathsherre Sohn, ich kenn ihn wohl, er war bei uns einquartiert. Was, es Rathsherre Sohn und schämt sich nicht, so zu fahren, das muß 'e sufere Rathsherr sy, dr Alt, daß er den Sohn so laßt fahre! Da sieht man, was für Pack das Land regiert. Es wird ihm niemand ein recht Fuhrwerk anvertraut haben, und das wird er nur bekommen haben, weil man dachte, in dem mache er sich kaum mit dem Schelmen draus.

Jacot hatte keine Ahnung vom Aufsehen, welches er mit seiner Equipage machte, und seine Töchter noch weniger. Er hatte die Maschine zehn Batzen wohlfeiler per Tag, als er sonst wo eine hätte erhalten können, und war sehr zufrieden damit. Man sitze darin vortrefflich, etwas eng freilich, die Beine könne man nicht recht strecken und die Kissen seien gleichsam zusammengesessen, aber das seien Nebensachen, das Roß laufe sehr gut, sechs Stunden hätten sie in fünfen gemacht, sagte er. Der Stallknecht hatte endlich geruht, mit spöttischen Mienen heranzutreten und den Engeländer, wie er das Roß nannte, auszuspannen. Jacot trat mit Würde herzu, der Stallknecht frug: Was muß dä Engeländer ha? Ob es wirklich ein Engeländer ist, weiß ich nicht bestimmt, antwortete Jacot, jedenfalls ist's ein vortrefflicher Läufer, wir machten fünf Stunden in sechs. Denket! Er muß aber jetzt seine Sache recht haben, gebet ihm diesen Abend ein halb Imi Hafer und morgen auch ein halbes, und wenn er daneben noch Heu mag, so gebt ihm auch, aber überfüttert mir

das Roß nicht, hört ihr's. Habt nicht Kummer Herr, da ist keine Gefahr, an einem halben Imi Hafer hat sich noch kein Roß überfressen, ja wenn's ein halb Määß wäre. Ja, sagte Jacot mit kundiger Miene, es mögen darum nicht alle Rosse den Hafer gleich ertragen, es ist ein großer Unterschied so zwischen einem groben Bauernroß und einem feinen Chaisepferd. Allweg, sagte der Stallknecht mit spöttischem Blick, von dem aber Jacot nicht Notiz nahm, sondern dem Rufe seines Schwesterchens folgte, das mörderlich fror da draußen und doch nicht gerne allein seinen Eintritt in die große Welt machte.

Jacot trat unter seiner Polismütze sehr militärisch auf, man hätte glauben sollen, er sei ein erprobter Held, eine kühne Seele. Sind die Töchter aus der Haslere da? frug er das geleitende Mädchen. Kenne die nüt, antwortete dieses unerschrocken, denn es war unter mehr Bärten schon gestanden, als der halbe eidgenössische Generalstab vor Kanonen. Kenne nit die Halben, sie fliegen daher wie Käfer an einen Weidstock, es ist gerade, wie wenn es nachher nie mehr gut wäre. Ist auch ein Perrüquier oder ein Coiffeur hier, frug Rosalie Gälblächt? Kann nit weltsch und Welschli wohne keine hier. Ich meine jemand, der Haare schneidet und strählt, frug Rosalie. O ja, sagte das Meitschi, der Gattig giebt es schon. Da gleich oben ist einer, der soll das Haarabhauen b'sunderbar gut könne, es ist der Vehdoktor. Danebe weiß ich es nicht, wir Weibervolk können das selbst, aber das Mannevolk rühmt ihn, und dazu machte das Meitschi ungefähr ein Gesicht wie der Stallknecht hinter dem Engeländer hervor. Offenbar war das Meitschi mit dem fremden Zuzug wenig zufrieden, hatte es wahrscheinlich wie eine Hausfrau, wenn Tessiner daher kommen als Einquartierung; wird gefürchtet haben, für ihn's bleibe nichts mehr übrig.

Lisette wandte sich zum Bruder und wollte ihm sagen, es wäre vielleicht besser, sie gingen erst in eine besondere

Stube, um Toilette zu machen, ehe sie sich präsentirten in der Welt, da machte das Meitschi ung'sinnet die Thüre des Empfangszimmers auf, welches ganz voll Leute war, daß man eigentlich gar nicht wußte, wo die hin sollten, welche noch draußen waren. Die sämmtlichen Füße zögerten, die verhängnißvolle Schwelle zu überschreiten, denn es hat eine Nase, so in eine unbekannte Stube voll unbekannter Leute zu treten, besonders wenn man Pläne im Kopfe hat. Man kann eben auch nicht wissen, wer Alles da drinne ist und was alles Einem begegnen kann. Indessen bei Jacot dauerte dieses Zögern nicht lange, unter seiner Polismütze wohnte das Bewußtsein, als Leutenant seinem Zuge voran sich stürzen zu müssen in's Gemenge. Er grüßte mit Manier, sah sich um nach den lieben Gesichtern mit Adlerblicken, fand sie endlich halb versteckt in einem Winkel und stürzte mit einem Ha! gegen sie vor. Den armen Dingern ward fast übel, viel ärger als armen Küchlein, wenn der Habicht auf sie niederschießt; die Küchlein haben doch Flügel und können in's Weite oder wenigstens sich bergen unter der kühnen, schlachtfertigen Mutter, die Mädchen hatten aber keine Federn und stunden an der Wand, und durch diese konnten sie nicht, hatten keine Gluggere, welche sich vor sie stellte, und der Bruder, der Schlufi, hatte sich abseits gedrückt, als er den Freund gegen das Haus rücken sah, ohne sich um die Schwestern zu kümmern.

Sie schämten sich so sehr der Bekanntschaft, seit der liebe Herr Gygampf mit dem Engeländer gekommen, seit sie das Gespött und das Gelächter über ihn gehört, sie hätten in die Erde hinein kriechen mögen. Da sie das nicht konnten, so wurden sie böckisch, thaten fremd, gaben kurze schnippische Antworten, daß Jacot ganz verlegen wurde und zweifelhaft, seien sie es eigentlich oder nicht. In seiner Verlegenheit stellte er ihnen seine Schwester und Jungfer Gälblächt, eine gute Freundin von seiner Schwester, vor und sprach den Wunsch aus, da diese hier fremd seien, möchten sie dieselben

in ihren Schutz nehmen. Statt daß sie nun artig wurden, wurde Trineli roth und Stini lachte bei dem Namen Gälblächt laut auf, sagte, sie wären selbst zum ersten Male hier und hätten selbst gerne jemand, der zu ihnen luegte; Lisette redete sehr höflich, fast zärtlich, wie sie nicht habe warten mögen, ihre werthe Bekanntschaft zu machen, so viel Liebs und Guts habe der Bruder von ihnen erzählt. Ih wett nit so viel Müh ha mit Vexire, jööli umerkig sy mr nit, we mr scho a me ne Nebeusort wohne, antwortete Stini. Nun wollte Lisette hoch und theuer versichern, wie von Vexiren nit die Rede sei, sondern alles der ernsteste Ernst, aber die höfliche Antwort, welche die gute Lisetti erhielt, gab Trineli. Me wüß wohl, wie ds Militär syg u b'jungerbar so d'Lütenante, das syg öppe überall bekannt, sie liefen füre Zytvertrieb jedem Haaghuri nah, es bruch nit emal d'Nase mits im Gesicht z'ha.

Das weibliche Gefühl ist empfindlich und fein das weibliche Ohr, wahrscheinlich empfand Trineli zu dem Uebrigen noch die Gegenwart der Jungfer Gälblächt und Jungfer Gälblächt meinte, Trineli stichle auf sie, und hielt die Antwort für eine anzügliche Rede. Man hätte einander nicht viel vorzuhalten, antwortete Jungfer Gälblächt, wo einem Fürtuch ein Leutenant von ferne in die Nase käme, habe es keine Ruhe, bis es ihm vor den Füßen sei. Der Stich wegem Fürtuch, das bekanntlich nur zur ländlichen Kleidung gehört, ging Stini durch die Haut, und was es gegeben, wissen wir nicht, denn es hatte schon angefangen zu sagen: Das wisse dann noch niemand, wenigstens sie seien ohne Leutenant gekommen und wüßten den Weg heim ebenfalls ohne Leutenant, wenn nicht in Lisettes Ohren das Quieken und Prüfen der Geigen und Klarinetten gedrungen und ihr himmelangst geworden, sie könnte das Beste versäumen, den Anfang, wo das Anknüpfen am besten sich macht, weil am wenigsten Tänzerinnen noch da sind.

Sie hatte an der Schwestern Bruder gedacht, geschwärmt für das Leben im Grünen, gesagt, Herrlicheres könne sie sich nichts denken, für das Essen brauche man nicht zu sorgen, das wachse Einem gleichsam unter den Füßen, den schönsten Speck brauche man nicht zu kaufen, man habe ihn selbst, Milch brauche man nicht, man habe nur Nidle, Aepfel und Birnen ungezählt. Da sei ein frei Leben, da könne man wohlthun, habe Zeit, sich zu bilden und Bildung zu verbreiten auf dem Lande, und wie schrecklich gerne würden die Bauernweiber und Töchter sich bilden lassen und einführen in die Geheimnisse der Natur. O so an einem schönen Nachmittage mit den Nachbarsfrauen und Töchtern am Schatten im Kühlen sitzen und ihnen vorlesen aus dem Buch der Welt oder vom ewigen Juden und die Theilnahme in ihren Gesichtern und das Beben im Herzen und das Heben der Seele und das Ausdehnen des Blickes, o wie herrlich, o wie schön! und alle diese Träume hatte sie an den Bruder Bäni geknüpft, er war gleichsam das Dampfschiff, an dessen Schlepptau sie in diese Herrlichkeiten hineinfahren wollte.

Dieser Bäni war nicht da, drüben rixete, raxete es schon so schön, gewiß war der schon drüben und sie stak noch in ihren Hüllen, so gleichsam eine Auster in der Schale. Die gute Lisette fuhr daher wie eine Bombe in's anzügliche Gespräch. Mein Gott, rief sie, sie fangen schon an, und wir sind noch nicht toilettirt. Ich bin freilich schon angezogen, aber man muß sich doch z'weg machen, in denen ketzis Mänteln verdrückt und verrumpfet man alles. Wo können wir das wohl machen, hier ist's mr z'wider, die Leute gaffen Einen so unverschämt an, ja ich glaube gar, sie lachen über uns? So frug die gute Lisetti und Stini antwortete: Was wollt ich wissen, bin nicht bekannt hier, müßt ein Stubenmeitli fragen. Wo ist ein Stubenmeitli? frug Lisette. Ho, sagte Stini, ihr müßt luege, sie stürmen ja immer aus und ein, aber ein Fuß war ein Fuß, den Stini Lisette zu lieb

bewegte. Rosalie Gälblächt wurde ganz zornig, fing an weltsch zu reden, was heutzutage etwas mißlich ist, wenn man nämlich schimpfen will, doch so, daß es niemand hören soll. Endlich wurde ein Stubenmeitli aufgetrieben, die zornigen Schönen verschwanden, hörten aber noch das Gekicher, durch welches man sich wegen dem Weltsch rächte.

Der Bäni war dem Jacot ausgewichen und zu seinem Roß gegangen. Der Jacot war dem Bäni nachgegangen, bis er desselben habhaft geworden, und derselbe hatte vorgeschlagen, um nicht mit Jacot zur Gesellschaft zu müssen, eine Flasche zu trinken, und Jacot hatte es nicht ausgeschlagen: so waren sie miteinander unten in die Gaststube gegangen, welche an solchen Tagen durch die eigentliche Gesellschaft gemieden wurde. Lisette und Rosalie kamen in große Aufregung, zwei Mächte balgten sich in ihnen, sie wollten pressiren, von den Ersten sein auf dem Schlachtfelde, aber auch von den Schönsten, dazu aber mußten sie anwenden, Zeit brauchen, sie hatten es nicht von Gott empfangen, mußten die Schönheit selbst machen, nach dem Wahlspruch: helf, was helfen mag. Endlich waren die Schönen mit der Schönheit fertig, wußten nichts mehr nachzubessern, hatten ihre Schnupftücher mit den gestickten Zipfeln graciös in den Händen. Rosalie stellte einen blaßblauen, Lisette einen blaßrothen Schmetterling dar, nur Eins fehlte: der Cavalier, der unten gemüthlich mit Bäni eine Flasche trank, ohne alle Ahnung, wie es droben über ihn herging. Endlich riß der Jungfer Gälblächt die Geduld. Komm, rief sie, sie werden uns nicht fressen, aber ich hätte nicht geglaubt, daß dein Bruder ein so wüster Mensch wäre. Erst läßt er nicht nach, bis wir mit kommen, und jetzt läßt er uns so schändlich im Stich. So können Mädchen und andere Menschen die Sachen kehren, ihnen Tournüre geben, wie man in Weltschland zu sagen pflegt.

Und sie gingen, die zornglühenden Jungfrauen mit flat-

ternden Nastüchern, blaßblau und blaßroth. Wären sie geritten, man hätte sie für Walkyren nehmen können, die am rosenrothen Blut der Jünglinge ihre Freude hätten. Als sie mit Majestät in den Saal traten, ganz anders als vorhin in's Empfangszimmer — damals waren sie nicht zornig, noch in den Schaalen, das Bewußtsein ihrer Schönheiten hatte sich noch nicht entfalten können, denn sie hatten sich noch nicht schön gemacht — da war er zum größten Theil noch leer, bloß einige Paare trieben sich den Wänden nach und in der Mitte stund der Wirth und fluchte schrecklich. Die niedrige Dienerschaft, Kindermädchen, Sudelmägde, Herdknechte und einige Schönen des Dorfes, welche es nicht zu seidenen Schürzen und silbernen Göllerkettlein und weißen Strümpfen gebracht, hatten die Zeit, wo die Meisterschaft mit Empfangen vollauf zu thun gehabt, klug benutzt, waren in den Saal geschlichen und hatten sich ein Privatvergnügen verschafft. Die Musikanten, welche in dieser Schichte der Gesellschaft die vertrautesten Freunde besaßen, hatten mit Freuden ihnen gratis aufgemacht und wärmten sich dabei im noch kalten Saale die halb erfrornen Finger. Das ging ganz prächtig, aber unten vermißte man die Leute doch, da fluchte man über's Babi, dort über den Joggi, die sich unsichtbar gemacht. Hatte man das Babi nicht, suchte man das Mädi, wollte den Kobi nach dem Joggi ausschicken, aber es war das eine Kunst, denn sie waren ebenfalls unsichtbar. Als das Nothgeschrei nach Leuten größer ward als bei einer Feuersbrunst das Geschrei nach Wasser, schoß der Wirth daher. Die Donnstige wolle er runter geben, es komme ihm schon z'Sinn wo die Hagle seien, schoß die Treppe auf, fand sie richtig im Tanzsaale in vollem Vergnügen und war Selbstsüchtling und Aristokrat genug, sie darin zu stören und zwar grob. Die Gestörten fänden das weder artig noch volksthümlich, sie murreten sehr und frugen, ob sie Hunde seien und nicht Menschen wie andere. Sie ließen sich durch das Bewußtsein nicht

heben, vermißt worden zu sein. Wer vermißt wird, der ist was werth, der kann nicht sagen, man achte sich seiner nicht, ih bi nüt, mr sy alle nüt, i Gotts Name! wie einst ein Rathsherr sagte. Wer vermißt wird, kann an die Brust schlagen und ausrufen: Hier ist der Mann! und wäre es auch nur die Sudelmagd. Die Eingeschmuggelten strichen sich eben vor dem Donner des Wirthes der Thüre zu, durch welche unsere Schönen eintraten.

Der Wirth erblickte sie, erschrack, denn er hatte vernommen, daß Rathsherrenzeug da sei. Wirthe gehören in der Regel zu den Unzufriedenen, lieben daneben Gönner in der Höhe sehr. Unzufrieden sind sie wegen erlittenen Ungerechtigkeiten, d. h. weil sie gebüßt wurden wegen Uebertretungen, Gönner lieben sie im Glauben, solche würden sie bei zukünftigen Sünden vor Strafen bewahren. Es behaupten Viele, Wirthe thäten sich nie bekehren, sie würden bloß klüger. Wir haben in diesem Punkte keine Erfahrung.

Es hörte daher plötzlich das Donnern auf, der Wirth ward wie der Mond im blauen Himmel, er schwamm in lauter Holdseligkeit. Er befahl einem dienstbaren Geiste, seiner Frau zu befehlen, sie solle doch die Gäste einladen, den Ball zu beginnen, es sei alles z'weg, und wenn es nicht anginge, thäten ihm die Musikanten erfrieren. So hätten es die Leute, klagte der Wirth, könnten nie anfangen, wollten nie aufhören, man wäre immer übel dran. Ob er die Ehre haben könnte, einen mit ihr zu tanzen und bot recht artig der Rosalie die Hand. Er hielt sie für die Rathsherrn Tochter, weil sie etwas Steifes im Rücken hatte und etwas Verächtliches in den Mauleckeu. Er strengte sich sehr an, und schwenkte sein kurzes Röcklein, daß es recht rührend war. Jungfer Gälbläch developpirte dagegen ihre Kunst nicht. Ihr Herz war nicht im Tanz, sie tanzte wie eine Dulderin, um nicht zu sagen wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird. Ja sogar die Lisette kam zum Tanzen.

Die Wirthin hatte ihren Bruder ausgesandt, den Wirth zu suchen und ihm zu sagen, es sei pure Unvernunft, ihr das zuzumuthen, er wisse ja, daß sie nicht angezogen sei, dafür sei er da oder für was sonst? Daß der Wirth die Tochter nicht fahren lasse, ehe der Tanz aus war, begriff er. Er nahm die beste Parthie und tanzte mit, und wenn die Wirthin noch Andere nach dem Manne gesandt, sie hätten sicher ebenfalls getanzt.

Als der Geige letzter Strich gestrichen war, sagte der Wirth: **Excusez**, ich will machen, daß es rückt, setzte seine Jungfer Gälblächt auf eine Bank ab und winkte wie es schien mit Nachdruck, denn es kam ganz schwarz einher, Pärlein um Pärlein, jeder mit der seinen. Zuletzt kam das noch ungeregelte Volk, e Tschuppele Weibervolk, e Tschuppele Mannevolk, ganz zuletzt Jacot und neben ihm noch Einer. Lisettes Herz pochte stürmisch. Ist das ihn, ist das my Bäni, frug dasselbe mit freudigem Bangen und Schlottern. Jacot war weg, suchte mit den Augen, stürzte vor, auf Trineli zu, faßte es bei der Hand, d. h. wollte es fassen, denn als er es beinahe hatte, war Einer da, ob vom Himmel herab oder von unten herauf, begriff er nicht, hatte Trineli bei der Hand, sagte: Exgüsi, dä Kehr ist's an mir, trampelte mit Trineli weiter und Trineli seufzte nicht, sah ganz vergnüglich aus, obgleich er tanzte, daß das ganze Haus erzitterte, ungefähr als ob der Christoffel in Bern endlich einmal ab Platz gekommen und ein Tänzlein wagen wolle. Wahrscheinlich war es ein Dragoner, ob auch ein Leutenant oder nur ein Wachtmeister, wissen wir nicht. Jedoch ist bekannt genug, daß auch die ganz gemeinen Dragoner ganze Bursche sind und mit dreißig Jahren alle wenigstens dreicentnerig.

Da wurde Jacot von seiner unglücklichen Stimmung ergriffen und zwar sehr. Er konnte sehr melancholisch werden, meinen, er sei zum Unglück geboren und das Schicksal hätte ihn besonders auf dem Strich, was er thun möge, verderbe

es ihm, was er noch so gut planirt, dadurch mache es ihm einen Strich. Da habe er sein Glück z'weg gehabt, da müsse ihm der Teufel zwei Weibsbilder mitgeben, und die hätten ihm alles verdorben, denn da habe Trineli denken müssen, er sei bereits doppelt versehen, obgleich er doch ausdrücklich von seiner Schwester gesprochen. Das Schicksal weise alle Menschen gegen ihn auf, niemand habe ihn lieb, der Packesel Aller solle er sein, und Alle seien gegen ihn und seine Liebe werde mit Undank vergolten. Er lehnte sich an die Wand und wurde sehr interessant, d. h. er machte ein schwermüthig Gesicht ganz jämmerlich, es war zum Erbarmen. Da säuselte es neben ihm ganz leise und rauschte so wunderlich, und als er aufsah, stund Jungfer Gälblächt neben ihm, hatte die Hand auf seine Schulter gelegt und frug ganz hold: Herr Jacot, Herr Jacot, warum so trübselig und geht doch so lustig? Fehlt euch was, Kopfweh etwa, wollt ihr Schmöckwasser? Und als er es barsch verneinte, sagte sie, so kommt und tanzt mit mir, die Musik ist nicht so schlecht, aber sie traupeln wie die Elephanten, es nimmt mich nur wunder, daß das Haus es hält. Kommt, wir wollen ihnen zeigen, was tanzen ist.

Der Jacot dachte: Herr Jeses, da hey mrs, die bringt mich my Seel noch um alle Credit; daß der Engeländer ihm wegem Credit viel gefährlicher sei, als die Rosalie, daran dachte er nicht. Aber was machen, absagen konnte er nicht und mit schön Tanzen doch vielleicht ein Herz rühren, wenigstens Trineli neben ihrem Trampelthier schalus machen. Er nahm also die Gälblächt in Arm und sie legte zierlich eine Hand auf seine Achsel, senkte das Haupt seitwärts, streckte eins ihrer Aeugelein aufwärts und nun schwebten sie mit einander dahin leise, leicht, sanft, zwei Engeln gleich, die auf blaßblauen Wölklein gen Himmel fahren. Dann schaukelten sie sich wieder wie muthwillige Schwimmer auf des Meeres schäumenden Wogen auf den Wellen des Tanzes, bald rasch und wild, wiegten sich rechts, wiegten sich links, fuhren grad

aus, fuhren rund um, warfen den Kopf auf und hin und her, und alles, so sittig und doch so kühn, daß Aller Augen sich auf sie richteten. Die Jünglinge lachten und meinten, die thäten wie Komödianten, als ob sie z'Narre gerathen wollten, die Mädchen aber wurden vor Eifersucht und Zorn ganz aschgrau und klemmten ihre Tänzer in die Schultern, daß mancher das Jahr darauf nach Schinznacht mußte der gefährlichen Wunden wegen, welche den Knochenfraß fürchten ließen. Neutrale, die an den Wänden herum stunden, sagten dagegen: O schön, o schön! Das waren Töne für Rosalie, die salbeten ihr Herz mit Oele, daß es ganz wurde wie Sammet und duftete wie Rosenöl und Müsc.

Da schwebte noch ein ander Paar daher, als ob es einen Wettkampf gelte, fast als ob ein venetianischer Gondolier mit seiner Gondel daher käme und zeigen wollte, daß er noch schöner gondeln könne als der andere mit seiner blaßrothen Gondel. Das war die Lisette, welche mit noch Einem daher kam, aber von weitem sah man, daß die den andern nicht nach möchten, von wegen der Tänzer schlängelte seine Beine gar schrecklich um die arme Lisette herum, als ob sie ihm nur mit Packfaden angemacht seien und er sie umarmen d. h. genauer umbeinlen wollte. Was das Schönste an der Sache war, das war nämlich Lisette's Gesicht; das war accurat wie der Himmel, wenn er offen ist und alle Engelein mit Zimbeln und Schalmeien den Vater im Himmel preisen. Das war nämlich so. Begreiflich machten die beiden städtischen Damen großes Aufsehen, besonders unter den männlichen Anwesenden, die weiblichen rümpften fast alle einfach die Nase und sagten: Pfi Tüfel, das wird was Gräubäsligs aus der Stadt sein, man kennt solche Vögel, wenn ich nur nicht neben ihnen sitzen muß, es gruseti mir, ich muß es sagen. Das männliche Geschlecht ist solchem Grusen viel weniger unterworfen. Es ist sonderbar, in der Stadt gruset es den Städterinnen vor den Bäurschen und auf dem Lande den Bäurschen

vor den Städtlichen, und manchmal haben es die Männer accurat umgekehrt.

Endlich vernahm das Publikum, es seien Damen, nicht G'schöpfe oder gar Creaturen, und zwar vornehme Damen, sie seien von den Obersten an der Regierig. Wir können nicht sagen, daß diese Kunde den Eindruck beim weiblichen Theil verbesserte. Was brauchen die hieher zu kommen, hieß es, wenn es was mit ihnen wäre, könnten die in der Stadt bleiben, die brauchten nicht hieher zu kommen und den Andern den Platz zu verschlagen. Wenn was mit ihnen wäre, so würden sie nicht so weit herkommen und in solcher Kälte; es werden von denen sein, welche in die Weite müssen, wo man sie nicht kennt, damit jemand sich mit ihnen abgebe. Und nun wurden sie einer Inspektion unterworfen, die bis am Morgen dauerte und nichts an ihnen schonte, von oben an bis unten aus, hinten nicht und vornen nicht. Die adelichen Bauernsöhne sahen sich gar nicht nach ihnen um, die arme Lisette schmachtete umsonst nach ihrem Bäni, aber sie sollte getröstet werden, so hatten es die obern Mächte sammt dem Schicksal beschlossen.

Es waren noch andere Leute da, Leute der Neuzeit, denen die Zukunft gehörte, Leute mit moderner Bildung, die herkamen zu Fuß und zu Roß aus allen Schreibstuben und Bureaus aller Arten in weiter Runde, wie die Geier in Südamerika in ihren Hungermonaten ein Aas wittern auf hundert Meilen und sich auf dasselbe stürzen zu tausenden. Die Haupthechte darunter waren erprobte Fürsprecher, denen nichts mehr fehlte als Geld, die Hürlig bildeten die Subjekte, welche Sinns waren, nach zehn Jahren, wenn es gut ging, ein Examen zu machen, aber noch nicht wußten, was für eins, wenn sie nämlich nicht früher irgend ein Posten der sauren Arbeit des Kopfbrechens überhob. Der Glücklichen auf diese Weise gab's wirklich viele, und doch ward viel geklagt, daß man im Kanton Bern keine Klöster aufzuheben gehabt. O Klo-

stervogt wäre schön, wäre schön! hörte man überall seufzen.

Einer aus diesen Modernen, der für sein Leben gerne einen Posten glücklich gemacht, vernahm kaum, daß eine Rathsherren-Tochter da sei und zwar des berühmten Herrn Gygampfs Tochter, als er vorschoß wie eine Spinne, die eine Fliege am Netz verspürt, und die erstaunte Lisette faßte, als ob er Fangzähne hätte im Maul. Aber er hatte eigentlich keine Fangzähne, sondern lange Beine, ein düun Schnäuzchen, schöne grade Haare, die er hin und her warf wie ein Roß den Schwanz, wenn die Bremsen bös sind, auch hatte er etwas steife Ellbogen, denn er war seines Handwerks ein Schreiber. An den Ellbogen sah man es ihm an, auch wenn er sein Handwerkszeichen nicht trug, die Stößli nämlich. Bekanntlich erkennt man die meisten Handwerker an ihren Schurzfellen. Ob weiß oder schwarz, ob kurz oder lang merket man den Zimmermann, Schmied, Maurer u. s. w., den Schreiber aber an den Stößlene an den Armen. Die ledigen tragen sie elegant aus neuem graublauem Tuche, den verheiratheten machen sie die Weiber, wenn sie nämlich nähen können, aus alten Schürzen. Der hatte erkundet, weß Vaters Kind die Lisette sei, und als er mit Staunen vernommen, derselbe sei Rathsherr und noch dazu der berühmte Gygampf, da kam große, große Glut in ihn und Heldenmuth. Jetzt oder nie, Bastian Krebsli! (so hieß er nämlich) rief er aus, warf sich vor und eroberte richtig die Lisette. Ach, in was für ein Glück der Mensch versank, als ihm der große Wurf gelungen, eines Rathsherren Kindes Tänzer zu sein! Millionen hätte er umschlungen, Millionen abgeküßt Stück für Stück, nicht bloß der ganzen Welt einen Kuß gegeben so gleichsam en bloc, was eigentlich gar nichts sagen will.

Und wie nun der Glückliche tanzte! jedes Glied an ihm arbeitete wie ein Pferd. Wer nun weiß, wie manches Glied ein Mensch hat, der rechne, mit wie viel Pferdekraft er tanzte

Es hätte es diesem Menschlein, der noch dazu ein Schreiber war, kein Mensch zugetraut. Wenn der sich nicht einen nahrhaften Posten erwerchete, so spielt die Gerechtigkeit keine große Rolle in der Welt. Und was fortan die gute Lisette glücklich war und wie sie in Huldigungen schwamm, denn es waren sehr Viele von diesem Handwerk da, die durch eines Rathsherren Tochter glücklich zu werden nöthig hatten, das kann man sich denken.

Ach dem guten Jacot ging's anders, der war geschwebt, der hatte sich gewiegt von der Rechten zur Linken, von der Linken zur Rechten, schöner hätte nichts genützt, und als der Tanz fertig war, hatte er galant seine Tänzerin zu einem Sitze geführt und sich so rasch als er konnte auf Trineli gestürzt. Aber da kam er übel ab. Der Dragoner hielt das Meitschi noch fest bei der Hand und sagte: O hä, ume hübschli, das Meitschi ist mir einstweilen noch nicht erleidet, und das Meitschi zuckte nicht in des Dragoners Klauen und der arme Jacot mußte abfahren mit Glanz. Er fuhr aber auch zurück, als sei ihm ein Hurnuß in's Gesicht gefahren, hinter ihm gab's einen mörderlichen Schrei, und als er erschrocken nach dem Schaden sah, stund ein Mädchen da, hob den Fuß auf wie ein überfahrner Hund — würden wir sagen, wenn das Gleichniß nicht zu despektirlich wäre — und grännete ihn an gar grimmiglich. Jacot machte seine höflichsten Entschuldigungen und fragte demüthig, ob er die Ehre haben könnte, mit ihr zu tanzen. Er meinte, es sei ein vornehm Fräulein, so wie sie glänzte und glitzerte prächtiglich. Wie wollt ich auf einem Bein? das andere habt ihr mir ja abtrappet, häßelte sie im ersten Augenblick, ließ aber alsbald etwas runter und sagte: Wenn hoppe gilt, will ich's probiren.

Und sie tanzte zu Jacots Verwunderung gar nicht schlecht, that noch artig dazu, nur kam sie Jacot doch wohl zimperlich vor. Indessen tanzte sie gegen die Andern genommen recht gut, hatte Manschetten und, wie es schien, nicht bloß baum-

wollene, hatte Bildung, sie sprach zur Verwunderung vom Theater, von der Lectur, wie die ihr Leben sei, kannte die großen Dichter dieser Zeit, die Louise Morgenthau, den Victor Hugo, den Arthur Bitter, den Sue, den Postheiri und den berühmten Wälti, und sie kannte einige sogar persönlich und konnte nicht genug rühmen, was das für artige Herren seien, ganz gemein, schier noch g'meiner als ander Lüt. Dann sprach sie von ihren Verwandten, das waren lauter reiche Wirthe, Müller und andere Magnaten, ließ weltsche Worte fliegen und merken, daß sie auch außerhalb der Kuhweide gewesen. Jacot dachte: da erwahre sich auch wieder das Sprüchwort, es sei kein Unglück so groß, es sei noch ein Glück dabei, wenn es mit Trineli fehle, so hätte er nicht bessern Ersatz finden können. Allem Anschein nach sei das ein fetter Vogel. Jacot meinte das nicht eigentlich, sondern uneigentlich wegen den reichen Vettern von allen Arten. Am Leibe war seine Tänzerin nicht fett, sondern schlank und in der Mitte nicht ganz wie ein Wespi, aber fast, daneben hatte sie schöne Züge, lebhafte Augen, Augen, die spielen konnten einem Dudelsack z'Trotz, nicht so schmachtende wie die Jungfer Gälblächt, so blaßblaue, sondern glitzerige dunkle. Jacot dachte, das Gescheidteste sei, er mache es wie Andere, er behalte die einstweilen, bis was Besseres ihm anlaufe, doch nahm es ihn wunder, wer sie denn eigentlich sei und woher. Das ist bei solchen Bällen, wo die Tänzer aus allen Windgegenden sich zusammenfinden, eine Hauptsache, sich möglichst bald im Personal zu orientiren, von wegen Mißgriffe können sehr fatal werden. Die ersten Stunden werden daher hauptsächlich dem Informiren geweiht, erst nachher bilden sich die Liaisons und das Gleiche gesellt sich zum Gleichen. Das giltet jedoch hauptsächlich vom hergelaufenen Volke; was die eigentliche Noblesse betrifft, die Ausschließlichen, die kennt sich. Da muß jedes geneigte Ohr herhalten, ja bis zum Stallknecht steigt man nieder, will wissen, ob die von Süd oder Nord kommen,

in welchem Fuhrwerk, mit welchem Roß. Manchmal vernimmt man was, und manchmal nicht das Rechte. Unser Jacot fühlte sich auch gedrungen, Näheres über seine Begleiterin zu vernehmen, die ihm mit jedem Tanze liebenswürdiger erschien. Es sei curios, dachte er, wie es Leute gebe, zu denen man ganz von Natur unwillkürlich hingezogen werde. Es sei, als ob man expreß für einander geschaffen und nur darauf warte, bis man sich gefunden, um dann ewig beisammen zu bleiben.

In einem Zwischenraum, wo die Geiger äußerlich ruhten und innerlich sich erquickten und stärkten, setzte Jacot seine Tänzerin neben seine Schwester, unter dem Vorwand, er wolle einige Bekannte grüßen, gleich wiederkommen, noch ehe der Tanz beginne und daß Jungfer N. sage, sie sei engagirt und ihm nicht untreu werde. Jacot marschirte lange nach Entdeckungen aus, aber es erging ihm wie vielen Entdeckungsreisenden, er machte lange keine Entdeckungen und bis zum Stallknecht hinunter stieg er nicht, vielleicht hätte der alsbald aushelfen können. Aber Jacot kannte diese Quelle nicht, er kannte, da er kein Pferdekundiger war, die Bedeutung der Stallknechte nicht. Endlich kam er zu einem Kameraden, d. h. der Kamerad war Major, während Jacot bloß Leutenant war, allein im Alter waren sie nicht viel verschieden. In der eidgenössischen Armee avancirt man gar curios und zwar ohne Heldenthaten, Waffenthaten wollten wir sagen, denn Heldenthaten geschehen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, ohne Schießen und ohne Stechen. Die Geschmäcke sind sehr verschieden. Es bliebe wohl der Eine oder der Andere ein simpler Hundsfott, ohne daß er Major würde, wenn man nur durch Hauen und Stechen dazu avanciren könnte. Solche Hundsfötter, d. h. Majore ohne Hauen und Stechen, kommen in die Mode, scheinen bei gewissen Geschöpfen beliebt und bevorzugt zu sein, begreiflich wegem Adel der Gesinnung, und weil sich Gleich und Gleich immer findet, und weil man nach der Achtung der Nachwelt trachtet, und weil man den Kindern

ein Exempel hinterlassen will, was die Väter für Begriffe gehabt und wen sie für ehrenwerth gehalten und für des Vaterlandes würdigen Sohn.

Nun auf einen solchen Major, ob von den Dragonern oder von der Infanterie, wissen wir nicht, stieß Jacot und frug: Kennst du meine Tänzerin dort, die Hübsche gleich neben meiner Schwester? I der Tausend, wie kömmst du zu der, du Glückskind? da hast einen schönen Griff gethan, mach nur, daß du den Fisch behältst, von wegen solche Fische sind rar und glatt, lautete die Antwort. Wer ist's, wie heißt sie? frug Jacot in vaterländischem Eifer. Kann dir den Namen nicht sagen, antwortete der Major, aber sie soll da unten herauf sein, eines Großraths Tochter, reich, Verfallenes und Zukünftiges, es wahrs Hunghäfeli. Paß auf, sonst steche ich sie dir ab. Das wirst mir nicht machen, sagte Jacot, das wäre kein Freundschaftsstückli. Ich sage dir nichts, als „Paß auf," antwortete der Major. Jacot war befriedigt, schoß wieder zu seiner Schönen, welche mit Lisette auf den liebenswürdigsten Fuß sich gesetzt hatte, sie waren zunächst am Du und Du. Wenn ihnen was Nasses servirt worden wäre, das Schmollis wäre sicher schon abgethan gewesen. Erst jetzt bot Jacot allem auf, that mehr als das Mögliche mit Reden und Tanzen, und nach dem nächsten Tanz ließ er serviren eine ganze Flasche Neuenburger, und Bastian Krebsli zog ein großes Packet Feigen aus der Tasche und servirte sie ebenfalls und schnetzelte sie sogar mit seinem Sackmesser, als die Damen sie wohl sehr angenehm fanden, aber wohl groß für das Loch, worein sie sollten.

Das Nachtessen nahte, das Verlangen war groß darnach. Vielen ist es Hauptwitz, den einen einfach wegem Essen, den andern wegen den Bekanntschaften, welche sich da machen, hauptsächlich aber fortsetzen und cultiviren lassen. Wem es Ernst ist um's Herz und der Geldsäckel es zuläßt, der hält sein Augenmerk z'Gast und macht sich splendid nach seinen

Umständen. Ja, es war eine Zeit, man spricht von ihr wie die Juden vom Paradiese, wo man sich nicht bloß zum Rothen, wo man sich zum Champagner verstieg, während sich jetzt so Viele beim besten Willen nicht über ein Glas Bier zu erheben vermögen. Jacot dachte stark daran, sich seine Tänzerin zuzugesellen. Man müsse das Eisen schmieden, während es warm sei, dachte er.

Während er noch so dachte, klopfte ihm Bäni auf die Achsel und sagte: Los neuis, du wirst doch das Mensch, mit welchem du tanzest, nicht z'Gast haben wollen. Jacot ward ergrimmt in seinem Gemüthe. So, dachte er, nicht mit mir tanzen wollen und jetzt noch befehlen wollen, mit wem ich nicht tanzen soll! Was sich das Bauernpack nicht einbildet! Hör du, sagte er und maß den guten Bäni mit großen Augen von oben herab, ich muß mir verbeten, meine Tänzerin Mensch zu nennen, sie wird wohl so vornehm und so brav sein als deine Schwestern und die Andern. Nun streckte sich Bäni und sagte: Hör du, wenn ich nicht dächte, du wüßtest nicht, was das für ein Mensch wäre, ich hätte dir eine gesteckt, daß du das Feuer im Elsaß hättest brennen sehen. Lue, das ist die Schwester von des G'schäftsmann Schallers Frau, du hast sicher von dem schon gehört, dem Bluthund, wo es eine Gnade für ihn wäre, wenn man ihn hängen thäte und erst nachher schindete und nicht vorher. Es sind hübschi Meitschi gsy, aber ganz von gemeinen Leuten her, der Vater war Wegknecht, die Mutter handelte mit Zwiebeln und Körblikrautwasser, beide starben im Umgang. Die da hat eins oder zwei Uneheliche und letztes Jahr sollen die Landjäger sie gebracht haben aus dem Aargau; jetzt ist sie beim Schwager, macht d'Dame, kommt daher wie ein Pfau, daß man meinen sollte, wer sie sei, aber lue recht, alles was silbrig scheint, ist Neusilber, nicht manchen Batzen werth, und unter dem hoffährtigen Mänteli ist gewiß nur ein kudriges oder verfötzelt baueligs Hemli. Sie wird gedacht haben,

es kenne sie hier niemand, aber ich sah die zu oft hier und dort auf den Märkten, wo sie nach gut Schick fischte.

Du bist ganz an der Unrechten, sagte Jacot, es ist eine Großrathstochter unten herauf von reichen Leuten her. Wer sagt das? Die kenne ich zu gut, sagte Bäni. He, wer sagt's? Dort der Major Federenstiel hat es gesagt. Da lachte Bäni sehr. Ja, der wird Ursache haben sie zu kennen, besser als ich und du, und wird nicht umsonst der Lugi-Jacobli heißen. Als der Ball war auf dem Flöhboden, du weißt, da war ich gerade in Garnison, mußte auch auf den Ball, und da tanzte der Major mit der und mit keiner andern, und sie kannten einander gut, das sah man wohl. Zudem ist der Major mit dem Schaller gut verbündet, sie spielen einander arme Teufel in die Hände zum Aussaugen, von wegen es ist einer ein Blutsauger wie der andere. Der hätte schön den Buckel vollgelacht, wenn er dich da hätte hineinsprengen können. Dumm, sagte Jacot, daran dachte der nicht, wir sind Duzbrüder. Ja, Fründ wie Hünd, das ist Trumpf gegenwärtig. Daneben mach was du willst, behalte sie, dir se abspenstig z'machen, wird niemand bigehre.

Das fiel Jacot wirklich auf. Er hatte ganz ruhig mit ihr tanzen können, nicht einmal einer aus der zweiten Klasse war gekommen und hatte gefragt, ob er nicht auch einmal die Ehre haben könnte. Er fuhr auf den Major los, obschon die Geiger bereits stark an einem neuen stimmten, mit der hastigen Frage: Aber was hast du mir gesagt, meine Tänzerin sei eines Großraths Tochter und von reichen Leuten her, es soll ja ein Mensch sein und von verlumpeten Leuten her? So, sagte der Major kaltblütig, soll sie das? Habe mich geirrt mit Schein, thut mir leid; nimm eine andere. Es heißt, du kennest sie wohl, sie sei d's Schallers Fraue Schwester, und wenn ich wüßte, daß du mich zum Besten halten wolltest, so wollte ich es dir zeigen, sagte Jacot. Wie? fragte der Major kurz und strich den rothen Schnauz.

Jä, wie? Da war Jacot an. Eine Ausforderung zu riskiren, fiel ihm gar nicht ein, und wäre sie ihm eingefallen, so hätte er sich lächerlich gemacht und hätte er dem Major siebenmal Hundsfott gesagt, so hätte der gelacht und gesagt, geh mir vom Leibe, bist ein Tropf. Meinst, ich hätte mein Leder dafür, um Löcher darein machen zu lassen mit Stechen oder Schießen. Heutzutag gilt d's Maul, mit dem schießt und sticht man; hat man nicht wahres Blei, schießt man die Leute mit erlogenem D., d. h. erlogenen Thatsachen, z'todt. Das ist die neue Mode, wobei man nichts riskirt als einen Prozeß, dessen Ausgang aber nie zweifelhaft ist, insofern man für Richter oder Geschworne von seiner Partei sorgt, von wegen Eid hin, Eid her, oder das Verdrehen kann ihn hinausziehen bis in's ewige Leben. Er durfte überhaupt dem Major nicht zu nahe treten, da derselbe zu den Househelden seiner Partei gehörte, vor denen die zweifelhaften, etwas unentschiedenen Rathsherren, wie z. B. Herr Gygampf, zu schlottern hatten und demüthiglichst bei jedem Anlaß um ein gnädig Urtheil bei der nächsten Wahl baten. Dem armen Jacot that es im Herzen sehr weh, daß nicht bloß die rechten Mädchen nichts von ihm wollten, sondern auch der Freund ihn verrieth. Der Tag war also hin. Carriere sollte er also keine machen und dem Vater sagen: Aber nüt! Er ließ die Geiger geigen, die Mamsel sitzen, stellte traurig sich in eine Ecke und machte schwere Gedanken.

Da seufzte es neben ihm zart und zwar zweimal, da er es das erstemal nicht recht hörte; als er sich umsah, siehe, da war es Rosalie Gälblächt. Ach „sic transit gloria mundi,“ wie der Lateiner sagt, und die Würmer, welche in Jonas Kürbisstaude kamen, leben immer noch. Im Anfang war sie so glücklich gewesen, d. h. fetirt, sie hatte Hof gehabt viel mehr als die Lisette. Sie war größer als die Lisette, lebhafter von Geberden und konnte sich recht anmuthig machen, wie es einer Tochter in einem Lädeli, besonders wo man

montirt, wohl ansteht, auch hielt man sie für Lisettes Schwester, also auch eine Rathsherrn Tochter. Wie da die Subjekte, das ganze Stößli-Regiment, um sie flatterte und stolperte, es läßt sich nicht beschreiben, ja sogar zwei Sekundarlehrer zeigten sich im Gewühle, selbst ein Fürsprecher spannte seine Bähre aus. Lisette war dagegen fast einsam, die Anbeter machten sich nicht Plätze ab. Mit Bastian Krebsli rivalisirten bloß Samewel Gröggel und Josephli Guggus und von allen dreien hatte nur einer eine Brille. Man denke, welche Gemeinheit! Das stach die Lisette begreiflich, so gut sie war, war sie doch weiblicher Art, und bekanntlich heißt es nur von den Tauben, daß sie weder Galle noch Gift hätten, und nicht von den Weibern. Samewel Gröggel wollte mal auch was sagen. O was doch euere Jungfer Schwester für eine charmante Tochter ist, die kann tanzen, als wenn sie es expreß gelernt und Tanzlefzge gno hätt, sagte er. Das ist nicht meine Schwester, begehrte Lisette auf, o b'hütis! die geht uns gar nichts an. Wir trafen sie auf dem Wege an, und da wir zuweilen etwas bei ihr schneidern lassen, luden wir sie aus Erbarmen auf, weil sie fast erfroren war. So was fällt selten auf unfruchtbaren Boden. Josephli Guggus hatte auch gehört, was Lisette sagte und Bastian Krebsli ebenfalls. Wohl die lachten schön, daß sie den besseren Theil erwählt, und ihre Herzen brannten, es den Andern merken zu lassen, wer feinere Nasen gehabt und den bessern Bissen gewittert, und lange ging's nicht, so hieß es allenthalben: Nit e Rathsherre Tochter, ume e Schneidere, hei se nume us Erbarme mitgno, und auseinander stoben die Anbeter wie Krähen von einem Düngerhaufen, wenn man einen Schuß unter sie gelassen. Bloß ein Sekundarlehrer, der etwas morgenländisch sprach und mit seinem Einkommen in Zwiespalt lag, blieb kleben.

Als der von einer Schneiderin oder Modistin hörte, schien ihm ein großes Licht aufzugehen. Eine solche Person

schien ihm das schreiendste Bedürfniß dieser Gegend, und wenn es ihm gelingen sollte, diese Lücke auszufüllen, dieses Bedürfniß zu befriedigen, so werde ihm ein Monument der dankbaren Nachwelt nicht fehlen. Gerade eine solche Person fehlte, welche den Geschmack verbesserte und der Industrie aufhalf. Eine solche Person konnte große Arbeitsschulen errichten und leiten, in denen man mit Häkeln, Sticken, Strohflechten, Seidespinnen und Weben, Baumwollenzwirnen, Montiren und Modearbeiten von allen Arten Tausenden Brod verschaffen könne. Wenn man damit einen größeren Modeladen und andere Laden oder Magazine verbinden würde, wo man alles finde nach dem allerneusten Schnitt und wohlfeiler als in London und Paris, weil man hier wohlfeiler arbeiten könne als dort, so sei man im Stande, dem Geschäft einen solchen Schwung zu geben, daß Pariser hieher reiseten, um sich mit den neusten Artikeln zu versehen, und Millionen in's Land brächten. Und ob Geld nicht das schreiendste Bedürfniß des Vaterlandes sei? Wenn jemand es nicht glauben wolle, der solle nur zu ihm kommen, dem wolle er schreiende Beispiele von Exempeln vor Augen stellen. So dachte der Mann, und man sieht, er dachte großherzig und ächt vaterländisch. Er beschloß sich zu opfern, er kultivirte Jungfer Gälblächt und begann folgende Betrachtungen.

Er hätte schon lange im Sinne, sich ehlich zu verbinden, aber er finde hier nicht, was sein Herz und seine Stellung bedürfen. Er sehe hauptsächlich auf Bildung, auf eine Person, die im Stande sei, ihn zu verstehen und zu begreifen, kurz, wo man Freude habe, mit ihr zu leben und ein vernünftig Wort mit ihr sprechen könne. Auf Vermögen sehe er gar nicht, er habe eine schöne Stelle und brauche wenig, aber er sehe auf eine Person, welche ihm würdig zur Seite stehe und ihm helfe, seinen Einfluß auf die Jugend, namentlich den weiblichen Theil sichern, ja ausdehnen. Denn endlich sei die Zeit gekommen, wo dem Lehrstand die Gewalt über das

Menschengeschlecht gegeben sei. Bildung sei die Hauptsache in der Welt und die Lehrer seien die Träger der Bildung, somit seien sie die Hauptmacht auf der Welt und von ihnen hingen jetzt die Völker ab, vielmehr als ehemals von Königen und Fürsten. Nicht durch die Waffen, durch Kanonen und anderes Geschütz werde ein Volk mächtig, sondern durch Bildung, das gebildetste Volk sei das Hauptvolk, und von wem hätten die Völker die Bildung? Also! Wer Verstand habe, könne es greifen. Und so sei es recht, denn wie die Könige die Raubthiere gewesen, schädliches Ungeziefer, seien die Lehrer so gleichsam die Engel, welche den dummen Menschenkindern das Licht brächten in die Finsterniß, viele Kenntnisse von allem Nützlichen, ja den eigentlichen Fortschritt in allen Dingen. Hätte er eine Person, wie er sie haben sollte, so wollte er Großes verrichten für Kinder und Kindeskinder, Millionen wollte er in's Land ziehen, über Mangel an Arbeit sollte niemand mehr klagen, was kein Staat vermöge, das wollte er thun, wenn er schon nur ein Lehrer sei; aber eben darum suche er eine anständige Person, die ihn begreife und die gehörigen Fähigkeiten besitze. Um Vergebung z'frage, sind Sie nicht eine Schneiderin oder Modiste oder beides zusammen, was noch vortheilhafter wäre?

Da war Jungfer Gälblächt aufgefahren und hatte gefragt, warum er so frage und wer ihr nachrede, sie sei eine Schneiderin. Und der Lehrer hatte gesagt, sie solle ihm das nicht übel nehmen, das thue ihrer Ehren keinen Abbruch, denn gerade deswegen und weil sie ihm so gebildet vorgekommen, auch spreche sie ja französisch, wie er gehört, habe er sich entschlossen, ihr Herz und Hand anzubieten, sie würden mit einander sehr glücklich sein, sie würden einen ausgezeichneten Platz einnehmen in der Welt, davon sei er ebenfalls überzeugt. Darauf hin protestirte Jungfer Gälblächt wiederholt gegen die Schneiderin, verwarf seinen Antrag mit Heftigkeit. Da sagte der Lehrer: he nun, wenn sie keine Schneiderin sei, so

sei es ihm leid, daneben sei sie doch Modiste, das genüge ihm einstweilen, sei das Schneidern nothwendig zu seinen Plänen, so werde das einer Modistin ein Leichtes sein, sich dasselbe zuzueignen.

Ganget m'r furt, ihr syt e wüste, e unverschante Mensch, rief Jungfer Gälblächt und lief fort, wollte Lisette klagen, aber die widmete ihr wenig Aufmerksamkeit, schien auffallend das Weite zu suchen, wenn die Freundin in die Nähe kam, während der Lehrer desto eifriger um sie herstrich, ungefähr wie ein Hai um das Schiff, von welchem aus ihm ein Opfer entrissen worden, das er sich schon sicher glaubte. Kaum hatte Rosalie Jacot ihre Erlebnisse mit großem Abscheu summarisch mitgetheilt und wehmüthig um Schutz gebeten, als der gräuliche Hai schon wieder sehbar war und gegen sie zu manövrirte in immer engern Kreisen.

Da kam der Wirth und verkündete mit großem Pathos, die Suppe sei servirt, wenn es den Herrschaften gefällig sei, könne man speisen. Es war sehr merkwürdig, dem Prozesse zuzusehen, welcher jetzt im Tanzsaale vor sich ging. So ein Tanzsaal gleicht dem Weltenraume, in welchem der Weltstoff schwimmt, aber in noch ungebundenen Atomen. Wie das sich sucht und findet, bindet und abstößt, auseinandergeht und wirbelt und kreiset, weiß jeder, der Blicke geworfen in diese seltsamen Räume, wo es so wunderlich wirbelt und das eine an's andere sich hängt, und von einem das andere sich löst. Rollt aber aus des Wirthes mächtigem Bauche das holde Donnerwort: die Suppe ist servirt, dann faßt es mit Geistergewalt den ungebundenen Weltstoff, plötzlich erfolgt ein Niederschlag, die meisten Atome binden sich und alles fährt durch eine enge Röhre, die Thüre des Saales ab, die gebundenen voran mit Gewicht, die ungebundenen werden später nachgeschwemmt, langsam. Sie fahren gleichsam in eine andere Retorte, d. h. in Eßsaal, seine Menge Bindemittel werden in Anwendung gebracht, namentlich ansehnliche Massen

Wein werden zugegossen, auch hie und da wird Bier gebraucht, fördert aber das Binden nicht sonderlich, steht daher auch bei solchen Operationen nicht in großem Ansehen. Nachdem die Masse einige Stunden gestanden oder vielmehr gesessen, wird sie wieder nach und nach in den ersten Weltenraum zurückgebracht, um zu endlicher Entwicklung noch einmal tüchtig durcheinander gerüttelt zu werden, bei welchem Rütteln noch viele flüchtige Atome sich binden.

So ungefähr war es auch hier, und mit Sturmesgebraus strömte auf's Zauberwort des Wirthes die Menge in den Eßsaal und erschien bald in langen Reihen geordnet, sich unterwerfend den fernern Behandlungen. Jungfer Gälblächt hing mit Hast sich an Jacots Arm und floh so rasch sie konnte den immer näher kreisenden Hai, dessen Zähne bereits entblößt ganz nahe glänzten, und flüsterte sanft und zart: O, Herr Jacot, nicht wahr, ihr erlaubet, daß ich an euch mich halte, ihr schützet und rettet mich vor dem abscheulichen Menschen, es wäre mein Tod, wenn ich wieder in seine Nähe müßte! O, warum blieb ich nicht daheim! O, Herr Jacot, was das für ein unverschämt, ungehobelt Volk ist, da mir so mir nüt dir nüt zu sagen, ich sei eine Schneidere und er wolle mich heirathen! Ist das nicht gräßlich? O mein Lebtag bringt man mich nicht lebendig mehr an einen solchen Ort. O wie wahr, wer Pech anrührt, besudelt sich!

Jacot hatte nichts dawider. Ein verwundet Herz hat keinen bessern Trost, als eine mitfühlende Seele, und an Jungfer Gälblächt erhielt er doch eine Art von Haltpunkt, er war nicht einsam an fremdem Ort. Lisette war nichts für ihn, die war weg, die saß glücklich zwischen Seelen, die ihr Reverenz bewiesen, absonderlich Bastian Krebsli, dem jedoch Samewel Gröggel wie Josephli Guggus sehr heiß machten.

Wer beobachtet, dem fällt bei solchen Staatsmahlzeiten immer eine andächtige Stille auf, welche über die Suppe hinaus bis zum dritten und vierten Gerichte dauert. G'wun-

der, was kömmt, und Appetit über das, was da ist, versenken den Menschen in diese rührende Beschaulichkeit. So geschah es auch hier. Mit Bedenken wurde die Suppe genossen, sie war dünn, Krebse blieben unsichtbar, Kuchipulver stach auffallend vor. Die Nasen windeten nach Besserem, die Augen lagen in den Thüren, es trat Spannung ein und zwar große. In der Küche schien weise Bedächtigkeit zu herrschen und angenehme Berücksichtigung, nicht des ungeduldigen, sondern des verständigen Publikums. Man wollte die Suppe sich erst ordentlich setzen und Platz machen lassen für was Besseres, ehe man weiter schritt. Wie es scheint, war da in der Küche größere Weisheit als in mancher eidgenössischen Weisheitsbüchse, d. h. Rathssaal, wo man von einem so entsetzlichen Fortschrittsteufel behaftet ist, daß alles hoggisboggis übereinander purzelt, was oben sein soll unten ist und das Hinterste das Vorderste wird und selten was lebendig zum Vorschein kommt, ungefähr wie in einem großen Theater oder Schulhause, wo viele Kinder beisammen sind und ein einziger Ausgang, wenn es Feuer ruft, jedes das erste sein will, die eine Hälfte bloß todt rauskömmt und die andere halbtodt.

Am Ende kam das Essen doch, und zwar nicht so schlecht, offenbar war grusam angewendet worden, was man übrigens schon dem von weitem durch alle Dunkelheit in hellem Schweiße glänzenden Wirthe ansehen konnte. Das Mahl trug merkwürdig auffallend den Charakter der Gesellschaft, es war halb herrschelig, halb bäurisch, und auffallend besser und währschafter war der bäurische Theil, als der herrschelige. Der erste Theil war repräsentirt durch schönes Schweinefleisch, gutes Voressen, mächtige Bratenstücke, fette Gänse und handfeste Pasteten, der andere durch miserable Salätchen, charakterlosen Senf, sauersüße Zwetschen, mondsüchtige Cremchen und schauderhafte Blancmangers, die halb den Fröschen, halb den Hafneren entstammt schienen, und deren dunkelgelbe Schybli, wo die Einen haben wollten, Es seien Läkerli, und

die Anderen behaupteten, es seien gedörrte oder altbackne Küchelschnittli, daß es bald blutig Köpf gäh hätt deretwege. Sie hatten offenbar den guten Willen, es Allen zu treffen, Allen alles zu sein, und verstunden halt nicht alles, sondern das eine besser als das andere, wurden deshalb ausgehöhnt und verdienten es doch eigentlich nicht, denn sie meinten es gut; aber so geht es Wirthen oft und andern Leuten ebenfalls, je mehr man es Allen treffen will, desto Wenigern trifft man's.

Der Wein war just nicht gälblächt, aber sauerlächt, Böswillige behaupteten, er stehe eigentlich für nichts da, als um Appetit nach besserem zu machen; während Andere behaupteten, der Wirth kenne gar keine Geographie, er meine, die Welt gehe nicht weiter als bis Pfauen oder höchstens bis Cudresin, dort wachse der beste Lacôte, hier der allerbeste Neuenburger. War der den Leuten dann nicht gut genug und wollten sie Mehbessern, Bouschirten, so brachte er gräuliche Flaschen daher, voll Staub und Spinngewebe, und fluchte schrecklich, er wisse nicht, was es für welchen sei, aber was Famoses, sein Großvater habe ihn dem Noah abgekauft bei der Steigerung, welche derselbe gehalten, als er aus der Arche gekommen, über die Vorräthe, welche ihm übrig geblieben.

Nun mit dem Weine ging es eigentlich erst später recht an; nur Einige, welche sich ordentlich sehen lassen wollten oder wirklich Bessern und Rothen brauchen mußten, gaben sich mit dem Getränk von Pfauen her nicht ab. Man ließ sich wohl sein, erwarmete nach und nach, aber doch kaum jemand mehr als unsere Rosalie neben ihrem Jacot. Sie saß weit von ihrem Hai, sah kaum seine schrecklichen Blicke, die noch viel spitziger waren, als die preußischen Spitzkugeln, aber desto näher bei ihrem Jacot und je länger je glücklicher. Mit weiblichem Scharfsinn erfaßte sie alsbald dessen Gemüthszustand. Sie sah, er war verletzt, hintan gesetzt von

der Menschheit, sie wollte ihn heilen; sie war nicht unkundig in solchen Curen, sie griff nach guten Mitteln. Sie suchte nicht nach Trostpredigten, wo sie sein Unglück ausstrich und vom Hängen und Erschießen der Missethäter sprach, aber sie rückte ihren Stuhl nicht weiter von ihm weg, als daß es durchaus sein mußte, damit eine Aufwärterin ein gut Plättlein zur Noth und zwar von weitem her zwischen ihnen durchschieben konnte.

Sie machte sich ganz traulich, sagte bald Herr Gygampf, bald Herr Jacot, als Hausfreundin konnte sie sich das wohl erlauben, soll ich Sie serviren, unsereins, der in der Küche bekannt ist, kennt die guten Bißchen besser als so ein Herr, der eigentlich nie recht weiß, was er in's Maul stößt, Kabis oder Roseköhli und von wessen Fleisch er ißt, ob von einem Auerhahne oder einem Güggel. Sie vertraute ihm, welche Macht sie daheim sei und welche sie noch werden könnte, wenn sie die gehörige Hülfe und Unterstützung hätte, und was hier für ein Volk sei, daß eine gebildete Person siebenmal aus der Haut fahren müßte täglich, wenn sie mit derlei Volk leben müßte Jahr aus Jahr ein. Wer sich an die Stadt gewöhnt, begreife eigentlich erst, daß er ein Mensch sei und was für ein Unterschied sei zwischen ihm und einem Hornvieh, wenn er auf's Land komme. Sie kriege Gänsehaut über und über nur bei dem Gedanken, daß sie drei Tage mit solchen Menschen leben müßte, geschweige dann drei Jahre, Herr Jeses! Und wie grob es uns euere Bekannte gemacht haben. Ihr glaubt es gar nicht, es war ganz, als ob sie sich unserer zu schämen hätten, ja wolle! Es dünkte mich, auch gegen euch seien sie recht grob gewesen, und ich glaubte, wie groß eure gegenseitige Freundschaft sei. Aber so hat man es mit diesem Volke, man weiß nie, woran man mit demselben ist. Wo sind sie jetzt, ich sehe sie nirgends, dabei musterte sie mit der Lorgnette, welche sie umgehängt, die Gesellschaft, als wäre sie bestellter Inspektor, theilte dann dem Jacot ihre Bemerkungen

5*

treulich mit. Sie waren spitzig, man kann sich's denken, sahen zuweilen wie drollig aus, machten Jacot lachen. Daß Jungfer Gälblächt so viel Geist habe, hätte er nicht geglaubt, dachte er. Dieses Benehmen stach gar auffallend ab gegen das der übrigen Damen.

Diese waren im Allgemeinen schweigsam, ließen sich unterhalten, was ebenfalls dürftig geschah, hockten sich selbst, wie man zu sagen pflegt, auf dem Maul und lachten nur vermeukt. Man ärgerte sich daher über Jungfer Gälblächt, wie billig, vergalt ihr Lorgnettiren mit giftigen Bemerkungen. Es sei eine freche Person, sie möge sein wer sie wolle, allweg nichts Rechtes. Dere wolle man auf die Spur kommen, man werde saubere Dinge hören. Wenn sie noch einmal mich so ansieht durch ihr Glas, so gränne ich sie an, sagte eine; und ich gaffe durch die hohle Hand, die ist doch meine, wer weiß, ob sie ihr Glas nicht bloß entlehnt hat, um hier damit vornehm aufzuziehen? bemerkte eine andere. Einige meinten, es würden Mann und Frau sein, sie thäten sonst nicht so zusammen, und andere sägten das Gegentheil, wenn es Mann und Frau wären, so würden sie sich besser in Acht nehmen, wie sie thäten. Eine strenge Sache sei's, wenn man jetzt das Graubäsige aus der Stadt auf dem Lande haben müsse. Vielleicht wäre es nicht übel, wenn man ein wenig räumte, es wäre für ein ander Mal. Wenn man dem Wirthe es auftragen würde mit der Erklärung, wenn er die Gesellschaft nicht säubere, so komme ihm das nächste Jahr niemand mehr, er thäte es schon.

Am meisten schien das die Mädchen Treu zu empören, besonders Trineli, d. h. es that ihnen weh, daß der Leutenant nicht bei ihnen saß, daß alles so gegangen. Es klemmte Trineli förmlich das Herz zusammen, es hätte die abscheuliche Täsche verkratzen mögen, daß sie ein Gesicht bekommen, als hätte man es geegt, aber daß das Eifersucht sei, das wußte es nicht; daß sie durch ihr sprödes Wesen und ihre grobe

Unhöflichkeit schuld an diesem Stand der Dinge seien, daran dachte Trineli ebenfalls nicht und Stineli noch weniger. Wie der Leutenant unschuldig sei an seinem Begleit und ein alter Schimmel kein städtischer Maaßstab sei für den Werth der Personen, daß sie also Sachen für übel aufnahmen, die gar nichts zu bedeuten hatten, wußten sie noch weniger.

Aber so geht es allenthalben in der Welt seit Urzeit und wird so gehen in allen Zeiten, man macht dem Nächsten eine schreckliche Rechnung über seine Sünden, welche man ihm von Gott und Rechtswegen übel nehmen müsse, und diese Rechnung macht man täglich größer und wird alle Tage bitterer, eben daß er die Rechnung alle Tage größer mache, statt einmal an's Abzahlen zu gehen, und hat keinen Gedanken daran, daß am Wachsen der Rechnung gar niemand, oder doch wenigstens zum großen Theil, anders schuld sei, als der, welcher die Rechnung macht, und nichts, oder zum wenigsten Theil der, welchem man die Rechnung aufstellt. Noch weniger hat man einen Begriff davon, daß der Nachbar eben so eine Rechnung haben könnte und vielleicht hat, die noch viel verflüchter aussieht, nach welcher der Schuldige nach Kaiser Karlis Halsgerichtsordnung zum allerwenigsten an seiner Hausthüre aufgehängt werden müßte, bis der Strick verfaulet sei, daß also, wenn es an's gegenseitige statt nur an's einseitige Rechnen ginge, man in der allergrößten Verlegenheit wäre, auszumachen, wer dem andern heraus schuldig sei. Da haben die rohen, sogenannten ungebildeten Menschen einen unendlichen Vortheil über die quasi feinen und sogenannten gebildeten Leute. Den ersteren läuft endlich der Zorn über, sie packen aus, sie sagen einander tapfer wüst, sie machen sich so gleichsam gegenseitig offne Rechnung, kommen dabei unwillkürlich über viele irrige Ansätze, die Spannung weicht, sie geben sich endlich die Hände, sagen: He nu so de, so wollen wir wieder z'friede sein mit einander, und werden nicht bloß z'friede, sondern wieder gute Freunde. Diesen Vortheil haben

aber eben die feinen Leute nicht, das Auspacken ist nicht anständig, das Wüstsagen giltet erst nicht, selbst feinere Anspielungen wagen wegem guten Ton die meisten nicht, sie müssen alles bei sich behalten, kommen nie zum Frieden, leiden schrecklich an den immer wachsenden Rechnungen, die kein Ende finden bis vor Gottes Richterstuhle, wo sicher manche umgekehrt werden wird.

Wir sind überzeugt, der Friede zwischen Jacot und Trineli wäre unter vier Augen mit wenig Worten geschlossen und die Rechnung getilgt worden, sobald Jacot die Erscheinung der Jungfer Gälblächt und des fatalen Schimmels erklärt und gerechtfertigt hätte. Leider geschah das nicht, die Lorgnette der Jungfer Rosalie war eine schlimme Vermittlerin. So eine, welche nichts zu thun wisse, als die Leute auszuführen, gehöre gar nicht hieher, so eine könne ein andermal daheim bleiben, so einer sollte man, wenn man sie nicht fortjagen wolle, doch wenigstens eintreiben, daß sie nach Gott schreien lerne, hieß es allgemein.

Diese Rache schien ein elegant gekleideter Mensch übernehmen zu wollen. Derselbe war schön ausstaffirt mit Nadel, Ringen und Ketten, trieb Luxus mit Weste und Hemd, machte sich durch vielerlei Bewegungen wichtig und saß Jacot und Rosalie gegenüber, es war ein Indienne- oder Cotonne-Prinz aus dem Elsaß, wahrscheinlich von Mühlhausen, oder ein Durenänderler von Lörrach oder gar Vollblut aus Frankfurt. Derselbe machte, wie alle von dieser Sorte, sich gerne wichtig, faßte die allgemeine Stimmung mit Takt auf und fand darin die schönste Gelegenheit, eine Rolle zu spielen, der Held des Tages zu werden. Er machte sich anfangs recht artig, leitete mit einigen Aufmerksamkeiten gegen Rosalie die Bekanntschaft ein, erwarb sich das Recht zum Gespräch, machte allerlei Bemerkungen, frug allerlei und endlich auch wo sie herkämen, denn er sähe es ihnen sehr wohl an, daß sie nicht aus der Nähe seien. Sie kämen von Bern, sagte Rosalie

geschmeichelt und hoffte darauf hin Complimente zu kriegen, daß man es ihr eben von weitem ansehe, daß sie aus einer großen Stadt und gebildeten Kreisen komme.

So, von Bern! sagte der Mann, da bin ich ganz gut bekannt, mache Geschäfte dort, aber nicht bedeutende, es ist kein ordentlich Handelshaus daselbst, eigentlich nur Krämer. Bin allemal froh, wenn ich aus dem Nest bin, denn langweilig ist es dort ganz schuderös. Eine Straße wie die andere, ein Gesicht wie das andere, alles so steinerne, steife Brunnröhrengesichter, es ist zum Tollwerden. Ich wette, es giebt in der ganzen Stadt nicht drei passable Mädchen, von hübschen will ich gar nicht reden. Jungfer Gälblächt wurde bei so anzüglichen Reden ganz röthlich. Und wie sie äußerlich sind, sind sie auch innerlich, fuhr der Göttliche fort. Mein Lebtag, und doch kam ich weit herum, war dreimal in Amerika, sah ich keine so steifen, kalten, vornehm sich streckenden Menschen. Offenbar wollen sie die Engländer nachahmen, da geht es ihnen wie allen Affen, sie übertreiben es himmelweit. Es ist ein ungut, engherzig, ungastlich Volk. Redet ein Berner einmal mit einem Fremden, meint er, er habe sich schon viel zu viel verköstigt, höher es zu treiben sei Sünde. Keine Tasse Thee, keinen Löffel Suppe bietet er einem Fremden an, keinen ladet er in sein Haus. Zutritt in anständige Gesellschaft erhält man nicht, geschweige daß ein Berner, was man sagt, ein Haus macht, theils haben sie es nicht, theils sind sie zu stolz, theils zu bequem. Das macht auch das Leben in Bern so unangenehm und so theuer, da man nirgends eingeladen wird, nichts umsonst kriegt muß man selbst zahlen; und verschafft man sich ein Privatvergnügen, so ist es hundemäßig theuer. Ich habe einen guten Bekannten und Freund, der sich jetzt in hoher Stellung in Bern befindet und sehr reich ist, der hat sich über dieses gemeine, engherzige Wesen der Berner gar bitterlich beklagt. Freund, hat er zu mir gesagt, du glaubst gar nicht, was hier für ein ungefreutes

und kostspieliges Leben ist für einen Fremden, nirgends wird er eingeladen, nie kann er sich ein Diner oder ein Abendessen ersparen, nie darauf rechnen, einen Abend ohne Auslagen zuzubringen; will er was haben, muß er in Kneipen gehen und bezahlen, will er mal seiner Familie was verschaffen, muß er wieder in Kneipen gehn nach Weiermanns Haus oder in's Meyerysli und kann bezahlen, statt wie anderswo, wo in Familienkreisen er sich kann vergnügen lassen. Du weißt, hat er gesagt, ich bin reich, habe nicht nöthig exakt auf den Kreuzer zu sehen, aber ich thue es gerne. Daneben will man selbst leben und auch etwas den Kindern hinterlassen, das ist doch ganz natürlich und doch braucht kein dummer Berner Verstand, begreift's und thut seine Schuldigkeit. Die meisten derselben haben Landgüter, haben Equipage, wäre es nicht höchst anständig, wenn sie mir Sonntag Morgens Equipage schickten, daß ich mit meiner Familie bei ihnen auf dem Landgut den Sonntag zubringen könnte, aber auch nicht einer hat es gethan; da lassen sie mich ganz kaltblütig auf meine eigenen Kosten bei Weiermanns Haus sitzen oder auf dem Breitenrain an der Sonne oder beim Käser im Staub. Da ist's denn doch nichts als billig, daß man sich hohe Besoldungen decretirt, der Gugger möchte sonst dabei sein. Am bösesten machen sich, hat er g'sagt, die Mitglieder der Behörden, die hasse ich noch viel mehr als die Patrizier, die machen es am schlechtesten, sind noch ärgere Aristokraten als die Patrizier. Man denke, keins der Mitglieder ladet ein, kein einziges traktirt, bei keinem konnte ich noch so viel genießen, als mir im Auge weh gethan hätte. Er war in schrecklicher Indignation, als er das g'sagt hat, mein Freund. Und doch wär' es ihre Pflicht und Schuldigkeit, wenn sie sich an mich, an uns lehnen würden, denn was sind sie ohne das, nichts, gar nichts, hell nichts. Aber wohl, denen treibt man es ein, die müssen es büßen, die kujonirt man, daß sie nach Gott schreien möchten. Da ist kein Anlaß so unbedeutend,

daß man ihn nicht ergriffe, um sie zu lähmen, der öffentlichen Verachtung preiszugeben, das Volk gegen sie zu erbittern und beim ersten besten Anlaß muß das ganze Pack in die Luft, es ist auch nicht schade darum; ich glaube nicht, daß ein Einziger darunter sei, der einen faulen Rappen werth sei, hat mein Freund g'sagt, und hat man keinen Anlaß, macht man einen.

So sprach der Indienne-Prinz, nur hier und da von giftigen Einreden der Jungfer Gälblächt begleitet, von denen er nicht die mindeste Notiz nahm, dagegen unter großer Aufmerksamkeit der Umsitzenden, vielen beißenden Bemerkungen und großem Gelächter bei den gesalzensten Stellen, und beim Schluß wurden sogar viele Bravos laut. Es war gerade die Zeit, wo an Bern jeder Sturmbock gesetzt war, um es zu vernichten, wo jede Schmach ihm nachgeredet, jeder Frevel ihm angedichtet, wo es zum Schandpfahl gemacht werden sollte, um von jedem Buben mit Hohn angespuckt zu werden, wo man das Schlechteste von ihm glaubte, nichts von ihm hoffte, als es werde an einem schönen Morgen in Flammen aufgehen und mit Stumpf und Stiel verbrennen, nichts von seiner Herrlichkeit übrig bleiben, als das Inseli und das innere und das äußere Bad und vielleicht sonst noch hie und da eine Gelegenheit. Es war zur Zeit, wo man gegen alle Städte und namentlich die Hauptstädte, auf neue Art, welche selbst Napoleon nicht kannte, Schulmeister die Trommler, Musterreiter die Pfeifer waren, zu Felde zog. Die dummen Leute wußten nicht, was sie trommelten und was sie pfiffen, am allerwenigsten, wem in diesem Feldzuge die allerschärfsten Schlappen warteten.

Nun unser Mühlhauser blickte glücklich um sich, er hatte zwei Würfe mit einem Steine gethan, er strich sein dünn Bärtchen mit Behaglichkeit, lächelte schlau ringsum und sammelte den Beifall ein, der ihm wurde, den niemand durch Widerspruch verkümmerte; denn es war eine angenommene Sache, ein ausgemachter Satz, daß Städte dem Lande seien,

was Wölfe und Bären den Schafen, Feinde von Natur zum Ausrotten.

Jacot worgete es aber schon lange im Halse, daß er fast blau wurde, endlich sagte er: Ich komme aus Bern und mein Vater sitzt dort in bedeutenden Behörden. So, sagte der goldene Prinz gegenüber. So viel ich weiß, hat mein Vater seine Besoldung für sich und nicht für Andere, welche eine viel größere haben als er, sagte Jacot weiter. Ja, sagte der Prinz, er wird es haben, wie es im Sprüchwort heißt, er wird meinen, selber essen mache fett. Ein gewaltig Gelächter machte den Chor. Er macht es wie Andere, antwortete Jacot, er meint nicht vom Schmarotzen leben zu sollen und glaubt daher auch nicht Schmarotzer erhalten zu müssen, so gleichsam Kostgänger. Ja ja, das glaube ich, sagte der baumwollene Prinz, der Berner hat nur Klauen zu nehmen, nicht zu geben, er weiß besser ziehen wann steuern.

Ein schrecklich Gelächter donnerte den armen Jacot nieder, keine Stimme erhob sich für ihn, es war niemand aus Bern da, Lisette war in eigene Angelegenheiten verwickelt, und Bastian Krebsli und Compagnie ignorirten den ganzen Handel. Sobald das Gelächter etwas verhallt war, rief der Herr in majestätischer Ruhe: Herr Wirth, Champagner! Hui wie da der Wirth geflogen kam, man hätte glauben können, es wäre ein Engelein, wenn irgendwo geschrieben stünde, daß Engelein drei Centner schwer würden und Rücken hätten wie Tennsthore.

In göttlichem Selbstbewußtsein, welches diesen reisenden Weltgöttern eigen ist, gab er dem Wirth splendide Ordres und zwar laut, der Respekt vor diesem Herrn wuchs in's Unendliche. Die Masse ist selten in einem klaren Bewußtsein über den Werth und die Natur dessen, was um sie vorgeht, sie spendet Beifall und Tadel nach der Luft die da geht, ungefähr wie der Rauch, der auch vom Winde getrieben wird. Bei allen Kämpfen aber, von den kleinsten bis zu den größten,

von den Kriegen der Spatzen auf den Dächern bis zu den Kriegen der Völker, ist die Menge auf Seite des Tapfersten, bangt um ihn, freut sich über ihn; Fußtritte dem Besiegten zu geben, juckt es überall die Menge, und sie thut es so oft sie kann. So geschah es auch hier. Der glänzende Mühlhauser oder Lörracher oder gar noch Frankfurter hatte ungetheilten Beifall, war der Held des Tages, und noch lange wird von dem vornehmen Herrn die Rede gewesen sein, der einem Rathsherrn-Söhnchen von Bern so donnerschön den Marsch gemacht. Auf dieser Stimmung der Masse, zu welcher wir voran die holden Krämer und Krämerinnen, den größten Theil der Wirthshaus-Bevölkerung zählen, beruhten die glänzenden Siege, welche diese Wandergötter zur Zeit ihrer Herrlichkeit gemacht. Später, als nach Erfahrungen die Besonnenheit kam und die Noth die Augen aufthat, nahm ihre Herrschaft ein traurig Ende, und ihre hohle Heldenhaftigkeit platzte meist ohne großen Donner. Um zur selben Zeit einem solchen trompetenden Helden standhaft die Spitze zu bieten, weder durch Schlagworte noch durch eine brüllende Menge sich einschüchtern zu lassen, dazu brauchte es einen erprobten Muth und kluge Kaltblütigkeit. Wer wollte die einem jungen abhängigen Menschen und noch dazu auf so ungünstigem Terrain zumuthen? Jedenfalls will es was sagen, einzig Stand zu halten, ohne irgend welche Aufmunterung, ohne irgend wie eingeschüchtert zu werden. Leonidas hatte doch dreihundert Spartaner bei sich, als er auf das unermeßliche Heer der Perser fiel, und Jonathan, als er sich an die Philister machte, wenigstens einen Waffenträger. Aber Jacot hatte gar niemanden, Jungfer Gälblächt war längst verstummt, ein Wunder war's, daß sie nicht vor Gift verspritzte.

Da machte Jacot das Dümmste, was er machen konnte, er stund auf und strich sich. Da geschah ihm auch, was jedem Thiere, das einem Gefecht entrinnt, begegnet, es folgte ihm ein schallend Gelächter, und dann ward flott in Cham-

pagner auf die Heldenthaten des Helden und die Niederlage des dummen Berner Söhnchens getrunken.

Unser guter Jacot war ganz zerschlagen in seinem Herzen, so drinnen war er noch nie gewesen, wo Alles gegen ihn war, eine allgemeine Verachtung über ihm zusammenschlug, er mit vollem Rechte hätte singen können, wenn es ihm eben um's Singen gewesen wäre: „Feinde ringsum.“ Und dazu noch das demüthigende Bewußtsein, daß er nicht bloß unterlegen, sondern daß er aus dem Kampfe gelaufen sei, und daß hinter ihm her schrecklich werde gelacht werden. O dies Ausgelachtwerden ist ein fürchterliches Gespenst, ausgelacht zu werden ist schwachen Gemüthern eben so schrecklich als gehängt werden; die Furcht, ausgelacht zu werden, hat unendlich viel Böses gethan und noch unendlich mehr Gutes verhindert. Und diese Furcht ist nichts Anderes als Gespenstersucht, denn das Auslachen ist eigentlich nur dem ein Etwas, der sich davor fürchtet. Wer ihm kühn auf den Leib geht, sieht, daß es höchstens ein Irrwisch ist, der flieht, wenn man ihm näher rückt und endlich verschwindet.

Als Jacot hinausging, wußte er wohl warum, aber nicht wohin. Instinktmäßig ging er die Treppe ab zum Haus aus, wir glauben, er wäre instinktmäßig weiter gegangen ohne Engeländer bis nach Hause, wenn es draußen nicht so heillos kalt gewesen wäre. Die Kälte war's, die ihn plötzlich an seinen Engeländer erinnerte, er bekam damit sein Ziel; er trappete über die Straße dem Ställe zu. Es war Mondschein und Zwölfe schlug es eben, er trappete in den Stall; finster war es drinnen, an einem Balltage giebt es um Mitternacht keine Geschäfte im Stall, und draußen schien der Mond. Daher und weil jetzt an den meisten Orten die Stallknechte das Oel selbst anschaffen müssen, wahrscheinlich aus gewissen Gründen und weil damit der Wirth bedeutende Ersparnisse zu machen glaubt, worin derselbe Recht haben mag, wenn nicht zufällig der Stallknecht mit der Köchin in

magnetischen Rapporten steht, löscht der Stallknecht das Licht lange ehe der Wirth Feierabend macht drinnen. Zu einem solchen Sack finde er seinen Schimmel nicht, dachte Jacot, ließ die Thüre offen, damit der Mond die Laterne mache. Aber Mond hin, Mond her, er fand den Schimmel doch nicht, schritt wieder der Thüre zu, da donnerte es draußen: Welch verflucht Kalb läßt die Thüre offen bei solcher Kälte! und die Thüre wurde zugeschlagen und ernstlich zugemacht, denn als Jacot endlich dazu gelangte, da war's zu, er konnte nichts dran machen.

Ja, jetzt war Jacot doch wirklich übel dran. Sicher vor dem Elsäßer oder Lörracher war er freilich, aber in totaler Finsterniß in einem unendlichen Stalle voll wilder Rosse hinter verschlossenen Thüren, das war denn doch mehr, als er wollte; es ward ihm wirklich angst, die Rosse konnten ihn ja beißen oder schlagen, von beidem war er nicht Liebhaber, und die Rosse liebte er überhaupt nicht, daß ihm etwa ihre Gesellschaft das schönste Ende einer kostbaren Parthie gewesen wäre. Ein heller Ballsaal und ein finsterer Roßstall, man denke, welcher Gegensatz! Aber was machen? Endlich sah er einen hellern Punkt, wie er glaubte, in der Gegend, wo er herein gekommen, er hielt es, wie es auch war, für ein Fenster; bekanntlich sind Stallfenster nicht besonders hell, wegem Brechen hat man sie je dicker desto lieber, daher man sich auch keine Mühe mit Waschen giebt. Er tappete mit den Händen hin, dachte aber nicht daran, daß Vorsicht mit den Füßen noch nöthiger soi, stolperte über die Schale, trat stolpernd einem Roß auf den Stiel, das glich unglücklicherweise seinem Engeländer nicht, sprang wiehernd und schlagend auf die Beine. Andere Rosse wachten erschrocken auf, wußten nicht, was es gebe im fremden Stall unter lauter fremden Gesellen, sprangen auch auf, brüllten, schlugen, es war plötzlich, als sei der Teufel los. Zur Noth hatte sich Jacot auf den Beinen erhalten, an die Wand geduckt, doch jeden Augenblick des Todesstreichs gewärtig; denn retten konnte er sich

nicht, er sah die schlagenden Beine nicht, nicht die Richtung, in welcher sie fuhren.

Da erhob sich plötzlich im Hintergrund eine schreckliche Stimme: Was donners soll das, was ist los? und hintendrein klatschte es gewaltig von mächtiger Peitsche, und in die Peitschenschläge donnerte es fort: Wollt ihr stille sein, ihr verflucht Vieh! und nachgerade ward es stille, und die donnernde Stimme wurde sanfter und sprach endlich: Muß Licht machen, sehen ob eins ab ist, oder was das Wesen angerichtet. Es war ein Gehülfe des Stallknechts, den er als schlafende Wache im Stall gelassen, um im Fall der Noth Ordnung zu schaffen oder allfälligen Dieben den G'lust zu vertreiben, der in Erwartung dieser Fälle zu hinderst im Stalle sich in's Stroh gelegt und da entschlafen war. Jacot glaubte sich gerettet, dachte nicht daran, daß noch eine Anfechtung kommen könne, nahte sich dem Lichte vorsichtig, damit er ja keinem Roß auf den Schwanz trete. Kaum sah ihn der Bursche, als der einen gewaltigen Brüll ausließ und frisch nach der Peitsche griff, denn er nahm ihn für einen Dieb. Mit großer Noth konnte der arme Jacot dem Burschen bedeuten, daß er kein Dieb sei, sondern ein Gast und zwar ein vornehmer, eines Rathsherrn Sohn.

Was! bist der, wo mit dem weißen Schimmel kam, dem Engeländer, wo ein halb Imi haben muß z'Abe und es halbs z'Morge, damit er sih nit überfreß? Ja, sagte Jacot, gerade der bin ich, wollte sehen, ob er seine Sache habe, da schloß mich Einer aus Bosheit ein, jetzt möchte ich wieder hinaus. Der Bursche brummte allerlei, das einen sehr anzüglichen Inhalt errathen ließ, doch nicht ganz verständlich war, und machte endlich auf.

Als Jacot hinaus trat und im Schatten der Scheune stehen blieb, um zu überlegen, was er jetzt machen solle, sah er zwei Wesen um's Haus schweben, hastig in entgegengesetzter Richtung stille stehend, hinausspähend in die Nacht. Es

waren weibliche Wesen, in bäuerscher Kleidung das eine, in städtischer das andere. Jacot wußte nicht recht, waren es wirkliche lebendige Wesen oder waren es gespenstige Schatten, welche wiederkommen mußten, wenn irgendwo gegeiget und getanzt wurde. Sie liefen so wunderlich, kamen ihm so seltsam vor, und seine Mutter erzählte oft, wie sie Mädchen gekannt, welche die Tanzwuth gehabt und wahrscheinlich an derselben gestorben, und welche man jetzt sehen könne, wie sie herumführen um die Wirthshäuser, in denen man tanze, aber nicht hinein könnten, wenn sie nicht Einer hineinführe und mit ihnen tanze, wer es aber thue, der müsse sterben. Sie habe solche Fälle erlebt und von Vielen gehört, man solle ein Exempel daran nehmen, sonst könnte es Einem auch so gehen, wenn man vor dem Tanzteufel sich nicht hüte. Am besten sei's, man lasse ganz vom Tanzen, von wegen der Teufel sei ein Schelm; wenn man gar nicht tanze, könne er Einem aber nichts machen. Jacot hatte eigentlich nicht daran geglaubt, sondern gedacht, es sei ein Kniff der Mutter, ihnen das Tanzen zu verleiden, jetzt kam's ihm vor, man könne nicht wissen, was dran sei, vielleicht sei doch was, jetzt könnte man es erfahren. Aber hitzig drauf war er doch nicht, er that einen Schritt und dann noch einen, da verschwand das bäurische Wesen in der Thüre des Hauses. Wird nichts sein, dachte er, die ist einmal hinein ohne Einen, der sie führte. Er trat aus dem Schatten der Scheune hervor in hellen Mondschein; es war wie am Tag.

Da kam von der andern Seite her die Städtliche um's Haus geflogen, erblickte ihn, stund stille, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, stürzte auf ihn zu, schrie: O Jacot, seid ihr's, warum macht ihr mir das, was geht ihr und hängt euch? o Gott, o Gott! Dumm, sagte Jacot, wenn ich mich gehängt hätte, ich stünde ja nicht da. O Gott, o mein Herz! und Jungfer Gälblächt fällt ohnmächtig zusammen, doch so glücklich, daß sie an Jacots Halse hängen blieb. Jacot war gerührt

über diese Angst um ihn, aber doch in etwelcher Verlegenheit mit der Jungfer Gälblächt am Halse mitten in hellem Mondschein.

Da kam aus der Thüre die Bäursche wieder und hinter ihr her ein Mann; sie blieb plötzlich stehn, zeigte mit dem Finger und der Mann kam auf Jacot zu, es war Bäni. So, sagte der, mit Schein lebst noch und es ist nicht Gefahr um dich. Komm, hilf mir, sagte Jacot, ich glaub, es sei der Jungfer Gälblächt übel geworden, wir sollten sie in's Haus tragen. Die magst alleine, nimm sie nur recht, so kömmt die schon zu sich, sagte Bäni, ging auf die Bäurische zu und verschwand mit ihr im Hause. Den guten Mädchen, denn die Bäursche war Trineli, war doch um den Jacot, als er nicht wiederkommen wollte, angst geworden. Trineli hatte schon lange Mitleid gehabt mit ihm, und das war über die Eifersucht gewachsen und machte ihr angst, er könnte was Lätzes machen oder doch wenigstens sich sehr härmen oder trinken im Zorn, es wollte Schlimmes verhüten, wollte ihm sagen, sie hätten das Spiel mit ihm nicht angezettelt, es machte sich still vom Tische auf und suchte ihn. Aehnliche Gedanken trieben auch die Rosalie nach, sie wollte ihn retten. Sie suchten beide, beide fanden nichts, es trieb sie um's Haus herum mit dem gleichen Erfolg, es trieb Trineli zum Bruder, er solle doch den Leutenant suchen, sie hätten es ihm wohl stark gemacht vor der ganzen Gesellschaft, er sei nirgends zu finden, es sei die Frage, was er anstelle. Bäni war gutmüthig und ging Trineli nach, freilich mit der Bemerkung, es wär sich wohl dr werth wegen einem Selligen. Wenn sich Alle hängen wollten, wo ausgeführt worden seien, die Welt wär längstens ausgestorben. Als er nun die Gälblächt an Jacots Halse fand, so kann man sich denken, was er dachte, und wie es Trineli ward, als Bäni die Nachricht brachte. Psi Tüfel, sagte es und tanzte bald darauf wie Ketzer mit dem Dragoner. Jacot begriff bald, daß er aus dem Mondschein kom-

men müsse, und trug halb, schleifte halb die Rosalie dem Wirthshause zu und machte, daß er in ein Zimmer kam, wo er sie absetzen oder ablegen konnte. Hier ging die Ohnmacht bald zu Ende und das Leben kehrte mit den Worten wieder: Wo bin ich, mein Gott, wo bin ich?

Hier, Rosalie, wird es euch wieder besser? antwortete Jacot. Wer redet mit mir, sagte Rosalie träumerisch, es ist eine bekannte Stimme, mein Gott, seid ihr es, Jacot? was ist mir begegnet, wie kam ich hierher? Jacot erzählte und frug, ob sie denn so Angst um ihn gehabt. O Jacot, wenn ihr wüßtet! seufzte Rosalie. O was? frug Jacot weich. O Jacot, ich sage es euch nicht, wenn ihr es nicht selbsten wißt, das muß euer Herz euch selbsten sagen. Habt ihr Angst gehabt um mich, Rosalie? frug Jacot zärtlich. O Jacot, seufzte Rosalie schmachtend. O, mys Rosalie. My Jacot, o Jacot! O mys Herz, mys Leben, und zwischen drein knatterte es wie das Bataillons-Feuer zwischen den Kanonendonner, es werden wahrscheinlich Küsse gewesen sein. Endlich hörte man wieder Rosaliens zarte Stimme in verständlichen Tönen, fragend: Wann wollen wir annonciren, was werden die Leute sagen? Und die Mama, sagte Jacot mit etwas bedeckter Stimme. Was hat die Mama zu sagen, frug Jungfer Rosalie, was soll es anders als sie freuen, ich möchte wissen? O Jacot, was wollen wir für ein göttlich Leben führen, wie die Engel im Himmel, das soll eine Freude geben. Ja, sagte Jacot, ach was für ein Leben! Wenn wir nur wüßten, wo das Geld nehmen, es ist doch theuer zu leben in Bern, wir werden vielleicht einstweilen noch warten müssen, vielleicht wäre es besser, einstweilen noch nicht zu annonciren. Aber Jacot, Jacot, wie redst, einstweilen nicht annonciren, von was leben! Wir wollen leben wie die Vögel im Hirse, und woher Geld nehmen! O Jacot, wir wollen zusammen ein Geschäft betreiben, das ganz anders rentiren soll als ein Lumpenposten, wo Einer am Ende gar nichts davon hat, als

daß er dumm wird wie ein Hornvieh, das sollte deine Mama doch am besten wissen. O Jacot, mein Lieber, Lieber, und was für ein Geschäft! Du weißt, ich habe schon jetzt in unserem Lädeli einen charmanten Verdienst, wenn ich bis dahin schon meinen **amies** und besonders deinen Schwestern alles umsonst machte. Ich eröffne einen eigenen Laden oder Magazin, stelle **ouvrières** an, besonders Lehrtöchter, die kann man mager halten und zieht doch schönes Lehrgeld, ich regiere das Geschäft, betreibe Arbeit und Handel, du führst die Bücher, behältst einstweilen deinen Posten, bis unser Geschäft schwunghaft geht und es Summen regnet durch's Kamin hinunter, ich dir Reitpferde zum Neujahr gebe und du mir Landgüter. Deine Mutter soll erfahren, daß eine Tochter wie ich, eine Modiste vom Fach, welche montiren und troussiren kann, eine ganz andere Parthie ist als so ein Bauerntotsch, welche ihre Strümpfe muß vom Schneider plätzen lassen, die Schwiegereltern hundertjährig werden und der Tochtermann grau wie jährigs Brod, ehe er endlich zu seinen paar tausend Pfündlein kömmt. Nein Jacot, my Jacot, du sollst erfahren, was du an deiner Rosalie hast, und deine Mutter soll einmal noch Gott danken, wenn sie es bis dahin schon nie gethan, als wenn irgend ein Mensch, den sie haßte, unglücklich wurde. O Rosalie, du schwärmst, oder hat dich der Herr Lehrer angesteckt, der dir so schöne Propositionen machte. Pfytusig, aber wie der Mensch die Träume gschmöckt hat, die ich schon lange hege, begreife ich nicht. Es ist nur corrumpirts Zeug, was er vorbrachte, und wo käme man hin mit einem halbverrückten, rohen Menschen, wie er ist. Nein, aber du und ich, freue dich doch recht, o freue dich, wir wollen unser Glück machen, wir wollen glücklich sein.

Es ist wahr, Jacot freute sich nach und nach sehr, indessen begann ihn auch die Verlegenheit zu plagen, wie sie unverdächtig in die Gesellschaft wieder einrücken könnten. Er theilte sie endlich Rosalie mit. Die war aber nicht halb so

erschrocken, sondern ganz kuraschirt. Vor dieser Gesellschaft habe ich gar keinen Respekt, es ist mir daher auch hell eins, was sie sagt, Schlechts haben wir nichts gemacht. Wer weiß aber, was geschehen wäre, wenn die Andere, die dich auch suchte, ja, ja, ich habe es wohl gemerkt, dich gefunden hätte, du Vögeli, was du bist. Wir wollen gleich mit einander gehen und nicht verstohlen zu verschiedenen Thüren ein, es hat sich keins des andern zu schämen, docirte Rosalie. Ja, mit einander, sagte der nicht halb so kühne Jacot, aber erst in Eßsaal und von da in Tanzsaal. Ich ging vom Tische fast ungegessen, der Kerl verdarb mir den Appetit, jetzt käme er mir noch, und zur Freud eine Flasche vom Bessern, es lohnt sich wohl. Meinst du Vogel, aber Champagner, sagte Rosalie, grübelte ihr Geldsäckeli hervor und gab Jacot einen Fünfunddreißiger. Nimm, sagte sie, ohne Kompliment, was mein ist, ist dein, und was dein ist, ist mein, nicht wahr Jacot, o my Jacot?

Im Eßsaal achtete man, wie Jacot gerechnet hatte, sie wenig, sie konnten auf diesem Wege am unbemerktesten in die Welt eintreten. Er hatte ganz recht. Der Eßsaal war ziemlich belebt von Ab- und Zugehenden und von Stammgästen. Die Letztern bestanden aus Solchen, die im Tanzsaal absolvirt hatten, es waren theils Ehemänner, theils Unglückliche, denen ihr Glück abgeblüht war, die im Tanzsaal keine Aussichten, keine Hoffnungen mehr hatten und sich andern Trost suchten. Aus dem Tanzsaal strömte es ab und zu, einzelne Herren, die der Durst plagte oder denen für den nächsten Tanz ein Fisch entgangen, nach welchem sie geangelt; dann kam hier ein Paar, dort ein Paar, Hand in Hand mit glücklichen Gesichtern. Es waren zumeist wirklich Glückliche, die nach dem Grundsatz, daß man jedes Stüdeli, das man gesetzt, alsbald begießen müsse, wenn es wachsen solle, die neugepflanzte Liebe mit Wein erkräftigen wollten. Dahin gehört also das Paar recht eigentlich und sie ließen sich eine gute Weile kreuzwohl

sein. Rosalie selbst hatte Hunger gekriegt und famösen Durst. Sie speisten ab einer Gans und tranken Markgräfler dazu, und zum Champagner ließen sie einen Zuckerbrodkuchen anwachsen und wurden sehr merklich glücklich dabei. Unterdessen kam auch Lisette herein mit Bastian Krebsli und hinten drein noch Einige, welche das Glück ihrer Gesellschaft genießen wollten. Krebsli bestellte Wein, Bouschirten. Zehnbatzige die Flasche? frug die Stubenmagd. Warum nit gar, Zehnbatzige, begehrte Krebsli auf, fünf Batzen die Flasche. Wir haben den Zehnbatzigen nur offen, der wohlfeilste Bouschirte, den wir haben, ist sechs Batzen die Flasche. Aber er ist doch dann gut? frug Krebsli. Bessern giebt es nicht für sechs Batzen die Flasche, antwortete die Stubenmagd.

Herr Jeses, jetzt ist mir nicht mehr zu helfen! schrie auf einmal Lisette. Sitzt dort nicht mein Bruder? Ja, sagte Krebsli, dort sitzt er und neben ihm sitzt die Schneiderin, welche ihr mitgebracht. Und trinken Champagner, Herr Jeses! Nein, jetzt ist mir nicht mehr zu helfen, der abscheuliche Mensch! Ich will es der Mama sagen und auch dem Papa, wie der sich aufgeführt hat. Wohl die werden ihm schön! jammerte Lisette.

Unterdessen erhoben sich Jacot und Rosalie, die letztere mit strahlendem Gesichte, schwebte mehr als sie ging, war fast gar wie ein Engel, wenigstens wie einer von den mindern. Und erst im Tanzsaal, wie sie sich da machte, wie sie schwebte, wie sie sich wiegte, wie sie sich gehen ließ, bald links, bald noch mehr links und dann rechts, es ist unbeschreiblich, es läßt sich gar nicht sagen. Und Jacot war ihr würdiger Tänzer, ein junger Kriegsgott, ein Alexander. Sie kümmerten sich um die ganze Welt nicht, sie thaten, als wären sie alleine hier, als bedürften sie keines Menschen mehr, hätten das vollste Genüge an sich selbsten. Einmal, als Lisette, die mit ihrer Flasche Zwölfbatzigen bald fertig worden war, besonders da sie nicht Zuckerbrod dazu hatte, sondern nur einige vertrocknete Mandeln für einen

Batzen, mit zornigem Gesicht an ihr vorüberrauschte, wiegte sich Rosalie ganz graziös und lächelte die Lisette selig an, daß diese flammte vor Zorn und mit ihrem Krebsli davon schnurrte in allen Ecken herum wie ein entronnener Schwärmer oder ein in einen Frosch verkleideter Feuerteufel. Da lächelte Rosalie noch seliger.

Nach und nach minderten die Tänzer, die Geigen wurden heiser, der Tag kam langsam und sah wie ein wüster, alter grauer Mann zu den Fenstern herein, und wen er ansah, der wurde auch grau und wüst, daß es dem einen vor dem andern graute, eins nach dem andern verschwand, weil keins das andere mehr ansehen durfte, bis endlich Alles verstoben war. Und als Alles verstoben war, tanzte noch der Stallknecht mit der Köchin den Letzten.

Die Schlacht war also geschlagen, die Wahlstatt leer, kein Kämpfer behauptete sie und doch gab es Sieger. Sie war hart gewesen die Schlacht und doch hatte sie einstweilen kein Leben gekostet, was es nachher geben konnte, wußte man nicht; die Zahl der Verwundeten kann man nicht angeben, nur soviel läßt sich sagen, daß bei den Aerzten des Orts sich niemand gemeldet, dagegen hatte es Glückliche gegeben, vide Exempel an Jacot und Rosalie; hinwiederum waren ganze Schiffsladungen Hoffnungen untergegangen, viel Säcke waren leer geworden, viel Köpfe dagegen voll. Wollte man die Wirkungen der Schlacht recht erkennen, so mußte man in die untern Zimmer gehen, wo die Einen frühstückten, Andere zur Abreise sich rüsteten. Da sah man schachmatte Menschen, aschgraue Wangen, gläserne Augen, hängende, verlampete Haare und Toiletten ganz schuderöse. Wenn man die Mannschaft gesammelt in eine Kolonne auf zwei oder vier Glieder und mit ihr auf die Straße gezogen wäre, so hätte männiglich geglaubt, das sei eine Karavane, die über die höchsten Schneegebirge Thibets und durch die heißesten Wüsten Afrikas gezogen und durch die Hände aller wilden Völker, von

den Afghanen weg bis zu den Kabylen gegangen, die furchtbarsten Reiseabenteuer durchgemacht hätte. Nun, das geschah nicht, man kriegte die Masse nicht zu Gesichte, es ging den Meisten wie dem Reiter in der Leonore, als er Morgenluft witterte, fort ging es, Hurrah, Hopp, Hopp, Hopp in sausendem Galopp, daß Roß und Reiter schnoben und Kies und Funken stoben.

Unsern Lieben, d. h. dem Jacot, der Lisette und der Rosalie, war das Davonsausen verhalten, ihr Engeländer liebte es nicht. Zudem mußte gefrühstückt sein, die Liebe hatte ihnen Hunger gemacht, ein Zeichen, daß es eine gesunde, währschafte Liebe war, nicht eine der schmachtenden, die bloß von der Luft zu leben vermag. Zum Rath, was man frühstücken wolle, ob Kaffee oder KäsSuppe oder saure Leber oder sonst noch was, wollte die Lisette sich nicht einfinden, sie war lange wie verschwunden. Im Roßstall war sie nicht, das wußte Jacot, der sie dort suchte; wo sie gewesen, blieb ein Geheimniß. Sie kam endlich mit verweinten Augen, woraus sich mit Sicherheit schließen ließ, daß sie geweint, aber worüber, was jedenfalls die Hauptsache gewesen wäre, vernahm man nichts. Eins von zweien muß es gewesen sein, entweder war ihr das Herz gebrochen, als sie aus dem Kreise ihrer Anbeter scheiden und Abschied nehmen mußte von ihrem Bastian Krebsli, Samewel Gröggel und Josephli Guggus, oder es lief ihr das Herz über, weil sie mit zweien fahren mußte, alleine ohne einen. Ach sie hatte wohl Hoffnungen, schöne Hoffnungen, aber was sind Hoffnungen gegen einen, gegen einen Leibhaftigen. Ach die gute Lisette hatte es vielfaltig erfahren, wie eitel alle Hoffnungen sind, wie ein Spatz in der Hand unendlich besser wäre als eine Taube auf dem Dache. Ach, und sie hatte keinen Spatz in der Hand, und die Tauben waren über's Dach geflogen, sollten freilich wiederkommen, aber man weiß ja, wie es die Vögel dem Noah machten, und seither sind sie sicher nicht besser geworden.

Und mit diesen zweien sollte sie heimfahren, diesen abscheulichen Menschen, die Skandal gegeben, die sich offenbar versprochen, die sie compromittirt und den Vater blamirt und wahrscheinlich heirathen wollten und leben, aber von was um Gottswille, von was? Wohl denen wolle sie bei der Mutter einbrocken, die sollten ihre Heiligen kriegen, die müßten erfahren, was es heiße, einer ganzen Familie den Todesstich geben. Hätte Jacot eine gute Parthie gemacht, er hätte damit die ganze Familie gehoben, mit dieser schlechten Heirath bringe er alle in Mißkredit, untergrabe sie, statt sie zu heben. Es sei so viel für ihn gethan worden, und er denke nicht, was er der Familie dagegen schuldig sei. Sie lebte bloß noch durch den Trost, wenn auch nicht blutiger, doch schrecklicher Rache, sobald die Mama es wisse, die werde dann, wohl die werde! Aber mit denen mußte sie heimfahren! Ach, wenn doch nur Gott gewollt, daß ihr Bastian Krebsli ein Fuhrwerk gehabt, der hätte sie sicher heimgeführt, aber eben da lags. Gott hatte es nicht gewollt, daß der ein Fuhrwerk haben sollt.

Sie wollte weder Käsuppe noch saure Leber, auch nichts von Kaffee, gar nichts, sie kehrte ihnen den Rücken, antwortete kaum, gab alle Zeichen stärkster Verachtung von sich; und Rosalie lächelte selig und frug ein Mal um das andere: Aber mein liebes, herziges-Lisette, ist dir nicht wohl, sag, was fehlt dir, bin ja deine beste Freundin und — doch, wenn du so böse drein siehst, mußt es nicht wissen. Man kann denken, was bei solchen Worten Lisette für Augen machte, eine Tigerkatze, welche man in den Schwanz klemmt, ist sicher ein Turteltäubchen gegen sie.

Doch da war nichts Anderes zu machen, sie mußten endlich zusammen von Land stoßen, aber langsam ging's, der Engeländer meinte nicht, daß er für zwei halbe Imi des Tags sich den Athem auslaufen müßte, der nahm es langsam vorab, als ob er vor Altem einem Trompeter in der öster-

reichischen Landwehr angehört hätte. Es mußte daher noch einmal eingekehrt sein, wo es dem Schimmel gut ging, denn da redete ihm Rosalie für ein Imi z'best, statt nur für ein halbes. Sie war in einem Zustande, wo das Herz für alle Geschöpfe empfindet, für vernünftige und unvernünftige, ausgenommen für Ihresgleichen, die eifersüchtelnde, kolderude Lisette per Exempel. Als sie an der Wärme aufthauten, ward auch die Rede flüssig, nur die von Lisette nicht. Das war ein merkwürdiger Tag, sagte Jacot, und wie viel man doch erleben kann an einem Tage. Ja, und ganz andere Sachen als man denkt, oder was meinst, my Herzige? sagte Rosalie. Gäll, du hast es erfahren, wie wahr es ist: der Mensch denkt und Gott lenkt. Aber gäll, was das für es grobs Volk ist auf dem Lande, es ufläthigs, hochmüthig, dumm, uverschant. Wenn sie jemanden, der keinen Kittel an hat und nicht nach Mist stinket, beleidigen können, so meinen sie, was sie gemacht haben. Nein, mit solchen Leuten zu leben, wäre eine Höllenqual, ich habe an einmal genug. Ich verachte sie souverain, ich glaube wirklich nicht, daß viel Gutes an ihnen, als Hochmuth, Neid und Bosheit. Der liebe Gott wird wohl wissen, warum er die Art von Kreaturen etwas neben aus auf das Land gethan hat. Der Jungfer Gälblächt Großvater war als Eselibub in die Stadt gekommen, d. h. er hatte säugende Eselinnen für Milchkuren aus dem Guggisberg in die Stadt gebracht alle Sommer, hatte als lustiger Junge gefallen, Platz gefunden als Laufjunge in einem Handelshause und endlich einen bleibenden Wohnsitz in der Stadt. Jacot Gygampfs Aristokratie schrieb sich bloß vom Vater her. Der war in die Stadt gekommen, er haßte eigentlich noch die Städter, da sie ihn nicht für ebenbürtig nahmen, war aber schon nicht mehr daheim auf dem Lande und bemitleidete die Menschen, die auf demselben leben mußten. Seine Kinder zählten sich dagegen vollständig zu den Städtern, sagten höchstens: Eigentlich wären wir auch vom

Lande, aber wir kennen niemanden mehr dort, und der Vater hat schon lange gesagt, er wolle das Bürgerrecht kaufen.

Jacot sagte: Etwas recht hast, Rosalie; ich hielte es auch nicht mehr aus auf dem Lande. Aber man muß es ihnen nicht übel nehmen, sie sind vielfach betrogen, lange vernachlässigt worden, man muß sie heranbilden, das ist die Aufgabe der Aufgeklärten im Volke. Einstweilen, nun ja, ist es schwer mit ihnen umzugehen, es ist ein Verding, ihre Grobheiten zu schlucken, und es ist ein Glück für mich, daß ich es einstweilen nicht nöthig habe, und an einen Ball zu fahren, wird mir kaum mehr einfallen, wo der der Größte ist, der unser einen, einen Städter, am tiefsten beleidigen kann. Aber von Allen die Gröbsten und Uverschanteſten sind die Herren Lehrer und die Herren Schreiber, die müssen einen Magen haben mit Büffelhaut gefüttert, welche solche Kreaturen vertragen mögen. Potz, wie war das der Lisette in's Fleisch geschossen, jetzt ging ihr das Maul auf und was die den neuen Stadtaristokraten den Pelz wusch, Stern und Granaten! Es sei gut, daß der Engeländer ein ganzes Imi habe, statt nur ein halbes, je eher er die auseinander bringe, desto besser sei es, dachte er.

Wenn es uns nicht ginge mit der Zeit wie Jacot mit dem Gelde, der sein letztes ausgab für diesen Halt, so könnten wir noch ein Gespräch erzählen, das einige Stunden von da, aber zu gleicher Zeit zwischen den Kindern Treu abgesponnen wurde, ganz in der nämlichen Tonart, nur daß die Städter Bauern und die Bauern Städter waren, und daß Alle einig waren, und den Städtern die Schatten noch etwas dunkler auftrugen und unter städtischer Kleidung eine gar zu schlechte Haut beargwohnten.

Das Imi Haber stärkte den Engeländer so, daß Jacot meinte, es sei gut, daß er ihm nicht noch eins hätte geben lassen, er hätte ihn nicht halten können, er liefe ja schon jetzt wie ein Tüfel, er wolle wetten, in zwei und einer halben

Stunde führen sie die drei langen Poststunden. Lisette war aber nicht der Meinung, häßelete beständig mit dem Bruder, warf ihm vor, er glaube, er führe Mist; sie plagte die Ungeduld, der Mama zu stecken, was hinter ihrem Rücken angestellt worden, ein famoses Wetter den Glücklichen zusammenzublasen.

Endlich langte man an, Lisette schoß wie ein Pfeil heim, Jacot mußte das Fuhrwerk an Ort und Stelle bringen, und Rosalie, nachdem sie mit Jacot die nöthigen Abreden getroffen, wanderte mit Stolz nach Hause, sie hatte den großen Wurf gethan, sie hatte eine Seele erworben und zwar eine männliche, lebenslängliche. Lisette traf die Mutter nicht zu Hause, auch nicht die Magd, der Vater war da. Sie fuhr fast aus der Haut vor Ungeduld, dem Vater wollte sie keine Eröffnungen machen, sie wußte, von der Mutter Seite her donnerte das Geschütz am kräftigsten, die Schüsse wirkten unwiderstehlich. Sie nahm sich kaum Zeit, die Füße etwas zu wärmen, sie schoß fort in der Stadt herum, die Mutter zu suchen. Unterdessen kam Jacot heim, ging zum Vater. Der Vater frug: Nun, wie ging's? Gut, aber ganz anders als wir gedacht, antwortete er, erzählte seine Abenteuer und setzte dann auseinander, wie seine Rosalie eine bessere Parthie sei als Trineli Treu. Er hätte nicht gewußt, was mit derselben anfangen in der Stadt, und was hätte er auf dem Lande anfangen sollen, ausgerückt wäre der Alte doch nicht und zäh sei er noch wie Händscheleder. Rosalie dehne ihr Geschäft aus, nehme Lehrtöchter an, er führe die Bücher, behalte seinen Posten, und nach welcher Seite hin es besser gehe, im Geschäft oder im Staatsdienst, dahin könne er sich hauptsächlich werfen. Der Herr Rathsherr überschlug die Sache, fand sie nicht so dumm, sagte endlich: He nun, eine Laus im Kraut ist besser als gar kein Fleisch. Große Sprüng wirst nicht machen, daneben ung'sinnet giebt's auch was.

Aber und d'Mama, sagte Jacot. D's Lisette thut wie

ein Säugfüchslein, wird mir eine schöne Suppe gebeizt haben. Häb nit Kummer, sagte Herr Gygampf, die Mutter kam ihr gestern über einige Schüldchen und ist fürtaub, die richtet kein Wetter an, die kriegt eins. Bring den Abend die Jungfer Gälblächt her, der Vater ist gar nicht ohne Vermögen, hat Kredit im untern Gewerbsstand, d'Sach wird sich schon machen. Die Hauptsache wird die sein, daß du der Mutter ab der Kost kömmst und zu ihnen ziehst, sie klagt immer über deinen Appetit. Weißt was, wenn's den Alten freut, bring ihn gleich mit, sag, ich wäre selbst gekommen, wie es der Brauch wär, wenn ich nicht wichtige Depeschen zu beantworten hätte.

So ging's. Es gab einen glücklichen Abend, alle Gesichter glühten vor Freude bis an das der armen Lisette. Als sie es endlich wegen schrecklichem Kopfweh zu Bette trug, da wurde erst recht alles ein Herz und eine Freude, und als Frau Gygampf hörte, daß Jacot zu Gälblächts ziehe, um das Geschäft zu besorgen, holte sie selbst vom Allerbesten im Keller, und Mitternacht schlug's, man wußte nicht wie. Da rief Jacot, o wie doch in vierundzwanzig Stunden alles ändern kann. Gestern um diese Zeit war ich im Roßstall in Höllenangst, erst wollten mich die Rosse todtschlagen, dann der Stallknecht, und jetzt, o Rosalie! und hingerissen sank er ihr an den Hals. Ob er noch dort hängt, wissen wir nicht, aber wir glaubens.

Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht.

Erschien zuerst in Nieritz Volkskalender 1853.

Wer von Konstantinopel nach Bern fährt oder läuft, es kömmt auf Eins, der trifft in einem ziemlich engen Thale, in welchem aber die flüssigsten Wiesen sind, die fruchtbarsten Aecker, die Thalwände mit dem schönsten Holz bewachsen, einen Bauernhof. Links von der Straße, nämlich von Konstantinopel her, steht etwas erhöht ein mächtiges Haus mit Lauben ringsum, rechts ein dunkles einstöckiges, aus Stein erbaut. Selbst im Sonnenschein hat das Ganze etwas Düsteres, man weiß nicht woran es liegt, aber troß dem reichen Aussehen sagt man sich unwillkürlich: Da gefiele es mir nicht, da möchte ich nicht wohnen. Wie es Menschen giebt mit finstern, unheimlichen Gesichtern, bei denen es uns unwohl ist, die man lieber im Rücken hat als im Gesicht, lieber hundert Schritt vom Leibe als nur drei, wo es uns wird, als berge ihre Haut ein schwarz Geheimniß, ein schaurig Räthsel, gerade solche Häuser giebt es auch. Wenn wir über ihre Schwelle treten sollen, zaudert unwillkürlich der Fuß, wir greifen in die Tasche nach dem Messer, wir merken uns wohl die Einrichtung, damit wir im Fall der Noth das Loch wieder finden. Ungefähr so ging es mir allemal, wenn ich bei dem Hause vorbeikam, ohne daß ich jedoch deswegen weiter nachdachte oder nachfrug.

Einmal, Anfangs des Sommers war's, ging ich wieder das Thal hinauf mit schnellen Schritten, ein Gewitter drohte am Himmel, die schwarzen Wolken sahen gar zornig über die schwarzen Tannen herein in's schwarze Thal. Ich holte einen Wanderer ein, wahrscheinlich ein Handelsmann aus der Gegend, der, als ich ihn erreicht, alsbald seinen Schritt verlängerte, weil er lieber in Gesellschaft als allein der Gefahr entgegen ging. Einzelne Windstöße fuhren durch die Tannen, einzelne Tropfen fielen schwer in den Staub. Das beschriebene Haus stand eben vor uns, düsterer als nie. Das nächste Dorf war noch eine kleine halbe Stunde weit. Wollen wir etwa da unterstehen? fragte mein Begleiter, in's Dorf kommen wir kaum, ehe es losbricht. Lieber nicht, sagte ich, bei schönen Tagen ginge ich nicht gerne in dieses Haus, geschweige denn bei einem Gewitter. Es wird mir immer ganz unheimlich, wenn ich an diesem Hause vorbeigehe, ich weiß nicht warum. Curios, so wollen wir weiter, sagte der Mann, es ist mir ganz recht so, ich denke erst jetzt daran, hätte sonst nichts gesagt von unterstehen; aber wir müssen ausziehen, was wir mögen, wenn wir nicht naß werden wollen bis in's Mark hinein. So zogen wir denn aus, brauchten die Beine nach Vermögen, dazu allen Athem, den wir im Kasten hatten, gaben mit Fragen und Antworten uns nicht ab und kamen unter Dach noch mit trockner Haut, bloß der Rock hatte was abgekriegt. Als wir unterm Dach geborgen saßen und uns gütlich thaten an einem Glas Wein, gedachte ich der Worte meines Begleiters und frug nach deren Bedeutung. Er wollte nicht gleich mit der Sprache raus, endlich erzählte er mir folgende Geschichte:

Es waren zwei Brüder, der ältere ist gestorben, der jüngere lebt noch, ist einstweilen ganz munter; ungleichere Brüder gab es nicht auf der Welt. Der ältere war ein lustiger Bruder, arbeitete nicht am liebsten, lebte gerne gut, meinte aber nicht, er müsse alles alleine haben, sondern gönnte

Andern auch davon, war wild dazu und nahm's auch mit den Worten nicht genau, so wenig als mit dem Gelde. Der andere war hart wie ein Abweisstein von Granit. So lang er lebt, weiß man von keinem Gefühl als für's Geld. Sonst ist er unempfänglich und unbeweglich. Probir's wer es wolle, ein Bettler oder ein Pfarrer, ihn für einen Kreuzer um Gotteswillen zu bewegen, es ist alles vergeblich, da kann man ihn streicheln, ihn rühmen oder schelten, es ist alles Eins. Er lächelt in sich und denkt: Red' du nur, du Löhl, so lang du magst, mag ich hören. Meint Einer, was er ausgerichtet, so sagt er endlich, es sei ihm einstweilen nicht darum, er könnte nicht eintreten, wenn er allenthalben geben wollte, wo man es begehre, er wäre längst um sein Hab und Gut. Arbeitsam ist er, braucht nichts vor den Leuten, aber was er braucht, wenn es die Leute nicht sehen, das weiß man nicht. Dem Anschein nach nicht wenig. Je weniger er Andern es gönnt, desto besser scheint er es sich schmecken zu lassen privatim. Wie mit dem Gelde, ist er sparsam mit Worten, aber was er sagt, ist schwer, scharf gehauen und gestochen.

Beide Brüder hatten schöne Höfe, der ältere den, an welchem wir vorbeigegangen sind, der jüngere einen andern noch schönern eine Stunde davon; den Wald besaßen sie gemeinsam. Der jüngere hatte noch viel Geld ausstehen, dem ältern begann es nach und nach zu fehlen. Ein Bauernhund und ein Bauernhof haben es mit ihren Bauern gleich; ist er ihnen treu und denkt an sie, sind sie ihm treu und lassen ihn in keiner Noth stecken. Nun war der Aeltere öfters nicht daheim, überwachte die Arbeit nicht, und war er daheim, so mochte er doch nicht bei der Arbeit sein, machte auch nichts daran, wenn es nur fertig wurde, gleichviel wie. Die Frau war auch nicht eine, in deren Kittel eine Bäurin stack. Sie hielt sich an die Vorschrift, daß Eheleute Lieb' und Leid mit einander theilen sollten, dachte daher, wenn sie liebe, was ihr

Mann liebe, so werde sie nicht viel fehlen. Die Kinder lagen umher wie verzettelte Zweige und thaten, was ihnen wohl gefiel. Ein ehrlicher Bruder hätte große Betrübniß darüber gehabt, wäre zu seinem Bruder und dessen Frau gegangen, hätte ihnen gesagt: Bruder, Schwägerin, so geht das nicht, so kommt ihr um euren Besitz, eure Kinder gehen zu Grunde, werden Bettler und schlecht dazu. Denkt doch, Gott hat sie euch gegeben, Gott wird sie aus eurer Hand fordern. Und wenn er in einem Wirthshause mit dem Bruder zusammen gekommen, an einem Markte oder sonst bei einer Gelegenheit, so wird man denken, er würde zu ihm gesagt haben: Bruder, komm wir wollen heim, du hast genug, ich habe genug, und daheim haben wir Weiber und Kinder.

Aber so that, so sprach der Bruder nicht. Um das Hauswesen kümmerte er sich nicht, aber wenn er dem Bruder was anschmieren konnte, so that er es. Er gab es ihm so theuer als möglich, aber auf Borg so viel der Bruder wollte. Schreib auf, sagte dieser, wann ich Geld habe, werd' ich's wieder bezahlen. Kann's machen, sagte der Jüngere gleichgültig und sprach nicht mehr davon. Es ist sehr faßlich, wie das dem Aeltern anständig war, es war ihm gerade als kriege er die Sachen von seinem Bruder verehret. Manchmal kam er zum Bruder und wollte baar Geld. Kannst's aufschreiben, 's geht zum andern, sagte er. Komme nächstens, wollen dann zusammenrechnen. Wie du willst, sagte der Jüngere. Aber das Nächstens wollte nicht kommen. Trafen sie in einem Wirthshause zusammen, so ließ es sich auch der Jüngere wohl sein, und wenn er gleich vom Heimgehen sprach, that er doch nicht dringend, trank mit, bis der Bruder kaum noch Babi sagen, geschweige Geld zählen konnte, schaffte dann für beide ab und machte allweg selben Tags einen schönen Taglohn, denn s'Aufschreiben vergaß er nie, das war sein Beten.

So ging es mehrere Jahre, da kam ein kalter Winter

das Holz ward theuer, und wer welches zum Verkaufen hatte, löste viel Geld. Die Brüder kamen überein, aus ihrem gemeinsamen Walde eine Parthie zu schlagen und zu verkaufen. Sie hätten ihre Knechte bei solchem Wetter nicht gebrauchen können, auf solche Weise verdienten sie ihnen, wenn auch nicht den Lohn, so doch das Essen. Die Brüder zeichneten das Holz, die Knechte fällten und spalteten. Der jüngere half dabei, der ältere zeigte sich wenig. Am Morgen nach dem Frühstück zogen die Knechte aus nach dem Walde, der zwischen den beiden Höfen lag, und hatten das Mittagsbrod bei sich, das zumeist aus Brod, welches sie sorgsam vor dem Gefrieren bewahren mußten, und Aepfelbranntwein bestand. Sonst nicht Freund vom Schnaps, so muß ich doch gestehen, daß bei solcher Arbeit im kalten Wald ein Gläschen Schnaps mir eben so zweckmäßig scheint, als kalte Milch oder dünner Wein, welche kaum vor dem Gefrieren zu bewahren sind, auch wenn man, wie üblich, ein Feuer dabei hat, denn wenn die Kälte bedeutend ist, so sprengt man das Geschirr, wenn man die Sache wärmen will, oder die Sache bleibt kalt, wenn man das Geschirr schonen will. Die Bäurin sorgt in der Regel schon dafür, daß keiner zu viel kriegt, und wenn der Meister Aufsicht führt, so lassen es die Knechte schon sein, extra holen zu lassen um nachzubessern. Im Walde holzeten noch andere Bauern, so daß da ein reges Leben und viel Lärm war und die Hasen gar nicht wußten, wohin sie sich flüchten sollten, um ein ruhiges Schläfchen zu halten.

Eines Abends befahl der Jüngere seines Bruders Knechten, sie sollten ihrem Herrn sagen, es müsse noch mehr Holz gezeichnet werden, daß er ohne Fehl morgen gegen Mittag in Wald komme. Es war gar mörderisch kalt. War Einer nur einige Minuten im Freien, war er ein Greis geworden, nicht bloß mit weißen Haaren, sondern weißen Bärten ringsum. Die Tannenwälder waren durch Reif und Schnee fast undurchdringlich geworden, unter den weißen, festen Dächern des

kleinen Tannenaufwuchses feierten die Hasen ihre Hochzeitfeste und die Füchse holten sich hier ihre Weihnachtsbraten und hielten in der Nähe ihre Neujahrschmausereien. Wie ein aufrechter Eisbär kam der Aeltere zu den Holzern, traf aber den Jüngern noch nicht, fluchte darüber, setzte sich zum Feuer, zog die Branntweinflasche, die man gerne in der Brusttasche mit sich trägt, wenn es so kalt ist und man in den Wald geht, aus der Tasche und that manchen braven Schluck, bis endlich der Bruder kam. Als sie sich gegenseitig Bescheid gethan, denn der Jüngere hatte noch eine größere Flasche bei sich als der Andere und sagte dazu noch zum Aeltern, er solle nur nehmen, er habe dann noch mehr, setzten sie sich endlich in Bewegung, und wo sie eine Buche fanden, welche nicht mehr wachsig schien, ward sie zum Tode bestimmt. Wie von ungefähr trafen sie zu einem Feuer, um das einige Bauern saßen, gute Bekannte, Anstößer, die zu gleichen Zwecken daher gekommen schienen. Sie waren eben auch daran, aus ihren Taschen die Herzstärkungen sich zu Gemüthe zu führen, brachten es den Ankommenden, lachten viel, wie das sich so schön treffe, es sei, als ob der Teufel die Rechten aus allen Ecken hertrage. Ja wohl war's ein Teufel, der sie herbrachte, aber der, welcher es sagte, wußte nicht, was er sagte, wie es oft geht dem Menschen.

Es ging lustig her um's Feuer, man rühmte, man klagte, that groß, machte sich klein, trieb Wortspiel in aller Weise, erhob diesen Tag, wo man lustig sein könne, ohne daß die Weiber ihre Nasen dazwischen stecken könnten, wo man nicht den Hund machen müsse an harter Arbeit, schimpfte über die Arbeit, das Hundeleben der Bauern. Wenn ihm jemand seinen Hof abkaufen würde, er thäte ihn wohlfeil geben, sagte Einer, gut leben möchte er auch noch einige Jahre, ehe er davon müßte, was hätte man sonst vom Leben, als sich plagen wie ein Roß und fressen wie ein Hund, daß es wahrlich die Schweine besser hätten.

So klagten die dicken Mannen, die da um's Feuer saßen, im dicken Buchwald voll Schnee ringsum und unten und oben, denn in den dichten Aesten der Buchen hatte der Schnee sich gefangen und fast wie zu einem Dache gewölbt. Wer diese Klagen hörte, dem mußte ganz jammersüchtig und herzbrechend werden im Gemüthe, und sehr begreiflich, daß die Männer alleweil sich stärken mußten in ihrem Jammer aus ihren dicken Flaschen, sie wären sonst in Ohnmacht gefallen oder gar schwermüthig geworden.

Am meisten kam es dem ältern Bruder über's Herz. Noch heute thäte er seinen Hof verkaufen, wenn ihn jemand wollte, sagte er. Rede nicht so laut, sagte der jüngere Bruder, es könnte dir ung'sinnet ein Käufer sich stellen, und dann? Das wäre mir ganz recht, er soll herkommen, er muß ihn haben und wohlfeil. Wie theuer müßte ihn einer haben, per Exempel ich, wenn ich ihn begehrte? frug der Jüngere. So ging das Spiel an und ging und ging, bis der Jüngere den Hof gekauft hatte, fast um's halbe Geld, die Männer Zeugen waren und die Brüder sich die Hände drauf gaben. Und als das geschehen war, rauschte es über ihnen, eine Masse Schnee stürzte plötzlich dumpf dröhnend über sie, deckte sie sammt dem Feuer. Das Feuer unten hatte allgemach die Luft darüber erwärmt und den Schnee in den Aesten gelöst, der Handschlag ihn entsetzt, decken wollte er die That. Aber Schnee ist Schnee, der Schnee verging, die That blieb. Erschrocken fuhren denn doch die Männer auf, viel Redens war nicht mehr, und wenn auch schwindlich im Kopf, war es doch manchem unheimlich im Gemüthe, als er heimging, und als er am Morgen erwachte, dachte er bei sich, sie hätten bloß Flausen getrieben, und er sagte keinem Menschen was davon, nicht einmal seinem Weibe.

Indessen bei allen war es nicht so; denn wo ein halb Dutzend beisammen sind, da ist allweil wenigstens ein Mund, der rinnt. Gleich am zweiten Tage kam des Aeltern Frau

auf ihn eingestürzt, heulend: Ist's wahr, daß du den Hof verkauft? — Dem hatte auch etwas davon gedämmert, er hatte aber nicht bloß die Augen, sondern den ganzen Kopf voll Schnaps gehabt, und sich damit getröstet, es sei entweder ein Traum oder nur Spaß gewesen, wär' es Ernst gewesen, so hätte der Bruder sicher sich schon gemeldet. Er brüllte daher sein Weib tapfer an, bis es getröstet war. Das währte aber nicht lange. Der Jüngere meldete sich, der wußte ganz genau, was geschehen war. Freilich kam er nicht zum Bruder in's Haus und sagte ihm: Weißt, der Hof ist jetzt mein! Er liebte den Spectakel nicht, den eine solche Kunde absetzen mußte, auch nicht Schläge, welche sehr möglich gewesen wären, denn sein Bruder war ein handfester Mann und hatte Söhne und Knechte. Er kannte genau des Bruders Gänge, er wußte, daß er keinen Wochenmarkt im benachbarten Städtchen fehle und in welcher Schenke er immer zur nämlichen Zeit anzutreffen sei.

Dort fand er sich ein mit zwei Männern, welche auch um jenes Feuer gesessen. Dem Aeltern kam nichts Böses in Sinn, er brachte sein Glas dem Bruder, und erst nach einer Weile und noch manch anderm Glas sagte dieser: Wie wär's, wenn wir gingen, den Kauf anzugeben und darüber zu schwören, es schickte sich heute gar wohl. Mir recht, sagte der Aeltere, aber die Weiber sollten dabei sein. Du zahlst doch Wein, bis die Kuh einen Batzen gilt? — He, sagte der Jüngere, man kann ein ander Mal bei den Weibern nachbessern, aber heute hülfe ich es fertig machen; und zu seinem großen Schrecken sah der Aeltere, daß aus dem Spaß bitterer Ernst wurde. Nun wollte er aufbegehren, wollte wie ein in bewußtlosem Zustande gebundenes Roß seine Bande sprengen, aber man trank ihm zu, man sprach ihm zu, bis er wieder zum Glauben kam, er habe einen Schick gemacht und könne glücklich werden, erst jetzt so recht erfahren, was eigentlich Leben sei.

Der gute Tropf, der zu Hause oft ein Wütherich war, der wurde willenloser als ein kleines Kind, wenn man ihn auf die rechte Weise zu nehmen wußte, er hatte keine eigene Ansicht mehr, man konnte ihm eingeben, welche man wollte. Der gute Tropf ging hin und gab den Hof, gab den Boden unter seinen und seiner Familie Füßen weg, kein Wunder, daß er und seine Familie verschlungen wurden von dem ungeheuern Abgrunde, wo die vergangenen Herrlichkeiten der Welt begraben liegen. Stolzen Muthes ging er am Abend noch heim, als hätte er einen Preis gewonnen, am folgenden Morgen kam dann der Katzenjammer nach. Natürlich vernahm es die Frau alsbald, wahrscheinlich gleich nach Mitternacht, was geschehen war, und weckte das ganze Haus vor Tag mit ihrem Jammer bis an ihren Eheherrn, der, wenn er in seinem Bett lag, von den Posaunen des jüngsten Gerichts im mindesten nicht berührt worden wäre.

Geschehen war geschehen, heulen konnte man wohl, aber es half nichts. Ein gewisser stumpfer Trotz setzte im Aeltern sich fest, er wollte nicht der sein, der sich habe beschummeln lassen. Er habe gethan, was er für gut gefunden, was solle er bauern mit einem solchen Tätsch von Weib? Dazu habe er auch das Recht; er sei weder bevogtet, noch werde jemand an ihm verlieren, er habe Vermögen genug für sich und seine Familie, sie würden niemanden plagen, und darum gehe es niemand was an, was er mache.

So haben schon Viele aufbegehrt, sie kannten nicht bloß die kommenden Tage nicht, sondern nicht einmal die Richtungen, nach welchen die Wege gingen, auf denen sie liefen, dachten nicht, daß sie schnurstraks zur Gant und zum Bettel führten. Der gute Mann hielt sein Vermögen auch für sehr bedeutend, aber es kam ein Tag, wo er aus dem Irrthum kam. Den Hof hatte er also verkauft um eine bestimmte Summe, diese Summe hielt er, einige geringe Schulden abgerechnet, für sein Vermögen. Da war sein Irrthum. Der

Bruder zeigte sich nicht bei ihm, Nutzens und Schadens Anfang war etwas hinausgestellt, und derselbe hatte gesagt zum Aelteren: Es ist dann nicht, daß du aus dem Hof mußt, bis du was Anderes hast, du kannst da bleiben, so lang du willst, es wäre ja Platz für dich und deine Familie, auch wenn ich einen Pächter hätte. Eines Tages trafen sie einander auf dem Wege, und der Jüngere sagte zum Aeltern: „Wir müssen doch einmal das Rechnen anstellen, willst zu mir kommen, oder wollen wir es beim lahmen Stiefel machen? Allweg mußt dein Buch mitbringen. Du wirst es auch aufgeschrieben haben?" Und als er das sagte, schoß er einen Blick unter seinen dichten Augenbrauen herauf und sah, was er wollte, eigentlich schon wußte. Dem Bruder war das Rechnen wie Feuer unter der Nase, er hatte es wie viele Leute, die nie etwas abmachen können. Hier ließ er sich endlich dazu verstehen, denn nach dem Rechnen ward ihm Geld flüssig, er konnte unbehindert über Summen verfügen, und das gefiel ihm. Beim lahmen Stiefel fanden sie sich am abgeredeten Tage. Der Aeltere kam mit einem dünnen Kalender in der Tasche. Da sei's aufgeschrieben, sagte er, man könne sehen, ob's recht sei. Der Jüngere hatte ein starkes Buch unter dem Arme, das werd' es ausweisen, wie viel es sei, sagte er. Richtig das Buch sagte was und zwar ganz was Anderes als des Aelteren Kalender, ihr Inhalt stund im Verhältniß zu ihrer Dicke. Während im Kalender nur einige hundert Gulden stunden, fanden sich im Buche viele tausende, ja, und was das Fatalste war, der Aeltere mußte am Ende dran glauben, denn es stund ja in einem ordentlichen Hausbuch, welches ordentlich paginirt war und sogar ein Register hatte, eine zur selben Zeit sehr auffallende Eigenschaft.

Den Hof mußte also der Aeltere verlassen, denn was vor Zeugen verkauft war, war verkauft ohne Widerrede. Jetzt wäre es anders. Wahrscheinlich übten noch mehrere Brüder oder andere Leute solche Manieren aus, brachten die Leute in

benebelte Zustände und schlossen bei solchen Anlässen angenehme Käufe; denn nun ward verordnet, daß kein Kauf gültig wäre, bis er vor dem Notar angegeben und gelobt sei. Dadurch ist wirklich mancher infamen Prellerei vorgebeugt worden, aber ob der Gesetzgeber wird machen können, daß in paginirte und registrirte Hausbücher kein Schelm Schelmereien wird schreiben können, daran zweifeln wir sehr.

Der Aeltere sprang freilich hoch auf, als ihm der Unterschied klar wurde zwischen seiner und des Bruders Rechnung, aber er sprang doch nicht drüber aus. Der Bruder sagte einfach: Thue doch nicht so wüst, es hilft dir nichts, von wegen ich stehe zu meinem Hausbuch. Am wildesten tobte der Aeltere gegen die Zechen, welche der Jüngere für ihn bezahlt und ihm aufgeschrieben. Erstlich, sagte er, sei es eine gottvergessene Schande, so was aufzuschreiben. Zahlt sei zahlt, sein Lebtag hätte er nie gehört, daß man das, was Einer für den Andern in einem Wirthshause bezahlt, wieder eingefordert. Wenn er das wollte, könnte er leicht noch einmal so reich sein. War sehr möglich. Zweitens, sagte er, mehr als halb zuviel hätte der Bruder aufgeschrieben. Eine Kuh hätte es nicht gesoffen, geschweige ein Mensch, was er da bezahlen solle. Aber das Hausbuch war paginirt, und der Bruder sagte, er stehe dazu! Sie hatten mehrere Zusammenkünfte beim lahmen Stiefel, es wurden diese und jene beigezogen, etwas wurde abgemarktet um Fried und Ruhe willen, wie der Jüngere sagte, aber die Hauptsumme blieb. Was willst machen? sagten dem Aeltern Alle, das Hausbuch ist recht und dein Bruder steht dazu. Hättest auch aufgeschrieben, was du geglaubt, es möchte es erleiden, dann hättest auch dazu stehen können. Man sprach wohl davon, es sollte der Jüngere zum Eid angehalten werden, aber das wollte der Aeltere nicht. Hans macht den Schelmen an mir, sagte er, und wenn ich ihm schicklich, daß ich nicht in große Ungelegenheit käme, beide Beine ab einander schlagen könnte, ich thät's

uf my Seel. Aber sy Seel dem Teufel zujage, selb begehre ich denn doch nicht, von wegen der Familie.

So ward sein Vermögen bedeutend geschmälert, und was baar in seine Hände kam, war wenig genug.

Es ging rückwärts, als die Familie auf dem Hofe lebte, das Vermögen ein angenageltes war und aus Grund und Boden bestund; man kann denken, wie es jetzt ging, als das Vermögen flüssig war und es nichts brauchte als davon zu nehmen. Es hieß wohl, es müsse etwas Anderes gekauft sein, aber das verzog sich, und derweilen ward tapfer gebraucht, und als ein Heimwesen gekauft wurde, war es ein ungeschickter Kauf, brachte neuen Verlust. Es war, als ob alle gelähmt seien, niemand den Muth zur Arbeit hätte, keins ein Herz zum Vater, jedes rechnete nur, um wie viel er es gebracht, trachtete nach seinem eigenen Nutzen, lief seinem eigenen Vortheil nach, ließ Eltern Eltern sein; alle Bande rissen, mit dem Hof war aller Segen fort, die ganze Familie ging Stück für Stück zu Grunde, die einen starben, die andern wurden Bettler. Das war ein Bruderstück. Den Alten sah man noch lange an langem Stecken guten Leuten nachgehen. Man hätte ihn wohl von der Gemeinde aus in Umgang gethan, wenn es nicht aus Achtung für den Jüngern unterlassen worden wäre, denn der wurde immer angesehener, je reicher er wurde. Die Gemeinde unterstützte den Aeltern daher auf andere Weise. Des Jüngern Neffen und Nichten Kinder bettelten oft vor seiner Thüre, aber sie erhielten wenig oder nichts wie die Andern auch. Wenn man sie dann in einem Nachbarhause fragte: Was hat er dir gegeben? so antworteten sie traurig: Nichts, und doch wäre es ihm wohl angestanden, unser Großätti und er sind Brüder, und der Hof, den er hat im Graben, war einmal unser. „Hast ihm das nicht gesagt und ihn gvetteret?“ Nein, antwortete einmal ein Mädchen, aber der Bruder hat es gemacht, und dem hat er gesagt, wir seien schlechte Leute, wo man nichts als Schande

erleben müsse, er solle ihm nicht mehr zum Hause kommen. Da sagen wir lieber nicht, wer wir sind, sonst bekämen wir gar nichts mehr als vielleicht noch Schläge, er wär's im Stand.

Es sind seit der Zeit viele Jahre verflossen, man vergaß die Sache allgemach, sie schien für immer mit Gras überwachsen zu sein. Der jüngere Bruder arbeitete zumeist den Hof als sogenanntes Zugut von seinem Stammgut aus. Viel Glück hatte er nicht damit, und geschah was Ungeschicktes, so trug es sich auf diesem Gute zu. Sein Gesinde arbeitete ihm nie gerne hier, machte immer, daß es sobald als möglich wieder wegkam. Unterdessen wuchs seine Familie nach, darunter drei Söhne, so rechte Mondskälber voll Uebermuth wegen ihrem Geld und ihrer Kraft; auf ihnen hielt der Vater viel, meinte, drei Buben wie er werde kaum Einer haben, soweit der Himmel blau. Von Jugend auf wurden sie in diesem Uebermuth erzogen, das Bewußtsein ihnen eingegeben, daß kein Teufel ihnen etwas zu befehlen hätte, daß das Geld die Hauptsache sei, und wer Geld habe, habe weiter keinem Hund was nachzufragen. Von Gefühlen, weder von religiösen noch sogenannten menschlichen, war weder die Rede, noch sahen sie daheim eine Spur davon, rücksichtslos und hart war man gegen alle Menschen. Was muß in solcher Luft aus wilden Buben werden? Sie hatten alle Fingers lang Prügeleien, und das Geld, welches diese kosteten, war das einzige Geld, welches den Vater nicht reute. Treten laßt euch nicht, sagte er, sieht Einer euch schief an, so gebt ihm verflucht, daß er künftig weiß, wer ihr seid. Wenn es schon viel Geld kostet, so macht es nichts, wenn er nur abkriegt, daß er nach Gott schreit, je mehr je besser.

Daß bei solchen Gelegenheiten die Bursche sich in der Regel betranken, achtete er nicht, er meinte, es gehöre dazu. Daß sie auch zu Hause dem Schnaps zusprachen, achtete er wenig. Derselbe kostete ihn nichts, an die Macht der Ge-

wohnheit und deren Wachsthum dachte er nicht, sondern nur an's Geld. Er hatte überhaupt gar keinen Gedanken an die Möglichkeit, daß es anders gehen könne in seinem Hause, als er es im Kopf hatte, oder daß seine Söhne anders ausfallen könnten, als er sie haben wollte. Daß ein rechter Hausvater zu rechter Erziehung den lieben Gott nöthig hätte, fiel ihm auch nicht im Traume bei.

So wuchsen sie auf als gewaltige Knebel bis zur Zeit, wo üblicher Weise solche Knebel nach Weibern greifen. Das ist ein wichtiger Punkt in einem solchen Hause, und wenn ein Sohn mit Einer kommt, deren Vater nur Geißen hat oder nur ein Kuhli oder zwei, ja dann hat es gefehlt, dann ist ein Jammer voll Zorn, als ob Gott der Sohn von den Juden noch einmal verrathen und gekreuzigt worden wäre, und wenn noch zwanzig Jahre die Krankheit den armen Leute die Kartoffel fräße, das Korn aber dabei im guten Preise bliebe, so würde dieses Unglück für viel geringer geachtet als das erste. Auch diese Epoche ging für unsern Mann glücklich vorüber. Die beiden ältesten Söhne heiratheten ziemlich nach seinem Willen, während der jüngste einstweilen noch bei ihm blieb.

Dem Aeltesten übergab er den Hof, den er so wohlfeil gekauft, der sollte ihn nun einstweilen bearbeiten und dann besitzen. Wie der nun da einzog, war es, als hätte die Strafe auf ihn gelauert und fasse ihn plötzlich. Es ergriff ihn eine gewaltige Trinksucht. Es war als wäre der Geist seines Oheims umgegangen unstät, hätte eine bleibende Stätte gesucht und sei, als der Neffe in's Haus gekommen, in diesen gefahren, hause nun da und fahre fort, wo er es beim Leben gelassen. Diesem Oheim wurde er in all' seinem Thun und Lassen immer ähnlicher, es mußte dem Vater wirklich vorkommen, als habe er seinen ältern Bruder vor sich. Er hat die ganze Liederlichkeit, nur nichts von der Gutmüthigkeit, welche der Oheim doch noch hie und da an den Tag legte. Er ist

in allen Dingen hart wie sein Vater, und je mehr er trinkt, desto böser wird er, er ist keiner Kreatur Freund, er schlägt Menschen und Thiere, Weib und Kinder; ob er auch den Vater schon in die Finger genommen, darüber herrschen im Publikum zwei verschiedene Meinungen. Er arbeitet wenig oder nichts mehr, der Vater hat den Hof wieder an die Hand genommen, vielleicht daß ihn der Sohn sonst auch verkauft hätte. Der Vater muß ihn nun wieder bewirthschaften und alle Wochen so manchmal hinüberkommen und alle Mühe und alle Noth ausbaden und immer das Herz voll Zorn fassen, für Mitleid ist kein Platz in demselben. Mit dem Sohn hat er nicht das mindeste Erbarmen. Wenn ihm derselbe nur bald aus den Augen wäre, soll er gesagt haben; daß er dieses ob seinem Bruder verdient, daran denkt er nicht von ferne. Im letzten Winter, es soll gerade an demselben Tag gewesen sein, da er seinem Bruder den Hof abgekauft, kam er vom Markte heim, es war schon finster. Er stolperte über etwas, es war ein Betrunkener, der auf der Straße lag, und als er noch etwas genauer hinsah, war es sein zweiter Sohn, der da in der Straße lag. Da fluchte er und sagte, es nehme ihn doch wunder, ob sie alle drei den gleichen Weg dem Teufel zu wollten. Dieser Sohn wohnte bei seinem Schwiegervater, mußte sich dort in Acht nehmen, aber wo er Gelegenheit hat, besäuft er sich, wird dem ältern immer ähnlicher. Der Vater merkt es jetzt, daß er angesteckt ist, und was sagt er dazu? Meinetwegen, sagt er, zu dem kann sein Schwäher sehen, der geht mich nichts mehr an, er wollte ihn einmal drüben haben, jetzt sehe er zu! Es will manchmal die Leute dünken, als wäre es ihm recht, wenn die beiden ältern Söhne nur bald fort wären, so könnte er dem jüngern desto mehr zuschanzen, ihn desto reicher machen. Dann bliebe ein desto größerer Stock beisammen. Den liebt er und sonst nichts auf der Welt, und am meisten haßt er die, welche ihn für etwas ansprechen, sei es für sich selbst oder für Andere. Aber fluchen thut er nicht

mit ihnen, kaltblütig, spöttisch, vom Himmel hoch herab weiset er sie ab, daß man noch lange nachdenken muß, ob man dann eigentlich irgend in etwas gefehlt, daß er so habe kommen dürfen, und daher meist erst lange nachher zu dem Zorn kömmt, den man gleich ihm gegenüber hätte haben sollen, um ihm einmal seinen rothen Schnabel so recht vaterländisch zu waschen. Das graut nun aber den Leuten immer mehr. Die alte Geschichte, welche vergessen schien, taucht immer mehr auf. Es werde sein, daß vielleicht schon seine Großkinder das Brod suchen müßten, wo seines Bruders seine, sagen sie. Es werde viel geändert in der Welt, aber an Gottes Wort werde man nicht viel machen können, daß die Sünden der Väter gestraft würden bis in's dritte und vierte Geschlecht an den Kindern.

Sie möchten es zwar dem Alten besser gönnen, wenn er selbst abthun müßte, was er verschuldet, von Rechtswegen hätte er es verdient, aber der Herr werde ihm an einem andern Orte aufmessen wollen, was ihm gehöre, sagen die Leute. Vom Jüngsten wird auch schon allerlei geschwatzt, während Andere sagten, der habe des Vaters Art, der gönne es sich auch und Andern nichts, aber er nehme nicht mehr als ihm wohl mache, selten sehe man ihn mit einem Rausch.

So ward mir erzählt, während es draußen brauste und stürmte. Doch ging die Rede nicht so ununterbrochen, sondern es gab dazwischen noch gar manche Rede und Gegenrede, denn Wirth und Wirthin mischten sich auch ein und gaben ihren Senf dazu, aber der Kürze wegen ward es so zusammengezogen und viel ausgelassen. Besonders gilt dies von dem, was die Wirthin zu erzählen wußte. Sie war sehr bekannt im Geisterreich und namentlich mit zwei oder drei Geistern, welche auf jenem Hof umgingen, die man sehen könne am heiter hellen Tag, von denen die Dienstboten Wunder zu erzählen wüßten, und von denen sie einmal einen selbst gesehen, doch nur am Rücken.

Als das Gewitter sich verzogen hatte, gingen wir weiter und Neues verdrängte das Alte.

Ein Jahr später, da ich wieder nach Konstantinopel gehen wollte, kehrte ich in selbem Wirthshause ein, wo ich das Obige vernommen hatte. Die Wirthsleute kannten mich noch, und kaum hatte die Wirthin mir einen Schoppen gebracht, als sie neben mir absaß und sagte: „Ja gället, Herr, wie es doch gehen kann! Erinnert ihr euch, was wir hier von dem steinigen Bauer und seinem dunkeln Hofe gesprochen? wißt ihr, wie es dem im letzten Winter ergangen?" Solche Leute meinen, was ihnen als gar wichtig vorgekommen, das müsse auch herumgekommen sein in der ganzen Welt, vom Nordpol bis zum Südpol. Als sie sich sattsam verwundert, daß ich nichts gehört, und doch hätte die ganze Welt davon geredet, erzählte sie Folgendes: im vergangenen Winter hätten sie wieder geholzet im nämlichen Walde, wo der Handel um den Hof vorgegangen. Es sei eine große, schöne Buche gefällt worden, welche man unversägt gelassen, weil man sie für Wagnerholz habe brauchen wollen. Ein alter Knecht verfluche sich so oft man wolle, aber die Leute könnten es ihm schier nicht glauben, daß es die nämliche Buche gewesen, von welcher damals, als der Hof verkauft worden, der Schnee in's Feuer gefallen, allweg stund sie nicht weit davon, und darauf, ob's accurat die gleiche war, kommt's am Ende nicht an.

Es war sehr kalt und hart gefroren und kein Schnee und das Aufladen auf den Wagen ein schwer Stück Arbeit. Der Vater war nicht dabei, sondern der jüngste Sohn. Der sagte: sie wollten, ehe sie dran gingen, noch einen braven Schluck nehmen. Sie nahmen einen und vielleicht einen nur zu braven und gingen an's Werk. Wie es ging, weiß niemand recht, ob eine Winde fehlte oder ein Mensch, aber die schwere Buche, die schon bald oben war, fiel zurück, der Sohn kam drunter, sie fiel ihm auf den untern Leib, und ehe man ihn darunter hervornehmen konnte, war er todt. Denket,

Herr, todt! Jetzt hätte man denken sollen, gehe es dem Alten in's Herz, er werde sich geberden, daß niemand dabei zu sein wage. Die Knechte brachten statt der Buche mit Zittern den Sohn heim, todt. Der Alte sieht sie kommen von weitem, aber ohne Buche, steht vor dem Haus, ruft sie an, was das sei, daß sie ohne Buche kämen. Es wäre ihnen lieb, sie hätten sie, sagten die Knechte, und leid sei es ihnen, daß sie ihm das da bringen müßten. Der Alte that wohl einen Ausruf, aber glaubt ihr, daß ihm ein Auge naß geworden wäre? Er befahl den Sohn in's Bett zu legen, den Arzt zu holen. Als er hörte, man habe bereits Einen abgeschickt, es werde aber kaum mehr was zu machen sein, sagte er: He! so hätte man es können bleiben lassen. Weiter that er kein Zeichen, daß er ein Gefühl hätte, es graute allen Leuten, sie schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, und am liebsten wäre niemand mit zum Grab gegangen. Es glaubten Viele, wenn es da kein Zeichen gebe, so gebe es niemals mehr eins. Aber es gab keins.

Und jetzt, frug ich, wie geht es? Denn es geschieht oft beim größten Schmerz, daß man wie verstockt ist in den ersten Tagen und daß er erst nachher losbricht. Nichts von dem, sagte die Wirthin, er ist wie ein Stein, nur redet er vielleicht noch weniger als früher, ist immer wüster gegen alle Leute, nicht bloß gegen die Armen, seines Sohns Frau in jenem Hause läßt er fast im Elend, sie und die Kinder müssen es entgelten, was ihm der Junge stiehlt und sonst verthut. Kein Mensch kann begreifen, wo er mit dem Gelde hinkömmt und was er eigentlich denkt und was er sich für eine Rechnung macht. Es sind viele Leute, welche sagen, und es ist ihnen Ernst dabei, wenn der um Gotteswille nur nicht sterbe bei ihren Lebzeiten, denn wenn er todt wäre und sie Einem begegneten, der aussähe wie er, so dürften sie diese Straße nicht mehr fahren, weder bei Tag noch bei Nacht. Und schaut, Herr, wenn man ihn ansieht, so muß man es glau-

ben. Wenn er so steinig daher kömmt mit seiner stotzigen feurigen Nase, so ist es fast, als ob es der Teufel selbst sei, man muß sich fürchten, man mag wollen oder nicht. Daneben ist's gut, daß es so ging, es glaubt jetzt wieder mancher, daß ein gerechter Gott im Himmel wohn't, und daß es nicht gleichgültig ist, wie man auf Erden thut. Der mache sich jetzt nur noch so stettig gegen den lieben Gott, aber wenn es Zeit sei, werde der es ihm schon zeigen, wer Meister sei, sagen alle Leute. Aber, sagte ich, die Leute hätten doch noch bessere Ursachen, um an Gott zu glauben, als so etwas. Ja, sagte die Frau, die Leute sind drum gar wunderlich, sie wollen die Sache vor Augen haben und mit den Händen greifen, und wer es da nicht greifen kann, ja dem, Herr, ist nicht mehr zu helfen. Da half Disputiren nichts mehr, und ich muß sagen, ich vergaß die Sache auch nicht.

Nur schien es mir sonderbar, wie es an einem Orte so gehe, an andern Orten anders. Ich kannte Leute, welche viel Böses gethan, immer so unsauber waren im Gewissen wie jener Alte, denen war nichts Absonderliches begegnet. Im Frieden schienen sie süße Früchte ihrer Ungerechtigkeit zu genießen, hell auf, vom zürnenden Gott vergessen zu sein in alle Wege. Und warum bei diesem steinernen Klotz an den Kindern strafen, die nichts verschuldet, und deren Strafen ihm nicht einmal weh zu thun schienen, warum nicht ihn selbsten schlagen mit einer Pein, die in Mark und Bein ihm fährt? Da dachte ich, daß nicht umsonst gesagt sei, meine Wege sind nicht eure Wege, und meine Rathschläge sind unerforschlich, dachte an den armen Hiob, der anfänglich auch mit solchen Fragen in seinem Elende sich selbsten noch peinigte, an David, der in seinem dreiundsiebenzigsten Psalm sie aufwarf und beantwortete. Es ist so vieles auf Erden wunderbar vor unsern Augen, vieles wird im Lauf der Jahre uns klar und vieles wohl erst, wenn die Räthsel aufhören und von Angesicht zu Angesicht wir schauen, was den Augen,

die aus Erde gebaut sind, verborgen war. Ueber diese Gedanken war wiederum manches Gräslein gewachsen und entweder vom Vieh gefressen worden oder in Schnee erfroren, und weit herum war ich gewandert, nicht bloß hin und her zwischen Konstantinopel und Bern, sondern durch Steppen und allerlei wüste Orte, und bin doch nicht der ewige Jude, noch viel weniger dessen Frau, die ihm der Franzose Sue angehängt hat, als hätte der arme Teufel nicht an sich selbsten genug. Ich muß halt auch wandern und weiß nicht wie lange, doch hoffentlich nicht so lange als der ewige Jude, und ich weiß auch warum. Aber nicht darum wie er, weil ich den Heiland nicht will absitzen lassen vor meinem Hause, sondern weil ich ihn eben suche, daß er bei mir einkehre und Herberge mache. In Konstantinopel bin ich zwar immer noch gerne und wandere von dort nach Bern, die Türken habe ich nicht ungerne, sie rauchen guten Taback und haben gutes Rosenwasser, handle damit nach Bern, wo man gerne zu gutem Geruch kommen möchte und es fast nicht z'weg bringen kann.

Als ich nun das letzte Mal durch jenes düstere Thal Bern zuschritt, war es wieder Frühling und sehr lieblich, in mannigfaltiger Farbenpracht schimmerte das von verschiedenartigem Laubwerk eingefaßte Thal. Auf jedem Baumzweig saß ein Sänger und pries auf seine Weise seinen Schöpfer und Herrn. Es war, als sei es das Jugendfest der Schöpfung, die Feier der Tage, wo der Herr endlich sein Werk betrachtet und gesagt hatte: Siehe, es ist alles sehr gut. So wanderte ich in stiller Freude den schattigen Weg entlang und vergaß meine armen Beine und kam mir selber vor als ein Jüngling auf der Wanderschaft. Hätte gerne mit gesungen den Preis auch meines Schöpfers, wenn ich es so schön gekonnt wie des Waldes Vögelein. Als ich zur Beugung des Thales kam, wo das dunkle Haus so unheimlich vor's Auge trat, stellte es mich unwillkürlich, obschon ich nicht

daran gedacht hatte. Es war nicht mehr da das dunkle, unheimliche Haus, heiter sah man weiter in's Thal hinaus, weißlicht schimmerte es über den Platz hin, auf welchem das Haus gestanden war. Als ich genauer hinsah, schien es mir Bauholz zu sein, bereits überhauen, das alte werde wahrscheinlich verbrannt sein, dachte ich. Ungefähr hundert Schritte vor mir stand ein Mann im Wege und hackte etwas in der Straße, als wäre er ein Wegknecht, aber für einen solchen kam er mir sonderbar vor. Er trug eine blaue halbleinene Kappe, wie sie vor hundert Jahren allgemein waren, und einen grauen Mantel mit einem Kragen, der über die Arme hing, und die Sonne schien so warm. Den fragst du, dachte ich. Aber den konnte ich nicht fragen, der glitt vor mir weg oder machte sich vorwärts, ich wußte fast nicht wie, aber an ihn heran konnte ich nicht kommen. So kam ich unvermerkt dem Bauplatz nahe, dort verschwand mir der Mann, aber auf einem behauenen Holz saß ein Weib und gaumete ein Kind. Es war ein blasses aber junges Weib, mit verständigen Augen, aber ernsten Mienen. Sie sagte mir, das Haus sei das ihre gewesen, im letzten Sommer abgebrannt und sie kaum mit dem Leben davon gekommen. Da sei Holz für ein neues, sie wollte es wäre schon gebaut.

Und der alte Mann, der vor mir ging und hinwegkam ich weiß nicht wie, wer ist das? frug ich. Sie sah mich seltsam an, ehe sie antwortete, und ich sah sie auch an, und sah, daß sie eigentlich recht schön und noch mehr als schön war, daß sie so ein inniges Gesicht hatte, wo man gerne hinter die Scheibe schlüpfen möchte, um zu erfahren, was da hinten für Liebes und Gutes wäre. Als sie merkte, daß ich ein Fremder war und keine Bosheit hinter der Frage, sagte sie: Es ist der Großvater. Darauf begann sie mit dem Kind, das unruhig wurde, zu pläperlen und ich ging weiter. Da fiel mir plötzlich ein, das sei allweg der harte Mann, von dem man gesagt, der sei steinern, der sei un-

empfindlich gegen Gottes Gerichte, und was war jetzt mit dem, daß er mich so seltsam floh, so seltsam auf der Straße verkehrte?

Man kann denken, daß ich lange Beine machte dem bekannten Wirthshause zu, und nicht viel fehlte, ich hätte den Mund den eilenden Beinen noch weit vorausgesandt und meine Fragen abgeschossen, sobald das Wirthshaus mir in den Gesichtskreis trat. Es traf sich gut für das, was mich brannte. Die Wirthsstube war leer bis auf die Wirthin, und so eine einsame Wirthin lechzet zunächst nach einem Gast eben so sehr, als dieser nach einem Schoppen. Sie begrüßte mich als einen alten Bekannten, und sehr viel war es von uns beiden, daß sie nach meinen Bedürfnissen sich erkundigte, ich verständigen Bescheid gab, sie der Befriedigung meiner Wünsche nachgehen ließ, ehe ich auf's Tapet brachte, was sichtlich uns beide drückte. Freilich hatte sie kaum Schoppen und Glas auf den Tisch gestellt und Antwort auf die Frage erhalten: oder befehlet ihr wyters öppis? als wir wie auf's Tempo uns zwei andre Fragen zuwarfen. Ja gället Herr, sagte sie, wie es doch geht, aber da kann man wieder sehen, daß, was auch die Menschen sagen, Gott der Herr doch immer der stärkste ist. Und zwingt er's nicht mit dem Einen, kommt er mit dem Andern, bis der Mensch am Boden ist. Jedermann hat gemeint, der Bauer im dunkeln Thal sei von Stein, und an dem bringe Gott nichts ab. Aber wohl! dem hat er es auch gezeigt und man weiß nicht, soll er Einem erbarmen oder soll man es ihm gönnen.

Natürlich sagte ich nun auch, was ich gesehen, so neugierig ich auch war zu vernehmen, was geschehen, aber so hat man's, reden thut man noch lieber als hören, 's ist aber jedenfalls ein Fehler. Endlich kam die Wirthin zum Fortfahren und redete also: Ja denket doch, Herr, wie es gehen kann in der Welt, ganz ung'sinnet, wie niemand dran denkt. Da ging der Alte einher so stolz und stark wie ein Eichbaum,

man hätte denken sollen, drei Tage nach dem jüngsten müsse Gott der Herr ihn noch todt schlagen, wenn er ihn todt haben wolle, und daneben hat er alles regiert in seiner Familie und in der Gemeine, es mußte ihn Alles fürchten. Mit Arbeiten und Geizen wurde er immer ein ärgeres Scheusal. Vor einem Jahr trat er mit seinen Häusern aus der Brandkasse. Hier brenne es doch nicht, und er wollte ein Narr sein, länger für Andere zu bezahlen, hat er gesagt. Im vergangenen Jahr ward es spät Frühling, dann gleich schrecklich heiß, das Gras wuchs schnell, war ungewöhnlich mastig, kam schnell und heiß auf einander, und mancher Heustock verbrannte. Dem Alten sagte man oft, sein Heu rieche wohl stark, er solle drein schroten lassen, aber er wollte nicht. Wird mit der Zeit schon bessern, sagte er, jetzt hätte er mit dem Emd zu thun, das pressire. Er pressirte mit dem Emd, und am Tage, wo er alles herein hatte, sagte er, nicht um manche Dublone wollte er, daß er noch eine Handvoll draußen hätte, die, welche noch draußen hätten, könnten sehen, wie sie es herein brächten, es gebe ander Wetter. Seine Leute aber waren straplizirt, sie konnten kaum mehr auf den Beinen stehen, und wo sie ablagen, da lagen sie. Wir hatten selben Tag auch viel eingemacht und schwer lag der Schlaf auf uns, wir hörten Stürmen und Brüllen und konnten nicht erwachen, bis uns fast die Fenster eingeschlagen wurden, und als ich endlich ein Auge aufthat, war die Stube ganz heiter. Wohl, da that ich das andere auch auf, wir meinten, unser Haus sei in Brand. Gottlob war es nicht; sobald wir draußen waren, wußten wir wo es war, denn blutroth stand die Flammensäule hinter dem Walde und Funken sprühte es bis hierher.

Was man schon lange gesagt, war geschehen, das Feuer im Heustock ausgebrochen, alles spindeldürr, alles im Brande, ehe jemand erwacht, mit Noth wurden die Kinder gerettet, halb verbrannte der betrunkene Sohn, alles Vieh blieb im

Feuer. Da sah man den Mann wild und zornig, sein Verlust war groß, es brannte ihn aber mehr noch, daß er daran schuld war, was er zwar niemanden eingestand, ja sich selbst es abläugnete, hauptsächlich aber, daß es da nicht nach seinem Willen ging, daß eine Macht über ihm war, an der er nichts machen konnte, daß ihm ein Haus verbrannte, wozu er den Befehl nicht gegeben, ja ganz gegen seinen Willen. Niemand hatte Erbarmen mit ihm, aber wohl mit der armen Frau, die das größte Leiden hatte. Sie sollte ihrem Mann abwarten, für alles sorgen und hatte nichts. Der Alte wollte mit Geld nicht ausrücken; wenn die Leute nicht besser gegen sie gewesen wären, sie hätte es nicht machen können. Endlich konnte der Mann sterben, aber des Schwiegervaters Zorn mußte sie alle Tage frisch haben. Er hatte im Kopf, noch selben Herbst ein neues Haus unter's Dach zu bringen, aber das gab's ihm nicht. Es ist curios, seit die Leute merkten, daß ein Stärkerer über ihm war, waren sie auch nicht mehr so unterthänig gegen ihn, wollten die Hände ihm nicht mehr so unter die Füße legen. Er brachte die Werkleute nicht herbei, wie wüst er auch that. Die Nachbarn wollten ihm nicht fahren, wie er dachte. Sie sagten ihm begreiflich nicht ab, aber heute wollte es sich diesem nicht schicken, morgen jenem nicht, wie man es hat mit Sachen, die Einem zuwider sind. Zudem war es ein böser Herbst, wo man nichts machen konnte, die Tage zur Arbeit so gleichsam nur stehlen mußte. All sein Zorn ging dann über die arme Frau aus, sie sollte an allem schuld sein.

Letzten Winter, bald nach dem Neujahr war's, da bekam er einen Brief von Bern, darauf fuhr er hinein, und am Abend kam er wieder, aber wenn das Roß den Weg nicht besser gewußt, als er, er wäre nicht heimgekommen, denn er war nicht bei sich, er kannte niemanden und wußte nicht, wo er war. Es brach ein schreckliches Fieber aus, es hieß, es sei der Hirnbrand, es dachte niemand, daß er davonkäme.

Und doch schlug er durch und brachte das Leben davon, aber was für eins! Er redet kein Wort mehr, von seinem Hof hat er sich fortgemacht und hält sich bei seiner Schwiegertochter auf, kennt aber keine Zeit, weiß nie, ist's Morgen oder Abend, bei keiner Mahlzeit stellt er sich ein, er ißt, wenn er hungrig ist, was er findet. Um nichts kümmert er sich, jetzt kann seinethalben bauen wer da will. Er geht mit einem Pickel oder einer Haue Straß auf, Straß ab, kratzt darin, suchet und kann nichts finden, schüttelt den Kopf, geht weiter und kratzt an einem andern Ort. Man wollte es ihm verbieten, aber er that so wüst, daß man es bleiben ließ und dem Wegknecht aparten Lohn zahlt, damit er ausbessere, was der Alte verdirbt, denn er macht oft große Löcher. Läßt man ihn machen, so thut er niemanden etwas, im Gegentheil, er flieht vor den Leuten, weicht aus, daß man oft nicht weiß, wo er hinkommt. Ein trauriger Anblick! Die Leute sagen, verdient habe er sein Unglück, aber er könne sie jetzt doch fast erbarmen. Daneben sei es ihnen lieber, er müsse jetzt umgehen und abbüßen, als daß er nach dem Tode abbüßen und wiederkommen müßte. Das wäre ihnen zum Entsetzen. Es sei schon so einsam und lang durch das Thal, daß es Einem oft für nichts und wider nichts kalt den Rücken auffahre. Wenn man dann erst noch den Alten da antreffen müßte, wie er kratze in der Straße, so dürfte kein Mensch mehr den Weg brauchen, weder Tag noch Nacht.

Aber, frug ich endlich, weiß man nicht, was ihm in Bern zugestoßen, oder ob das ihm nur so von selbst, wie man zu sagen pflegt, gekommen ist?

Man redet davon wohl freilich, aber eigentlich vor die Leute läßt man es nicht, man verheimlichts so gut möglich. Wie bekannt gönnte er niemanden etwas und gab niemanden etwas, nicht einmal steuern und tellen wollte er wie üblich und bräuchlich, ja auch sein Geld gönnte er den Nachbarn nicht, wenn sie es ihm auch verzinsen und versichern wollten

mehr als gesetzlich. Da geht nun die Rede, und es soll mehr als gewiß sein, er habe alles Geld, welches er habe auf- und anbringen können, einem Bankhaus in Bern gebracht, und das habe es ihm in fremde Länder gebracht, wo es für Eisenbahnen verbraucht worden sei. So habe man es ihm hier nicht nachweisen können, und darum habe er keine Steuern davon bezahlen müssen.

Das ist nun vor Gott und Menschen nicht recht, man denke, wenn es alle Menschen so machen wollten. Dazu war hier eine schreckliche Geldnoth, es mußte mancher von Haus und Hof, weil er kein Geld finden konnte, und hatte doch doppelte Sicherheit und mehr, und verkaufen konnte er nicht. Nun habe ihm das Bankhaus geschrieben, er solle eilends auf Bern kommen wegen wichtigen Sachen und habe ihm da gesagt, das Geld sei alles verloren bei Heller und Pfennig, außer wenn man noch einmal viel setze, sei vielleicht etwas wieder zu gewinnen. Das habe ihm in's Gemüth geschlagen wie ein Blitz. Er wolle sich besinnen, habe er erwiedert, sei zum Stall gegangen, habe gesagt: Stallknecht, spann an, und das seien die letzten Worte, die man von ihm gehört, und weiter weiß man nicht, was er denkt und was er sinnt. Aber die Leute sagen, er suche das Geld, das er an den Eisenbahnen verloren, auf der Straße, so gleichsam, als sei es da verlochet, so wie Andere wiederkommen müssen, wie die Leute sagen, um vergrabene Schätze zu suchen oder zu hüten.

Das ist, was man weiß davon, und das ist die lautere Wahrheit, die Köchin im Schloß hat es mir selbst erzählt. Ihr Herr wisse es ganz gewiß, hat sie gesagt.

Ich hatte andächtig zugehört und dachte jetzt daran, wie wunderbar des Herren Wege seien und wie an's Licht kam, was unerforschlich gewesen. Gott weiß, was im Menschen ist und was sein Schatz ist. Hier zeigte Gott es klar, was ein Geiziger ist und wo er seine Liebe hat, nicht beim Bruder, nicht bei den Kindern, geschweige bei den

Armen; er hat sie beim Gelde, da ist seine Seele. Und wenn dann der Geizige das Geld lassen muß, wenn so einer armen Seele genommen wird, was sie hat, was bleibt ihr dann und was wird aus ihr hier in der Zeit, dort in der Ewigkeit?

O Mensch, bedenke!

Niggi Ju.

Ein Lebensbild unserer Zeit.

Erschien zuerst in Fr. Hofmann, illustr. Volksbuch 1. Jahrgang. 1852.

Er hätte Speckſyte lieber als Viſite, hat einmal ein reicher Bauer geſagt. Der Bauer war aber auch konſequent, er that zwei Dinge nicht, er ging weder z'Viſite noch lud er welche ein. Nun aber giebt es noch andere Leute, die ebenſo ungern Viſite haben, als jener Bauer, und zwar aus drei guten Gründen: erſtlich aus Mangel an einem geeigneten Lokal, zweitens aus Mangel an etwas, womit ſie aufwarten können, und drittens aus Mangel an Geld, derlei Dinge zu kaufen, und wenn man wollte, könnte man ganz füglich noch hinzuſetzen, aus Mangel an Kredit, etwas auf Borg zu kriegen. Dagegen gehen ſie für ihr Leben gern z'Viſite und laden ſogar z'Viſite ein, und je weiter von der Heimath um ſo dringlicher, in Chur oder Genf laſſen ſie es ſich wenigſtens dreimal in die Hand verſprechen, in Kroatien oder Dalmatien würden ſie ſich kaum mit einem feierlichen Eid begnügen, es müßte wenigſtens noch ein Handgelübde dazu ſein.

Unter dieſe Leute gehörte Niggi Ju, ein freier Schweizer und ſogar Lieutenant zu Schoppenheim im Schwefelgraben, gleich hinter der dürren Aegerten, einige Stunden von Strängelbach, anmuthig gelegen. Niggi Ju war ein herrlicher Pantoffelzapfen, ein luſtiger Bruder, beſonders wenn er nicht

daheim war, immer oben auf, immer hell auf, und wenn er kanonenvoll war, sang er am schönsten und machte sich am angenehmsten. Er hatte Bildung und las die ausgezeichnetsten Werke der deutschen Literatur, z. B. den Pilger von Langenthal, ja, was noch mehr sagen will, er verstund ihn. Auch sprach er ein reines Französisch. Sein Vater hatte die Kosten nicht gescheut und ihn zwei Sommer hindurch bei einem Käser auf den Pieterlen Bergen gehabt, wo bekanntlich das reinste Weltsch um Biel und anderen Orten herum gesprochen wird, was man besonders dem Umstand zu verdanken hat, daß der Pfarrer von Pieterlen verpflichtet ist, alle drei Jahre einmal französisch zu predigen. Ja, Niggi Ju konnte sogar Reden halten, confédérés und Eidgenossen fuhren ihm aus dem Munde wie Blitze aus dem Himmel, aber viel anhaltender noch, ganze Tage hintereinander als wie in einem Athem. Man begreift, wie prächtig der Bursche war in unserer festreichen Zeit, darum war Niggi Ju überall dabei, überall beliebt und liebte wieder.

Er hatte bloß zwei Fehler, sonst wäre er vollkommen gewesen, ein wahrer Engel, er hatte gewöhnlich kein Geld bei sich, und wer ihm lieh, der sah nie was wieder. Dies ist gewissermaßen fatal, besonders wenn man für sich nur mit Mühe das Nöthige aufgebracht und zusammengekratzt hat. Indessen wollten doch die Meisten lieber den Niggi Ju so gleichsam als ihren Opferstock betrachten und etwas an ihn wenden, als selbst Reden halten, lieber mit Kugeln in die Scheibe schießen, als mit confédérés und Eidgenossen die Wände prätschen. Wo Wein war, da hatte Niggi Ju auch welchen, so lange als da war. Er war eine von den glücklichen Naturen, die auch gar keine Neugierde im Leibe haben, nie frug er: Was kostet die Flasche, oder was sind wir schuldig? Er war ein praktischer Kommunist und zeigte, wie leicht der Kommunismus einzuführen wäre, denn Widerstand fand er keinen, und wenn jemand was dawider hatte, sagte er es

doch nicht laut. Wo er war, ging es lustig zu, um seinetwillen war die Gesellschaft, welche ihn bei sich hatte, ästimirt und um so mehr, je weiter man von der Heimath war. Nach und nach erwuchs Niggi Ju zu einer Persönlichkeit, er begann sich zu fühlen, besonders seit er Lieutenant wurde und dazu noch Pintenwirth. Als Lieutenant ließ er sich erst den Schnauz wachsen, dann noch den Bart, und beides machte sich in seinem Gesichte, das alle Tage breiter wurde, recht stattlich. Als Pintenwirth stellte er noch mehr vor, er war Docent oder außerordentlicher Professor, der einen weiten Kreis von Zuhörern hatte, ja mancher ordentliche Professor, der in einem Semester selten drei Schüler einen Tag lang, verschweige zwei, zusammen kriegt, hätte Ursach gehabt, unsern Niggi Ju bitterlich zu beneiden, denn dem fehlten ein halb Dutzend Zuhörer nie, und oft brachte er es zu einem ganzen Dutzend. Eigene Hefte hatte er nicht, allgemeine Grundsätze trug er nach dem Zeitgeist vor, das Speziellere dann aus zwei Zeitungen, die ihm gratis zukamen, und beides mit einer Kraft und einer Eindringlichkeit, wie sie weit um Strängelbach herum noch nie gehört worden ist. Er donnerte jeden nieder, der nicht vollständig mit ihm übereinstimmte, und half mit grimmigen Blicken seinen Worten mächtiglich nach. Am meisten jedoch wirkte er mit seinen Anspielungen, wie es einmal beim Völkergericht den Pfaffen, Jesuiten und Aristokraten ergehen werde. Da fühlte man nicht bloß, wie eine kalte Schlange den Rücken heraufkroch, man fühlte das blanke Messer am Halse; da setzte jeder mit Disputiren ab.

Er begann viel zu gelten, er ward ein Mann von Gewicht, ein Vertrauensmann, war Schmollis mit allen Majestäten, that dick mit geheimen Mittheilungen und meinte oft, wenn er alles sagen wollte, was er wüßte, der Schlaf verginge manchem, ja und d's Fressen auch. Er ward nach und nach nicht bloß ein Professor, sondern ein Orakel in seiner Gegend, und wenn Niggi Ju von bös Wetter sprach, so

achtete man viel mehr darauf, als ob der Riesen einen Degen habe oder einen Hut. An den Festen war er indessen immer der gleiche Riggi Ju, nur daß er von Mal zu Mal seine Fahne stattlicher trug.

Ja, so eine Fahne tragen, das hieß bei den alten Schweizern etwas. Wem eine anvertraut wurde, dem drang heiß das Blut zum Herzen, der faßte, wenn sie ihm zum ersten Mal in die Hand gegeben wurde, den Schaft mit starker Hand, daß kaum der Tod Hand und Schaft von einander trennen konnte. Die alten Fahnenträger waren Helden, seine Thut, Kollin, Wendschatz und andere mehr wird der Schweizer nie vergessen. Das ist nun anders geworden, seitdem man nur unter Fahnen ziehen zu können glaubt zu Suiten und Saufgelagen, daß, wer eine Fahne auf der Straße sieht, frägt, wo eben eine Lumpete los sei, und neben die Straße steht, um nicht beleidigt zu werden, wo man die Fahnen ansieht als Deckmäntel für Rohheit, Bosheit, bestialische Brutalität. Da in der That mag der Träger einer solcher Fahne nichts fühlen, als die Verpflichtung, am meisten zu saufen, am lautesten zu brüllen, am wüstesten sich zu geberden. Daß man Fahnen so entweihen konnte! Die Folgen solcher Entweihung werden sichtbar werden, wenn ein blutig Morgenroth über die Schweiz aufgehen sollte. Die Obrigkeit sollte gebieten, daß an Festen, heißen sie nun wie sie wollen, wie z. B. mehrere im Canton Bern waren, nichts getragen werden dürfe, als Banner mit dem Bilde eines Schweines und eines Kolbens.

Das war das Banner der tollen Bande, der Buben aus den vier Cantonen, wie sie sich nannten, die sich im Jahr 1477 zusammenthat. Damals hatte man Sinn für Wahrheit, wollte nicht mehr sein, nicht anders heißen, als man war und that; in den letzten Jahren dagegen that man wüster als die Buben der tollen Bande vor vierhundert Jahren und wollte die Gebildetsten des Volkes heißen und dafür anerkannt sein.

Nun unser Riggi Ju war nur Lieutenant und Pintenwirth, aber als moderner Fahnenträger der geschilderten Art kam ihm der Gebildetste nicht gleich, er hatte sich in seinem Fach ganz vollendet herausgebildet. Mit dem Bewußtsein seiner wachsenden Persönlichkeit wuchs auch das Verlangen, für einen gewichtigen Mann zu gelten, nicht bloß Leibeshalber, sondern auch in Bezug auf Geld und Gut. An dieser Meinung war ihm je länger je mehr gelegen, er suchte sie zu pflanzen mit allem Fleiß. Das that er nicht in den Hütten, wo getafelt und toastirt wurde, wo allerlei Volk war und er nicht wußte, was für Ohren seine Rede hören konnten, sondern in Privatzirkeln. Er gehörte natürlich unter die Glücklichen, welche fast immer freies Quartier hatten oder eingeladen wurden von alten Freunden, die sie hier oder dort angetroffen, und welche dann aus dem FF traktirt wurden.

Hier im Familienkreise, wo man es dem Gast so recht wohl und heimelig zu machen suchte, hier war es, wo er so recht gemüthlich sprach von seinen Geschäften und Besitzungen, von Erziehung und Familie, von seinen Absichten mit derselben, ihrer Lebensweise, so daß man in vielen Familien, namentlich in solchen, die auf dem neuen Loche pfeifen, die daher den klaren, einfältigen Wahrheitssinn und namentlich das richtige Maaß zur Schätzung der Leute verloren haben, ihn für einen sehr begüterten Honoratioren seines Ortes hielt, der eine glänzende Zukunft vor sich habe, und wo eine Verbindung mit ihm von Glück und Vortheil sei. Das sei ein Mann von treuherzigem Wesen, so von rechtem Schrot und Korn; von wegen mit schönen Manieren sei die Sache nicht gemacht, so einem könne man trauen; da wisse man doch, woran man sei, hieß es.

In andern Familien, doch in solche kam er seltener, wollte es ihm nicht gerathen; es war ihm unheimlich, je mehr er es fühlte und nachbessern wollte, desto weniger gerieth es ihm. In solchen Familien hielt man ihn für einen Narren,

der etwas scheinen wollte, was er nicht war. Auf diesen Schluß brachte sie nicht bloß das Gerede, sondern auch die Kleidung, die etwas vorstellen sollte und eben nichts vorstellte, als das Mögen und nicht Können. In solchen Familien war es Niggi Ju nie wohl, das seien verfluchte Aristokraten oder Jesuiten, dachte er, wenn er gewußt, wie das wäre, dahin wäre er nicht gegangen, hätten keine Lebensart, wüßten gar nicht zu leben. Die Söhne, welche ihn in solche Familien eingeführt, fielen aus seinen Gnaden, er hielt sie für verdächtig, er sagte, aus solchen gebe es in wenig Jahren die ärgsten Reaktionäre und Aristokraten. Solche lud er sehr kühl ein oder gar nicht, solchen Leuten müsse man es zu merken geben, daß man ihnen nichts nachfrage, sagte er.

Er kriegte aber nach und nach einen gewissen Takt, er that selten mehr Fehlgriffe, bettete sich meist wie in Abrahams Schooß. So war er auch einmal an einen Ort gekommen, wo er vor Lust und Wonne die Füße kaum unter dem Tische stille halten konnte. Es war ein reiches Handelshaus, handelte mit Taubenmist und Sägespänen, Kaffeesatz und Cichorien. Der Vater war ein wüthender Fürsten- und Pfaffenfeind, haßte Alles, was einen Kreuzer mehr hatte als er, bitterlich, ebenso Alle, welche vornehmer waren. Die hätten ihm Alle müssen gehängt sein, wenn er versichert gewesen wäre, daß er dann ihren Adel und ihr Vermögen geerbt und nicht etwa jemand anders. Wie der Vater war auch die Mutter accurat, ja selbst die Großmutter gab eine Geschichte nach der andern zum Besten über die Junker ihrer Zeit und was sie von ihnen ausgestanden, dieweil sie sehr hübsch gewesen. Ein Rudel dralle, fidele Mädchen und zwei Söhne, sehr fein angezogen, dachten gleich, es war da eine Harmonie sondergleichen, nur mit dem Unterschied, daß der junge Geist bedeutend mehr schäumte und brauste, als der alte. Da ging es ganz kreuzfidel und kannibalisch lustig zu, denn der Papa nahm gerne einen, die Mama nahm gern einen, die Großmutter nahm gern einen, die Söhne

gerne zwei, wenn sie es dahin brachten, und je mehr man nahm, desto besser gefiel es den Mädeln, denn desto lustiger ging's zu. Da war Riggi Ju an seinem Platz, man kann es sich denken. Mahomets Paradies schien ihm eine Spelunke dagegen. Als er aber fort sollte, da war es nicht bloß wie der Abschiedstag vor der Reise in's heiße Afrika, da war's, als ob der jüngste Tag da wäre, der ewige Sonnenuntergang. Er hing der ganzen Familie am Halse, selbst der Großmutter, es fehlte nicht viel, die ganze Familie wäre ihm nachgezogen. Aber siebenmal siebenmal mußten Alle beim Aldeboran, bei der Cassiopeja und allen schönen Namen versprechen, ihn zu besuchen, selbst die alte Großmama mußte schwören, es zu thun. Die behielt sich doch das Leben vor, denn todt werde er sie nicht begehren, sagte sie in allem Ernst, aus Furcht, ein unbedingtes Versprechen wäre sie verbunden gewesen noch nach dem Tode zu lösen. Der Abschied machte Riggi Ju wenigstens einen halben Tag lang schwermüthig. Das seien jetzt einmal Leute gewesen nach seinem Herzen, so werde er es sein Lebtag nicht mehr antreffen, sagte er.

Eine geraume Zeit war vergangen, derweilen manch Gräslein gewachsen, manche Blume abgefallen war, als an einem schönen Nachmittag vor dem Hotel zu Schoppenheim ein elegantes Fuhrwerk vorfuhr mit einem eleganten Herrn darin. Das Hotel hieß zur goldenen Giraffe und war berühmt zu Stadt und Land. Dort aß man Sachen, denen der berühmteste Naturforscher keinen Namen geben konnte, nicht wußte, ob sie zu den Dingen, die auf der Erde, oder zu den Dingen, die unter der Erde, oder zu denen, die im Wasser sind, gehören. Ein Gelehrter aus dem hohen Norden erklärte bestimmt, es seien Ueberbleibsel der Urwelt, die man finde entweder im Jurakalk oder in den Steinkohlenlagern des Oberlandes, so können die Gelehrtesten sich verschießen! Man kann begreifen, wie berühmt das Hotel war, und zudem war es noch das einzige im berühmten Schoppenheim, daher kein

Reisender von Distinktion ohne einzukehren an ihm vorüber ging oder fuhr. Der kundige Stallknecht mit tapfer angerauchtem Gesichte, seine vorjährige Griechenkappe auf dem wollenen Kopf, stund zufällig vor der Thüre seines Departements, in welchem er besser daheim war, als mancher Minister in dem seinigen, und sagte für sich: „Allweg e Müsterler, aber der war noch nie hier." Als derselbe anfuhr, fuhr der Stallknecht mit der einen Hand an's Käppchen, mit der andern griff er in die Zügel, stellte das Fuhrwerk am geeigneten Ort, wo der Herr beim Aussteigen gleich auf die Treppe zu stehen kam, nahm das Leitseil ab, frug: „Ich werde sollen ausspannen?" „Bleibe wahrscheinlich über Nacht hier," sagte der elegante Herr. „Also das Gewohnte?" frug der Stallknecht. „Versteht sich," sagte der Herr. „Sagt mir," frug er weiter, „wo wohnt der Herr Hauptmann oder Lieutenant Ju?" „Ich kenne keinen, es ist kein solcher hier," sagte der Stallknecht. „Das ist doch Schoppenheim?" frug der Herr. „He, was wollte es sonst sein," antwortete der Stallknecht. „So muß da ein Herr Ju wohnen," sagte der Herr ungeduldig, „Hauptmann oder Lieutenant. Ich traf ihn oft an, z. B. vor zwei Jahren war er am großen Schießet und trug die Fahne." Darauf sagte der Stallknecht: „Das wird der Riggi sein, kein anderer als dä donners Riggi." „Er soll große Güter hier haben, ich möchte ihn besuchen," meinte der Herr. Da machte der Stallknecht sein famösestes Gesicht und brummte: „Ja wolle, dä Güter, der wird aber an einem andern Orte ein Fuder gelogen haben. Ja, der wohnt hier," sagte der Stallknecht, „ich erinnerte mich seiner nicht gleich, von wegen bei uns sagt man ihm nur der Riggi." „Hansli," rief er einen Jungen, „zeig doch dem Herrn, wo Riggi wohnt." „Wo wohnt er jetzt?" frug der Junge. „He weißt nit? bim Lumpesami im Dreckgäßli?" „He wohl," antwortete der Junge. „Giebt er mir aber öppis?" „Gang ume, und wenn er dir dann nichts giebt, so sag mir's, du mußt

das nicht vergeben machen, von wegen in's Dreckgäßli geht niemand, wenn es nichts abträgt, ume öppe wegem Pläsir."

Der Herr hatte unterdessen dem Kellner seine Effekten übergeben, das Gespräch hinter seinem Rücken überhört, und als er sich umwandte, sagte der Stallknecht: „Dä Jung da will dem Herrn den Weg zeigen." „Gut so," sagte dieser, zog die Manschetten z'weg, die Handschuhe an, fuhr damit über den untern Theil des Körpers und ging ab. „Wo will er hin?" frug der Kellner. „Zu Niggi," antwortete der Stallknecht, „er werde große Güter haben hier," hat er gefragt, und krümmte sich und lachte, daß der Rücken hoch auf stund. „Der wird luegen!" Der Kellner lachte auch und nicht wenig, doch sagte er: „Sami, ihr hättet ihm das nicht machen sollen, konntet ihr nicht sagen, er sei nicht hier, er sei in einem Bad oder sei auf Reisen gegangen?" „Nein, das hätte ich nicht gesagt und wenn man mir den Gring abgeschnitten hätte. Der mangelt nicht, daß Andere für ihn lügen, der kann's selber. Der lachet über alle Leute und hat Freude, sie zum Besten zu halten, dem schadet es gar nichts, wenn einmal Andere auch über ihn lachen. Wenn er nur daheim ist. Es nimmt mich wunder, was er angiebt, usehelfe wird er sich allweg." „Selb habe ich nicht Kummer," sagte der Kellner, „aber eintreiben wird er es euch auch, Sami." „Probir er's nur," sagte Sami, „so weise ich ihm alle Tage jemanden zu, d's Dreckgäßli muß noch berühmt werde, my armi Thüri!" Ein bedeutender Theil des Wirthshauspersonals hatte sich herbeigelassen, Gäste waren dazu gekommen, es verbreitete sich eine große Heiterkeit, die um so größer war, je seltener was Neues hier passirte und besonders was Lustiges. Alles war gespannt auf die Entwicklung des Knotens.

Es hatte sich nämlich in Niggi Ju's Verhältnissen eine fatale Veränderung zugetragen. Glänzend waren dieselben nie gewesen. Sein Vater hatte ihm einige Geißenrechte auf

dem Nutzen, ein Siebentel von einem Kühfuß auf der steinigen Alp, ein halbes Häuschen und drei Gartenbeete hinterlassen. Von seiner Frau hatte er einige hundert Franken erhalten. Sie war eine sehr hoffährtige Tochter gewesen, hatte sehr viele Kleider eingekehrt, unter andern wenigstens zwei Dutzend Mänteli, von denen einige brodirt, und ein halbes Dutzend Hemder, drei mit kuderigen, drei mit knöpfigen Stöcken. Indessen hatte ihn einige Zeit lang ein gewisser Glanz umgeben, gute Kameradschaft hatte ihm einigen Kredit verschafft. Niggi Ju stellte was vor, man hätte meinen sollen, was hinter ihm stecke und welch bedeutender Mann er in seiner Gegend sei.

Liebenswürdigere Herren als die, die in Wein machen, giebt es nicht, so lange man ein Abnehmer ist und zahlungsfähig scheint. Sie haben eine Zärtlichkeit im Leibe, die unbeschreiblich ist. O, es giebt nichts Rührenderes auf der Welt, als so ein saftiger Weinmüsterler, der in Liebe schwimmt wie ein Fisch in einer Sauce. Aber wie in einer Fischsauce gewöhnlich Zwiebeln sind, die bekanntlich die Augen übertreiben, wenn man ihnen zu nahe kommt, so fehlen in der Sauce, worin diese Herren schwimmen, die Zwiebeln, und zwar scharfe, nicht. Wenn die Zahlungen ausbleiben, die Ausstände sich mehren, die Unterpfänder nicht mehr hinreichend scheinen, und was will z. B. der siebente Theil eines Kühfußes auf der steinigen Alp sagen, so trocknet die Liebe ab, wird rächelig, die Zwiebeln stechen vor, und endlich giebt es aus den Zwiebeln Agenten, die setzen sich zwischen Haut und Fleisch, saugen sich erst die eigene Haut voll, dann treiben sie die Geliebten der Müsterler unbarmherzig zur Güterabtretung, und der Müsterler kriegt was, hie und da Geld, aber selten, meist eine Kostensnote des Agenten, dem er die Gelegenheit zum Saugen noch theuer bezahlen muß.

So etwas hatte Niggi Ju nie erwartet. Er sah wohl, wie es rings um ihn ging, aber daß es ihm so gehen werde, daran dachte er nie. Er meinte wie die Meisten in ähnlichen

Fällen, er mache eine Ausnahme, er habe zu gute Kameraden, er sei zu geliebt, zu respektirt, er brauche nur den Finger auszustrecken, so hingen ihm zehn Helfende daran, oder einen Gux auszulassen, so kämen seine Freunde alle daher geflogen und geritten. Die Eidgenossen und Schützenbrüder, die Gerichtspräsidenten und Regierungsstatthalter, deren Augen er so oft mit seinem Besten gewaschen, würden ihn heraushauen mit Bruderliebe und Tapferkeit und im Triumphe gen Himmel tragen, d. h. in's Bierhaus, wo ein Faß den König macht.

Aber es ging anders, Niggi Ju machte keine Ausnahme. Er winkte wohl, aber wer vorüberging, blinzte, er ließ Guxe aus, aber alle Ohren waren verstopft mit Baumwolle, wenn er nach baarem Gelde schrie, dagegen ward ihm mit vollen Händen die allerneueste Münze gespendet, Hoffnungen, Verheißungen, Anweisungen, zahlbar in der Zukunft von denen, die was hatten und das per se gestohlen, vorenthalten hatten, Bauern, Herren, Bürger und Fürsten. Und die wurden ihm mit so viel Zuversicht und Bestimmtheit gegeben, daß er das ganze Gemüth voll Trost bekam und seinen Geißenrechten auf dem Kutzen, seinem siebenten Theil von einem Kühfuß, seinem halben Häuschen noch die Kappe nachwarf und noch der lustigere Niggi Ju wurde, als er vorher gewesen; denn wenn er nur den halben Theil erhielt, was ihm verheißen worden, so war er siebenhundertmal reicher, als er gewesen. Und Niggi Ju glaubte daran, denn etwas muß der Mensch haben, auf das er sein Vertrauen setzt. Einstweilen mußte er freilich von seinem Thron herab. Pintenwirth war er nicht mehr, aber was machte ihm das! Bald kam er auf einen zehnmal höhern, bald war er vielleicht Amtsschaffner oder Finanzminister oder irgendwo Bärenwirth. Unterdessen, bis er nächstens wieder oben, zog er zu Lumpensami in's Dreckgäßli, der seiner Frau Schwester ebenfalls zur Frau und gerade ein leeres Stübli gegen das Höfli hatte.

Dorthin sollte der Junge den Herrn führen. Der wun-

derte sich sehr, als der Junge von der Hauptstraße abbog, das honnette Quartier verließ und den in kleinen Städten wohlbekannten hintern Gassen zusteuerte, tröstete sich indessen mit der Hoffnung, sein Freund wohne vor den Thoren auf einem Landhause und sie seien auf einem näheren Wege dorthin. Ihre Bahn wurde immer beschwerlicher, sie geriethen zwischen Mistkarren und Mistpfützen, Kinder und Gänse liefen schaarenweise ihnen um die Füße, Burgerknebel und andere Stöcke füllten jedes freie Plätzchen. Der Fremde kam in bedenkliche Gefahren wegen Stiefel und Hosen; trabte er links, so kam er in eine Pfütze, trabte er rechts, so gerieth er in Burgerknebel oder in die versalbten Räder eines Mistkarrens. Er fluchte mit dem Jungen, rief ihm zu, sie wollten andere Wege gehen, und als der ganz kaltblütig fortging, als ob ihn das Fluchen gar nichts anginge, drohte er bei Haar und Haut ihn zu führen, bis sie aus dem Mistloche raus wären. Aber ganz ruhig ging der Junge zu, als ob er weder Haut noch Haare hätte. Wird gedacht haben, spring nach, wenn kannst! Der Zorn hatte den höchsten Grad erreicht, hätte, wenn die Beine nichts verrichtet, mit Handhabung von Wurfgeschoß sich entladen, wozu Burgerknebel hinreichend in Vorrath lagen, wenn der Junge nicht über einen Haufen Stöcke an eine enge Thüre kletternd, jenseits stille gestanden wäre und gesagt hätte: „Lueget, Herr, da wohnt der Lumpe Samt und Niggi ist bei ihm z'Hus."

Aus Schrecken oder weil unter seinen unkundigen Beinen ein Stock wackelte, rutschte der Herr aus, stolperte unwillkürlich zur engen Thüre hinein, überwarf ein Kind, welches aus G'wunder, was für eine ungewohnte Creatur über die Stöcke klimme, ihm entgegen rannte. Das schrie Zetermordio, er fluchte französisch, tröstete auf deutsch; aus einer hintern Thüre stürzte ein Weib in sehr auffallendem Neglige und schrie und fluchte, beides deutsch. Vor der Thüre gab das ganze Thierreich Laut, es war ein Spectakel zum Entsetzen,

und obendrein begann es im dunkeln Hintergrunde an zu grollen, zu rumpeln, zu donnern, als ob in seiner Höhle ein Löwe erwache und sich rüste, Ordnung zu schaffen, und da es nicht Ordnung, nicht Stille gab, mit gewaltigem Schritt der Donner näher schreite, und da er zum Eingang der Höhle kam, wo ein Stücklein Tag war, da war es unser Niggi Ju, schmutzig, struppig, ohne Rock, des Dreckgäßleins würdiger Bewohner. Als unser Niggi Ju den Fremden sah, dachte er, wär' ich dahinten geblieben, aber kannte ihn nicht gleich. Der andere den Niggi Ju auch nicht, aber beide hielten dafür, sie hätten einander schon gesehen.

Als der fremde Herr anfing zu reden, erkannte ihn Niggi Ju alsbald. Im ersten Augenblick schoß ihm das Blut zum Schädel. Aber unser Niggi Ju war nicht umsonst Soldat und sogar Lieutenant, er besaß eine der ersten militärischen Eigenschaften, die Geistesgegenwart, im hohen Grade, er hatte sie auch nicht bloß in Garnison, sondern in seinen vielfachen Feldzügen, an Sänger- und Schützenfesten, an Volksversammlungen und Privatversammlungen beträchtlich ausgebildet. Plötzlich schlug er ein helles Lachen auf und rief: „Mein Gott, bist du es! ach das ist ja brav von dir. Aber wie triffst mich an, ich muß mich ja schämen, daß es kei Gattig het. Geh einen Augenblick aus dem Säustall heraus, vor die Thüre, ich komme alsbald nach.“ Der Fremde hatte auch gesagt, mein Gott, bist du es, habe dich wahrhaftig nicht gleich gekannt, ihn immer verwunderter angeglotzt, ließ sich jetzt das nicht zweimal sagen, dachte dabei: Da habe ich es übel getroffen, hätte ich nur das verfluchte Nest nie gesehen. Meine Stiefel mit der englischen Glanzwichse sind ruinirt. Aber kaum hatte er das gedacht, kam mein Niggi schon daher in einem alten militärischen Ueberrocke, die Polismütze auf dem Kopf, und lachte, daß ihm der Bauch wackelte und rief: „Du triffst mich sauber an, du wirst denken, was ich für ein Kerli sei! Aber sag mir, wer hat dich hergeschickt?“ „Der

Stallknecht bei der Giraffe," antwortete der Herr. „Er wollte erst nichts von dir wissen, endlich schickte er mich mit einem Jungen hieher." „Dem Schlingel will ich den Marsch machen," rief Riggi, „der soll wissen, daß er mit meinen Freunden nicht den Narren treiben soll. Du mußt wissen, ich habe hier meine Güter verkauft, meine Familie macht eine Luftänderung am Genfersee, und einstweilen, bis ich mich neu eingerichtet, meine Geschäfte geordnet und eingezogen, was ich zu beziehen habe, gehe ich in der Giraffe aus und ein. Nun bin ich noch Fürgschauer. Das Amt ist noch nicht besetzt und man hielt mir an, es zu versehen, bis ein neuer gewählt sei. Nun kömmt diesen Morgen ein Besitzer aus dem Dreckgäßli und klagt, sein Nachbar habe einen feuersgefährlichen Ofen, ich solle alsbald kommen und ihn untersuchen, sonst mache er mich verantwortlich. Ich versprach gleich nach dem Essen zu kommen. Als ich in der Giraffe fortging, frugen mich Kellner und Stallknecht, wo sich hin ginge, um es sagen zu können, da immer viele Leute mir nachfrügen. Da sagte ich: zum Lumpensami in's Dreckgäßli, einen bösen Ofen zu untersuchen; jetzt, statt mir Bescheid zu machen, schicken sie dich her. Wohl, denen will ich was sagen."

Und richtig, das that denn auch Riggi mit großer Kraft. Natürlich hatte man in der Giraffe über den Austrag des Handels in großer Spannung gelebt. Als man die Beiden daher kommen sah und den Riggi in der Polismütze und dem Offiziersrock, stellte die Einwohnerschaft der Giraffe sich z'weg, um zu hören und zu sehen, was Riggi sage, natürlich war Sami, der Stallknecht, nicht der Hinterste. Riggi kam bolzgrad daher, machte ein preußisches Gesicht, und sobald er Sami in Sprachweite kriegte, donnerte er ihn an. „Bist so alt geworden und nicht witziger, solche Späße mach mir nicht mehr, so lange ich hier noch ein- und ausgehe, sonst will ich dir! Du hast gewußt, daß ich als Fürgschauer in's Dreckgäßli mußte, dem Lumpensami seinen Ofen zu untersuchen,

da konntest mir Bescheid machen lassen und nicht den Herrn selbst hinschicken. Wenn er die Beine gebrochen, hättest du sie ihm auf deine Kosten wieder ganz machen lassen müssen."

Wie auf's Kommando kehrte die wie zufällig versammelte Menge sich um, denn alsbald begriff und bewunderte man Niggi's Witz. Er ist immer der Gleiche, lachte jeder dem andern zu. Nur Sami hielt ruhig Stand und sagte: „Verzeiht, Herr Hauptmann. Ich glaubte, der Herr wolle nur ein paar Worte mit euch reden, da wollte ich euch nicht von euren wichtigen Geschäften sprengen, ich dachte, er habe accurat gleich weit zu euch als ihr zu ihm und weniger zu versäumen." „Du hast gar nichts zu denken, Sami, weißt! Und damit Punktum für jetzt. Aber mach mir das noch einmal, so sollst du erfahren, mit wem du es zu thun hast. Jean, bringt mir Wasser, ich habe mich in dem Ofen ganz versalbet, von wegen, wenn ich etwas untersuchen soll, so mache ich es nicht von weitem."

Dem Herrn war der ganze Handel anfangs sehr aufgefallen, er glaubte, der charmante Herr Ju habe ihn famos angelogen, und er hätte nicht geglaubt, daß einem Eidgenossen von so ächtem Schrot und Korn nicht mehr zu glauben wäre; wenn so was beim grünen Holz geschehe, was werde dann erst beim dürren sein. Aber bald stellte sich sein Vertrauen vollständig her. Wie leicht man doch einem Menschen Unrecht thun könne, dachte er. Das sämmtliche Personal im Hotel zur goldnen Giraffe wetteiferte, dem Herrn Hauptmann Achtung zu erzeigen, man begegnete ihm fast wie einem Engländer, Niggi's Selbstvertrauen stieg von Minute zu Minute und wenigstens eben so rasch das Vertrauen des fremden Freundes. Er eröffnete ihm, sein Vater hätte sich in Ruhe gesetzt und ihnen, den Söhnen, das Geschäft übergeben, er habe selbst gefunden, ihm gehe immer mehr die Rüstigkeit ab, welche der Zeitgeist fordere. Nun gedächten sie, dasselbe auch über die Schweiz, besonders die westliche, auszudehnen. Laut eingezogenen Nachrichten würden besonders die ersten Artikel,

Sägespäne und Taubenmist, ziehen. Bekannt sei, daß namentlich Genf nicht genug fremden Mist zusammenbringen könne. Darum suche er ihn auf, weil er ihn für den Mann gehalten, der sie in ihrem Vorhaben am besten unterstützen könne, entweder daß er sich selbst dabei betheilige oder ihm vertraute Leute angebe, mit welchen sie in sichere Verbindung treten könnten.

Das war ein gefunden Fressen für Niggi Ju, ein appetitlicher Knochen, den er alsbald und mit großer Geschicklichkeit apportirte. Betheiligen wollte er sich zwar einstweilen nicht dabei, er müsse sich vorerst in seinen eigenen Geschäften gehörig orientiren und sich recht einhausen, aber befassen damit von Herzen gern. Er sprach von glänzenden Erfolgen mit Sicherheit. Er schraubte den Freund hinauf zu seligen Hoffnungen, daß der allfällige Vorschüsse anbot, die Niggi nicht von der Hand wies, Hitz bekam und abreisen wollte, um so rasch als möglich das Geschäft zu betreiben, was Niggi auch recht war. „Jean," rief er, „fragt doch Sami, ob er mir den Fuchs habe beschlagen lassen, ich möchte den Herrn begleiten." Jean kam bald wieder mit dem Bescheid, es sei Sami nicht möglich gewesen, aber wenn es der Herr Hauptmann befehle, so könne man für ein anderes Roß aus. „Nein," sagte Niggi. „Ich lieb es nicht, auf fremden Rossen zu reiten, ich begleite den Freund bis zum Krätzige Hüsli, wo der große Käshändler baierischen Käs vermosten und ihn dann durch seinen Bruder als zehnbatzigen Wein auswirthen läßt, habe dort noch was zu verrichten." Niggi hatte gehört, daß sein Freund dort noch was zu verrichten hätte, da wollte er dabei sein. Wenn man Gespräche verhüten oder wenigstens ihren Verlauf überwachen kann, ist's manchmal von Nutzen.

Somit fuhren die Beiden gegenseitig glücklich ab. Der endliche Ausgang kümmerte Niggi halt nichts; er war einer von den glücklichen Leuten, welche jeden Tag thun und genießen was sie können und vermögen, gehe es morgen wie es wolle, und mit unvergleichlicher Frechheit allezeit thun, als ob

sie im göttlichsten Recht seien und mit der größten Klugheit sich benähmen. Unterdessen hatte der schöne Witz die Aufmerksamkeit von halb Schoppenheim erregt. Sami, der Stallknecht, rief es ordentlich jedem Vorübergehenden nach, was der Riggi aber gemacht und was dem in Sinn komme. Seinesgleichen habe der keinen auf der Welt, der komme nie an Haag. In einem Tag balbierte der siebenmal Siebenzig über den Löffel und wenn sie die Ausgespitztesten schickten aus Baiernland oder Schwabenland. Es sammelten sich bei der goldenen Giraffe viele Gäste, um das Nähere zu erfahren, um Riggi's Rückkunft zu erwarten und ihm die gehörige Freude zu demonstriren für die Ehre, welche ein solcher Witzkopf ihrem Orte bringe. Es kostete große Geduld und viele Schoppen, ehe die Erwartung in Erfüllung ging, ehe Riggi kam.

Mit unermeßlichem Jubel wurde er empfangen, zahllose Gläser streckten sich ihm dar. Fürgschauer, Hauptmann Riggi, ward gebrüllt von allen Seiten. Riggi war nicht sein selbst, kam fast um's Leben aus lauter Liebe, und wer weiß, was geschehen, wenn nicht seine Frau gekommen und gesagt hätte, es thäte sie wunder nehmen, ob der Hudel einist heim käme oder nicht. Nu, sie war eine ausgefegte Pintenwirthin, ließ sich gerne etwas versäumen, benutzte klug die Zeit, sorgte aber dennoch dafür, daß Riggi wirklich lebendig heim kam. Sami, der Stallknecht, half ihr treulich und zündete ihr nebenbei mit der Laterne.

Von diesem Tage an nahm Riggi's Schicksal eine andere Wendung, sein Kredit mehrte sich, er stieg in Ehren, er ward ein Mann der Zukunft und viele sagen: Wenn der einmal recht bekannt werd, so wüß kei Tüfel, was dä no werd, es syg alles mügli, von wegen der Zytgeist sei dem der Götti.

Qui vivra verra!

Barthli der Korber.

Erschien zuerst in Fr. Hofmann, illustr. Volksbuch 2. Jahrgang. 1853.

Im ruezigen Graben am südlichen Abhang hing ein kleines Häuschen. Man begriff nicht, warum es noch da hing und nicht längst den Graben hinuntergerutscht, denn es machte accurat die Figur eines Menschen, der in vollem Lauf einen Berg hinuntergesprungen, plötzlich die Beine verstellt, still halten will und nicht recht kann. Wenn man das Dach betrachtete, so kam es Einem vor, als höre man den Wind pfeifen, als kriege man Stöße. Es sah aus wie der Sack eines Bettlers, der das Flicken übel nöthig hätte, jedoch bei allem Flicken immer ein Bettlersack bleiben wird. Die kleinen Thüren zu Ställchen und Tenn stunden alle schief, nach einem ganz eigenen Baustyl. Hinter dem Hause fand man, wenn er nämlich nicht gerade zu Nutzen angelegt war, einen kleinen Düngerhaufen ungefähr von Gestalt und Größe eines ansehnlichen Zuckerstockes. Vor dem Hause war ein Gärtchen, in welchem elf Mangoldstauden ihre breiten, ausdruckslosen Gesichter sonneten, sieben Bohnenstauden kühn an gebrechlichen Stecken hingen, zwischen denen zwei blühende Rosenstöcke gar freundlich hervorblickten. Um dasselbe lagen im Frieden die Gerüste eines ehemaligen Zaunes, harrend einer helfenden Hand zum Auferstehen. Im Häuschen wohnten hinten eine Ziege und ihr Ziegleín. Es war eine stattliche Ziege. Achtung gebie-

tend trug sie ihr Haupt und in glänzendem zottigen Felle ging sie würdigen Schrittes einher, während hinter ihr her, gleichsam der Hanswurst, das Töchterlein graziöse lustige Sprünge machte. Vornen wohnten ebenfalls zwei Personen, ein alter, lahmer Korber oder Korbmacher und sein nicht lahmes Töchterlein. Der Alte hätte wirklich, was Anstand und Würde in Gang und Haltung betraf, viel von seiner Ziege lernen können, in beidem stund er ihr beträchtlich nach. Indessen der gute Alte war kaum mehr bildungsfähig, wenigstens sah man an ihm weder entschiedenen noch unentschiedenen Fortschritt, sondern gar keinen. Dagegen, wir gestehen es aufrichtig, gefiele uns das Töchterlein viel besser als das junge Geißlein. Dasselbe ist gar so anmuthig und lieblich, kann auch springen leicht und hoch, daß es uns lieber wäre als zehn Geißlein, und wenn man uns die Wahl gelassen hätte, hinten oder vornen in dem Häuschen zu wohnen, so hätten wir, ungeachtet der Würdigkeit der alten Ziege, unbedenklich dem vordern Theile den Vorzug gegeben, wohlverstanden nicht von wegen dem alten lahmen Korber, sondern wegen seinem schönen Töchterlein. Dasselbe wußte nicht einmal, wie hübsch es war, und das war nicht das Mindeste an ihm. Wenn es sich auch im Spiegel besah, kam es doch nicht zu umfassender Einsicht, denn erstlich bestund sein Spiegel nur aus einer dreieckigen Scherbe, zweitens durfte es sich bloß am Sonntag mit Muße waschen, so recht um und um, und bis am Dienstag, vielleicht schon am Montag hatte es bereits vergessen, wie es gestaltet war, andere Leute brachten es ihm auch nicht in Erinnerung.

Im rueßigen Graben machten die Leute sich selten Komplimente. Zudem war Züseli nicht besonders nach ihrem Geschmack; wenn es einen halben Centner schwerer gewesen wäre, es hätte ihnen unendlich besser gefallen. Wär's in Oestreich gewesen, es wäre ihm eine Arsenikkur angerathen worden. Arsenikfressen macht nämlich fett, wie man sagt. Wird aber

mit Verstand geschehen müssen, sonst könnt's fehlen. Es war nicht bloß ein liebliches, sondern auch ein liebes, emsiges Kind, das von früh bis spät nach dem Willen des Vaters that und nie unwillig und ebenfalls vom Werthe dieser Eigenschaften keine Ahnung hatte, viel weniger mit Geräusch sich geltend machte. Oder, um gebildet zu reden, es war ohne alle Ansprüche. Eigentlich ist dieses ein dumm Wort, hat aber dennoch einen tiefen Sinn. Die eigentliche Anspruchlosigkeit ist nichts Anderes, als der demüthige kindliche Sinn, dem, wie Christus selbst sagt, das Himmelreich gehört, der keiner Verdienste sich bewußt ist, aber ein inniges Danken hat für jede Gabe, jedes Zeichen der Liebe, nichts sehnlicher wünscht, an nichts größere Freude hat, als lieb zu sein Gott und Menschen, Gott und Menschen es recht zu machen. Diese harmlosen bescheidenen Naturen sind nicht moderne Naturen.

Der alte Korber war dagegen nichts weniger als liebenswürdig, weder innen noch außen; man konnte eigentlich nicht begreifen, besonders am Sonntag nicht, wo Züseli um und um gewaschen war, wie die beiden zusammenkamen und noch dazu als Vater und Tochter. Der alte Barthli war häßig und häßlich, Sauersehen seine Freundlichkeit, gute Worte gab er nicht für Geld, geschweige umsonst, und dennoch galt er etwas in der Welt, denn er war etwas, eine Persönlichkeit, ein Charakter würde man heutzutage sagen. Er war ein ausgezeichneter Korber, sehr ehrlich auf seine Weise, hielt Wort. Ja, da ist es einem Menschen wohl erlaubt, saugrob zu sein. Er war überdies noch sehr arbeitsam und sehr sparsam. Wenn er sich recht rühmen wollte, so sagte er, er hätte noch niemanden plaget, die Gemeinde nicht und andere Leute auch nicht. Das war wirklich viel gemacht in unserer Zeit, wo Viele meinen, sie schenken der Gemeinde etwas, wenn sie ihre Hülfe nicht in Anspruch nehmen, einer so reichen und geduldigen Person was schenken, sei ja dumm. Barthli's Verdienst war nicht groß, aber er besaß das Ehrgefühl eines Mannes,

er begriff, daß, wer selbstständig sein wolle, vor allem im Stande sein müsse, sich und die Seinigen selbst zu erhalten mit Gottes Hülfe. Es wäre gut, dieses Ehrgefühl wäre im Zu- statt im Abnehmen, dann wäre der Friede größer in der Welt; es wäre gut, wenn mancher Schöne und manche Schöne den wüsten Barthli zum Exempel nehmen würden und nichts begehren, was sie nicht selbst verdienen können, keiner fliegen wollte, der keine Flügel hat.

Das Häuschen hatte er von seinem Vater geerbt und so viel Land dazu, daß er etwas pflanzen und zwei Ziegen halten konnte, wenn er die Zäune seiner Nachbaren nicht schonte und die Thiere lange Hälse hatten, um über die Zäune hinüber im jenseitigen Grase hospitiren zu können. Mit Reparaturen an der Hütte hatte er sich nie abgegeben. Ihm sei sie gut so, wenn sie ihn nur aushalte, hernach könnten die sehen, wo nachkämen, sagte er. Er galt für sehr ehrlich, obgleich er sich in dieser Beziehung bedenkliche Freiheiten herausnahm, nämlich mit den Weidenruthen, welche er zu seinen Körben brauchte. Eine bedeutende Zeit des Jahres brachte er bei Bauern auf sogenannten Stören zu, wo er ihnen Körbe flocht und ausbesserte. Indessen machte er auch Körbe auf den Kauf, und namentlich sein Meitschi machte solche, denn dieses nahm er auf die Stören nicht mit, es mußte daheim zu Haus und Hof sehen. Die Ruthen nun zu diesen Körben nahm er, wo er sie fand, unbekümmert darum, wem die Weiden gehörten, an denen sie gewachsen waren. Er trieb dieses nicht im Verborgenen mit äußerster Vorsicht, um nicht gesehen zu werden, er sagte offenherzig, sein Vater und sein Großvater seien Korber gewesen, hätten aber nie einen Kreuzer für Ruthen ausgegeben, sondern die Wydli genommen, wo sie gewachsen, ein Bauer würde sich geschämt haben, einem armen Mannli einen Kreuzer dafür abzunehmen. Körbe habe man ihnen gemacht, alte plätzet, öppe wohlfeil genug, damit seien beide Theile wohl zufrieden gewesen. Jetzt sollte man

ihnen jedes Wydli übergülden, dazu noch grusam danken, daß man fast um den Athem komme, und obendrein machten sie alle Weidenstöcke aus, nur hie und da ein alter Bauer lasse noch einen stehen zum Andenken und damit die Kinder wüßten, wie so ein Weidstock gewesen. Dann könnten die Bauern seinetwegen Körbe flechten lassen aus den Schmachtzotteln, welche ihre Töchter über die Stirne herabzwängten mit Tüfelsgewalt. Trotzdem kam Barthli nie in Verlegenheit, keine Strenge, kein Verbot ward gegen ihn angewendet. Wohl hob hie und da ein Bauer die Hand drohend auf und sagte: Barthli, Barthli, du machst es mir wohl gut, nimm dich in Acht, sonst mache ich dir den Marsch. Ich habe bald nicht mehr Wydli für ein Erdäpfelkörbchen und selb ist mir doch dann nicht anständig. Warum gönnst mir das Maul nicht und sagst, wenn du Körbe mangelst? Mir kann es nicht in Sinn kommen und d'Wydli muß man nehmen, wenn es Zeit ist, und hausiren damit wirst du kaum wollen, so antwortete Barthli keck, und sanftmüthig redete der Bauer mit ihm eine Stör ab, sagte bloß: D'Wydli bringst dann mit. Ein andermal wollte ich sie doch dann lieber selbst hauen. Warum nicht, antwortete Barthli, die Mühe mag ich dir wohl gönnen, aber mach's zur rechten Zeit, sonst fahre ich zu. Aber frage doch dann zuerst, meinte der Bauer. Man kann's machen, wenn man's nicht vergißt, entgegnete Barthli. Fragen, setzte er hinzu, ist auch so eine neue Mode vom Tüfel. Man sagt, fragen schade nichts, ja wolle, nichts schaden! Ich häb's erfahren. Frage um nichts mehr, mein Lebtag, wenn es nicht sein muß und es ungefragt auch zu machen ist.

Diese Schonung kam aus dem gleichen Grunde, aus welchem Barthli seine Rechte nahm, es war auch so eine Art von Grundrecht, entstanden aus uralter Gewohnheit, welches man ihm noch stillschweigend zugestand, trotz der neuen Sitte, aus allem so viel Geld als möglich zu machen, welche man gegen alle Andern mit aller Strenge in Anwendung brachte.

In diesem Punkte ist allerdings eine bedenkliche Aenderung erfolgt, welche man bei Beurtheilung des Verhältnisses unterer Klassen nicht außer Acht lassen darf.

In früheren Zeiten war viel wildes, viel fast herrenloses Land; was auf solchem Lande wuchs, war beutepreis, und arme Leute hatten da eine reiche Fundgrube von allerlei, welches sie entweder selbst brauchen oder zu Geld machen konnten. Viele Handwerker, Rechenmacher, Küfer, Korber, Besenbinder u. a., selbst Wagner hatten gleichsam Hoheitsrechte auf solchem Lande, sie nahmen was ihnen beliebte und zwar unentgeltlich und ungefragt. In solchem Lande weideten die armen Leute den Sommer über Schafe und Ziegen, sammelten für den Winter Streu und Futter. Das ist anders geworden. Viel Land ist urbar gemacht und herrenloses Land wird rar sein im Lande Canaan. Was nicht Privaten angehört, hat der Staat an sich genommen, und wo dem Staate sieben magere Gräslein wachsen an einer Straße magerem Rande, verpachtet er sie, und um zu soliden Pächtern zu kommen, werden Steigerungen abgehalten, ganz splendide. So machen es auch die Privaten, und was einen Kreuzer giltet, verwerthen sie in ihrem Nutzen. Sie haben vollkommen das Recht dazu, aber — jedenfalls sollte ob dem Kreuzer der Nächste nie vergessen werden.

Mit den Körben, welche Barthli zu Hause machte, schickte er Züsi hausiren oder ging selbsten mit. Obgleich er kaum zwei Stunden von Bern entfernt wohnte, ging er doch selten dahin und ungern. Er möge mit den Stadtweibern nichts zu thun haben, sagte er, die hätten keinen Verstand von der Sache. Die bildeten sich ein, sie müßten bei allen Dingen markten bis zum Schwitzen, das sei die Hauptsache beim Handeln. Schätze er ihnen einen Korb um sieben Batzen, so böten sie ihm fünf Batzen, und schätze er ihnen ein ander Mal den gleichen Korb für vier Batzen, so seien sie im Stande, ihm zwei Batzen zu bieten, so viel Verstand hätten sie. Aber

Barthli, da ist ja gut helfen, sagte man ihm oft. Schätze deine Körbe alle um neun Batzen, dann hast du ja immer sieben richtig. Das wollte aber Barthli nicht. Jede Sache habe ihr Maaß, sagte er, darüber aus fahre er nicht. Er wolle nicht, daß es heiße, der Barthli im rueßigen Graben sei ein Narr geworden. Sie könnten seinethalben in der Stadt sehen, wo sie ihre Körbe herbekämen, den seinen käme er sonstwo ab, wo die Leute Verstand hätten.

Sein Töchterlein hatte es umgekehrt. Tage in der Stadt waren ihm ganz andere als die übrigen Tage, Tage wie die Juden sie sich im tausendjährigen Reiche dachten, wo die Sonne siebenmal größer ist und die Stadtthore zu Jerusalem aus Diamanten und Rubinen gemacht, alle Bäume voll der süßesten Früchte, die Zäune voll Weintrauben, jede ungefähr so groß wie Goliath und die Beeren wie Kürbisse.

Man denke aber auch die schönen Herren und Damen, die Läden voll Gold, Silber und freßbarer Herrlichkeiten, Schweinefleisch, daß es eine helle Pracht war, Brod und Brödchen von allen Sorten und Bänder und Sachen unter Glas und hinter Glas, denen es keinen Namen wußte, sondern dabei denken mußte, die kämen geraden Wegs vom Himmel her. Man sieht oft Kinder in der Stadt, die offenbar nicht mehr wissen, sind sie über der Erde oder unter der Erde. Sie sperren Augen, Nase, Mund auf, daß das ganze Gesicht nur ein Loch ist, durch das die guten Kinder alle die Herrlichkeiten in sich hineinziehen möchten. Man kann sie stoßen, treten, sie merken es kaum, ja es ist zweifelhaft, ob sie es merken würden, wenn man sie zertreten thäte. Manchmal hängt so ein Kind mit einer Hand an der Rocktasche des Vaters oder am Kittel der Mutter. Wie Schleppdampfschiffe segeln die Alten voraus, bewußtlos wird das Kind nachgezogen mit den aufgesperrten Löchern, und glücklich ist der Vater, wenn das Kind ihm noch am Rocke hängt, wenn er landet in einer Wirthschaft oder endlich hinaussegelt aus den

Thoren in's Weite. Dann macht das Kind das Gesicht zu. Das Chaos der Eindrücke beginnt sich zu ordnen, die einen schwinden, andere treten bestimmter hervor, prägen sich aus; Fragen, Erzählen beginnt, und sind die Menschen zu Bette, geht das Träumen an, eine neue Welt ist entstanden, ein bewegtes Leben reget sich, manchmal bleibt's, manchmal stirbt's wieder. Das eine das bleibt, wächst auf zu des Herrn Freude, anderes gestaltet sich zum Distelfelde, auf dem vor allem der Neid wächst und Begehrlichkeiten von allen Arten.

Bei Barthli's Töchterlein ging es nicht so schlimm. Die Herrlichkeiten alle stunden so weit außerhalb seines Lebens, daß es an keinen Besitz dachte, sondern eine reine Freude daran hatte, sie zu betrachten. Nun, ein Eva-Töchterchen war Züsi sicher auch, wie sie alle sind, aber es fehlte die Schlange. Der alte Barthli hatte keine Anlagen, die Schlange zu machen, er war eher zum Michael geeignet, der Weibern die Mücken austreibt, und mit niemanden als dem Vater lief es in der Stadt herum.

Aber es war noch eins, was das Meitschi in die Stadt zog. Wenn Barthli hinein mußte, so wollte er darin auch wohl leben, nahm in einer Wirthschaft für einen halben Batzen Branntewein und dem Meitschi ließ er für einen Kreuzer Suppe geben, dazu aßen sie das Brod oder schnitten es ein, welches sie von Hause gebracht, und einmal erhielt Züseli von der Wirthin geschenkt eine Küchelschnitte und ein ander Mal ein kreuzeriges Bernerweggli, welches ein Gast übrig gelassen. Und das war allemal eine Suppe, von welcher man im rueßigen Graben gar keinen Begriff hatte, ja wo man gar keine Ahnung hatte, daß so was Gutes in der Welt sein könnte. O, arme Leute haben auch ein großes Wohlleben, zu welchem viele Reiche nie kommen und um so weniger, je besser sie leben wollen, denn darauf kömmt es nicht an, was man genießt und wie viel es kostet, sondern wie es schmeckt. Für seinen Kreuzer lebte Züseli viel besser,

als mancher Große, wenn er es sich hundert Luisd'ors kosten läßt.

An Barthli ging die Zeit scheinbar machtlos vorüber, er achtete sich ihrer bloß, wenn die Weiden grünten und die Wydli reif zum Schneiden waren, und wenn die Wydstöcke wieder gemindert hatten, seine Ernte wieder geringer ausfiel und mühsamer zusammengebracht werden mußte, dann fluchte er über die böse Zeit und sagte, es nehme ihn doch wunder, wie das am Ende kommen solle. Wenn es so fortgehe, so gebe es am Ende gar keine Wydli mehr. Dann was machen? Das möchte er wissen, das solle ihm doch Einer sagen.

Daß sein Töchterlein größer wurde, aus einem Kinde ein erwachsen Meitschi, das merkte Barthli lange nicht, und als man es ihm zu merken gab, wollte er es erst nicht glauben. Züsi blieb wirklich wundersam lang ein anspruchloses Mädchen und plagte den Vater nicht mit Begehrlichkeiten, wie viele Mädchen alsbald damit anfangen, sobald sie entwöhnt sind. Es kam ganz spöttisch schlecht daher, sein dünnes Kitteli war manchmal einen halben Fuß und mehr zu kurz, denn das Mädchen wuchs; vom übrigen Firlefanz war keine Rede, und das Meitschi plagte den Vater nicht damit. Sie seien gar grusam arm, der Vater vermöge das nicht, pflegte es zu sagen, wenn eine Gespielin ihn's fragte, ob es dieses und jenes nicht anschaffen wolle. Mit den Kleidern zum ersten Abendmahl, wo sonst so gerne der Teufel sich einmischt und Streit stiftet, wo gerade der Friede anfangen soll, hatte eine Gotte nachgeholfen und Züsi mit einem alten Kittel und einem neuen Halstuch glücklich gemacht. Was das Schönste an Züsi war, es schämte sich seines Vaters nie. Man sollte nicht glauben, daß dieses als etwas Besonderes anzuführen wäre, denn warum sollten sich Kinder ihrer Eltern schämen, wenn sie nichts Schlechtes machen, welches den Kindern Schande bringt? Aber man würde sich sehr irren, wenn man es so meinte, denn nur zu viele Kinder schämen sich der Eltern,

haben keine Ursache dazu, sondern wegen Dummheiten und ganz besonders wegen ihrer eigenen Dummheit. Sie schämen sich derselben, weil sie altväterisch gekleidet sind, altväterisch reden, altväterisch denken, sich geberden, aber wäre es denn schön, wenn die Alten die Jungen spielen, jung sich kleiden, jung sich geberden wollten? Sie schämen sich ihrer, weil sie alt sind und nicht mehr jung, aber ist das gescheut oder dumm, und was hat man für ein Mittel nicht alt zu werden, als sich jung zu hängen? Eine holdselige Erscheinung war der alte Barthli jedenfalls nicht, und eben anmuthig that er nicht, aber Züsi wußte nichts Anderes, als daß einmal der Vater so war und so that, und ging neben ihm und saß neben ihm und aß neben ihm, jetzt als es größer war, um einen halben Batzen Suppe, alles unbeschwert. Es fing eher umgekehrt an zu fehlen. Ein hübsches Meitschi ward zu jeder Zeit bemerkt, es ist ein Ding, das nie außer Curs kam und nie außer Curs kommen wird. Man sah Züseli an, man sprach es an, und wenn Barthli mit ihm nach Bern ging, hatte das Tüfelwerk kein Ende. Hier sagte ein Küher: Meitschi, wotsch ryte, hock ufe Karre, ih zieh dih. Dort sagte einer, es solle die Körbe auflegen, sie seien ein gar unkommod Tragen. Und wenn Barthli in eine Wirthschaft kam, wollte man es dem Meitschi bringen, rühmte, wie hübsch es sei, fragte, ob es einen Schatz habe oder vielleicht schon zwei.

Das trieb den Alten fast aus der Haut. Und dann noch das Meitschi obendrein, wie das ihn zornig machte! Wenn man es ihm brachte, so trank es, und wenn man von einem Schatz sprach, so plärete es nicht, es lachte eher. Es sei, wie wenn der Teufel in ihn's gefahren, klagte er. Das Meitschi hätte sich ganz g'änderet. Das sei jetzt daheim ein Waschen und Strählen, es hätte keine Art. Ehedem sei es genug gewesen, wenn es, wie üblich und brüchlich, es alle Wochen gemacht, jetzt geschehe das in der Woche, es wisse kein Mensch wie oft; fast allemal, wenn es von Hause gehe,

müsse das Spiel angehen mit Strählen und Waschen, und dazu hätte es einen Trieb von Haus weg, er hätte das nie erlebt. Statt daß es ihm z'wider sein sollte, wenn er ihn's irgend wohin schicke, lächere es ihn's schier. Und mit den Kleidern fange es auch an ihn zu plagen und rede von Fürtüchern und Hemderen und meine, er solle neue machen lassen. O, selb einmal noch nicht, oben im Trögli sei noch manches Stück von seiner Alten selig, das müsse erst gebraucht sein, ehe er Neues machen lasse. Er wüßte nicht, wo das Geld nehmen dazu, er möchte jetzt schon fast gar nicht g'fahre und alle Jahre böse es noch.

Züsi konnte dem Vater nichts mehr recht machen, es hatte bös bei ihm, die Leute hatten recht Erbarmen mit ihm. Er schäme sich des Meitschis, sagte der Alte, er dürfe nirgends mehr hingehen mit ihm; wenn auf hundert Stunden herum ein Mannsvolk sei, so lache das einander an, und es sei ein Tschäder, er hätte es nie so gehört. Zu seiner Zeit sei das nicht so gewesen, er habe erst vierzehn Tage nach seiner Hochzeit z'grechtem angefangen mit seiner Frau zu reden. Wenn er's vermöchte, er ließe vor den rueßigen Graben einen Gatter machen hundert Schuh hoch, und dahinter müßte ihm das Meitschi bleiben und könnte dann seinethalb lachen, wenn ein paar Mannshosen von weitem vorbeigingen. Er that vor den Leuten wüst mit dem Meitschi und putzte es in öffentlichen Wirthschaften aus, wenn ihn's ein Mannsbild angesehen oder es einem geantwortet hatte. Das hatte Folgen, man kann es sich denken. Es gab Leute, besonders Weiber, die bedauerten das Mädchen aufrichtig und sagten es ihm auch. Du kannst mich erbarmen, sagten sie, du armes Tröpfli was du bist, er ist ein rechter Unflath gegen dich. Ich blieb nicht bei ihm, ich lief ihm fort, so gequält wollte ich nicht sein. Ein Meitschi wie du findet Platz überall, macht schönen Lohn, kommt zu Kleidern. Es wisse in Gotts Namen nicht, was es dem Vater z'wider dienet, jammerte es dann.

Es habe mit keinem Buben nichts, es lueg nebe ume so viel möglich, wenn einer daher komme, aber daß sie es anluegten und ein Wort mit ihm redeten, dessen vermöge es sich doch weiß Gott nichts, es könne ihnen das nicht verbieten. Der Vater solle es verbieten, wenn er könne, ihm sei's recht. Daheim könne es nicht fort. Wer wollte die Sache machen, pflanzen, melken, den Hühnern die Eier greifen und finden, wo sie legen, von dem verstehe der Vater hell nichts. Aber er sei seit einiger Zeit so grusam wunderlich, es müsse ihn jemand aufweisen, aber wer es sei, darüber könne es nicht kommen. Aber lieber sterben wolle es, als immer so dabei sein, und dazu weinte es bitterlich, und das Weinen stund ihm gar tusigs wohl an, zehnmal besser oder hundertmal, als einer alten Frau das Lachen. Etwas Anderes war aber noch viel schlimmer. Eine bekannte Sache ist, daß sobald jemand etwas besonders haßt und dieses Hassen auf eine auffallende und komische Weise an Tag giebt, es allen bösen Buben ein Herrenfressen ist, diesem Menschen zu machen, was er haßt, wie Schuljungen alle Hunde reizen, welche ihnen tapfer nachbellen. Es giebt immerhin einen schönen Spectakel und kostet nicht viel, als allfällig ein Loch in die Hosen.

Sobald merkbar wurde, wie der alte Korber grimmig werde, wenn man sein Züsi ansehe oder mit ihm rede oder gar Miene mache, irgendwie mit ihm zu schätzeln, so war's, als seien alle bösen Geister los. Es schien dem Alten, als wolle Alles mit Züsi reden. Sein Lebtag hatten sich nie so viel Leute auf dem Wege gestellt und ein Gespräch angefangen von Sonne, Mond und Sternen oder sonst von nichts und wieder nichts und dann von Tanzen, Kiltern u. s. w. Und Züsi weinte nicht dazu, sprang nicht über die Zäune, ja blieb manchmal sogar ebenfalls stehen — man denke! Ja die Bursche kamen sogar bis in den rueßigen Graben, klopften an Züsis Fensterchen und baten um Einlaß. Es fehlte nicht viel, so fuhr der Alte wie eine Büchsenkugel aus dem Laufe

aus der Haut durch's Fensterchen den Burschen an Kopf. Wohl, die würden gegangen sein, anders als vor des Alten Drohungen mit Schießen, Hauen und Stechen, welche weidlich verlacht wurden. Ja er erlebte sogar, daß er einen, als er von einer Stör heim kam, Abends vor seiner Küchenthüre traf, und die war **nota bene** offen, ganz offen, und inwendig der Thüre stand sein sauberes Züsi und sprach nicht bloß mit dem Burschen, sondern sie hatten beide gelacht, er hatte es selbst gehört und zwar mit eigenen Ohren. Wohl, das gab ein Donnerwetter von den Mehbessern und der Bursche erschrack nicht einmal schrecklich, stob nicht davon wie auf den Flügeln des Sturmwindes, sondern sagte ziemlich kaltblütig: Alter, thue nicht so wüst, das ist dumm, damit erschreckst mich nicht. Ich hab's nicht gehört verlesen, daß es verboten sei, mit deinem Meitschi zu reden und noch dazu am heiter hellen Tage. Das Meitschi gefällt mir, und dich fürchte ich nicht, und das wirst du dir müssen gefallen lassen. Der Alte spie Feuer, aber was half's? Trotzig und unversehrt ging der Bursche endlich. Es war dazu nur ein Knechtlein auf einem benachbarten Hofe, aber ein gutes, wie sie rar sind in diesen Zeiten.

Man kann sich vorstellen, was das dem Alten für einen Verdruß machte, daß er die Möglichkeit erlebt, wie in seiner Abwesenheit Bursche zum Hause kommen konnten zu Züsi, und wie das mit ihnen rede und sogar lache, statt mit Ofengabeln und mutzen Besen gegen sie zu agiren. Was half's ihm nun, wenn er des Nachts schon wachte besser als der beste Haushund, wenn sie des Tags kamen, während er auf der Stör war? Da hatte er jetzt eine Qual, welche er mit sich herumschleppen mußte, wohin er ging, daß er denken mußte: Ist wohl aber einer vor der Thüre und lachet mit ihm? Ja und so eine ist nüt z'gut dafür, er geit noch einist inne für. U de? Wie konnte er davor sein, was dagegen machen? Auf die Stören mußte er, das Meitschi einschließen

konnte er auch nicht, in der Stube konnte es nicht pflanzen, mit auf die Stören nehmen ging wiederum nicht wegen der Geiß und dem Gitzi, und die auch mitnehmen auf die Stör, wäre den Bauern kaum anständig gewesen; wenn er mit dem sämmtlichen Haus- und Viehstand aufgezogen wäre, die Hühner noch hinten drein, sie hätten curiose Gesichter gemacht.

Und wenn er dann sein Elend Leuten klagte, so fand er weder Mitleiden noch Trost. Barthli, hieß es, thue nit dumm und schick dich drein, du wirst die Welt nit anders machen, und Weibervolk und Mannevolk kam immer zusammen und gehört zusammen, sonst hätte unser Herrgott sie nicht so erschaffen. Und wenn schon dein Meitschi mit einem Mannsbild redet, so ist das lange noch nichts Schlechtes, und g'setzt es nähme einen Mann, und dann? Nähmst du nicht auch eine Frau? Du wirst es dem Meitschi nicht erwehren. Mach den Weltlauf anders, wenn du kannst.

Das beelendete Barthli noch mehr, Religion sei keine mehr in der Welt und keine brave Manne. Er könne klagen wie er wolle, so lache man dazu, wolle d'Sach mit Verlachen machen, statt wie ehemals mit Plären und Beten. So komme es nicht gut, er wünsche nichts, als daß sie das Gleiche an ihren Meitschene erleben müßten, es nähme ihn wunder, ob sie es dann auch nur mit Lachen machen wollten. Das gehe mit den braven Leuten accurat wie mit den Wydlein, je weniger diesere, desto weniger auch äyre.

Dem Meitschi war nichts vorzuwerfen, aber allgemach begann es ihm zu gehen wie der Eva im Paradies, denn jetzt waren Schlangen gekommen und als Hauptschlange gerade der Vater. Was war natürlicher, als daß, wenn der Vater über das Mannsvolk schimpfte, als ob es aus lauter Ufläthe und Uhünge bestünde, es sich achtete, ob es dann wirklich so sei, genauer es ansah? Und da fand es, daß der Vater wirklich übertreibe, daß es gar nicht so übel aussehe, und als es genauer hinsah, fand es sogar recht hübsche Bursche

darunter, die ihm immer besser gefielen und namentlich das Knechtlein, von dem schon früher die Rede war. Zudem hörte es gerade über diesen noch recht viel Gutes und daß er gar kein Hudel sei und seine alte Mutter nicht vergesse. Da mußte es diesen doch wiederum ansehen, ob das wohl wahr sein könne oder etwa erlogen. Und da schien es ihm — je länger, je mehr — erlogen könne das nicht sein, denn so b'sunderbar ein lieblich Gesicht habe es noch nie gesehen. Wenn es sich zutragen sollte, daß es ein Kind haben müßte und sogar einen Buben, so möchte es einen gerade mit einem solchen Gesicht, von wegen es wüßte dann, Vater und Mutter hätten sich seiner z'tröſten im Alter.

Natürlich waren noch viele Schlangen und Schlänglein, die es lockten zu laufen und zu reutern im Lande herum, wo es lustig zuging, oder z'leerem auf breiter Straße einem guten Schick nach. Ach Gott, und der gute Schick dieser armen verblendeten Tröpflein, worin besteht denn der? Wir wollen es euch sagen, ihr armen Tröpflein. Der besteht darin, einen Mann zu kriegen oder vielmehr zu pressen in Aengsten und Nöthen, der nichts besitzt als eine Tabackspfeife, einen großen Zottel an der Kappe, viel Himmeldonner im Maul und namhaft Schulden beim Krämer, keine Meisterfrau zu haben, die des Morgens aufjagt und den Tag über oft sagt: Mach! Mach! des Abends nieder zu können mit den Hühnern und z'Mittag kochen zu können alles, was man hat, auf einmal, ohne sich mit dem dummen Abtheilen quälen zu müssen, plaudern zu können stehenden Fußes, von einer Tagheitere zur anderen, unbekümmert, wer d'Sach mache. Das ist die Herrlichkeit drei Tage oder drei Wochen lang, dann kommt das Elend: immer mehr Kinder, immer weniger Brod, immer schlechtere Kleider und bösere Worte von Mann und Kindern sechs Tage lang, am Sonntag Schläge zum Trinkgeld, schließlich das Betteln, halb nackt, Sommer und Winter, das Liegen auf schlechtem Laubsack, das schreckliche

Frieren Tag und Nacht, nie mehr erwarmen können bis der Tod kömmt, der ganz kalt macht, aber dann spürt man's doch nicht, muß nicht mehr höpperlen auf den hartgefrornen Straßen in bösen Schuhen und Strümpfen den dünnen Brodrinden nach. Das sind die Herrlichkeiten, welche auf den Heerstraßen die mannssüchtigen Mädchen erreutern, errennen.

Nun, Züseli erzwang das Reutern nicht, lief seinem Alten nicht davon. Aber wenn es des Sonntags im rueßigen Graben saß, auf der Küchenschwelle den Hühnern zusah und die Geißen weidete, so mußte es doch denken, wie es lustiger zugehen werde in der Welt, als hier im rueßigen Graben. Mitzumachen begehre es nicht, dachte es, nur zusehen von weitem möchte es, um zu sehen, um zu wissen, wie es eigentlich auch ginge. Es juckte ihn's wirklich manchmal, wenn der Alte schlief oder wenn er den Wydliwuchs beaugenscheinigte in seinen Revieren, draus zu laufen und sich das Ding recht zu besehen, besonders da, wo Tanz war oder sonst berühmte Lustbarkeiten. Aber es traute sich doch nicht, Schläge hätte es baar gehabt, und es fiel ihm gar nicht ein, den Vater nicht für den Vater zu halten. Es liebte ihn eigentlich; wenn er gestorben wäre, so hätte es sich kaum trösten lassen. Und auch der Vater liebte sein Töchterlein, wenn er es schon selbst nicht wußte, es war sein Schatz und sein Kleinod, seine Plackereien eigentlich nichts als Eifersucht und Angst, es möchte ihm jemand denselben rauben oder denselben mit ihm theilen wollen. Wie der rechte Geizhals, dem das Geld sein Gott ist, sich dessen nicht rühmt und groß damit thut, sondern sich arm stellt und wegen Armuth jammert, ungefähr so hatte es Barthli mit seinem Töchterlein und umgekehrt wie die Väter und besonders die Mütter mit ihren Töchtern, denen sie gerne los wären, gerne sie glücklich machen, d. h. an Mann bringen würden. Sie hatten aber auch ein ähnlich Schicksal, den umgekehrten Kummer, Barthli, es wolle ihm jeder sein Meitschi nehmen, die Anderen, die ihren wolle keiner, und

was man am nöthlichsten sucht, findet man nicht, sondern das Gegentheil.

Barthli mußte einmal wieder z'Märit nach Bern, denn es giebt Zeiten im Jahr, wo man auf dem Lande keine Körbe absetzt. Züsi mußte mit, er hatte viele Körbe, und nahm er's mit, hatte er es wenigstens unter Augen. Daheim hütete es ihm niemand, denn eine Nachbarin, welche sonst ein Auge auf ihn's haben sollte, ging auch z'Märit. Züsi ging auch gerne. Wenn es schon nicht mehr so in Entzücken versank, so sah es doch vieles, an welches es denken konnte in seiner Einsamkeit, und wenn ihm die Suppe auch nicht mehr so vorkam wie eine Speise von den Tafeln aus dem tausendjährigen Reiche, so lebte es doch wohl daran, und wenn sie guten Verkauf hatten, ließ der Vater wohl auch ein Stücklein Fleisch und etwas, sah aus wie Wein, aufmarschiren. Er gab hie und da einen schwachen Schimmer von sich, als dürfe er sich etwas mehr gönnen als früher, aber bemerkte es jemand, so that er auf lange kümmerlicher als je.

Wer an einem großen Markttage an einer Hauptstraße steht, findet Stoff zu mancher gottseligen Betrachtung, zu mancher Predigt, er sieht sichtbarlich vor sich die Lebensstraße. Es rennen die Einen dem Getriebe des Marktes zu wie unwillkürlich durch einen Magnet oder einen Strudel angezogen. Es wandern Andere besonnen und behaglich dahin, meiden die Steine, suchen den besten Weg, verkürzen sich den Weg mit Plaudern, haben vergnügliche Gesichter und zuversichtliche, daß ihnen was Gutes nicht fehlen werde. Es karren und trappen die Dritten mühsam daher, möchten auch eilen, aber es geht nicht, sie kommen hinten her durch dick und dünn, haben Angst, sie kämen zu spät zu den guten Dingen, und kommen doch nicht vorwärts. Wie die den vorübersprengenden Fuhrwerken nachsehen, die einen schmerzlich, die andern zornig! Fahr nur so stark du magst, so kommst desto früher zum Lumpenthürli; dann kannst wieder mit mir laufen, wenn

du noch laufen magst! Ich sprengte auch und mochte nicht warten, bis ich in einem Gasthof saß. Jetzt weiß ich wieder, wie das Laufen ist, und wäre zufrieden, wenn ich einen Batzen hätte und zu einem Schluck Branntwein käme. So führt mancher Selbstgespräche, hängt jedem dahineilenden Fuhrwerke eine Lebensskizze der darin Sitzenden an sammt etwelchen frommen Wünschen und Weissagungen. Humpelt aber noch Einer mit ihm, so führen sie zusammen erbauliche Gespräche, machen sich vertrauliche Mittheilungen über ihre Nächsten und streiten sich darüber, ob diese sich seiner Zeit selbst hängen oder ob sie gehängt werden würden, und was sie noch alles darüber aus verdient.

Barthli und Züseli gehörten unter die Karrenden, doch nicht unter die Unglücklichen und von Grund aus Mißvergnügten. Barthli wäre für heute mit der Welt zufrieden gewesen, wenn nur gar kein Mannsbild auf der Straße gewesen wäre, und Züseli sah ganz vergnügt aus. Sie kamen früh in die Stadt, so wurde am besten der gefährlichste Theil des Volkes gemieden, der junge. Manchen Aerger über die Stadtweiber hatte Barthli auszustehen, sorgte aber so weit billig für Entschädigung.

Züseli machte indessen noch bessere Geschäfte, denn mit ihm machte man lieber Geschäfte als mit dem rueßigen Alten, und als Trinkgeld obendrein bekam es nicht selten die Bemerkung: Es charmants Meitschi! Wäre das recht angezogen, so machte das Puff. Mach nur nicht, daß es das hört, sagte dann wohl eine Begleiterin. Es wäre im Stande, es käme in die Stadt. Wohl, das würde ein sauber Dirnlein abgeben! Wer weiß, was die Rednerin selbst abgegeben hätte, wenn sie hübsch gewesen wäre, wovor sie aber Gott bewahrt hatte. Wird seine Gründe gehabt haben, der liebe Gott. Neben dem Aerger über die Stadtfrauen hatte Barthli noch großen Zorn zu verwerchen über die Gensdarmes. Er könne nicht glauben, daß der liebe Gott die ganze Welt erschaffen,

sagte er. Der liebe Gott sei ein weiser Mann. Zweier Gattig Creaturen hätte er nicht gemacht, Kröten und Gensdarmes (wenn's noch Landjäger wären, er wollte nicht so viel sagen). Von denen wisse er nicht, und kein Mensch habe es ihm sagen können, für was die gut seien, und allen Leuten gruse es drob. Wohl, Barthli, sagte ihm ein Kamerad, das kann ich dir sagen. Lue e Krot oder e Gensdarme recht a, und dann wirst du Gott danken, daß er es geordnet, daß du der Barthli geworden und nit e Krot oder e Gensdarme. Dafür hat er sie gemacht. Ja sieh, sagte Barthli, das ist das nichtsnutzigst Volk auf Gottes Erdboden, gerade das, wo sie wehren sollen, machen sie selbst. Sie sollen heute machen, daß der Weg nicht gesperrt sei, sondern jedermann passiren könne, und gerade sie stehen dem ganzen Volk im Weg. Unsereiner sollte nirgends sein, wenn sie ein alt Mannli sehen, so kujoniren sie es, es ist nie am rechten Ort, schon dreimal hat mich heute einer angeflucht um nichts und wieder nichts. Und die Obrigkeit wird ihm doch nicht den Lohn geben, daß er die Leute das Fluchen lehre und wie man umgehen müsse mit alten Leuten. Dagegen steht der Aff da vor meinem Meitli, es weiß kein Mensch wie lang, verstopft den Leuten das Loch, hält dem Meitschi die Kunden ab, macht ihm den Kopf groß, das steht ihm immer am rechten Ort. Das muß gehen, sich zu waschen, von wegen ich habe immer gehört, wenn ein Gensdarme ein Meitschi lang ansehe, so werde es krätzig oder bekomme auf's wenigste eine Haut, wie eine vierhundertjährige Eiche Rinde habe. Dem Hagel darf ich nichts machen, nicht einmal was sagen, aber ich will es der Obrigkeit eintreiben, wenn ich der was zu leide thun kann, so will ich es gewiß nicht sparen.

Natürlich mußte es einstweilen das Meitschi entgelten, dem er kein gutes Wort gab und im Wirthshaus es so kurz als möglich abspeiste, daß es recht hungrig blieb und Augenwasser bekam vor Elend. Wenn es nur schon daheim wäre,

dachte es, so könnte es doch den Hunger g'stellen. Wenn sie nur schon daheim wären, dachte der Alte, dann müsse ihm das Meitschi nicht bald wieder z'Märit, daß es ein Gensdarme nach dem andern angrännen könne. Da es ihnen beiden pressirte, kamen sie also auch aus der Stadt, aber viele Worte gönnten sie einander nicht.

An einem Markttage geht es lustig zu, überall sind die Geigen los, und wo ein Schild an einem Häuschen hängt, da stehen die Fenster offen, damit Geigen und Trampeln das Häuschen nicht versprengen. An diesen allen müssen die Heimkehrenden vorbei, haben so die Musik umsonst. Für Mädchen, die nicht einkehren dürfen, sondern auf der Straße bleiben müssen, ist es eine Art von Spießruthen laufen, besonders wenn sie weite Herzen haben, für Viele Platz darin und nun denken, hier innen kann ein Schatz seyn und dort wieder einer und so fort. Züseli war noch nie auf einem Tanzboden gewesen. Es könne nicht tanzen, sagte es, und könnt's nie lernen und begehre sonst nicht zu gehen. Wohl der Vater würde ihm! sagte es. Es dachte nicht daran, daß es viele Mädchen mit dem Tanzen haben wie junge Hunde mit dem Schwimmen. Man werfe nur einen in's Wasser, so kann man sehen, wie er das erste Mal schon munter fortkömmt. Züsi that es also nicht weh im Herzen, wenn es an einem zitternden Häuschen voll Geigen vorbeiging, etwas kürzer wurden wohl seine Schritte, die Musik gefiel ihm.

Schon mehr als halbwegs waren sie und eben fast wieder an einem Wirthshause vorbei, als ein Bursche zur Thüre ausstürzte, Züsi packte: jetzt mußt du kommen und einen mit mir haben, schrie und mit ihm fahren wollte dem Wirthshause zu, wie es üblich und bräuchlich ist. Das Meitschi wehrte sich, der Alte brüllte: Willst mir das Meitschi sein lassen, du Uhung du? und faßte auf der andern Seite und riß auch. Sie rissen und brüllten; es war ein Mordspectakel, wäre jedoch kaum beachtet worden, wenn's bloß gewöhnlicher

Schryß gewesen wäre. Ein Mädchen hat Schryß, heißt so viel als es ist fêtirt, gesucht. Es sollen nämlich die Mädchen, wenn Bursche sie zu Wein und Tanz führen wollen, sich erst tapfer wehren, thun's jedoch nicht alle, wenigstens nicht nöthlich, aus Furcht, die Bursche könnten nicht recht anwenden, zögen gerne den Kürzern und ließen ab. Nun geschieht es auch, daß zwei Bursche an einem Mädchen zerren, bis Kleider und Arme fast vom Leibe gehen, oder wenn ein Mädchen im Ernst heim will, sie es förmlich zurückschleppen, daß ein Fremder meinen würde, sie hätten Befehl erhalten, das Mensch todt oder lebendig einzubringen. Diesmal schien es mehr oder weniger eine abgeredete Sache zu sein, Züsi mal in's Wirthshaus zu bringen dem Alten z'Hohn und z'Trotz, denn aus den Fenstern brüllte es: Benz wehr dich, Benz setz nicht ab, zieh brav, bist e Leide, daß du der Alt nit magst! So mußte Benz alle seine Kraft anwenden und schwor dazu alle Zeichen, sie möchten sich wehren wie sie wollten, Züsi müsse einmal in's Wirthshaus, das sei fertig, und er schleppte sie beide wirklich hinter sich her, zur Bürgerlust der Zuschauer. Alter setz ab, heute zwängst du nichts, du reißest ja deinem Meitschi den Arm aus dem Leibe. Komm mit, z'trinke mußt haben so viel du magst. Benz zieh recht, und wenn du nicht fahren magst, so wollen wir kommen und dir helfen, so scholl es aus den Fenstern. Nit nöthig, rief Benz, that frisch einen mächtigen Ruck, daß der Alte das Mädchen lassen mußte und Benz sammt dem Mädchen bei einem Haar überpurzelt wäre. Ein furchtbar Gelächter erscholl. Desto schneller machte sich Benz mit dem förmlich eroberten Mädchen in's Haus.

Drunten blieb der Alte fluchend stehen und wünschte der muthwilligen Jugend alle Hagelwetter auf den Hals, schalt sie Räuber, Mörder und merkte nicht, daß er da eine Komödie aufführe, und dazu noch unentgeltlich, zum Ergötzen des Publikums. Endlich kam die Wirthin, eine resolute kuraschirte Frau mit gutem Herzen. Das ist öppe nüt Witzigs von euch,

ein alt Mannli so z'plage, wollt so vornehme Bauernsöhne sein. Hätte geglaubt, zu einem solchen Lümmelstüki wäret ihr zu stolz. Und für was seid ihr denn da? schnauzte sie gegen einen Gensdarme. Unglücksmacher seid ihr, wenn man euch brauchen könnte, sieht man euch nicht, und wo ihr abwehren solltet, da helft ihr noch. Komm, Barthli, hinauf, trink, was sie dir ja angeboten, laß das Meitschi es paar halten, dann müssen sie es dir lassen, wann du willst, ich bin dir gut dafür. Ich will schon Ordnung machen, ich! Dazu brauche ich niemanden, und wenn er eine Montur an hätte und ein Säbeli am H—.

Als Barthli hinauf kam mit der Wirthin, da war Züsi, zum großen Aerger des Alten, bereits mitten im Tanzen. Es war ihm wirklich zu seinem eignen Erstaunen gegangen wie, doch per se nicht zusammengezählt, einem jungen Hunde, und seine Beine bewegten sich ung'sinnet und ungeheißen, wie der Geiger es aufmachte. Gar freundlich wurde Barthli oben empfangen, mit Wein und Speisen reich regalirt, Gläser von allen Seiten ihm dargestreckt, man wollte ihn versäumen, mit Wein zudecken, daß er Pressiren und Heimgehen vergäße. Aber Barthli war nicht erst gestern auf die Welt gekommen und von Natur nicht dumm. Ein Glas Wein, wenn es ihn nichts kostete, trank er nicht ungern, er theilte diese Schwachheit mit noch ganz anderen Leuten, aber das Spiel mit sich treiben ließ er nicht gerne, den Posten, Anderer Narr zu sein, liebte er nicht, auch wenn er was eintrug und er, Barthli, geizig war. Er nahm, bis es ihn dünkte, er hätte genug und drei Tänze sollten getanzt sein. Da wollte er sein Meitschi haben und fort, aber man lachte ihn aus und der Spectakel ging von neuem an. Das Meitschi hörte es, und obgleich es ihm beim Tanzen war, als sei es halb selig, so stellte es doch dasselbe ein, wollte keinen Fuß mehr versetzen, sondern mit dem Vater heim. Aber Benz wollte es nicht gehen lassen, sondern zerrte immer frisch an ihm. Da kam die Wirthin

wieder und sagte: Jetzt laßt mir das Meitschi, ich versprach es dem Alten und er soll es haben, und wer es nur noch anrührt, den treffe ich, und wenn es an einem Mal nicht genug ist, zwei Mal. Es nimmt mich wunder, ob in meinem Hause die Leute nicht ein- und ausgehen dürfen, wie sie wollen. Aber Wirthin, hätte geglaubt, du hättest mehr Verstand als so. Seit wann ist's Sitte, mit einem Mädchen zu tanzen und es so z'trocknem laufen zu lassen? Das thut dir kein rechter Bursche, besonders wenn er noch einen Kreuzer Geld im Sacke hat, hieß es von allen Seiten. Mir wär's manchmal lieber gewesen, z'trocknem zu gehen, als so einem Schnürfli ein Glas abzunehmen, antwortete die Wirthin. Aber meinetwegen! soll ich eine Halbe bringen?

Als die Halbe getrunken war, fing die Geschichte wieder von vornen an. Benz wollte das Meitschi nicht lassen, erst jetzt habe er recht Muth zum Tanzen, und mit dem Trinken sei es nicht gemacht, es müsse gegessen auch sein, die Wirthschaft solle aufwarten mit dem wo zu haben sei, heute müsse was gehen, er setze nicht ab. Das Mädchen weinte und der Alte war fuchswild. Benz schimpfte ihn mit allen möglichen Ehrentiteln aus und fing den Schreiß wieder an. Da erschien die Wirthin, warf Benz mit ihrem mächtigen Arm in die lachenden Zuschauer hinein, daß er davon fuhr wie ein Kegel von gewaltiger Kugel getroffen. Jetzt Alter, nimm das Meitschi und mach, daß du mit ihm fortkommst, und daß mir sie keiner anrühre oder plage, sonst treffe ich ihn, daß er weiß, daß er getroffen ist, so rief das zornige Weib. Und unangetastet im Frieden zog der Alte mit seinem Kleinod ab. Man glaubt nicht, was so eine muthige Wirthin für eine Herrschaft übt. Der Wirth ist immer nur ein Fösel dagegen.

Der Alte fuhr wie ein großer Feuerteufel oder feuerspeiender Berg dahin, schimpfte über alles im Himmel und auf Erden und nicht am wenigsten über sein Töchterlein, daß das einen Fuß zum Tanzen aufgehoben, gäb wie das sagte,

es hätte nicht anders können, es hätte sich ja gewehrt bis z'ußerist use. Zum Schein, du Täschli, polterte der Alte, wenn es dir Ernst gewesen, du hättest dich g'stabelig gemacht wie ein buchenes Scheit, daß der Tüfel g'hört hätt, mit dir z'tanze, ja wolle!

Ja so ein alter Barthli, ein sechszigjährig Kudermannli hat gut reden; so Einer, der von Natur g'stabelig ist wie ein Garbenknebel, der weiß nicht, was das Unghürigs wär für ein achtzehnjährig Meitschi, wenn es sich g'stabelig machen sollte, wenn der Geiger einen recht Lustigen aufmacht und ein Benz mit ihm tanzen will. Dem Meitschi ging's ganz wunderlich im Kopf herum, bitter und süß durcheinander. Das Schelten des Alten that ihm weh. Das Wüstthun von Benz plagte ihn's. Daß er so einer sei, so wüst thun könnte, hätte es keiner sterblichen Seele geglaubt, dachte es, und zu diesen Gedanken machte der Geiger lustig auf, die Töne zuckten ihm durch den ganzen Leib, die Füße trippelten im Takt. Es war in dem seltsamen Zustand, wo man oben weint und unten tanzt, Füße und Augen allen Rapport zu einander verloren haben.

So kamen sie heim und d's Meitschi sollte die Haushaltung machen und zwar hinten und vornen im Hause. Wie die Ziegen mit ihrem Traktament zufrieden waren, wissen wir nicht, Klagen darüber kamen uns keine zu Ohren, aber über das seine schimpfte Barthli ungemessen, und zwar hatte er etwas recht, wir müssen es sagen. Der Kaffee war ganz ohne Sinn und Verstand, das Meitschi hatte das Pulver vergessen, er kam ganz weiß aus der Kanne. Die Erdäpfelrösti war schwarz wie ein Wollhut, ungesalzen und ungeschmalzen. Die Milch war ein unerhört, nie erlebt Getränke, denn im Verschuß hatte Züseli Salz und Butter in die Milch gethan statt in die Rösti. Man kann sich denken, was das für den hungrigen Barthli für ein Herrenleben war. Er war drauf und dran, was er sonst nie machte, in's Wirthshaus

zu gehen und nachzubessern und den Leuten zu klagen, wie es ihm ergangen und was er für ein Meitschi habe. Zu gutem Glück fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, der Teufel sei von je ein Schelm gewesen, es wäre sehr möglich, daß er es jetzt noch wäre und Benz und Züseli zusammenführen könnte, so oder so. Er besserte sein Hundefressen mit einem Stück Käs aus, trank frische Geißmilch dazu und paßte scharf auf Züseli, in welcher Richtung dessen Augen gingen, ob es wohl jemanden erwarte oder nicht. Und als es ihm sagte, es wolle zu Bette, es sei müde und schläferig, da ward ihm die Sache erst recht verdächtig. Aber wart du Täschli, du bist mir noch lange z'wenig, Barthli ist dir und Andern schlau genug, du Täsche. Wart bis morgen, dann will ich dir die Schlauheit auflegen, daß du sie faustdick am Leibe greifen kannst, brummelte der Schlaue. Nun machte es der Alte schlau. Er stellte sich in die sieben Bohnenstecken, von denen aus er die Zugänge zum Häuschen übersah und namentlich die Fensterchen allzumal, die blinden und die halbblinden. Da lauerte er wie die Katze auf die Maus und dachte: Wartet nur, der alte Barthli ist euch schlau genug, der thut euch Pulver in die Kanne und Salz in die Rösti. Er machte sich g'stabelig wie ein buchenes Scheit in seinen Bohnenstecken, und das war ihm keine Kunst, denn er war von Natur schon fast so, und spitzte die Ohren wie ein Haas in einem Kabisplätz. Er hörte immer etwas, bald hinten bald vornen, bald links bald rechts, es knisterte was im Laube, es trappete auf der Straße, es schlich etwas, es hustete, kurz er hörte alles Mögliche, aber es kam niemand. Es fror ihn, es fiel ihm ein, der Kerl könnte schon drinnen sein, er hörte drinnen was. Richtig, da redete es. Barthli schlich wie eine Spinne, wenn sie eine Fliege um ihr Netz surren hört, gegen seiner Tochter Bett, stand stille und wollte wissen, wer da spräche und was, und wenn's Benz sei, ihn prügeln nicht für Spaß. Aber er verstand sich nicht auf die Töne, bis er dicht vor dem Bette

stund. Da hörte er, wie Züseli brummte, drli drli, drli drli, drlum drlum drlum, drlurili drlurili. Das gute Meitschi tanzte im Schlaf und machte den Geiger dazu und war sicherlich selig in seiner Freude. Es fehlte aber nicht viel, der Alte hätte sie ihm rauh vertrieben und ihm zugemessen, was er Benz zugedacht. Hart rüttelte er das Meitschi auf und gab ihm einen väterlichen Zuspruch, nicht bloß aus dem Salz, sondern aus dem Pfeffer, der aber dennoch nicht tief ging, denn kaum stand der Alte wieder in seinen Bohnenstecken, so summste es im Stübchen wieder, drlü drlü, drli, drli, und lustig ging's in des Mädchens Seele zu, während draußen der Alte fror und fluchte und alles umsonst. Benz kam nicht, aber kommen hatte er wirklich wollen, der Geist wäre willig gewesen, aber das Fleisch war zu schwach.

Er war hart betrunken, fand den Weg nicht, fand überhaupt keinen Weg mehr, und wie und wann er nach Hause kam, darüber gehen verschiedene Gerede. Als Benz wieder zu ordentlicher Besinnung kam, da ward sein Gewissen beschwert durch die Art und Weise, wie er Barthli behandelt und titulirt hatte. Das Meitschi stak ihm im Herzen und d's Hüsli im Kopf, und beide tief. Das Meitschi gefiel ihm wohl, es war eingezogen, flink und fleißig, hübsch genug für ihn, wie er sagte, aber es chöm nit alles uf d'Hübschi a, sondern d's Meiste uf's Ordelithue, und dann könne er einmal noch ein ganzes (die Löcher im Dache rechnete Benz für nichts) Hüsli erben, da brauche man keinen Hauszins, könne pflanzen, ja das wäre ein schöner Anfang und viel gewonnen. Wenn man ein Meitschi gerne möchte, so schien es Benz denn doch nicht als zweckmäßige Präliminarien, den künftigen Schwäher zu mißhandeln, er erachtete, der Schaden müsse ausgebessert werden, aber das Wie, das gab ihm lang zu sinnen. Endlich fiel ihm was ein. Er stahl seiner Meisterfrau einige alte zerrissene Körbe und machte sich nach dem Feierabend mit denselben dem rueßigen Graben zu. Er fand den Alten

auf dem Bänkli vor dem Häuschen. Das Meitschi saß neben ihm auf dem Tritt der Stege, die in's Obergaden führte.

Die Meisterfrau schicke ihn, sagte Benz, er hätte da einige alte Körbe zum Flicken, wenn es sich der Mühe lohne, er solle sie g'schauen, und somit saß er ohne weitere Complimente neben den Alten auf das Bänkli ab. Der Alte hatte alsbald die Trümmer der Körbe zur Hand genommen und gerieth in schauerlichen Zorn. Er ließ ihn zuerst los über die Baurenweiber, wie die immer hundshääriger würden, wüst Gythüng. Da solle er Körbe flicken, fordere er mehr als zwei Kreuzer für einen, so sage sie ihm wüst, und habe er mit demselben doch mehr zu thun, als mit einem neuen dreibatzigen. So gehe man mit armen Leuten um, nachdem man sie blutt gemacht, wolle man sie noch schinden. Nachdem er alles gemustert, wandte sich sein Zorn.

Los Bub, sagte er, mit solchem Zeug schickt dich keine Bäurin, wenn sie recht im Kopf ist, und das ist deine, das ist eine rechte Frau. Du Lumpenkerli willst anfangen, wo du es gelassen, ich soll dein Narr sein, aber da bist am Lätzen, stell einen hölzernen an, wenn du einen Narren haben mußt, oder sei ihn selbst, aber den Barthli laß ruhig, der zeigt dir sonst den Weg unsauber. Nimm den Zeug und packe dich, und daß du mir nicht mehr unter das Dach kommest, sonst mache ich, was gut ist.

Benz blieb sitzen und sagte ruhig: Etwas Recht hast und etwas nicht. D'Meisterfrau hat mir in der That diesen Zeug nicht gegeben, sondern ich kam aus mir selbst und weißt warum? Ich wollte schon am Märitabend kommen, es war aber besser, ich kam nicht, ich war z'volle, mein Lebtag nie so, wie ein Kalb, sag ich dir. Nachher kam's mir, ich sei wohl grob mit dir umgegangen, und es war mir leid, von wegen sieh, es geschah nicht aus Absicht oder gar aus Bosheit, sondern wegen der Bekanntschaft. Sieh, ich will es dir graduse säge, dein Meitschi g'fallt mir, es dünkt mich, es

schicke sich niemand besser zu einander, als ich und es. Wir sind beide jung und hübsch genug für einander, können beide wohl verdienen, es beкömmt ein Hüsli und ich keins, es hat einen Aetti und ich ein Müetti, beide alt, wegen der Hübschi haben sie einander nichts vorzuhalten. Wenn du und es einander heiratheten, so brauche ich für d's Müetti keinen Hauszins mehr, es könnte die Haushaltung machen und d's Meitschi desto besser verdienen, und wenn denn da alles zusammenkäme, so hätten wir bald Geld z'weg und könnten entweder mehr Land kaufen oder das Hüsli neu unterziehen lassen, es mangelt dasselbe grusam. Wenn du mir d's Meitschi gä wotsch, es hat nichts dawider, ich wüßt nicht was es wett ha, so b'sinn dih nit lang und säg's, daß ih mih rangiren cha. Mit Werche mag mich keiner und sparsam bin ich auch. Daß ich mich vollgesoffen letzthin, daran stoß dich nicht, das geschieht des Jahrs nicht manchmal, und selb macht nichts, sagt man. Die Mutter ist huslich, für Schmutzigs z'spare i d'Suppe, i d's Krut u sust, kratzet si all Egge us. Die erspart dir manche Krone des Jahrs. Lue, du bist afe alt und lang wirst es nicht mehr machen, aber du sollst deine Sache haben, wie recht und brüchlich, für einen Hund sollst nicht gehalten werden, wie es an manchem vornehmen Orte der Brauch ist, wir wollen dich für e Aetti ha, seiest wunderlich oder nicht, krank oder g'sund. Ich habe gedacht, du werdest froh sein, wenn dein Meitschi einen habe, ehe du davon müssest. Da habe ich gedacht, du gebest mir die Tochter, sie macht's auf my Armi Thüri besser mit mir als mit einem, der manch tausend Gulden hat, daneben dann aber ein Hudel ist, und dann ist's auch nicht, daß ich ganz nichts hätte. Oder was meinst, Barthli, nicht wahr, du giebst mir d'Tochter?

Ja, ja, ja, einem solchen Lausbub wie du die Tochter geben, ja, ja, ja, das wär es witzigs Stückli vo Barthli, einem, wo nichts als plagen kann und damit anfängt, mich

zum Narren halten zu wollen. Ich glaube, du möchtest gern es Hüsli und dazu noch mir deine Alte, die wüste Schnupfdrucke, anhängen, so was käme noch manchem Narr in Sinn. Mein Meitschi mangelt keinen Mann, wir mögen die Sache, welche wir pflanzen, selbst fressen, brauchen keinen Schmarotzer und Unflath dazu. Und jetzt mach, daß du fortkömmst, und das Gnist, wo du gebracht, nimm mit, oder ich schlage es dir um's Gesicht.

Benz wollte frisch ansetzen, versuchte Barthli darzuthun, wie kommod in alle Spiel ein Tochtermann wäre, wie er doch einen haben müsse und viel besser thäte, einen zu nehmen, der am Tag komme, als einen, den ihm das Meitschi z'Nacht zueche schleipfe. Er sollte nur das Meitschi fragen, ob es ihn wolle oder nicht. Aber Barthli fragte das Meitschi nit, wotsch oder wotsch nit? Benz hatte seine Sache nur schlimmer gemacht, den Verdacht geheimen Einverständnisses erweckt und jetzt wirklich Zeit zu gehen, wenn er nicht fremde Hände am Kopf haben wollte. Sag, rief ihm Barthli nach, deinem alten Kratte, wenn sie einen Mann wolle, solle sie sich einen kuderigen machen lassen, andern bekomme sie keinen; da drehte sich Benz um und sagte: Jetzt schweig Alter und wart du nur, es kömmt einmal die Zeit, wo du froh über Benz wärest, aber dann kannst du lange pfeifen, du alte Wydlimauser du, was d'bist.

Züseli war bei der ganzen Verhandlung gewesen, aber nicht gefragt, hatte es auch nichts dazu gesagt. Der Alte fragte ihn's auch nachher nicht, ob er es ihm recht gemacht, sondern behandelte es als Mitschuldige. E Dirne, e wüst's Bubemeitschi sei's, nit trocke hinter den Ohren und schon einen Mann wollen, pfy Tüfel! Kabiswasser saufen müß es ihm, bis solche Mücken vergangen seien. Daß es ihm nicht d's Herrgotts sei, mehr einen anzusehen, sonst wolle er ihm die Augen schon vermachen mit Harz oder Schnupf, was er zuerst bei der Hand habe. Er wolle ihm das Gaffen und Lieb-

äugeln vertreiben! Es sei nichts besser dafür als eine Drucke voll Schnupf i d's G'fräß. Er möchte doch wissen, was sie da mit einem Tochtermann, mit so e mene Gränni machen sollten in dem kleinen Hüsli, wo sie kaum selbst Platz hätten. Es sei jetzt mehr als zehn Jahre, daß seine Alte gestorben, sie hätten es seither machen können ohne Tochtermann, er wüßte gar nicht, warum sie jetzt auf einmal einen nöthig haben sollten, so ne Kerli, wo freß für zwei, Platz versperr und nichts könne, als die Andern versäumen! Wir mangeln keinen Tochtermann, wir können es alleine, giebt die Geiß ja längs Stück für uns kaum oder gar nicht Milch, verschweige dann für ein so groß Kalb.

Von diesem Standpunkt aus sah Barthli die Sache an. Es wird sicher niemanden und namentlich keiner lieben Leserin unerwartet kommen, wenn wir sagen, daß Züseli nicht von diesem Gesichtspunkte aus die Lage der Dinge betrachtete. Das Tanzen und der Tochtermann hatten in seinem Köpfchen sich Platz gemacht und drehten sich darin mit einander herum, daß ihm fast alles Sinnen und Denken verging. Kaum achtzehn Jahre alt und hätte schon einen Mann haben können, und ist manche schon siebenzig Jahre alt und hat noch keinen! Dann hätte es mit ihm z'Märit gehen können und beim Heimgehen tanzen, drli, drlü. Und wenn der Alte nicht dabei war, so probirte Züseli richtig, ob es es noch könne. Man sieht, Züseli hätte mit einem Tochtermann seines Vaters schon was anzufangen gewußt. Aber es sollte ihn ja nicht haben, sollte keinen Mann haben, denn der Alte wollte ja keinen Tochtermann, nie mit einem vom Märit heimgehen und mit ihm tanzen! Das kam ihm fast über's Herz, es mußte weinen, es mochte wollen oder nicht, es mußte an Benz denken. Der hätte sich doch so wohl geschickt, fand es je länger je mehr, die Mutter hätte es eben auch nicht begehrt, aber ihn wohl, und zu brauchen wär er sicher auch gewesen, was er nicht gekonnt beim Korben, hätte man ihn b'richten können.

Bis jetzt hatte Barthli mit Recht nicht über Züseli klagen können, sondern Ursache gehabt, dem lieben Gott für das Meitschi zu danken, denn es war nicht bloß die Stütze, sondern auch die Blume seines Alters. Nun begann es zu ändern. Böses machte, so viel wir wissen, das Meitschi nichts, aber mit seinen Sinnen und Gedanken war dasselbe nicht mehr da, wo es sein sollte, sie flogen ihm davon, es wußte selbst kaum wohin. Das Eine vergaß es, das Andere machte es verkehrt, daß der Alte wirklich manchmal schlimm daran war. Bald war nicht gekocht, bald nicht gemolken, die beiden Handhaben an einem Korbe auf der nämlichen Seite, oder gar feuerte es mit Korbwydlene an.

Dazu begann das Meitschi schlecht auszusehen, müde zu werden, plärete viel, daß der Alte wirklich an's Krankwerden dachte und eine alte Nachbarin zu Rathe zog. Die tröstete ihn. Das sei nicht anders bei jungen Mädchen, sagte sie, das gebe es oft und werde schon bessern. Da sei nichts besser dafür, als ab Bocksbart zu trinken, der sei b'sunderbar gut i selligen Umständen. Zu all seinem Elend mußte nun Züseli ab Bocksbart trinken, der schmeckte ihm aber grundschlecht und man sah gar nicht, daß es ihm anschlug, eher das Gegentheil. Je weniger er aber anschlug, desto böser wurde der Alte mit Züseli. Du suffst ume z'wenig, sagte er, es würde sonst schon bessern, der ist ja expreß gut dafür. Wotsch sufe oder nit! Wegem Bocksbart konnte er fragen, wotsch oder wotsch nit, hätte er wegem Tochtermann so gefragt, es hätte vielleicht besser angeschlagen.

Ob Züseli in dieser Zeit Benz nie gesehen, nie gesprochen, wissen wir nicht, wir haben Ursache zu glauben, daß sie sich gesehen haben. Wenigstens wollte es eine Nachbarin behaupten, nicht daß sie dieselben bei einander gesehen, aber Züseli suche das Futter für die Geißen und den Bocksbart gar oft am nämlichen Orte und an einem Orte, wo nüt Aparts für die Geißen wachse, und der Verstand gebe es doch mit, daß

am nämlichen Orte nicht stets etwas zu finden sei. Aber von dort sehe man den Hof, wo Benz diene, und von dorther gehe man herunter in's Dorf, das komme ihr sehr curios vor. Uns dagegen gar nicht, denn jedem achtzehnjährigen Meitschi ist bekannt, daß ein solches Mädchen in einem Zimmer, wo drei Fenster sind, von denen eins gegen das Haus seines Schatzes sieht, sich immer an dieses Fenster setzt, auch wenn es gar keine Hoffnung hat, mit dem Schatz hinter den Fenstern zusammenzutreffen. Es ist immer Hoffnung, vielleicht ein Bein oder einen Kuttenfecken des Geliebten zu sehen, jedenfalls hat man einen sichern Haltpunkt für seine Gedanken, und schaden kann es ja doch nicht viel!

Wir wollen nicht entscheiden, wie es sich verhielt, das wissen wir, daß am zweiten Sonntag im August vergangenen Jahres Züseli daheim vor dem Häuschen saß und grusam Langeweile hatte und ein Blangen dazu, daß es ihm sein kleines Herz fast versprengen wollte.

Die Bewohner des rueßigen Grabens meinten nicht, daß sie alle Sonntage zur Kirche müßten. Wenn man die Sonntagskleider alle Sonntage anziehen wollte, man wäre ja alsbald fertig damit, meinten sie. Barthli ging noch zuweilen und manchmal nur damit das Meitschi daheim bleiben müsse, um zu hüten, denn das sah er sehr ungern gehen und legte ihm, wenn es einmal gehen wollte, Hindernisse in den Weg, wie er nur konnte und mochte. Ledigen Leuten sollte man d's Chilche gah ganz verbiete, meinte er. Es sei ihnen doch nie wegen Gottes Wort, sondern nur, daß ein Löhl den andern angaffen könne, und daraus entstünden böse Sachen, wie man Exempel genug hätte. Mit Lesen gab Züseli sich auch nicht besonders ab, und Barthli gab ihm das Beispiel nicht. Sie hatten wohl eine Bibel, aber nicht großen Appetit dazu. Hier ist das Sprüchwort besonders wahr, der Appetit kömmt überm Essen. Man muß früh anfangen zu lesen und gut lesen, nicht bloß halb buchstabiren können, wenn man Freude

am Lesen bekommen soll. Der Sonntagsmorgen ging noch an. Es hatte für Menschen und Vieh zu sorgen, sich recht zu waschen und zu kämmen; statt Kartoffeln machte es einen Eiertätsch oder ein Eierbrod. Fleisch hatten sie des Jahres nicht oft auf dem Tisch. Diese Mahlzeit wurde schon um eilf Uhr eingenommen, lang vor Zwölfe war man mit allem fertig, mit Essen und Abwaschen, und jetzt? Nun manchmal ging Züseli beeren im Walde. Erd-, Heidel-, Him- und Brombeeren fanden sich zur Genüge. Wohl flocht es auch niedliche Körbchen mit allerlei Kunstwerken für sich, denn eigentliche Arbeit duldete der alte Korber am Sonntag nicht. Das sei das beste Zeichen, um wie viel die Menschen geschlechtet hätten und nichtsnutziger geworden seien, ehedem hätten sie arbeiten können in sechs Tagen, daß sie sieben Tage zu leben gehabt, jetzt schafften viele sieben Tag und brächten es nicht z'weg, daß sie sich des Bettelns erwehren könnten, behauptete er. Aber auf die Straße, in's Dorf hinunter, wo Wirthshäuser waren, dahin ließ es der Alte nicht, von wegen er war da nicht mit der Schnupfdrucke bei der Hand, um zu rechter Zeit vor allfälligem Schaden sein zu können. Da gab es lange Sonntag Nachmittage und viel Seufzens.

So war es eben an jenem genannten Sonntag Nachmittag. Die Ziege mäckerte im Stalle, und der Alte sagte, es sei ihm in den Gliedern, es nehme ihn wunder, ob es ein Wetter geben würde. Er wolle hinaustrappen auf die Egg, dort sehe man am besten, was werden wolle. Es finge sich fast an zu fürchten, sagte Züseli. Vor acht Tagen hätte es so grusam Unglück gegeben vom Wasser und man sage, es gebe gerne zwei Wassergrößen hintereinander und die zweite sei größer als die erste. Es wollte, er bliebe da, oder es wolle mit ihm kommen. Dumm, sagte Barthli, es muß jemand daheim sein, um Bescheid zu geben; wenn es schon ein wenig Wasser giebt, und daß es giebt, ist noch lange nicht gesagt, das will ich eben gehen zu gucken, so wird dir

doch hier oben die Emme nichts thun und die Aare nichts, und wenn es wäre, könnte ich dir doch nichts helfen und die Sündfluth wäre nicht mehr weit. Man kann nie wissen, sagte Züseli kläglich. Dumm, sagte Barthli und ging langsam der Egg zu. Wenn es doch dann an einem Sonntag von Hause weg sein müßte, so sei es doch überall der Brauch, daß die Jungen gingen und nicht die Alten, dachte Züseli traurig. Aber es sei ein armes Tröpfli, es wollte bald lieber sterben als so dabei sein, keine Freude, keine Gesellschaft, von Lustbarkeit wollte es nicht einmal reden. Es setzte sich auf's Bänklein und hätte wahrscheinlich geweint, wenn es nicht Gesellschaft bekommen hätte. Seine Hühner kamen daher, nicht des Fressens wegen, sondern als ob sie bei ihm Schutz suchen wollten. Es wird ein Vogel in der Nähe sein, dachte es. Aber die Hühner wollten nicht wieder von ihm weg, wie sie sonst thun, wenn sie den Vogel weiter geflogen glauben. Wie halb krank stunden sie um ihn's herum und versetzten keinen Fuß um Futter zu suchen. Warum doch die Hühner so mudrig seien? dachte es. Wenn sie nur nicht was Böses gefressen, ihm nur nicht darauf gingen, es ginge ihm viel zu übel. Der Vater wolle kein Fleisch kaufen und Brod so wenig als möglich, wenn es nicht zuweilen was von Eiern machen könnte, so hätten sie d's Jahr ein, d's Jahr aus nichts als Kaffee und Erdäpfel und selb wär denn doch gar zu läntwylig.

Es donnerte dumpf, das Meitschi wußte nicht von welcher Seite her. Es wurde dunkler, es sei fast, als ob es Nacht werden wollte, kein Wunder, daß die Hühner gekommen, sie würden gemeint haben, es sei schon Zeit z'Sädel zu gehen, meinte es. Es fürchte sich schier, wenn nur der tusig Gottswille dr Aetti wieder da wär, sagte es zu sich selbst. Es stund vor das Dach hinaus und über sich sah es den Himmel schwarz wie ein ungeheures schwarzes Grab. So habe ich es nie gesehen, sagte es zu seinen Hühnern, wenn doch nur der

Aetti käme, was braucht doch der seine G'wundernase auf die Egg hinauf zu tragen! Still war es auch wie im Grabe, kein Vogel zeigte sich mehr, von ferne hörte man ein Gerolle, es war als wenn ein gewaltiger Todtengräber Erde würfe auf einen eben versenkten Sarg.

Schwere Tropfen fielen. Eine Nachbarin stand zu Züseli und sagte, es ist mir so angst, ich bekomme fast den Athem nicht, ich weiß nicht, was es geben will. Ja, sagte Züseli, und Aetti ist noch nicht heim, wollte auf der Egg nach dem Wetter sehen, und wenn er nur das thäte, so dünkt mich, er sollte heim kommen, aber er wird sich mit Klappern versäumen. Sieh, dort kömmt er und es pressirt ihm, sagte die Nachbarin. Hätte nicht geglaubt, daß Barthli noch so schnelle Beine hätte. Da flammte es vor ihren Augen, als ob Feuer vom Himmel falle, daß beide die Hände vor die Augen schlugen, ein entsetzlicher Donner betäubte die Menschen, die Erde erzitterte, und ehe sie noch zu einander gesagt: Gott, mein Gott! brachen Wasserströme aus den Tiefen des Himmels, der schwarze Sarg war geborsten und seine Wasser platzten zur Erde. Beide stürzten ihren Häuschen zu, einige Schritte weit, sie erreichten sie zur Noth, naß bis auf die Haut, außer Athem. Kaum hatte Züseli ihn wieder, jammerte es: Mein Gott, mein Gott, der Vater!

Es war als ob Gott ihn bringe, er stürzte unter Dach: Mein Gott, mein Gott, so hab ich's noch nie erlebt, keuchte Barthli. Sie flüchteten sich in die Küche, um den Heerd stunden betäubt die Hühner, hinten im Stalle schrie wehlich die Ziege, man hörte zuweilen ihre jammervolle Stimme durch das Rauschen der Wasser, zwischen den betäubenden Donnerschlägen. Wenn wir nur die Geiß hier hätten, sagte Barthli, die hat grusam Angst und dort ist das Dach nicht am besten. Will probiren, sagte Züseli, sie zu holen. Dreimal setzte das Meitschi an, um aus der Küche zu kommen, dreimal schlugen es die Wasser des Himmels, denn es war kein Regen mehr,

es war ein Strom, der aus dem Himmel brach, zurück. Endlich kam es zum Ställchen, konnte die Thüre öffnen, da fuhr Feuer durch die Gewässer, blendete ihm die Augen, betäubt lehnte es sich an die Wand. Als es wieder Besinnung hatte, nach wenigen Sekunden, war die Ziege weg, das Gitzlein auch, furchtbar brausten die Wasser, es donnerte, wie es in des Blitzes Glut gesehen, ein gewaltiger Bach durch den Graben, wo sonst nur in nassen Zeiten ein klein Wässerchen lief, das zur Noth ein Rädchen trieb, wie Kinder in Bächen einzuhängen pflegen.

Züseli floh zur Küche, naß bis auf die Knochen. Vater, d'Geiß wird da sein, rief es. Als ich den Stall aufthat, kam der Blitz, und als ich wieder sah, war keine Geiß mehr da. Sie wird in der Angst um's Häuschen sein, man muß ihr rufen, sagte Barthli und rief mit seiner rauhen Stimme: Gybe sä sä, chum sä sä! Aber Barthlis Stimme war zu dünn, drang nicht durch den Donner Gottes und das Brausen der Wasser, Gybe kam nicht. Er drang in seinem Eifer vor die Thüre, da sah er denn im Scheine der ununterbrochen flammenden Blitze, den donnernden Bach, die Breite des Grabens füllend, höher und höher steigend, mit Gebüsch und jungen Tannen den breiten trüben Rücken bedeckt. O, o Züseli, o Züseli, wir müssen sterben, schrie Barthli und vergaß die Ziege. Sie dachten einen Augenblick an Flucht, aber wohin in den wogenden Wassern? Sie dachten an den jüngsten Tag, und wenn der komme, so komme er ihnen auf den Bergen oder in den Thälern oder in den schäumenden Wellen. Sie beteten, was sie konnten, erwarteten zitternd das Vergehen von Himmel und Erde. Die Wasser brausten, die Hütte wankte, sie hatten sich ihrem Gott ergeben, achteten sich nicht mehr der Zeit, sie warteten auf das Oeffnen der Thore der Ewigkeit. Da ward es wieder heller, die Blitze minder feurig, die einzelnen Donnerschläge ließen sich unterscheiden, waren weniger betäubend, wurden majestätischer, die

armen Sterblichen athmeten wieder, sie hofften wieder, über die Gerichte sei aufgegangen die Sonne der Gnade.

Da kam plötzlich eine Stimme durch die Küchenthüre: Barthli lebst noch? U de? war alles, was Barthli hervorbringen konnte. G'schwing, g'schwing komm, sonst nimmt's dir d's Hüsli weg. Ohne weitern Uebergang brachte dieser Ruf Barthli urplötzlich aus allen höheren Stimmungen heraus in die Gegenwart, er machte sich hinaus. Durch Züseli bebte es wunderbar, es hatte sich ergeben, alsbald vor Gott zu stehen, jetzt kam plötzlich Benzens Stimme zur Thüre hinein. Es konnte nicht aufstehen, der Athem fehlte ihm, die Glieder waren wie gelähmt, Ströme flutheten um sein Herz, die Ströme um's Hüsli vergaß es.

Bedenklich sah es um das letztere aus, schon war eine Ecke untergraben und die Wasser mehrten sich noch. Aber Benz that klug und kühn das Nöthigste, den Strom zu brechen, den Zorn desselben abzuleiten. Barthli schleppte Material herbei, ihr wehlicher Ruf um Beistand scholl weit hin, brachte Helfende herbei, und das Häuschen ward zur Noth aufrecht erhalten, aber es war die höchste Zeit gewesen, daß dazu gethan wurde, in wenigen Minuten wäre es verschlungen gewesen.

Nun ward es durch gemeinsame Anstrengungen außer Gefahr gestellt, die Wasser begannen zu mindern glücklicherweise, ihren Lauf konnte man wieder meistern, die nachhaltige Kraft der Menschen siegte über die rasch verbrausende Gewalt des Elements. Die Angst wich aus den Herzen der Menschen, machte aber bei vielen nur dem Jammer Platz, absonderlich bei Barthli. Er gehörte, wie man gesehen haben wird, unter die Jammersüchtigen, welche immer Ursache haben zum Wehklagen, nie zum Frohlocken, über Verlorenes klagen, des Geretteten nicht gedenken, nie dankbar sind in der Glückseligkeit, aber fort und fort mit der Vorsehung hadern über jede Widerwärtigkeit. Wie ihm die Nachbaren auch sein

Glück priesen, daß er, sein Kind und das Häuschen gerettet worden, er hatte keine Ohren dafür, er jammerte nur über seine verlorenen Geißen. Wie die alte gebe es keine mehr, weder im Oberland noch im Unterland, kein Rathsherr sei so witzig wie sie gewesen, die hätte gewußt, wo das Gras melchiger sei, außer dem Zaun oder inner dem Zaun, und wo sie innerhalb hätte grasen wollen, habe es ihr kein Zaun gewehrt, und dazu sei sie wenigstens acht Thaler werth gewesen. Wenn das Gitzi geworden wäre wie die Geiß, so wäre es auch acht Thaler werth geworden, zusammen also sechszehn Thaler, woher jetzt die nehmen? Und wenn man sie auch je wieder zusammenbrächte, wo dann Geißen finden so melchig und witzig und merkiger als kei Rathsherr? Was nütze so das Hausen, wenn dann der Herrgott selbst komme und die Sache verherrge, daß es kei Art und Gattig habe, man sein Lebtag sie nicht wieder z'weg bringe?

Solche Rede ärgerte die Leute stark, und während sie starke Antworten beizten, mäckerte es hinter Barthli erst grob, dann fein. Hastig sah er sich um, es waren seine Ziegen, welche ihm die Antwort brachten, hell auf und wohlbehalten, und Benz war's, der sie hielt. Da war wieder größer als die Freude über die Geißen der Aerger, daß Benz es war, der sie hielt. Hieltest sie versteckt, hätten sie dir vielleicht auch gefallen? sagte er giftig. He, sagte Benz ganz kaltblütig, wie kam ich zu ihnen? Wo es so wetterte, daß man nicht wußte, bleibt etwas ganz auf dem Erdboden oder ist's Matthäi am letzten, da sagte mir der Meister: Benz, und unsere Waare im Schürli! Die erbarmet mich, darfst es wagen und sehen, ob ihnen zu helfen ist? Meister, sagte ich, warum nicht, wenn's aus ist, so kömmt es in eins, bin ich hier oder draußen, und allweg ist's den armen Thieren ein Trost, wenn jemand Vernünftiges bei ihnen ist. Als er z'Noth hinausgekommen, denn bald habe ihn der Wind genommen, bald das Wasser, habe er nebem Schürli mäkern

hören und da die Geiß gefunden, die sich dahin unter Dach geflüchtet und schön Wind ab. Ja, sagte Barthli, die ist witziger als mancher Rathsherr, hab ich ja gesagt. Er habe sie in Stall gelassen, fuhr Benz fort, und weil er sie erkannt, habe er gleich gedacht, die sei unten dem Wasser entronnen und Barthli's könnte ein Unglück begegnet sein, und als er für das Schürlein gesorgt und gesehen, daß es demselben nichts mehr thue, sei er daher gekommen, wie, wisse er nicht, das Häuschen sei noch gestanden, aber Noth z'wehre hätte es gethan; wenn ihm die Geiß die Beine nicht gleitig gemacht, wer weiß, ob der Alt und das Meitschi noch am Leben wären.

He, ja, ja, man hätte eigentlich Ursache dir zu danken, aber was soll ich jetzt mit den Geißen anfangen, wo soll ich sie hin thun? das Ställi hanget ja in der Luft und hat keinen Boden mehr und das Hüsli ist über Ort, was soll ich jetzt mit den Geißen, wo wir nicht wissen wohin, antwortete Barthli häßig. Barthli, du bist doch der Wüstest, hättest Ursache dem lieben Gott zu danken, daß du mit dem Leben davon gekommen, hast ja auch die Geißen wieder und thust nichts als brummen und zanken, sagte ein Nachbar. Dank du, wenn es dir drum ist, antwortete Barthli. Jetzt noch danken für ein solches Wetter, wie nie eins erhört worden ist seit Noahs Zeiten. Darin hatte Barthli Recht, daß in dieser Gegend nie ein solches Gewitter erhört worden war, es mußten Wolken geborsten sein vom Druck gewaltiger Wassermassen, die dann über den Rücken und an den Seiten einer nicht hohen Hügelkette hin stürzten, wo sie nicht wie in einem Trichter sich fingen und gepreßt zu einem Loch aus mußten, sondern wo von allen Seiten Abfluß war in verschiedene Thäler, verschiedenen Flüssen zu, nach Ost und nach West. Barthlis Häuschen hing über der halben Höhe des Berges, die Wasser, welche dort hinunter brachen, flossen in ganz kleinem Raume zusammen, und doch brachten sie über hundert Centner

schwere Steine zu Thale, trugen unter Barthlis Hütte von einem Hause einen schweren steinernen Brunnentrog weg und begruben ihn weit unten im Thale tief in den Schlamm, wo er lange nicht gefunden wurde. Als in der That das Ställchen unbewohnbar gefunden wurde, sagte der gutmüthige Benz, den Barthli's schlechter Dank nicht gekränkt hatte: He, weißt was, das Meitschi söll se melche, de nihme ih se i üses Schürli, uf es paar Hämpfeli Futter chunts dem Meister nit a, und es ist nit wyt, am Abe und am Morge cha das Meitschi se cho melche.

Da sah der Barthli den Benz an mit einem unbeschreiblichen Blick; meinst Bürschli, meinst, sagte er. Hans, wandte er sich zu einem Nachbar, du nimmst mir sie zu deinen, will sehen, daß ich für's Fressen sorge. Die Nachbaren hatten Spaß und Aerger ob Barthli. Natürlich war Benzens Abferggete bekannt und wie Barthli gesagt, er wüßte nicht, für was er einen Tochtermann nöthig hätte.

Natürlich hielten es alle mit Benz. Die Antwort ward zum Sprichwort, und wenn man Barthli einen Streich spielen konnte, so sparte es sicherlich niemand. Er war eben eine bei der immer größeren Abgeschliffenheit der Menschen, der immer größer werdenden Menge ohne Gepräge immer seltener werdende Persönlichkeit, vor der man eine Art Respekt hat und doch, so oft man sie sieht, lachen muß und Lust verspürt, sie zu helken oder zum Besten zn halten.

Nein, Barthli, nein, sagte Hans, Platz für deine Geißen habe ich nicht und wenn ich hätte, so schickten sie sich nicht zusammen, meine Geißen sind gar zu dumm und deine ja witzig wie ein Rathsherr. Die wird gewußt haben, warum sie da hinauf zu Benzens Schürli lief. Sei nicht dümmer jetzt als die Geiß und laß sie gehen mit Benz. Und daneben glaube ich, wir haben das Wetter deinetwegen leiden müssen. Unser Herrgott wird dir haben zeigen wollen, für was man einen Tochtermann brauchen kann. Deppis dumms e so,

brummte Barthli, üse Herrgott wird sih sellige Sache achte! Für e Geiß z'fah braucht man kein Tochtermann zu sein, das kann jeder Maulaff, und für ein solch Wetter wird man so Gott will keine Hülf mehr brauchen, es ist genug, wenn man eins erlebt, wie dumm wär's deretwegen e Tochtermann anzustellen, für e Sach die nimme chunt, was soll me mit em ne sölige Mulaff afah? Wenn Hans d'r Kolder macht, so nimmst du mir sie, Riggi, nicht wahr? sagte Barthli zu einem andern Nachbar. Nein, Barthli, nein, brauch Verstand, denke, was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nit scheide. Junge, fahr mit dene Geiße dr Berg uf, su hört das G'stürm uf.

Benz begriff das, rief Züseli, das begreiflich nicht weit davon stund, zu: Um sechsi, hörst, ist g'futtert und wird g'mulche, chast mache, daß d'ufmagst und d'obe bist, nachher b'schließe ih wieder und chöntisch nit yche, u jez milch g'schwing, was noch da isch, su chan ih fahre, muß gah zur Waar luege. Züseli that das geschwind und schweigend ab, und Benz sagte auch nicht viel, wahrscheinlich befaßten sie sich mehr mit der Zukunft als mit der Vergangenheit. Und als gemolken war, folgte stolz mit hoch emporgehobenem Haupte, wie wirklich ein Rathsherr es nicht besser gekonnt hätte, die Ziege ohne Widerstand Benz nach, als ob sie wüßte, was sie verrichtet hätte. Lustig tanzte das Gitzlein um sie herum, accurat wie ein achtzehnjährig Meitschi, wenn es vernimmt, es gäbe nächstens eine Hochzeit, wo es Brautjungfer sein müsse und dann tanzen könne nach Herzenslust und dann vielleicht, man kann nicht wissen, einen Mann auflesen und dann wiederum eine Hochzeit und dazu eine noch lustigere, denn Braut sein ist doch noch lustiger als Brautjungfer sein, oder ist Bratis essen nicht besser als Bratis riechen — wir fragen!

Morgen wirst dich kaum verschlafen, Meitschi! lachte Riggi. Danebe vergiß nicht, was dein Alter mit Schein noch nicht weiß, daß, was Gott thut, wohlgethan ist. Als es an-

fing zu donnern und als die Wasserbäche kamen, da dachtest du nicht daran, was die Sache für einen Austrag nehmen würde. Züseli vergaß es aber auch nicht und selbe Nacht schlief es nicht, verschlief sich am Morgen nicht. Die ganze Nacht stund der gestrige Nachmittag vor seinen Augen als wie ein großes bewegliches Gemälde. Es dachte nicht, es schaute nur, fühlte die Angst rieseln durch Mark und Bein, es war ihm das Herz eingeklemmt, daß es oft kaum Athem hatte, und doch war ihm wohl dabei, es war ihm, als ob hinter dem Graus die Sonne stehe und bald schöner als nie scheinen werde und die Greuel verklären und alles vergehen bis an Benz und Geiß und Gitzlein und sonst noch allerlei. So lag es da und sah, was vor ihm stund, bis es ung'sinnet graute draußen. Dann machte es sich auf leise, um den Alten nicht zu wecken, der gar tapfer schnarchte.

Der hatte auch lange nicht schlafen können, aber daran nicht so wohl gelebt wie sein Meitschi, im Gegentheil sehr schlecht. Er war zornig über den lieben Gott und über seine Nachbaren, rechnete seinen Schaden nach und ärgerte sich über die Schadenfreude. Er hätte nicht geglaubt, daß die Menschen so schlecht sein könnten, ihm ein solch Unglück noch zu gönnen, das G'spött mit ihm zu treiben und mit einem solchen Schnürfli gegen ihn zusammenzuspielen. Aber wohl, denen wolle er vor der Freude sein, die müßten ihn nicht auslachen. Morgen wolle er gehen und die Geiß melken, das werde kein Hexenwerk sein, und g'setzt, er brächte die Milch nicht alle heraus und die Geiß würde wüst thun, so werde das nicht alles zwingen und sie hätten doch dann nichts zum Lachen. Er sei gestraft genug mit dem Hüsli, das er müsse plätzen lassen, das Meitschi müsse ihm nicht noch heirathen obendrein, er wolle nicht zwei Unglück auf einander, wo eins größer sei als das andere. Er wälzte Vorsätze in seinem Gemüthe, groß, wild, trüb, fast wie die Wasserwogen am gestrigen Abend. Und mitten drein schlich der Schlaf, gaukelte ihm

immer Wilderes vor, band ihm leise die Glieder, drückte ihm die Augen zu, entriß ihm das Bewußtsein, blies ihm die Einbildungskraft noch einmal tapfer an und ließ dann das mit einander machen; weiß Gott, wo Barthli war, in welchem Welttheil oder gar im Himmel oder der Hölle, als sein Meitschi ihm davon lief und zwar noch lange ehe es sechs Uhr war.

Diesmal war der Himmel nicht trüb, wie er sonst oft ist nach solch gewaltigen Ergüssen, in klarer Bahn ging die Sonne, und frisch und schön war es auf Erden, wo die Wasser gestern nicht gehauset; wo sie gewüthet, war es fürchterlich. Züseli hatte Mühe, zum Wasser zu kommen, wo es gewöhnlich mit Hülfe eines alten zwilchenen Lumpens Toilette machte und dabei eine schönere Haut hervorbrachte, strahlender vom Bache kam, als je eine Hochgeborne von ihrer Toilette und deren tausendfältigem Kram von Seifen, Pomaden, Essenzen, Bürsten, Kämmen, Zangen und Scheeren und anderlei unnennbaren Dingen. Diesmal, vielleicht zum ersten Mal, war es Züseli dran gelegen anzuwenden und sich so schön zu machen als möglich mit Hülfe von Wasser und dem zwilchenen Lumpen, der einer dahingegangenen Kutte des alten Barthli entstammte. Der gewöhnliche Weg zum Bach war fortgerissen, es rutschte hinunter, kam nicht bloß zum Wasser, sondern in's Wasser und weit mehr als nöthig und ihm lieb war. Ueberdem war das Wasser trüb und häßlich und mörderlich kalt. Desto mehr wandte Züseli an, desto kräftiger drehte es seinen Lumpen aus, fing wieder von vornen an, und als es mit Vorsicht am zerrissenen Uferrand emporstieg, erschien es oben lieblich und glänzte fast wie der Morgenstern oder wie die Morgenröthe, wenn sie das Haupt der großen Jungfrau im Berneroberlande verklärt. Davon aber wußte Züseli denn doch nichts, hatte nicht einmal einen Spiegel, um sich über den Erfolg seiner Anstrengungen zu vergewissern, dachte auch nicht daran, sondern nahm das Milchgeschirr und eilte damit den Berg auf. Es möchte sich verspäten, das war seine Sorge. Gar zu un-

gerne hätte es gehabt, wenn Benz geglaubt, es seie e fule Hung. So ein Meitschi wie Züseli setzt seinen Stolz in Arbeitsamkeit und Arbeitsgeschick, es hat keinen Begriff davon, daß man mit Klavierspielen und Affektiren zu einem Mann kommen könne. Es sucht dahin zu kommen, daß die Leute sagen: Der ist g'fellig, wo das bekömmt, von wegen es ist ein b'sunderbar werchbar Mensch, versteht alles wohl und dreht sich des Tags nicht bloß einmal.

Doch lief das Meitschi nicht in gleichem Schritte bis oben. Der müsse doch nicht meinen, daß es ihm so pressire, daß es nicht warten möge, bis es bei ihm sei, er könnte sonst meinen, wie viel ihm an ihm gelegen sei.

Benz war schon fertig mit Melken, als Züseli daher kam. Hast Zeit, sagte er, hätt nit lang meh g'wartet, bei uns steht man des Morgens auf und nicht erst Mittags. Züseli wollte diesen Vorwurf nicht leiden, begehrte auf, da mäkerte es im Stall zweistimmig, die Thiere hatten seine Stimme erkannt, und als sie es sahen, thaten sie zärtlich, daß Benz das Wasser im Munde zusammenlief. Die Alte stund an Züseli auf und leckte ihm das Gesicht, das Kleine stieß ihn's mit dem Kopf und tanzte ihm um die Füße.

Seh, gieb das Melchterli, sagte er, so kömmst nicht an's Melken. Aber so meinte es die Alte nicht, sie wollte ihm nicht stille halten, ihn gar nicht dulden, eines so groben Kerli's war sie nicht gewohnt, Züseli mußte sein alt Amt verrichten. Wie hätte die alte Geiß erst gethan, wenn der alte Barthli an ihr hätte rupfen wollen!

Unterdessen gewann Benz des Gitzleins Freundschaft mit einigen Handvoll schönen Grases, so daß, als Züseli fertig war und dem Gitzlein auch flattiren wollte, dasselbe in große Verlegenheit kam, von wem es sich eigentlich rechtmäßig sollte flattiren lassen, und schön war es anzusehen, wie Benz und Züseli an dem verlegenen Gitzlein wetteiferten im Flattiren, jedes dem andern zeigen wollte, daß es doch am schönsten und

wirksamsten flattiren könnte. Da hätte man gar nicht glauben sollen, daß eins oder das andere von ihnen pressirt sei. Am Ende mußte es doch geschieden sein, was seine Noth hatte und zwar eigentlich wegen den Geißen, die mit Gewalt Züseli nach wollten und mit Mühe in die Trennung sich fügten. Das freute Züseli sehr. Siehst du, sagte es, sie haben mich doch noch lieber als dich. Ich habe es mit allen Thieren so, mit den Hühnern und den Katzen auch. Die Thiere wissen's, wer wohlmeinig ist oder nicht, und können die Liebe erzeigen wie Menschen und d's Gunträri auch. Aber mein Gott, was wird der Vater sagen, daß ich so lang mache, adie, und fort war's. Benz sah ihm nach und schüttelte den Kopf. Ist das trümpft oder sonst g'stochen, sagte er. Meint es dann, die Thiere hasseten mich, weil die alte dumme Geiß mich nicht wollte melken lassen? Wohl, das will ich anders b'richten und zwar schon diesen Abend.

Als Züseli heimkam, war Barthli eben am Erwachen, grunzte bedenklich und hob mühsam sein struppicht Haupt aus dem Bett empor. Als er das Meitschi angezogen sah, sagte er: Mach d's Morge, drwyle will ich gehn und melche, bis d'fertig bist, bin ich wieder da.

Vater, es ist g'mulche, ich bin wieder da, und wenn ihr auf seid, ist d's Morge fertig. Was da der Alte für ein Gesicht machte, und wie er mit dem Meitschi brüllte, was es so hätte zu pressiren gebraucht, seit wann man nach Mitternacht melke, und was die Leute sagen würden, was es für ein wüstes, mannsüchtiges Meitschi sei, man kann es sich kaum vorstellen. Züseli vertheidigte sich mit der Abrede und mit der Zeit, und wie kein Mensch was Böses denken werde, sie wären ja dabei gewesen, wo man die Sache abgeredet u. s. w. Aber das half alles nichts, denn der Alte war eine von den glücklichen Naturen, die auf keine Einrede achten, immer fort reden in einem Zuge, und antworte man oder antworte man nicht, es kommt auf Eins, sie thun als hätten sie keine Oh-

ren; selbst der Stand der Sonne und wäre auch der Mond neben ihr gestanden überzeugten ihn nicht, daß er sich verschlafen habe. Es geschah ihm sonst nicht, daher hielt er es für eine Unmöglichkeit, es schien ihm viel natürlicher, daß ob dem gestrigen Wetter die Sonne sturm geworden, daher den rechten Weg verfehlt, daher sich verspätet hätte. Es ist gut für einmal, sagte er endlich, zum zweiten Mal wirst du nicht melken da oben.

Nach schöner Landessitte erscheinen bei großen Unglücksfällen, Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen u. s. w. nähere und fernere Nachbaren mit passendem Werkzeuge, schaffen den Schutt weg, machen was Noth scheint, nicht bloß unentgeltlich, sondern viele bringen noch Lebensmittel mit und nicht bloß für sich, sondern auch für die Geschädigten. So geschah es auch am Montag nach dem verhängnißvollen Sonntag im rueßigen Graben.

Die ersten erschienen schon, während Barthli noch haderte mit seinem Meitschi; dadurch neugierig gemacht vernahmen sie leicht von den nächsten Nachbarn des Haders Grund und Ursache. Es gab Stoff zum Lachen und der arme Barthli war verkauft und verrathen, keiner hielt es mit ihm, alle waren gegen ihn. Als man sich gehörig umgesehen, wurde Rath gehalten, wo anzufangen, was anzugreifen sei. Barthli redete stark von seinem Häuschen, das vor allem herzustellen sei.

Selb meine er auch, sagte eine Stimme hinter ihm, und als Barthli hastig sich umdrehte, stand Benz hinter ihm, hoch die Schaufel auf der Achsel, als Abgeordneter seines Meisters. Bist auch schon da, was hast du dein Maul drein zu hängen, was geht das dich an, schnauzte Barthli ihn ab. Hättest daheim bleiben können, wirst doch nit viel verrichte. E, e, Barthli, rief ihm ein Nachbar zu, vergiß nicht, was er gestern verrichtet hat, und allweg geht's den Tochtermann was an, wie es des Schwähers Häuschen geht. Er ist es einmal noch

nicht, brummte Barthli und drehte Benz den Rücken zu, als ob er ihn sein Lebtag nicht mehr ansehen wolle.

Vor allem aus räumte man die Gräben und Straßen, verschaffte dem Wasser freien Lauf, kurz schaffte da, wo ein wachsender Schade war. Ob der fleißigen Arbeit läutete es Mittag bald hier, bald da von einem Kirchlein her, man merkte, daß man hungrig war, denn so ein Mittagsläuten ist für die Landleute das Gläschen, welches die Städter zu sich nehmen, um sich Appetit zu machen. Man stieß die Werkhölzer in die Erde, suchte sein Säcklein mit dem Vorrath, suchte ein schattig Plätzchen, eine Küche, das eine oder das andere sich wärmen zu lassen, z. B. Milch, wer sie nicht kalt vertragen konnte. Am meisten sammelte man sich um Barthli's Häuschen, welches Schattseite lag und große Bäume in der Nähe hatte. Züseli hatte voll auf zu thun mit Wärmen und Leihen von allerlei Geschirr und sollte dazu Bescheid geben auf gar allerlei Reden, grobe und feine, und daß Benz nicht weit von der Küchenthüre war, versteht sich von selbst. So gab's viel Lachens, und Züseli wußte wirklich nicht, wo ihm der Kopf stund, es summste und surrete ihm in den Ohren, als ob es den mächtigsten Schwindel hätte. In Angst suchte es Allen, die was wollten, zu entsprechen, hatte daher nicht Zeit, Rede zu stehen, höchstens hie und da zu einer kurzen Antwort, hörte das Meiste nicht, was geredet wurde, und das gefiel den Leuten. Es sei ein recht Meitschi, sagten sie, öppe nit es uverschamts und aläßigs, behülflig und gutmeinig, es gefiel ihnen am ganzen Leib besser, als der alte Korber am kleinen Finger, und es wäre schade, wenn das nicht bald heirathete.

Nimm's, hieß es dann zu Benz, nimm's, sust nimmt's e Andere. Oeppe der hübschist Schwäher bekommst nit, aber was frägt man des Schwähers Hübschi nah, si ist mängist noh drzu e uchumligi Sach, b'sungerbar, wenn er Wittlig ist u sust e Vogel. D's Meitschi ist allweg e Ma werth öppe

wie du, d'Geiße nit gerechnet, dem Hüsli ist sih öppe nit viel z'achte. Seh, Alte, du heißest uns dann z'Hochzeit cho, es wird doch e Niedersinget gäh? U schieße wei mr, wenn d's Pulver zahlst, daß me im Äärgäu glaubt, d'Franzose chöme. Grob antwortete der Alte, und je gröber er's gab, desto lustiger ging's.

Zum Glück ging es Nachmittags wie üblich, wo Gottes Hand mächtig gewaltet über den Menschenkindern, eine große Menge von Leuten kam daher, die Verheerungen zu betrachten. Aus Neugierde kamen sie, und die meisten gingen mit Erbauung, denn auf solchen Stätten sieht der Mensch am klarsten seine Ohnmacht und des Herrn Gewalt, solche Stätten predigen am gewaltigsten: Ich bin der Herr und sonst keiner mehr, der ich dem Licht rufe und schaffe die Finsterniß, ich, der Herr, thue dieses Alles. Dann kommt Erbarmen in viele Herzen und mancher schöne Batzen fließt in die Hand der Geschlagenen, und manche Gabe wird hergesandt in den folgenden Tagen.

Als es Barthli war, als sei er in einem Wespen- oder gar Hurnussennest, sah er einen alten Bauer unweit von sich stehen, der auch gekommen war, das Unglück zu sehen, und eben Barthli's Häuschen betrachtete. Er war sein Schulkamerad gewesen und was noch mehr sagen will, mit ihm erst zum Herrn gegangen und dann zu des Herrn Tisch, in die Unterweisung, dann zum Nachtmahl. Das alte trauliche Verhältniß war geblieben, der reiche Hans Uli war Barthli's treuster Gönner. Zu dem flüchtete sich Barthli.

Kömmst auch mein Unglück zu sehen, sagte er. Warum mußte ich das erleben und noch dazu mit dem Leben davon kommen, was soll ich mehr auf der Welt? Was habe ich, als böse Leute und böse Tage! Nit, nit, Barthli, versündige dich nicht, sagte der Bauer, hast Ursache, dem lieben Gott zu danken, daß es dir noch so leicht abgegangen. Aber du bist immer der Gleiche, siehst immer nur, was zu klagen ist, und

nie wofür zu danken wäre, bist übrigens nicht der Einzige, haben es noch Viele wie du, aber das ist eben lätz. Aber was habe ich dann da zu danken? frug Barthli, d's Hüsli halber fort und d's Herz voll Verdruß und e Zorn, daß ih ne nit verwerche mah und wenn ih hundert Jahr alt würd. Ih möcht doch de da frage, was da b'sunderbars z'danke sy sött?

Du bist ein wüster Barthli, weißt es nur, sagte der Alte. Wie leicht hättest können um das Meitschi kommen, die Geißen kriegtest auch wieder, das ist d'Hauptsach, um's Hüsli und die paar Bohnenstauden ist nicht viel g'sochte, und du weißt nit, warum danke? Wüßt nit, warum ich zu danken hätte, wenn man mir meine Sache ruhig läßt und mir nicht nimmt, was mein ist. Da hätte ich ja nichts zu thun, als zu danken und jedem Hund zu scharwenzeln, der mich nicht frißt. Aber z'klage habe ich, wenn mir Einer, sei's wer es wolle, nimmt, was mein ist, und dazu muß ich mich lassen ausspotten, daß es mich vor Zorn fast versprengt. Daß es keine Frömmigkeit mehr giebt auf der Welt, sagte ich schon lange, aber daß es so schlechte Leute geben könnte, hätte ich doch nicht gedacht.

Was ist dir geschehen, ward dir etwa noch gestohlen? frug der Bauer. Aparti g'stohle nit, antwortete Barthli, aber mehr als g'stohle. Da ist so ein wüster Schnürfli, der will für s'Tüfels G'walt Tochtermann werde, und d's Meitschi, die Täsche, hets wie die andere, es hätt nichts dagegen, ich glaub gar, es wär ihm noch anständig. Und wie das unter die Leute kam, weiß ich nicht, aber da hält mir ein jeder Lausbub den Tochtermann vor, rühmt ihn an spottsweise, preisen ihn dem Meitschi an und hetzen den Lümmel an's Meitschi und der stolpert ihm nach, und dem muß ich zusehen und wie das Meitschi keinen Verstand hat und keine Scham, es wär sonst über alle Berge und die ersten Tage thäte es niemand hier sehen. Und statt dessen bleibt es da, ja denk Hans Uli, giebt ihm sogar Bescheid und wartet ihm. Es wird doch

nicht der sein, wo die Leute sagen, er habe euch das Leben gerettet und die Geißen hätten ihn so gleichsam herbeigerufen? fragte der Alte.

Wohl, grade der ist's. Meinethalb hätte er gar nicht zu kommen brauchen. Und sei es ihn oder sei es ihn nicht, so brauche ich keinen Tochtermann, zwei Unglück auf einander will ich nicht, es ist genug, wenn ich Kosten haben muß für das Hüsli z'plätzen, und nicht weiß wo das Geld hernehmen, ich will noch nicht auf alles hin auch einen Tochtermann, für daß er uns die Speise, wo wir längs Stück d's Halbe mehr nähmen, vor dem Maul wegfresse. Ich sagte es ihm, ich brauche keinen Tochtermann, wir könnten alles selber essen, und er thut nichts darum, will es zwängen, dä Uflath. Aber wegem Rette mag ich nichts hören, es war nicht halb so gefährlich. Es hat nicht sein sollen, darum kamen wir davon, wenn es hätte sein sollen, so würde der Kerli wenig dran haben machen können, hätte lange können brüllen. Jetzt hinten drein ist's kommod sich zu rühmen, was man alles gethan.

Hör, Barthli, du bist ein wüster Mann und thust ungattlich, es kommt dir so nicht gut, zähl darauf. Den Burschen kenne ich wohl, er ist ein guter z'werche und danebe e freine Schlufi und huslich, grad einen bessern findest nicht, und wenn du mußt bauen lassen, so wirst es erfahren, wozu du einen Tochtermann brauchen kannst, sagte Hans Uli.

Nun begehrte Barthli erst recht auf, was er sinne mit dem Bauen, z'wegmache z'Noth, daß d'Geiß nicht erfriere, das werde sein müssen, aber von mehr sei keine Rede. Ein Kreuzer, den du verplätzest, ist g'schändet, sagte Hans Uli. Geh den Bauern nach um Holz. Wenn du schon ein wunderlicher Barthli bist, daß es kei Gattig hat, so hast doch gut Lüt, kriegst Holz mehr als genug, und wenn du das hast, kostet dich der Rest nicht mehr viel, hundert oder zweihundert Thaler ist aller Handel, mehr als genug. Ja, ja, hundert oder zweihundert Thaler ist bald gesagt, wenn man es hat, aber

wenn man es nicht hat, wo nehmen und nicht stehlen, und Schulden machen will ich nicht, wer sollte sie zahlen, und, wenn ich schon wollte, wer vertraute mir einen Batzen an?

G'stürm, sagte Hans Uli. Aber hör, Barthli, weil wir einmal bei diesem Kapitel sind, muß ich dich doch etwas fragen, was mich schon lange wunder nahm. Es giebt Leute, welche guten Verdienst haben und wenig zu brauchen scheinen, von denen man glauben sollte, sie äufneten sich, und wenn es lange währe, müßten sie nothwendig reich werden. Und doch sieht man nichts davon, sie sind immer nöthig oder thun nöthlich, kommen nicht vorwärts, gehen oft unerwartet zu Grunde. Wenn man dann untersuchte, fand man immer ein heimlich Loch, wo der Sack rann, daß es niemand merkte. Da begriff man dann bald, wo es hielt, daß es dem so ging, daß er eine Eiterbeule am Leibe hatte, welche alle guten Säfte einsog und verzehrte. Gerade so einer bist, Barthli, auch du. Verdient hast seit vielen Jahren schwer Geld.

Potz wie polterte Barthli da über den Verdienst und die Mißgunst der Bauern, wenn ein arm Mannli nicht Hungers verreble; und lange kam Hans Uli nicht zum Fortfahren. Verdient hast viel allweg und dem Schein nach wenig gebraucht. Im Wirthshaus sah man dich wunderselten, mit der Hoffahrt überthatest du es auch nicht, deine Leute hatten es eben nicht am besten, hattest sie nicht im Salb, hättest sie lieber in's Paradies geschickt, wo man es mit Feigenblättern wohlfeil machen konnte. Jetzt, Barthli, mußt du Geld haben oder hast ein geheim Loch im Sack, wo es rinnt. Wo hast das, hast etwa irgendwo jemanden, dem du es anhängst? Aber es dünkt mich, in der langen Zeit wäre es dir an den Tag gekommen, und ich vernahm doch nie etwas der Art von dir. Glaub, es wäre dir lieber, unser Herrgott hätte nur einer Gattig Leute erschaffen statt zweier Gattig.

Nun begehrte Barthli wieder schrecklich auf über solche Verleumdungen und Zumuthungen und wie reiche Bauern nie

glauben könnten, daß arme Leute so ehrlich sein könnten als die reichen Schindhunde, und er werde ihn doch nicht, mit einem Fuß im Grabe, zu einem schlechten Manne machen wollen. Er solle es probiren, wenn er könne, aber er wolle sich wehren, wie man's nicht denken sollte. Aber in unerschütterlicher Ruhe stund der Alte vor dem belfernden Barthli und entgegnete endlich: Und sag mir, was du willst, so ist's, wie ich sage. Ich habe zu lange gelebt, als daß ich mich so leicht anders berichten lasse. Entweder, Barthli, hast ein geheimes Loch oder lange mehr Geld als für ein neu Hüsli nöthig ist, und anders berichtest du mich nicht.

Los neuis, knurrte Barthli, winkte seinem alten Kameraden und ging mit ihm weit hin auf einen freien Platz, wo weder Baum, noch Strauch, noch Graben war, daß jemand unbemerkt hätte lauschen können.

Da stund er still und sagte: Hans Uli, du bist ein schlauer Mann, hätte es nicht geglaubt. Ja, was Recht hast du, aber schlecht sollst du mich nicht machen. Du weißt, wie das Weibervolk ist, wo es an einem Orte einen Batzen schmöckt, möchte es zwei brauchen. Nit, meine Frau selig war nicht die schlechtest und d's Meitschi könnte auch noch schlechter sein, es laufen Gottlob viele herum, die dreimal schlechter sind als es, aber wenn sie nit geng hätte müsse glaube, wir pfiffen auf dem letzten Löchlein, es weiß ke Hung, wi si tha hätte. Darum that ich immer nöthlich, und wenn ich einen Kreuzer Geld hatte, so ließ ich sie es nie merken, sondern that just am nöthlichsten. Aber wo kamst mit dem Gelde hin? frug Hans Uli. Ich will es dir wohl sagen, antwortete Barthli, aber du mußt mir bei deiner Seele Seligkeit versprechen, es keinem Menschen zu sagen, und hältst du es nicht, soll deine Seele keine Ruhe haben im Grabe, sondern umgehen müssen eine Ewigkeit nach der andern. Einmal als ich von einer Stör heim kam, wo ich, wie meine Alte wußte, ein Büscheli Geld bekommen, plagte sie mich wie-

der bis auf's Blut um warme Strümpfe für sich und wegen Lederschuhen für's Meitschi, es wäre mir nichts übrig geblieben, wenn ich alles hätte nachsagen wollen, was sie mir vorgesagt, und hätte ich nicht nachgesagt, so hätte sie es sonst genommen, sie ließ sich nichts einschließen, und behielt ich etwas im Sack, so erlas sie mir Nachts die Hosen. Ich will ihr nichts Böses nachreden, denn daneben war sie huslich, aber das war dir Eine, wo man wußte, daß man eine Frau hatte. Das müsse ändern, dachte ich, und als sie einmal beide einen ganzen Tag fort waren, machte ich unter dem Bett ein großes Loch, stellte einen Kübel hinein und machte die Laden schön wieder zu, daß man es nicht merkte, wenn man es nicht wußte. Dort war es am sichersten, denn wir zogen das Bett nie hervor, und unter dasselbe kam man z'Noth mit dem Besen. D'Frau selig merkte es auch nicht, aber manchmal g'schirrete sie mit mir aus, daß ich heimlich Geld verbrauche, und wollte wissen womit. Aber ich hatte ein gut Gewissen und hielt ihr die Stange. Da ist nun ein schöner Schübel Geld und allweg mehr als genug zum Bauen, aber es reut mich, es ist eine harte Sache und dann noch einen Tochtermann obendrauf, es ist mir nicht zu helfen, denk doch auch, Hans Uli, und noch dazu ume so ne Benz!

Aber, Barthli, wie dumm, aber Barthli, was trägt dir das Geld unter dem Bett ab, hättest es ausgeliehen, hätte es dir Zins getragen, sagte der Bauer. Deppis dumms e so, sagte Barthli, meinst, wenn man gewußt, daß ich Geld hätte, ich hätte es können bei einander behalten! Erst dann hätten sie recht an die Sache thun wollen, und d'Bube wäre dem Meitschi erst recht nachgestrichen, hätte mir d's Hüsli voll g'schnürfelt und d's Meitschi hochmüthig g'macht, hätt's nit könne erwehre und hätt nüt als Kummer gehabt, ich müßte es verliere, bekomme es nicht wieder. Dä Weg hatte ich es doch, konnte, wenn niemand in der Nähe war, es g'schauen und hatte große Freude, wenn ich dachte, was die Manne, wenn

sie nach meinem Tode kämen das Hüsli zu erlesen, sagen würden, wenn sie so viel Geld beim alte Korber finden würden.

Wie hätten sie aber Geld finden wollen, wem wäre in Sinn gekommen, unter deinem Nest Geld zu suchen? frug der Alte lachend. O, antwortete Barthli, dafür habe ich gesorget, so dumm bin ich denn doch nicht. Sieh da in meinem alten Kalender, den ich immer bei mir trage, steht geschrieben, gerade vorn drin, es hat's mir ein Schulkind müssen drein machen: Manne suchit, so werdet ihr finden! Und wenn sie es nicht gefunden hätten? frug Hans Uli. O sövli dumm Manne wird man doch so Gott will nie an Gemeindrath wählen, die, wenn es ausdrücklich heißt, suchit, so werdet ihr finden, nicht suchten, bis sie es hätten. Aber und wenn das Wasser heute noch ein wenig mächtiger gekommen und dir das ganze Hüsli sammt dem Kübel weggenommen hätte? und dann? He nu, sagte Barthli, wenn üse Herrgott d's Wüstest alles an mir machen will, su mach er, wenn dann die Leute über nüt chöme und alli nüt meh hei, so ist er selber schuld und kann's meinethalben haben und denken: selber tha, selber ha. Danebe wird es ihn selbst gedünkt haben, er habe mich genug geplaget, es sei Zeit lugg zu lassen. O Barthli, Barthli, was bist du für e Christ! Du wirst nie wie ein anderer Mensch und wenn du alt würdest wie Methusalem. Aber jetzt komm, wir wollen das Hüsli g'schaue und abrathe, was zu machen und wo allfällig ein neues abzustellen sei.

Das geschah. Es ließen sich noch andere Bauern herbei, Gönner, denen Barthli die Weiden fleißig stumpete, untersuchten die Sachlage; allgemein war die Ansicht, am Hüsli sei nichts zu plätzen, um einen jeden Nagel sei's schade, den man einschlage, zu bewohnen sei es kaum mehr, höchstens bei ganz trocknem Wetter, regne es zwei Tage hinter einander, so rutsche wahrscheinlich die ganze Pastete in den Bach hinunter. Ein neu Hüsli, wie Barthli es mangle, sei bald auf

dem Platz, wenn man einander helfe, es zur Noth bewohnbar zu machen, im Frühjahr könne man dann vollständig ausbauen. Die kundigen Bauern machten Voranschläge über das nöthige Holz von allen Sorten und sicher richtigere als manche Zimmerleute, die nicht selten ihren Bauherrn dreimal falsch rechnen, sie dreimal in der Welt herum senden nach fehlendem Holz und vielleicht zum vierten Male, weil sie einen Theil des Holzes zu dünn behauen, den andern zu kurz versägt. O, es giebt große Künstler unter den Zimmermannen!

Barthli war ganz wie verstaunet, wie die Bauern die Sache ihm so rasch und klug z'weglegten und ob ihrem Gutmeinen, wo er nicht gedacht, daß ein solches zu finden sei in Israel. Aber, wie gesagt, er war eine Persönlichkeit, man konnte sich auf ihn verlassen und über ihn lachen, und beides ist dem Bauer gleich anständig.

Plötzlich fuhr er auf, fing mörderlich an zu fluchen und wollte davon. Was hast, hat dich ein Wespi gestochen, frug ein Bauer und hielt ihn mit starker Hand. Laß mich gehen, rief Barthli sich sträubend, dort läuft das Donners Täschli schon wieder, wart, dem will ich die Haut salben, aber nit mit Oel! Man sah hin, wo Barthli hinzeigte, und erblickte ein Meitschi, welches mit Milchgeschirr in der Hand den Berg aufging. Barthli hatte nicht gemerkt, wie es bald Abend werde, und das Melken vergessen. Züseli mußte ja exakt sein, sonst hätte Benz glauben können, es sei nichts nutz, und wollte den Vater nicht stören in seiner wichtigen Unterhaltung und war, als die Zeit um war, gegangen, begreiflich eher zu früh als zu spät.

He, sagte Einer, das ist ja dein Meitschi, es wird die Geißen melken wollen. Das soll es eben nicht, wollte sie selbst melken, es soll mir nicht mehr da zu dem Hagel auf den Berg. Wollt der Teufel hätte die Geißen geholt und den Hagel dazu. Laß mich gehen, die müssen nicht Freude haben, mich zum Narren zu halten; denen will ich, ja wolle!

Es merkten jetzt Alle den Handel, lachten herzlich, ließen aber den Barthli nicht laufen. Bleib du nur, zwängst doch nichts, ertäubst sie nur, was willst wehren, wirst den Naturlauf nicht ändern, und gönnst dem Meitschi den nicht, nimmt's einen Andern, der zehnmal ärger ist. Es ist schon manchem Alten so gegangen, er wollte dem Meitschi den Rechten nicht lassen, nachher kam ein Anderer, und der Alte hätte sich die Finger vor abbeißen mögen aus Verdruß, daß er es das erste Mal gewehrt. Denk, wenn du Werkleute bekömmst, was die für Rustig mitbringen, wo der Teufel nicht sicher ist, verschweige ein Meitschi. Wie viel wöhler bist dann, wenn das Meitschi am Schatten ist, als wenn du es hüten solltest Tag und Nacht. Daneben kömmt dir der Tochtermann kommod in allen Theilen, hilft dir zur Sache sehen, und während du jetzt bald mit den Weiden machen mußt, ist er daheim und sieht, daß gearbeitet wird und nichts verpfuscht. Kurz, man sprach ihm von allen Seiten zu, aber stellte sein Brummen nicht, brachte seine Einwilligung nicht heraus.

Derweilen stieg Züseli, unbekümmert um die diplomatischen Unterhandlungen, den Berg auf, aber nicht langsam. Oben stund Benz unter der Stallthüre. Komm, sieh meine Kühe, ob die mich kennen oder nicht, sagte er zum Willkomm, ging mit der Läcktäsche den Kühen nach und gab ihnen das übliche Gläck oder Salz, eins von beiden. Das war nun wahr, aller Augen sahen auf ihn, alle Köpfe drehten sich nach ihm, und, kam er in die Nähe, rieben sie sich die Köpfe an ihm, er war der wahrhaftige Löwe im Stall, um den sich alles drehte, es war wirklich zum eifersüchtig werden, wo irgendwie Anlage dazu da war. Gäll, sagte er, die kennen mich auch, so gut als dich deine Geißen, sie wissen es aber auch, daß ich es gut mit ihnen meine, und lieben mich deretwegen. Ja Späß, sagte Züseli, d's Gläck lieben sie, dir würden sie wenig nachfragen ohne Gläck. Das nahm Benz übel, es gab Händel zwischen ihnen, Händel, wie sie

gewöhnlich enden zwischen solchen Personen, ohne Schläge und ohne Schelten. Benz wollte wissen, ob er ohne Glück nicht lieb sein könne, und Züseli behauptete, seine Geißen flattirten ihm viel uneigennütziger und zärtlicher als die Kühe dem Benz. Darob hätte Züseli bald das Melken versäumt, wenn ihm nicht der Vater eingefallen wäre. Ach Gott, was wird der Vater sagen, rief es erschrocken aus und machte sich alsbald an die Arbeit. Nun fing Benz vom Vater an und wollte wissen, warum er ihm eigentlich so z'wider sei, hätte doch nicht Ursache, z'Leid tha hätte er ihm nichts, d's Gegentheil. Er müsse anfangen zu glauben, Züseli weise ihn auf, warum, das begreife er auch nicht, er meine es ehrlich und wäre noch immer gleichen Sinnes, wenn d's Hüsli auch nicht mehr drei Kreuzer werth sei. Es sei ihm doch dann nicht hauptsächlich wegem Hüsli gsy, wenn d's Meitschi nit gsy wär, er hätt' em Hüsli nit sövli nachg'fragt und er wetts noh jetz. Eine Reiche bekomme er doch nicht, er müß auf eine Arbeitsame und Huslige luege, und danebe auch uf eine, wo man Freud habe, bei ihr zu sein, und ke wüste Hung, und deretwegen wett er Züseli, wenn der Alt nit so wüst thun wollte. Danebe könnte er jetzt erfahre, daß ihm ein Tochtermann kommod komme, für das Hüsli helfe z'weg z'mache, wenn's möglich sei, öppe Kosten sollte es nicht viel geben, er verstehe sich auf mehr, als man ihm ansehe.

Nein wäger ist das nicht wahr, daß ich den Vater aufgreiset, ich wüßte nicht warum. Wenn es mir g'ordnet ist z'heirathen, warum sollte ich es nicht thun, und wenn mir ein Armer g'ordnet ist, was hülf wehre? Und wenn es mir nicht g'ordnet wär', was wett ih uf ene Ryche warte, sellig luege armi Meitli nit a für's Hürathe. Daneben, wenn ich auch nicht viel mehr habe, bin ich doch nicht brüchig, kann's mit wenig mache und mit Arbeiten fürchte ich keine. Der Vater hat mich dazu gehalten, daß es eine Art hatte. Drnebe bist m'r nit unanständig. Wüst thun kannst zwar auch, aber

was will man, das ist Mannevolks Art, es macht ja jeder was er kann. Nein, gewiß nicht, Benz, den Vater habe ich nicht aufgreiset, sonst frag ihn selbst, wenn du mir nicht glauben willst.

Man kann's machen, aber zuerst schlag ein, du wollest mich, sagte Benz und streckte seine Hand aus, und Züseli schlug zwar nicht ein, gab aber sittig und ohne Zögern die Hand, was wohl gleich viel zu bedeuten hatte. Sie wurden räthig, Benz solle morgen früh vor dem Melken hinunterkommen und fragen. Und will dann das alt Kudermannli nicht, setzte Benz hinzu, so mache ich beim — was gut ist.

Diese Unterhandlungen hatten ziemliche Zeit verzehrt. Züseli erschien fast schlotternd vor dem Vater, war jedoch nicht so dumm, sich zu entschuldigen, ehe es angefahren wurde, was immer das beste Mittel ist, sich ein hartes Donnerwetter auf den Hals zu ziehen. Aber der Alte sagte nichts, er munkelte bloß, brummte allerlei Unverständliches, daß Züseli nicht wußte, war er bei Troste oder nicht oder waren dies Präparationen auf eine gründliche Abwaschung seiner Sünden. Es machte daher, daß es zu Bette kam sobald möglich, es wußte aus Erfahrung, daß man die schärfsten Predigten um so leichter erträgt, je besser man schläft. Am Morgen früh kam richtig Benz und wollte eine Rede darthun, aber kaum hatte er angefangen, fuhr zu seiner Verwunderung der Alte ihn an: Schweig mit dem G'stürm, weiß schon, was d'wjtt, es mangelt des Redens nüt, wenn's wottst, so nimm's. Aber daß du dich stellst und hilfst und nit meinst, du sygist ume Fresses t'wege da, es muß g'schaffet sy jetzt, wenn m'r vor em Winter unter Dach wei. Züseli hörte das drinnen und erschrack. Mein Gott, was hets em Vater gäh, ist er vrhürschet im Kopf? Endlich vernahmen sie den Beschluß, daß das Hüsli neu gebaut werden müsse, und daß man Barthli geb'richtet, dabei wäre ein Meitschi übel zu hüten, dagegen ein

Tochtermann kommod zu brauchen. Darum Benz den Dienst aufsagen und sich alsbald hermachen müsse, sonst nehme er einen andern.

Wie es Einem ist, wenn man aus dunkelm Keller plötzlich in die Sonne tritt, werden wohl die Meisten erfahren haben. Gerade so war es den beiden, die so plötzlich zu Brautleuten wurden ohne Sturm, Blitz und Donner, sie wußten nicht wo sie waren, stunden sie auf dem Kopf oder auf den Füßen. Darum glotzte Benz den Alten mit großen Augen an und behielt z'leerem den Mund offen, bis der Alte sagte: So, jetzt ist's dir nicht recht, laß es hocken, es giebt drei für einen. Da wurde es Züseli drinnen todtangst, jetzt könnte es noch fehlen, es taget Meitschine immer am ersten, wenn es um's Heirathen zu thun ist; es kam ganz wie von ungefähr zur Thüre aus, wünschte guten Tag, damit kam Benz die Sprache wieder, mit wenig Worten wurde die Sache richtig und Benz ganz feurig, wollte an's Abbrechen des Häuschens hin, sobald er die Kühe gemolken. Mit Mühe war er zu b'richten, mit Abbrechen sei es frühe genug, wenn man zum Aufrichten z'weg sei, wo sie hin sollten unterdessen? Benz ließ sich endlich b'richten, obschon er es lange im Kopf hatte, eine provisorische Hütte aufzuschlagen im Walde wie die Zigeuner. Wenn d's Hüsli verbrannt wäre, was wollten sie anders? frug er. Es ist drum nit verbrannt, antwortete der Alte. Das schlug dann Benz, denn darauf wußte er nichts zu antworten.

Barthli hatte keinen Begriff von Bauen, Benz nicht viel, dagegen begriff er leicht, was Verständigere riethen, Barthli gar nichts, er fragte immer nur nach den Kosten, und wenn dieselben drei Kreuzer überstiegen, jammerte er, als ob es um seinen letzten Heller ginge. Der alte Hans Uli mußte sich der Sache annehmen, angeben, wie das Hüsli sein müsse, mit den Meistern accordiren u. s. w. Holz wurde ihm verheißen mehr als zur Genüge, unentgeltlich zu-

geführt, auch Steine führten benachbarte Bauern gerne ohne Lohn.

Bräuchlich ist's, daß, wenn man auch nicht eigentliche Fuhrmähler anstellt, man doch den Fuhrleuten nach dem Abladen etwas von Wein oder Schnaps und Käs und Brod giebt. Da hatte man mit Barthli seine liebe Noth. Wenn er mit einem Kreuzer ausrücken sollte, that er, als ob er sich hängen wolle. Züseli hatte seine schwere Noth. Die Donners Bauern vermöchten es besser als er, Wein und Schnaps zu zahlen, die thäten ihre Knechte daheim füttern, die Knechte hätten nichts nöthig in der Zwischenzeit. Sie hielten ihm nichts darauf, thäten es ihm auslegen als Hochmuth und Werthunlichkeit. Nun achtete sich Züseli besser dessen, was die Leute sprachen, und Benz wußte aus eigener Erfahrung, wie es die Knechte hatten und was sie erwarteten, beide kannten die öffentliche Meinung, also das Urtheil des Publikums, welches ihrer wartete. Sie besserten nach Vermögen nach, Benz gab dabei seine ganze Baarschaft hin. Barthli schien das nicht zu sehen, sah es aber doch, und es lächerte ihn gar herzlich, daß er den Tochtermann schwitzen lassen und ihm sein Geld abpressen konnte, statt daß es sonst umgekehrt der Fall ist. Da wär's wohl gegangen, aber es kam Barthli noch was ganz Anderes, wo weder Benz noch Züseli ihm helfen konnten.

Maurer und Zimmermann hatten die Arbeit in die Hände genommen, keiner von ihnen hatte überflüssiges Geld, die Gesellen noch weniger, wollten, wenn nicht Vorschuß, so doch alle acht Tage den Lohn, zudem war es ihnen nicht zu verargen, wenn sie wissen wollten, ob die Arbeit ihnen wirklich auch bezahlt werden würde. Sie klopften bei Barthli ganz unverdächtig an. Am Freitag kam der Maurer und sagte: er möchte gerne wissen, wie es mit dem Zahlen sei, damit er sich rangiren könne. Morgen müsse er seine Gesellen auszahlen, und wenn er das Geld gleich hier haben könnte, so

brauchte er nicht welches mitzunehmen. He, bring nur Geld, antwortete Barthli, es düecht mih, du solltest erst anfangen, ehe du schon wolltest zahlt sein. Ich muß meine Körbe auch erst verkaufen, wenn sie fertig sind, und nicht, wenn ich dran hingegangen. Der Maurer zog ein flämisch Gesicht, sagte: Es ist in allem ein Unterschied, du mit den Körben kannst es machen wie du willst, kannst sie behalten, wenn sie dir niemand bezahlt, aber was soll ich mit der Arbeit machen, wenn sie einmal gemacht ist an deinem Hüsli, die kann ich nicht mehr brauchen. Daneben ist's nicht, daß ich so use sei mit Geld und sövli hungerig, wenn man nur immer wüßte, daß es einmal käme, so könnte man schon zuweilen Geduld haben. He, wenn du meinst, du werdest nicht bezahlt, so kannst ja machen, was du willst, du wirst nicht der einzige Maurer sein auf Gottes Erdboden, sagte Barthli. Barthli hätte es wahrscheinlich nicht ungern gesehen, wenn alle Arbeiter davon gelaufen wären, denn das Bauen war ihm alle Tage widerlicher. Das Donnerwerk werde am Ende zahlt sein müssen, und er möchte doch wissen, was er davon hätte. In der alten Hütte wäre es ihm lange wohl gewesen, aber üse Herrgott habe dies ihm nicht gönnen mögen, räsonnirte er.

Am folgenden Morgen trat ihn der Zimmermann an mit seinem Spruch. Was ich dir sagen wollte, sprach er, ich sollte neuis vo Geld ha für de G'selle könne ufz'warte, ih bi uff. Hätt y z'zieh, aber es wott nit ygah, es ist bös mit d'm Geld, es ist nie so gsy, ih glaub' es schlüf i Bode. Gäll du machst z'weg; wenn's Fürabe is, sött ihs ha, öppe zwanzig Gulde oder was, oder wenn es dir gleich ist, so mach gleich hundert, ih bruche dih de am andere Samste nit z'plage.

Potz Himmelblau und Türkenbund, wie da Barthli auffuhr, als wollte er eines Satzes in Himmel hinauf! Er frug den armen Zimmermann, ob er ein Narr sei oder sonst sturm; er werde meinen, er könne mit ihm machen was er

wolle, weil er nur ein arm Mannli sei, aber er sei am Lätzen, lebendig lasse er sich nicht schinden. Er solle da einziehen, wo man ihm schon lange schuldig sei, selb sei billig, und nicht da, wo er die Arbeit nicht einmal z'grechtem angefangen.

Der Zimmermann schlotterte aber nicht leicht, mit Worten schoß man ihm keine Löcher in den Leib, er erklärte rundweg, am Abend müsse er Geld haben, und rückte Barthli nicht aus, nehme er ab, und Barthli sehe ihn einstweilen nicht wieder. Barthli sagte ebenso kurz: E mach was d'witt, und dachte dazu, geh du nur, mir ist's das Rechte, kannst lange warten, ehe ich dich heiße wieder kommen.

Als es Feierabend wurde, suchten die Meister den Bauherrn, aber fanden ihn nicht, Züseli und Benz wußten nichts von ihm, er war verschwunden. Da brach großer Zorn aus, worob Benz und Züseli sehr erschracken, als sie den Grund davon vernahmen. Sie sollten erst heirathen, wenn das Häuschen bewohnbar war, und wann käm's dazu, wenn die Meister aufpackten und mit all ihrem Werkzeug weiter zogen? Sie boten allem auf, die Meister zu begütigen, und Benz versprach, für Geld zu sorgen, wenn der Alte nicht geben wolle. Sie glaubten nicht, daß er diesen Augenblick ihnen begegnen könne, denn viel Geld hätten sie nie bei ihm bemerkt, aber vielleicht sei er eben um Geld aus und habe noch keines bekommen können. Wenn er keins bringe, so wolle er, Benz, für welches sorgen zur Noth, er wisse, wo er bekomme. Endlich setzten sich die Meister, versprachen am Montag wieder zu kommen, aber unter dem heitern Vorbehalt, daß in der nächsten Woche Geld auf den Laden müsse. Als es dunkelte, kam Barthli heim. Die jungen Leute hatten sein mit Bangen geharrt, ja Züseli sogar daran gedacht, er könnte sich ein Leid angethan haben, weil er um Geld gedrängt worden sei und keins gehabt hätte. Aber in seinem Gesichte war keine Spur von Leid, und als die Jungen ihm

jammerten, zog er die Maulecken z'weg und sagte: G'schäch nüt Bösers, er wett er g'jäch se nie meh angers, als am Rücken u de noh vo wytem. Natürlich ließen dies die beiden nicht so kaltblütig hingehen, aber Barthli sagte eben kaltblütig: He nu so de, su machits angers, we der cheut, und ging schlafen.

Am folgenden Morgen hatte Hans Uli, der alte Bauer, einen strengen Tag und sagte mehr als einmal, das hätte man davon, wenn man sich eines Menschen annehme, Plag vom Tüfel. Wenn er nicht dächte, das sei eben d's Tüfels Bosheit, um den Menschen es gründlich zu erleiden, etwas um Gotteswillen zu thun, er hätte längst mit der Geisel vom Leib gejagt, wer was von ihm gewollt, Rath oder Geld oder sonst Hülf. Es kam ihm nämlich am Morgen, er hatte kaum noch Schuhe an den Füßen, der Zimmermann, begehrte mit ihm auf, daß er ihn hinein gesprengt und in großen Schaden gebracht, er werde sich jedoch an ihn halten, mit ihm habe er accordirt. Aber so hätten's die Donners Bauren, sie hülfen gerne mit Worten, wo nichts kosteten, aber d'Sach solle ein Anderer machen, und wenn sie so einen armen Handwerker hineingesprengt, so hätten sie des Teufels Freude dran und lachten den Buckel voll.

Kaum hatte er sich vom Zimmermann los gemacht, stieg der Maurer daher und noch viel zorniger, an einem Fuß hätte man ihn gradaus halten können, so steif hatte ihn der Zorn gemacht. Hans Uli ward wärmer und fertigte den Maurer etwas unglimpflicher ab. Er sagte ihm, es sei unanständig, gleich die erste Woche Geld zu wollen von einem armen Mannli, einem reichen hätten sie es kaum gemacht. Uebrigens sollte er wissen, daß er, Hans Uli, noch niemanden hinein gesprengt, und wenn er nicht gewußt, daß sie bezahlt würden, hätte er ihnen die Arbeit nicht angetragen. Es sei aber gut für ein ander Mal, sie sollten künftig seinetwegen keinen Kummer mehr haben. Diese Worte kehrten den Maurer wie einen

Handschuh, er ließ sich nieder wie ein Strohfeuer, sagte, es sei nicht böse gemeint, er solle ihm die Worte nicht bös aufnehmen, es seien so schlechte Zeiten, das Geld so rar, daß er oft nicht wisse, wo nehmen und nicht stehlen, und seine Gesellen müßten den Lohn haben, es vermöchte keiner zu warten. Wenn die Erdäpfel gefehlt, müßte man alles kaufen, da läng kein Geld. Wenn doch üse Herrgott nur die Erdäpfel wieder einmal g'rathen ließe, es dünke Einen, die Leute sollten ihn doch afe erbarme, b'sunderbar die arme King.

Hans Uli wurde es heiß um's Haupt. Schön g'redt wär das, sagte er, aber nicht witzig. Unser Herrgott wird wissen, was er macht. Er wird einmal zeigen wollen, wer Meister ist, und woher alles kommt. Das wißt gerade ihr nicht, Meister Maurer, und bis ihr es erkennet, wird er die Noth wohl stehen lassen. Gerade du bist auch einer von denen, welche Tag für Tag die Reichen verfluchen und Rache predigen gegen sie, als wären sie an allem schuld, und an unsern Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde, denkst du das ganze Jahr nicht. Und wenn du ihn auch in's Maul nimmst, so ist's ungefähr, als ob du einen Knittel in die Hand nehmen würdest, es ist nur um deinen Nächsten zu treffen. Und, weil ich doch dran bin, so will ich dich noch fragen, warum sollte sich Gott der Menschen erbarmen, da sie sich unter einander nicht erbarmen. Ja, sagte der Maurer, da habt ihr ganz Recht, das ist gerade auch meine Meinung. Da läßt man ganze Haushaltungen verrebeln und verhungern, und kein Mensch erbarmet sich ihrer und wenn man es noch so wohl hätte und so ring könnte. Ja, Maurer, du hast Recht, du hast den Nagel auf den Kopf getroffen und wer erbarmet sich am allerwenigsten? He, die, wo es am besten könnten, sagte der Maurer.

Sag lieber, die wo es am ersten sollten, Vater und Mutter. Maurer, ich will dir deine Sünden nicht vorhalten, und deine Kinder werden kaum hungrig vom Tisch gegangen

sein, daneben weiß ich's nicht. Wenn es aber wäre, wer wäre schuld als du, du könntest ein hablicher Mann sein, aber deine Nase kostet dich zu viel, du hängst alles an sie. Es wäre besser, du sorgtest für grüne Pflanzplätze statt für eine blaue Nase. Und deine Frau staffirt ihr ältest Meitschi aus, es ist eine wahre Schande, hergegen die jungen Kinder läßt sie barfuß laufen und in armen Hüdelene halb erfrieren. Was hast dann erst für Gesellen und wie erbarmen sich die ihrer Kinder, für ein Gläslein Schnaps jagten sie dieselben dem Teufel barfuß zu, und will sie wer anders zum Guten halten, so brüllt ihr, als ob man sie an's Messer stecken wollte, und achtet es einem Raube gleich, wenn man für ihre Seele sorgen will. So ist es, Maurer, daß es du nur weißt, und wenn ihr wollt, daß unser Herrgott Erbarmen erzeigen soll, so müßt ihr darum thun. Ja und Andere auch noch, sagte der Maurer. Und also soll ich Geld bekommen, auf wann kann ich rechnen, damit ich mich darnach rangiren kann? In der andern Woche kannst zu mir kommen, da sollst Geld kriegen im Verhältniß zur Arbeit, aber auf Vorschuß zähl nit. Davon hab ich noch nichts gesagt, wenn ich nur schon hätte, was ich verdient, ich wäre z'friede, antwortete der Maurer unwirsch und fuhr ab mit Geräusch.

Kaum war er fort, erschien Benz in großer Noth. Sein Meister konnte mit Geld ihm nicht helfen, er hatte es in diesem Augenblick wirklich selbst nicht. Jetzt was machen? Drauf und dran war Hans Uli, Benz klar Wasser einzuschenken und ihm zu sagen, wo Geld zur Genüge sei. Indessen, er hatte Stillschweigen gelobt, tröstete ihn bestens mit der Verheißung, daß zu rechter Zeit Geld da sein werde, er solle sich nur nicht ängstigen.

Kaum war der fort, kam Hans Ulis Tochter aus der Kirche und sagte, Barthlis Züseli lasse ihm dr tusig Gotteswille anhalten, er solle Nachmittags hinaufkommen, es wisse seines Lebens nichts mehr anzufangen, es wollte am liebsten,

es wäre sechs Schuhe unter dem Herd. Es hätte briegget, es hätte einen Stein erbarmet, man hätte die Hände unter seinen Augen waschen können. Wer kommt wohl noch, sagte Hans Uli, jetzt hätte ich es bald satt.

Doch es kam niemand mehr, Barthli hütete sich wohl der Fünfte zu sein, er hatte ja auch nichts zu fragen oder zu klagen, war froh, wenn niemand des Häuschens wegen etwas zu ihm sagte. Es war Hans Uli z'wider, am Sonntag blieb er am liebsten daheim und lebte wohl an der Sabbathsruhe auf dem Bänklein vor seinem Hause. Er wußte aber wohl, daß Barthli in seinem Eigensinn nicht zu ihm kommen würde und wenn er ihn sieben Mal kommen hieße, darum machte er sich gegen Abend auf, dem rueßigen Graben zu. Barthli erschrack, als er Hans Uli sah. Hätte er ihn früh genug erblickt, er wäre nicht mehr zu finden gewesen. Als Hans Uli ihn bei Seite hatte, begann er ihm den Text zu lesen und zwar scharf.

Keine Manier sei es, sagte er, wenn man es gut mit ihm meine, dann zum Dank mit solchem Koldern Einen zu plagen. Er hätte ja Geld mehr als genug, warum nicht zahlen, was er schuldig sei, einmal müsse es doch geschehen, oder ob er sich einbilde, es sei einer auf der Welt Narrs genug, es für ihn zu thun? Er solle machen, daß morgen Geld da sei, er solle denken, wie ungern er selber es habe, wenn man ihn von einer Stör unbezahlt entlasse. Barthli wand sich wie ein Aal zwischen Brummen und Flattiren, meinte, Hans Uli solle vorstrecken, er habe so an's Bauen gesetzt, ohne ihn hätte er es nicht unternommen, er habe ihm ja gesagt, er habe viele gute Leute, darum habe er sich auch darauf verlassen, er werde ihm vorschießen, nach und nach könne er es wieder abverdienen.

Hans Uli stund fast auf den Kopf ob solcher Rede: Aber hast du mich dann angelogen, als du mir sagtest, du hättest einen versteckten Schatz und darin mehr als genug

für ein Häuschen? fuhr er ihn an. Wäger nicht, sagte Barthli. Aber wie soll ich aus dem Kübel Geld nehmen? Tags kann ich nicht, da stürmt Alles aus und ein, Nachts kann ich nicht, da merkt es d's Meitschi, es ist nit z'mache, wäger nit! Und warum soll es das Meitschi nüt wüsse? frug Hans Uli und stellte Barthli handgreiflich die Dummheit vor, den Schatz den jungen Leuten länger verheimlichen zu wollen. Nichts dagegen hätte er, wenn er denselben des weitern nicht austrommeln ließe. Aber Barthli war wie ein beinerner Esel, that keinen Wank. Erst stellte er sehr beredt die nachtheiligen Folgen für die jungen Leute vor, wenn sie den Schatz entdecken würden. Alle Laster thäten sie kriegen, sagte er, würden hoffährtig, hochmüthig, verthunlich, Uhüng in alle Wege.

Als Hans Uli ihm daraus nichts gehen ließ und sagte: Und dann nachher, wenn du todt bist, was dann? Es ist doch besser, du legest das Geld jetzt z'Nutzen an, als sie kriegen es nach deinem Tode, jetzt kannst du wehren, bist todt, kannst nichts mehr dazu sagen, — sagte Barthli: Und hör uf, u säg was d'witt, es nützt dih alles nüt, un ih thues nit, u vo dem Geld bruche ih nüt u nimme nüt drvo! Soll ih vrgebe bös gha ha u mih g'freut, was d'Manne säge werde, wenn si d's Geld finde, u wie d'Lüt d'Naselöcher ufmache werde, wenn's heißt, dä alt wüst Korber het e ganze Kübel voll Geld hinterlah, wer hät das glaubt, wer hätt's dem agseh? Er wird nit so dumm gsy sy als me ne drfür agluegt het. U das alls soll nüt sy, und all my Freud vrgebe! Nei bim Donner, Hans Uli, das muth m'r nit zu, das thue nih nit, lieber will mih noh hüt henke, de cheu sis de morn füreloche, ih bi doch de gstorbe, u d'Sach geit wie nih däicht ha.

So was war Hans Uli wirklich nicht vorgekommen, er erschrack fast ob solchen Reden, er kannte Barthli mit seinem Eigensinn und wußte, wie solche Leute so leicht etwas zu

Gemüthe fassen und so schwer es nehmen, daß es sie zum Aeußersten bringt. Es war von Barthli freilich eine ärgerliche Wunderlichkeit, aber sie berührte seinen Lebenszweck und war seit Jahren eingewurzelt, sein ganzes inneres Leben ging in ihr auf, so daß Hans Uli dachte, da könnte Einer sich übel verfehlen und etwas zwingen, woraus er sich sein Lebtag ein Gewissen machen müßte.

Er kapitulirte lange, lange mit Barthli hin und her, bis endlich dieser sagte: Es kommt mir ja nicht drauf an, sei der Kübel unter meinem Bette oder sei er in deinen Händen, aber ich will nicht wissen, wie viel darin ist, will nichts daraus nehmen, die schönen Stücke, die ich drein gethan, kann ich nicht d'raus nehmen, und d's Meitschi und sein Löhl sollen nichts darum wissen. Es wüßte kein Mensch, wie die thäten, vor dem Vollmond wär alles fort, die Lumpenleute würden noch sagen, es sei mir recht geschehen, und tapfer mich auslachen. Aber nun die Arbeitsleute, wer soll die zahlen? frug Hans Uli. Du, wer anders, antwortete Barthli, nimm du es draus. Selb ist mir z'wider, sagte Hans Uli, und zuerst müßte gezählt werden, was drinnen ist. G'hörst, fuhr Barthli auf, von dem will ich nichts wissen und nicht was du ausgiebst, und wenn ich was verdiene und bei Seite machen kann, will ich es dir geben. Den Lumpenleuten kannst du es dann einmal sagen, wo der Barthli mit dem Gelde hingekommen.

Dem Hans Uli war dieser seltsame Handel sehr zuwider, und wäre Barthli nicht der alte Schulkamerad gewesen, derselbe wäre nicht zu Stande gekommen. Hans Uli erbarmte sich, wurde mit Barthli endlich räthig, derselbe solle den jungen Leuten ein paar Batzen geben und sie in's Wirthshaus schicken, dann, wenn's finster sei, den Schatz in Hans Uli's Haus schaffen, derselbe solle ihn geheim halten, bis Barthli sterbe, und für den Fall, daß Hans Uli früher sterben sollte, es irgendwo vernamsen, wem das Geld gehöre und was

mit zu machen sei. Barthli brachte das Geld. Aber wie es verabredet war, machte Hans Uli es nicht, durch zwei vertraute Männer ließ er das Geld zählen und legte ihre Bescheinigung oben drauf.

Die jungen Leute hatten sich sehr verwundert über Barthlis noch nie erlebte Großmuth und hätten das Opfer kaum angenommen, wenn Hans Uli, der dabei war, nicht gesagt, sie sollten es nehmen, wenn der Vater es geben wolle, es könnte vielleicht lange gehen, bis den Alten wieder so was ankäme. Es sei ein Zeichen der Zufriedenheit, und solche dürfe man nie ausschlagen. Sie sollten ihm fürder treu sein und von der Bürde das schwerere Ort auf ihre Achseln nehmen, sie seien jung und sollten auch stärker sein als Siebenzigjährige. Sie gingen endlich, aber Züseli war immer das Weinen z'vorderst. Das sei eine Aenderung vor dem Tode, es könne es nicht anders einsehen, sagte es. Hans Uli hätte lange einreden können, wenn dem Vater nicht etwas Uebernatürliches angekommen wäre, denn was er nicht im Kopf gehabt, das hätte ihm kein sterblicher Mensch hineingebracht, kaum der Herrgott.

Am Montag stellten die Arbeiter sich ein mit kühnen Gesichtern, auf denen geschrieben stand: Wart du alter Schelm, dir wollen wir es zeigen, wenn du heute nicht ausrückst. Der Maurer mochte fast nicht warten bis am Abend, um zu erfahren, wie es stehe, es versprengte ihn fast vor Ungeduld. Ehe es noch recht Abend war, trat er den Barthli an mit der Frage: Und jetzt wotst füre mache oder nit, möcht's gerne wissen? Wer hat gesagt, daß es heute sein müsse? frug Barthli. Hans Uli hat es verheißen, antwortete der Maurer. He nu, wenn es der verheißen hat, warum fragst du mich? Geh zu Hans Uli, der wird schon halten, was er versprochen. Erst begehrte der Maurer auf, er wolle seinem Gelde nicht nachlaufen und wahrscheinlich um nichts und wieder nichts. Wenn Barthli einen Narren haben wolle, so solle er sich einen

eisernen machen lassen. Benz, dem es natürlich himmelangst war, beschwichtigte so gut er konnte und am wirksamsten mit dem Bescheid, daß Hans Uli gestern da gewesen und sicher eine Abrede werde getroffen worden sein. Der Vater könne nicht rechnen, kenne keine Zahl und das Geld übel, so werde Hans Uli die Zahlungen übernommen haben. Kann sein, meinte der Maurer, aber warum sagte der alte Schalk es nicht? Wenn er es so machen will, so soll es dem eingetrieben werden. Und warum wollt ihr mich plagen, sagte Barthli, nicht acht Tage arbeiten ohne Bezahlung? Probirit mih z'trybe, es wird sih de scho zeige, wer z'letzt Meister wird.

Wir glauben, Barthli mit seiner zähen Schlauheit wäre Meister geworden, war aber nicht nöthig. Als die Arbeiter Geld sahen und wußten, daß Hans Uli seine Hand in der Sache habe, ließen sie die Flausen fahren und förderten die Arbeit so, daß das Häuschen unerwartet schnell zu beziehen war.

Nun ließen die jungen Leute verkünden, meinten endlich glücklich am Ziel zu sein, da kam ein Neues dazwischen, eine neue Verlegenheit, an die sie nicht gedacht; es sollte bei ihnen sich so recht erwahren per ardua ad astra, d. h. durch dick und dünn zum Himmel. Es ist Sitte, daß man zum Hochzeithalten sich neue Kleider machen läßt. Es herrscht der Glaube, daß, sowie die Hochzeitkleider, namentlich die Hochzeitschuhe, brechen, auch die Liebe auseinander gehe. Bekanntlich halten nun in der Regel neue Kleider länger als alte, ja Viele hängen den ganzen Anzug in den Spycher, tragen denselben selten oder nie mehr und glauben auf diese Weise für eine ewig junge Liebe vollständig gesorgt zu haben. Wäre allerdings ein ring Mittel und sehr zu empfehlen, wenn es probat erfunden würde, als Universalmittel zur Erhaltung ewig junger Liebe. Es fiel den jungen Leuten ein, daß sie solche Kleider haben müßten nothwendig, besonders Züseli, aber woher das Geld dazu nehmen, ohne es zu

stehlen? Benz hatte das seine fast ganz in Barthli's Nutzen verbraucht, Züseli nie welches gehabt, und zwei ganze B'kleidige, sie mochten so wohlfeil rechnen wie sie wollten, kosteten immer schon eine Summe. Sie hätten wahrscheinlich es machen können wie Andere, auf Borg nehmen, aber sie schämten sich dessen und wußten, daß man auf diese Weise alles theurer bezahlen muß. Da sie nun an eine Zukunft dachten, so graute es ihnen vor Schulden und unnöthigen Ausgaben.

Als Barthli einmal guter Laune schien, chlütterlete ihm Züseli sehr, hätte ihm fast vorgetanzt wie dem Herodes seines Weibes Tochter, und als er eben recht ermürbet schien, rückte Züseli aus mit seinem Anliegen. Aber potz Himmelblau, wie gab's da plötzlich schwarze Wolken und wie blitzte und donnerte es aus denselben schrecklich! Was ihn das angehe, begehrte er auf, er wolle es ja nicht heirathen, wer es haben wolle, der solle ihm auch für die Kleider sorgen, er sei mit einem Tochtermann gestraft genug, er wüßte nicht, aus wes Grund er jetzt noch mit solchen Kosten solle geplagt werden; kurz er machte es ungefähr so wie mit den Arbeitern, hatte es mit der Tochter wie mit dem Hüsli, am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn es beim Alten geblieben wäre. Züseli wollte ihm vorstellen, wie Benz bereits so viel Geld in Barthli's Nutzen verwendet, so manche Maaß Brönz oder Wein und anderes mehr angeschafft u. s. w. Wer hat ihn geheißen, brüllte Barthli, wer ihn geheißen hat, der soll es ihm wieder geben. Wenn eins von euch einen guten Blutstropfen hätte, ihr kämet mir nicht mit solchem Anmuthen, jetzt, wo ich solche Kosten habe, worob ich fast z'hinterfür g'rathe.

Wie das Züseli weh that, besonders wegen Benz, und wie es sich vor ihm schämte, kann man denken. Es dachte oft, am Ende könne es ja auch in seinen alten Kleidern gehen, es werde doch an denen allein die Liebe nicht hängen. Wenn es sein Möglichstes thue mit Arbeiten, Huse, Liebha und Benz die Hände unter die Füße lege, so könne es doch fast

nicht glauben, daß es gestraft werden sollte für eine Sache, deren er sich so gar nichts vermöge.

Einmal als es alleine vor dem Häuchen saß, Erdäpfel rüstete und dazu bitterlich weinte, kam Hans Uli dazu und wollte wissen, was es habe. Nach vielen Ausflüchten beichtete endlich Züseli. Erst wurde Hans Uli zornig, dann lachte er und sagte: Dr Alt ist noch immer der Gleiche, den könnte man in einem Mörser zerstoßen von unten bis oben, er bliebe der Barthli und würde um kein Haar anders. Aber tröste dich, du mußt Kleider haben und Benz auch, der Alte muß zahlen, er mag wollen oder nicht, ich verrechne ihm dieses in die Baukosten. Das nit, Hans Uli, ume das nit. Ich betrog den Vater mein Lebtag nie um einen Kreuzer, obschon ich es oft nöthig gehabt wegen Hunger und Durst; jetzt will ich nicht anfangen und b'sunderbar nicht mit den Hochzeitkleidern, was hülfen neue Kleider, wenn sie mit veruntreutem Gelde angeschafft wären, ich müßte mich ja drinnen schämen, ich dürfte nicht vor aufluegen! antwortete Züseli. Du bist ein wunderlich Ding, sagte Hans Uli, und wenn du alt wirst, wirst einen Kopf haben accurat wie dein Alter, vielleicht nit so e wüste, aber uf das allerwenigst ebe so ne wunderliche. Glücklicherweise kam Barthli zufällig zu diesem Handel. Hans Uli wusch ihm tapfer die Kutteln, sagte ihm, er sei der wüstest Alt gegen seine Kinder im ganzen Emmenthal, und wenn sie nit warten möchten, bis er aufhören würde sie anzugrännen und auszubranzen, so geschähe es ihm recht, denn er wäre selbst schuld daran. Mit diesen und ähnlichen kräftigen Redensarten brachte er es endlich dahin, daß Barthli sagte, des Tüfels Zwängs hätte er bald genug. Das werde schön herauskommen, wenn jedes Bettelmensch in Seide und Sammet z'Chilche well. Er solle machen was er wolle, es gehe zum andern, er wäre alt genug, um in solchen Sachen Verstand zu brauchen. Daneben sei es ihm ganz gleich, am Ende müßten sie denn doch sehen, wer zahle. Schulden seien bald gemacht, aber wieder geben,

das habe eine Nase, sie würden es erfahren. Er machte Züseli bitterlich angst, es wollte verzichten auf neue Kleider, aber Hans Uli tröstete und sagte, hoffährtig habe er die Leute nicht gerne, aber wer bei solchen Anlässen nicht thue wie üblich und bräuchlich, werde später reuig oder ein Kolder, der sein Lebtag tromsigs drin sei. Das ist grober Tubak, sagte Barthli. Kannst mit machen, was du willst, lachte Hans Uli, ihn liegen lassen oder schnupfen, es stößt dir ihn niemand in die Nase.

Züseli war ein recht schönes Bräutchen und hatte wirklich kindliche Freude an sich selbsten, die recht rührend war. Es hatte sich selbst noch nie in einem ordentlichen Anzuge, wo alles zu einander paßte, gesehen. Wenn es schon zuweilen zu was Neuem kam, so machte das Neue das Uebrige nur älter und schäbiger zu scheinen. Es ward gar nicht satt, an den neuen Schuhen, den neuen Strümpfen und an einem Stück nach dem andern sich zu ergötzen, gerade wie ein Kind bei der Weihnachtsbescheerung. Dasselbe läuft um's Bäumchen, an welchem die schönen Sachen hängen, herum, von einem Stück zum andern, hat bei jedem neue Freude und jedesmal noch größere, als die frühern Male.

Es war aber nicht bloß an einem Tage glücklich, wie es leider Gott so manchem armen Bräutchen geschieht, sondern alle Tage glücklicher. Züseli war, seit die Mutter gestorben, an freundliche Worte gar nicht gewohnt, wenn es das ganze Jahr durch drei oder vier der Art vom Vater erhielt, so war es aller Handel. Nun, Benz war auch kein Zuckerstengel, indessen kriegte Züseli doch alle Tage einige gute von ihm, und die andern waren doch wenigstens nicht böse und schnauzig. Zudem ging ihm eine schöne Zukunft auf. Benz that zum Korben geschickt, gab schon im ersten Winter dem Alten wenig nach.

Hans Uli fragte Barthli einmal: Und jetzt, wie geht's mit dem Tochtermann, weißt ihn jetzt was zu brauchen? He,

sagte Barthli, es ging, z'arbeite ist er e Gute und wenn er d's Korbe g'lert hätt und nit dr Tochtermann wär, es hätt m'r chönne übel gah, er mah mih bald mit dr Arbeit und es rückt ihm us dr Hand, wie wenn er scho lang drbi gsy wär. Aber zum Tisch, da ist er e Uchumlige, e Uhung, daß ih's graduse säge, dä frißt d'r nit wie es arms Mannli, sondere wie e ryche Bur, wo zehn Küh im Stall hat. O säg du, Barthli, sagte Hans Uli lachend, u de du? Du hast oft an meinem Tische gegessen, und wenn Einer mehr mochte, ich oder du, so warst du es. O ja, da will ich nichts sagen, so z'Ungradem oder auf der Stör, erwiederte Barthli ruhig, aber ich meine nicht das, ich meine z'Ordinäri daheim, einen Tag was den andern. Das ist ganz was Anderes, das g'spürt me, du glaubst's nit. Wohl, das glaub ich, sagte Hans Uli, hab's auch schon erfahren. Oder meinst, e Bur g'spürs nit o, wenn ihm Einer frißt wie angerhalbe Metzgerhung? Er wird wohl, antwortete Barthli, aber was frag ich dem nach. Er wird drfür da sy oder wofür wär er sust da? So, du bist m'r e Lustige, sagte Hans Uli. Meinst du dann, wir seien hagenbuchig g'füttert? Wenn drnah öpper ghörti, wie d'redst, du bekämst kei einzigi Stör mehr. Was frag ich den Stören nach, sagte Barthli, wenn ih ume d'Wydli ha, ich komme viel weiter, wenn ich sie brauchen kann wie ich will, als wenn ich sie den Bauern verkorben muß und dabei kaum das lautere Wasser verdiene. Aber meinst, man lasse dir die Wydli, da steckt man dir den Nagel, sagte Hans Uli. O hä, sagte Barthli, selb thut man nicht. Die Bauren begehren nicht, daß ich einmal wieder komme und in ihren Matten den Weiden nachgehe, und das thäte ich, müßt ja nachholen, was sie mich versäumt; sie begehren nicht, daß ich zusehe, wie sie einander das Wasser stehlen, oder in trüben Nächten den alten Bauren, welche auch wieder kommen müssen, erzähle, was für Uhüng es us ihre Bube gäh heig.

Barthli's Mundstück blieb das nämliche, aber seine Kräfte

nahmen sichtlich ab, die Erlebnisse im Sommer hatten sein ganzes Eingericht erschüttert und aus dem Gleichgewicht gebracht. Er klagte es nicht, er hüstelte nur etwas mehr als sonst und wurde nie böser, als wenn Züseli ihm zumuthete, er solle doch was brauchen, Thee oder Doktorzeug. Er strengte sich dann nur mehr an zur Arbeit und verbarg seine Schwäche um so sorgfältiger. Einmal brachte ihm Züseli eine Halbe rothen Wein, da begehrte er über die Verschwendung grimmiglich auf, so aufgebracht hatte ihn Züseli kaum je gesehen, es fehlte nicht viel, er hätte ihm die Flasche in's Gesicht geschlagen. So lange das alte Häuschen gestanden, sei kein Wein darein gekommen, jetzt, sobald ein neues habe sein müssen, habe der Teufel seine Eier drein gelegt, und jetzt könne er schon sehen, wie es gehen werde, wenn er einmal die Augen zu habe. Aber er thäte es ihnen nicht zu Gefallen, Platz z'machen, er wolle eine Weile ihnen zeigen, wodurch es gehen müsse. Solche Reden sind aber vermessen und stehen dem Menschen nicht zu, es ist ein anderer Meister. Am folgenden Morgen war Barthli todt im Bette, aber umgedreht war ihm der Hals nicht; er schien eines ganz friedlichen Todes gestorben zu sein.

Züseli ging dieser Tod nahe zu Herzen; daß Benz trauriger gewesen als andere Tochtermänner, die einen wunderlichen Schwiegervater verloren, können wir nicht behaupten. Aber in großer Angst und Verlegenheit waren beide, wo Geld nehmen und was mit den Schulden anfangen, welche da sein mußten.

Begreiflich ging Benz alsbald zu Hans Uli, um Rath und Trost zu fassen. Geh zum Pfarrer und gieb ihn an, und mit der Gräbt macht's wohlfeil, allweg bloß eine Käsgräbt im Hause, keine Fleischgräbt im Wirthshaus. Ich werde noch manchmal Langeweile nach ihm haben, daneben ist's ein Glück für euch und ihn, daß er nicht lange krank sein mußte, das hätte eine schwere Noth gegeben, sagte Hans Uli. Benz

frug noch, wo er wohl Wein und Käs nehmen sollte, daß sie es am wohlfeilsten machten, er wüßte ohnehin fast nicht, wie zahlen; sie hätten kaum zehn Batzen Geld im Hause. Mit der Zeit könnten sie es schon bezahlen, wenn ihnen nur jetzt jemand dings geben wollte. Warum nicht, sag nur, man hätte euch diesen Morgen alles versiegelt, und geh gleich zu einem Gerichtsäß und laß wirklich versiegeln, da darf es dir kaum jemand absagen, ohnehin thät es kaum jemand, man ist mit euch zufrieden, und bei solchen Gelegenheiten erfährt man es, was der Name macht. Als nun Benz von Weiterm noch reden wollte, sagte Hans Uli: Geh jetzt, mach wie ich gesagt. Am Begräbnißtag am Abend komm dann mit Züseli, so will ich euch über d'Sach brichte. Fürchtet euch einstweilen nicht, so bös ist d'Sach nicht.

Das war ein Trost, aber vollständige Beruhigung brachte er doch nicht. Daß sie blangeten auf den verhängnißvollen Abend, wird man begreifen. Die Nachbaren zeigten sich recht gut gegen das junge Ehepaar, sie boten sich an zu wachen bei der Leiche, zu laufen für sie, wenn sie was zu verrichten hätten, und wenn sie irgend was nöthig hätten, sollten sie es sagen ohne Komplimente. Ihrer Lebenlang hätten sie nicht geglaubt, daß die Leute es so gut mit ihnen meinten, sagten Benz und Züseli. Sie hatten die Menschen noch nicht gründlich erfahren. Es ist keine Frage, die Menschen sind gutmüthig, doch nicht gerne lange hintereinander, sie sind mitleidig, aber jemand, mit dem sie in die Länge zu thun haben sollten, wird ihnen sehr leicht lästig. Nun, so vom Tode bis zum Begräbniß und bei den Bessern einige Tage darüber, da geht es schon.

Es kamen noch viele Leute mit Barthli zu Grabe und an der Käsgräbt führten sich alle bescheiden auf, allgemein war die Rede, die jungen Eheleute hätten einen bösen Anfang und müßten zur Sache sehen, wenn sie g'fahren wollten. Den Nachmittag füllten sie mit Waschen und Fegen, und

am Abend machten sie mit schwerem Herzen zu Hans Uli sich auf.

Dort mußten sie erst essen und trinken, ehe Hans Uli an die Geschäfte wollte. Es kam ihnen vor, als seien sie am Henkermähli, und erst als der Alte sah, daß nichts mehr runter wollte, führte er sie in's Stübli. Dort lagen Papiere auf dem Tische und in der Mitte war ein alter wüster Kübel und was drinnen. Züseli mochte gar nicht hinsehen, was es sei, aber es dachte; sellig Sache putze man sonst fort, ehe man fremde Leute in ein Gemach führe. Die Papiere enthielten Rechnungen und Quittungen über den Bau. Herr Jeses, wie viel! seufzte Züseli aus gepreßtem Herzen, das wird e Usumm mache! Ho, sagte der Alte, es macht sich, man hausete so viel man konnte, man hätte leicht d's Halb mehr brauchen können, und fertig seid ihr noch nicht. Wenn ihr machen lassen wollt, was nöthig ist, so kostet es noch einen Büschel Geld, und ich wollte es fertig machen. Es ist nichts wüster anzusehen und nachtheiliger, als so unausgemachte Häuser. Läßt man sie einmal liegen, so bleiben sie liegen, solche Häuser werden nie mehr ausgemacht, aber z'plätzen hat man an ihnen fort und fort, so lange sie stehen.

Aber wie viel würden wir dann schuldig, das wir verzinsen müßten? fragte Benz mit beklommener Stimme. Der Vater selig mußte nichts verzinsen und konnte es kaum machen. He, sagte Hans Uli, rechnet selbst, es werden ungefähr dreihundert Thaler ausgegeben sein, und mit hundert Thalern läßt sich noch viel machen, wären also zusammen vierhundert Thaler. Es kostet mehr, als ich anfangs dachte, aber ich dachte, es sei besser, d'Sach gleich recht zu machen. Wie viel macht das Zins? frug Züseli halblaut. He, sechszehn Thaler macht's, wenn man das Geld schuldig ist. Sechszehn Thaler im Jahr! seufzte Züseli. Es ist schon ein Geld, wer es zahlen muß, sagte Hans Uli, aber ihr müßt es nicht zahlen, ihr seid mir das Geld nicht schuldig, es war Barthli's Geld.

Da stunden beide und hielten das Maul offen. D's Vaters? fragte endlich Züseli. Ja, d's Vaters, sagte Hans Uli, und seht, da ist noch mehr, und somit schob er ihnen den wüsten Kübel dar, nahm das Papier weg, welches drin lag, und fast halb voll grober Silberstücke war er. Da verschmeieten beide fast und Züseli sah den Alten an mit einem Blicke, als ob es sagen wollte: Warum hältst du uns zum Besten? Sieh mich nur an, Fraueli, ja es war eueres Vaters Geld, jetzt ist's euer Geld; und nun erzählte ihnen Hans Uli den Hergang, gab ihnen das Papier zur Hand, auf welchem von den Männern verzeichnet stand, wie viel sie im Kübel vorgefunden, woraus sich ergab, daß der bessere Theil noch vorhanden war.

Sie stunden da, daß es wohl kein großer Unterschied war zwischen ihren Gesichtern und dem Gesicht, welches Loths Weib machte und das man noch in der Kirche zu Dobberan, freilich etwas verblichen, sehen kann, als es hinter sich sah und die brennenden Städte ihm in die Augen fielen; indessen der Ausgang war anders. Züseli's Gesicht versteinerte nicht, kriegte zuerst Leben, und Wasserbäche strömten aus seinen Augen, daß der Vater so bös gehabt und so viel Geld, daß er sich nichts gegönnt und nur für sie gehauset, daß sie es nicht gewußt und nichts für ihn gethan, nicht den Doktor geholt oder ihm wenigstens doch eine Laxirig oder andern Zeug gegeben hätten. Nun, sagte endlich Hans Uli, es freut mich, daß du daran sinnest und z'erst pläreſt und nicht jauchzest. Daneben höre jetzt mit Plären auf und plage dich nicht zu fast mit dem Kummer, er habe seine Sache nicht gehabt. Er wollte es so, und das war seine Freude, und wie das Sprichwort sagt: es habe jeder Narr Freude an seiner Kappe, so ist's meine Meinung, daß man ihm diese Freude nicht störe, das ist sein Wohlleben, und wenn er euch jetzt gesehen und euere Gesichter, so hätte es ihn gelächert wie sein Lebtag noch nie. Diese Freude wollen wir ihm wohl gönnen, aber

nicht mehr, andere Leute brauchen nicht zu verstaunen über Barthli's Schatz. Wenn es auf mich abkäme, ich ließe davon nichts unter die Leute. Daneben macht was ihr wollt, dir, Frauelі, wäre das ein schwer Zumuthen.

Benz sagte, er danke für den Rath, er sei ganz der Meinung, die Leute wären jetzt so gut, wenn sie vernähmen, wie reich sie geworden, würden sie mißgünstig. Das Best werde sein, daß sie Land kauften, daß sie eine Kuh halten könnten. Da lachte der Alte herzlich, sagte endlich: Häbs nit für ungut, aber das wäre gerade das Dümmst. Meinst nit, es nähme die Leute wunder, woher du das Geld hättest, wenn du dich plötzlich so aufließest? Doch d'Hauptsach ist die: Du willst ein Korber werden und das ist recht, du siehst, es hat seinen silbernen Boden. Aber was ihr verdient, was die Haushaltung kostet, überhaupt wie das Haushalten geht, das wißt ihr nicht. Jetzt hürschet nicht alles durcheinander, meinet, es möge sich alles ergeben, alles erleiden, auf welche Weise die meisten Weibergütlein dahin gehen, man weiß nicht wie, und wo man obendrein noch Trom und Boden verliert. D's Hüsli laßt ausbauen, dann hüselet fort ungefähr so wie bisher. So erfahret ihr genau, was ihr verdienet und was ihr braucht, ob ihr übrig habt oder z'wenig, und d's Vaters Geld laßt einstweilen ruhig, als ob es gar nicht da wäre. Läßt Gott euch gesund, so werdet ihr ohne Zweifel mehr verdienen als brauchen, daraus könnt ihr euch nach und nach Sachen anschaffen, und deren braucht ihr viel, denn ihr habt von allen Sachen nichts, in mancher Bettlerhaushaltung hat man mehr. Unterdessen laßt das Geld arbeiten, man findet ihm schon Platz, daß es hier herum nicht bekannt wird. Seid ihr dann durch eure Arbeit gut in Stand gekommen, im Handwerk b'rühmt und b'liebt, dann ist noch alle Zeit Land und Kuh zu kaufen, wenn es sich wohl schickt und ihr noch Lust dazu habt. Dann freut es die Leute noch, sie halten euch viel darauf und sagen: husligere Leute gebe es nicht,

aber es sei ihnen z'gönnen, sie arbeiteten darnach, z'Unnutz sehe man sie keinen Kreuzer verthun, wenn alle so wären, es gäbe weniger Arme und es ginge besser auf der Welt.

Wie die jungen Leute dem Alten dankten, kann jeder sich denken. Er war selbst über die Innigkeit gerührt und ließ sich erbitten, ihnen den Schatz ferner zu verwalten.

Stumm gingen sie lange neben einander auf dem Heimweg. Endlich sagte Züseli, es möchte abhocken und beten. Als sie wieder aufstunden, fiel Züseli dem Benz um den Hals und sagte: O Benz, wie sy mr jetzt z'weg so ungsinnet! Aber gäll, hochmüthig und gyzig wei mr nie werde, zum Krüzer luege und i dr Liebe blybe und nie vrgesse für e Vater z'bete alli Tag und nie vrgesse, woher alles chunt, und wem mr alles z'vrdanke hei? Benz drückte sein Weibchen an's Herz, und stumm Hand in Hand wanderten sie ihrem Häuschen zu und werden darin, so Gott will, den Frieden auf Erden finden und dabei sorgen für den Frieden im Himmel.

Hans Berner und seine Söhne.

Erschien zuerst in „Neithards Kalender für die Jugend und ihre Freunde.“

Hans Berner war ein wackerer Metzgermeister, verstand sein Handwerk wohl und war ein braver Mann dazu. Er war aber auch ein starker, und wenn er — seinen Schnauz, so hieß sein Hund, hinter sich — über Feld ging, so trug er unbesorgt seinen Gurt voll Geld; drei oder viere nahmen denselben ihm nicht ab, das wußte er wohl. Es hätten's aber ein halbes Dutzend kaum gewagt, denn Hans Berner sah man es von weitem an, daß er Mark in den Knochen hatte mehr als ein anderer, so groß und vierschrötig war er und zu dem weit und breit bekannt mit seiner Kraft.

In seinen jungen Jahren war er nicht immer ein zahmes Lamm gewesen, sondern zuweilen ein wilder Hecht, und manche Tanzstube hatte er ausgeräumt mit seinen gewaltigen Armen. Der junge Metzgermeister gefiel den Bauerntöchtern nicht schlecht, und wenn er an einer Kilbi oder an einem Märit mit einer tanzen wollte, so sagte es ihm keine ab. Dann aber wurden die Bauernsöhne eifersüchtig und kamen über ihn wie über Simson die Philister, und Hans Berner schlug manche Schlacht mit ihnen, trug manches Loch im Kopfe heim und schlug noch mehr, ward aber nie gebodigt, sondern schlug sich entweder durch oder fegte die Stube. Und wenn er am Sonntag sich auf Tod und Leben geprügelt hatte und er

ging am Montag über Feld, so kaufte er im lieben Frieden seinen ärgsten Gegnern ihr Vieh ab, und sie waren wieder die besten Freunde und trugen einander nichts nach. Hans Berner war nicht boshaft, schlug nie härter als er mochte und nie länger als es nöthig war, und Morgens hatte er alles vergessen, und weil er so biederherzig war, so trugen ihm auch die Andern nichts nach, und allenthalben war er beliebt und gerne gesehen.

Als er in die gesetzten Jahre kam, so schlug er nicht mehr, da wurde er ein wackerer Ehemann und Rathsherr in seiner Stadt; freilich schreiben konnte er nicht am besten, und seine Schrift glich mehr Kalbsfüßen als Buchstaben, aber wo es auf einen guten Rath ankam, da war er nicht der Letzte, und das ist doch wohl die Hauptsache bei einem, der Rathsherr sein soll oder will. Wenn aber Hans Berner in ein Wirthshaus kam, wo Streit war und alles drunter und drüber ging, und er stand auf und rief mit seiner mächtigen Stimme in's Getümmel hinein, sie sollten es jetzt gut sein lassen, sonst komme er, so setzte sich mancher Streit, und wenn er sich nicht setzte und Hans Berner brach in den Streit hinein wie ein großes Schiff in Meereswellen, so ward bald Ruhe.

Hans Berner war aber nicht nur geachtet und stark, sondern auch glücklich, nicht nur deswegen weil er reich war, ein eigen Haus, schönes Land besaß und Geld vollauf, sondern weil er eine gar brave und liebe Frau hatte. Das war eine von denen, welche, war der Mann daheim, ihn für ihren Herrn hielt und war er nicht daheim, an seine Stelle trat und regierte, als wäre er es selbst. Wenn es auch in eines Metzgers Hause nicht immer am besten riecht, sie brauchte kein Schmöckgütterli, sie mochte das vertragen, und so den kleinen Handel mit Därmen, Haaten, Hörnern u. s. w., welcher noch manch schönes Stück Geld giebt, wenn man alles zu Ehren zieht, den besorgte sie selbst. Sie war aber

auch eine gute Frau gegen Diensten und Arme. Zu den ersten sah sie gut in gesunden und kranken Tagen, als wenn sie ihre leibhaftige Mutter wäre, und wenn ein Armer eine gute Brühe oder ein Stücklein Fleisch bedurfte zu seiner Gesundheit, so wußte er, wer es ihm gab und zwar gerne. Es kamen viele Leute in ihr Haus, die einen wollten etwas kaufen, andere brachten Vieh, andere kamen und sagten, sie hätten was Fettes, und mit allen redete sie, nahm ihnen freundlich den Bericht ab, spendete hier ein Glas Wein, dort ein Brönz oder einen Teller Suppe. So ward der Hausverbrauch groß, aber er trug seine reichen Zinse, denn jedermann kam gerne in Hans Berners Haus, und darum handelte man gerne mit ihm, brachte ihm gerne das Vieh selbst oder Nachricht, daß man etwas für ihn hätte. So mußte er gar manchen vergebenen Gang nicht thun, den Andere thun mußten, und gar manche Bäurin ließ es sich nicht nehmen, dem Hans Berner ein Kaffee zu machen, weil ihre Leute nicht genug rühmen konnten, wie freundlich und gut dessen Frau ihnen aufwarte, wenn sie in dessen Haus kämen, und wo einmal ein Metzger so daheim ist, daß die Bäurin ihm ein Kaffee macht, wenn er kömmt, da ist der Stall sein, und kein Anderer läuft ihm mehr den Rang ab. So war's ehedem sehr oft, als die Herren noch selbst über Feld gingen; jetzt, wo sie zu vornehm dazu sind und nur ihre Knechte schicken, hat auch dieses aufgehört.

Hans Berner hatte zwei Buben, die waren munter und hatten gute Gaben. Er liebte sie und sagte, aus denen müsse mal was Rechtes werden und andere Leute als er sei. Er meinte damit nicht, daß keiner ein Metzger werden sollte, bewahre, damals hielt der Handwerksmann sein Handwerk noch in Ehren, weil es einen goldenen Boden hatte. Aber es ärgerte ihn doch, wenn er in Rechnungen und Berichten mit Mühe durch des Schreibers Häggen sich winden konnte und doch nur das Halbe verstand, wenn seine Unterschrift so

vierschrötig auf dem Papier stand, als ob er sie mit dem Ellbogen geschrieben hätte. Es ärgerte ihn, wenn er in kriegerischer Zeit Abends hinter seinem Schoppen saß und kannegießern half und dann weder in der Geographie noch in der Geschichte sich zurecht fand. So müßte es seinen Buben nicht gehen, sagte er dann, wenn er Abends seiner Frau sein Leid klagte, seine Buben sollten einst zu jeder Sache ihr Wort reden können, das Geld dafür solle ihn nicht reuen. Seine Frau war gleicher Meinung wie er, und das Geld reute sie für die Buben auch nicht; sie hielt sie schön in den Kleidern, was die Andern vermöchten, das vermöchten sie auch, sagte sie.

Hans Berner hatte die größte Freude daran, wenn sie ihm ihre Schriften brachten und in denselben viel schönere Buchstaben waren, als er sie machen konnte, und wenn sie ihm gar noch die Hauptstädte in allen Ländern sagen konnten und in welchem Jahr der Welt Enoch gen Himmel gefahren, dann rief er aus in süßer Vaterfreude: Ja Buben, ihr seid ganze Hechte und gebt, so Gott will, andere Kerlisse, als ich bin! und mit vollen Händen warf er das Geld ihnen nach; es strömte ihm so reichlich zu, daß er es auch im Ausgeben nicht nach Batzen oder Kreuzern berechnete. Auch die Mutter hatte an dieser Gelehrsamkeit Freude; doch wenn eine Frau kam und ihr sagte: Aber nein, Frau Rathsherrin, ihr habt doch die schönsten Knaben von der Welt, man weiß gar nicht, welcher der schönere ist, man kann sie gar nicht genug luegen, so war ihre Freude noch größer, und es mußte sicherlich der Schneider auf den Platz, und noch schöner wurden sie ausstaffirt.

Die Buben waren guter Natur, von frischer wilder Art, und Vater- und Mutterliebe schadeten ihnen lange nichts. Wie es in einem Handwerkshaus, wo man noch der Meinung ist, man hätte die Hände, um etwas damit anzurühren, und nicht, um sie in Handschuhe zu stoßen, Sitte ist, mußten sie

bald der Mutter helfen Bohnen rüsten, Aepfel schnitzen, Därme-putzen u. s. w., bald auch dem Vater behülflich sein. Sie waren gerne bei ihm in der Metzg, halfen was sie konnten, kannten das Inwendige einer Kuh lange ehe sie wußten, was Anatomie war, und hätten nie Herz und Nieren verwechselt oder gar die Milchlig im Hintertheile eines Kalbes gesucht; viel posteten sie zwischen Vater und Mutter, mußten allerlei tragen hin und her, und sie thaten es gerne, denn etwas thun war ihre Freude.

Da begann die Mutter bei mancher Arbeit sich zu kümmern, die Kleider würden beschmutzt, die Hände wüst. Laß du das sein, Sämeli, sagte sie, du machst deine Hosen wüst, und die Hände sind fast nicht zu erputzen, 'sMädi kann dann das machen. Es ist unberechenbar die Zahl der Kinder, welche durch falsche Sorgfalt oder falsches Mitleiden der Mutter verhunzt, zu aller ernsten anhaltenden Arbeit untauglich gemacht werden. Es geschah wohl auch, daß bei ihren Streitigkeiten mit andern Knaben diese ihnen das Handwerk vorwarfen, sie beschuldigten, sie röchen nach Kälbern oder Kühen, oder sie zu des Vaters Stieren gehen hießen, dorthin paßten sie besser. Es geschah wohl auch, daß Lehrer von der Art, welche alle Tage dreimal Schmiere mit der Ruthe nöthig hätten, die Knaben, weil sie zu spät kamen, fragten, ob sie noch Därme hätten putzen oder auseinanderziehen müssen, oder daß sie einem von ihnen, weil er seine Aufgabe nicht nach dem Sinne des Lehrers machte, sagten: Aus dir giebt es dein Lebtag nichts als so ein dummer grober Metzger, und es ist schade für jeden Kreuzer, den dein Vater für dich ausgiebt.

Wie konnte es nun anders kommen, als daß dieses den Buben in's Haupt stieg? Sagte ihnen doch der Vater selbst bei jedem Anlasse, sie müßten andere Kerlisse werden als er einer sei. Sie begannen aller Arbeit sich zu entziehen und hatten immer einen Vorwand dafür: bald eine Aufgabe, bald

saubere Hosen. In der Metzg sah man sie nicht nur nicht mehr, sondern sie schämten sich derselben, ja es kam ihnen manchmal vor, als müßten sie dem Vater ausweichen, wenn er ihnen entgegen kam, oder sich stellen, als kennten sie ihn nicht, müßten auf eine andere Seite sehen oder am Boden etwas suchen; und des Vaters Schnauz, wenn er sie auf der Straße mit Wedeln und Schlecken freundlich grüßen wollte, jagten sie mit Schreien und Schlägen von sich. Auch ihr Haus, welches an einer hintern Gasse lag, gefiel ihnen nicht mehr; es war ihnen zu dunkel, und in demselben roch es, sah es aus wie in eines Metzgers Haus, und sie frugen die Mutter oft, warum der Vater doch da wohne, und warum er nicht ein schöner Haus an der vordern Straße kaufe, wo man dann auch alles schön hell haben könnte.

Von diesem allem merkte der Vater wenig, sein Handwerk beschäftigte ihn zu sehr, und von den Richtungen, welche unwillkürlich ein jugendliches Gemüth nimmt, verstand er nichts. Es ärgerte ihn wohl zuweilen, wenn er seine Buben nichts mehr machen sah, keiner in die Metzg kam, keiner ihn zu begleiten begehrte, wenn er über Feld ging. Aber wenn die Mutter sagte, sie hätten ob dem Lernen zu nichts Anderm Zeit, schwieg auch der Vater, freute sich ihrer Gelehrsamkeit und tröstete sich damit, wenn er sie dann einmal beim Handwerk habe, so wolle er ihnen die Flausen schon austreiben. Der gute Hans Berner wußte nicht, daß, wenn einmal das Gift des Dünkels in der Kinder Herz geträufelt ist, so daß sie der elterlichen Lebensweise sich schämen, ihnen auch der Sinn für ihren Beruf schwer beizubringen ist. So verrann rasch die Zeit, und wie es Eltern oft geschieht, die Buben waren erwachsen, ehe die beiden, namentlich der Vater, daran dachten.

Sobald der älteste unterwiesen sei, solle er zum Vater in die Metzg, das war eine festgestellte Sache. Wer sie festgestellt, wann es geschehen, das wußte eigentlich niemand,

es war angenommen seit Jahren, es hatte es niemand ersonnen, es war so gleichsam eine Familienoffenbarung.

Mit dem Buben redete man weiter nicht darüber, es verstand sich von selbst, und er wußte es wohl, aber je näher die Zeit kam, desto mehr ward es ihm zuwider. Schon der Gedanke, daß er im Metzgerschurz durch die Stadt müsse oder ein Kalb jagen, trieb ihm das Blut in's Gesicht, und es dünkte ihn, er wolle hundertmal lieber in fremde Dienste als das erleben. Als die Zeit heranrückte, steckte er sich hinter die Mutter und machte ihr weiß, er sollte, ehe er in's Handwerk trete, erst noch in's Weltschland. Nachher wäre keine Zeit mehr dafür, und weltsch sollte er doch können, wie oft wäre es dem Vater nicht kommod gewesen, wenn er mit Gerbern oder Stierenhändlern hätte weltsch reden können; er wäre gut noch einmal so reich. Das leuchtete der Mutter ein, sie sagte, sie hätte ihrem Bub nicht einmal so viel Verstand zugetraut, und recht wohlgemuth brachte sie den Vorschlag dem Vater vor, und von Herzen wohl hatte sie schon an dem Gedanken gelebt, wie sie zweispännig mit ihren schönen Braunen das Söhnchen selbst in's Weltsche führen wollte.

Aber Potz! da kam sie beim Vater schön an; das sei nur der Hochmuthsteufel, ja wohl Weltschland! sagte Hans Berner. Es sei Zeit, daß er den Buben in seine Finger nehme, den wolle er bald anders z'weg haben, es sei aber die höchste Zeit, wenn es etwas Besseres als einen Schlingel aus ihm geben solle. Er sei auch ein Mann geworden und könnte nicht weltsch. Der Bub sollte es aber können, acht Jahre habe er schon daran gelernt und ein Sündengeld gekostet, und jetzt wolle er in's Weltsche „für weltsch z'lere." Ja wohl, das Weltsche, das ihm mangle, wolle er ihn jetzt noch selber lehren. Er wisse nicht, was er anfangen solle von dem Lernen zu halten, wenn man, sobald man die Sache brauchen sollte, nichts davon wüßte. So eine Schule mahne ihn ganz an einen betrügerischen Bauer, der Einem die prächtigsten,

fettesten Kühe verkaufe, daß man meine, was man für einen Schick gemacht, und metzge man sie, so habe man Lumpenwaare und kein Fett; sie seien nur aufgetrieben gewesen, weil sie nur mit dem Oelstaub gemästet worden. Oder stelle man sie in den Stall, so fielen sie von Tag zu Tag ab und würden elend, bis der Oelstaub aus dem Leibe sei, dann könne man wieder von vornen anfangen.

Habe er ausgelernt, dann müsse er auf die Wanderschaft, da könne er seinethalben nach Deutschland oder Frankreich gehen, ja nach Paris, er habe nichts dagegen. Aber so einen Weltschland-Kürbs wolle er nicht, und mit dem solle man ihm ein für alle Mal nicht kommen.

Nun war es aus mit dem Weltschland; denn wenn Hans Berner ein Wort im Ernst geredet hatte, so kam ihm niemand mit der Sache zum zweiten Mal.

Sämeli, so hieß der Aelteste, mußte in den schwarzen Rock mit dem rothen Kragen, mußte Därme putzen, Kälber führen, Fleisch vertragen, und alles war ihm gräßlich, und zu allem that er dumm, und er und die Mutter weinten viel. Je dümmer er that und je mehr die Mutter mit ihm weinte, desto unzufriedener ward der Vater mit ihm und sagte oft, der erste beste Bettlerbube auf der Gasse thäte witziger dazu als er, der doch so g'schulet sei; aber alles Geld für ihn sei in den Bach geworfen, und wenn er nicht anders thun wolle, so müsse er zu einem Schneider in die Lehre. Das war wohl Hans Berner nicht Ernst, er that alles Mögliche, um aus Sämeli einen Metzger zu machen, und da Zusprechen nichts half, so nahm er das Prügeln vor. Nun legte sich Sämeli in's Bett und sagte, er müsse sterben, er stehe es nicht aus. Die Mutter jammerte, der Arzt zuckte die Achsel und redete von schwächlicher Konstitution. Da sagte Hans Berner: Ein Mörder will ich nicht werden, und wenn der Bube nicht einsehen will, was ihm gut ist, so werde er meinethalben, was

er will; so einen Zuckerstengel begehre ich selbst zum Metzger nicht, es wäre schade um's Handwerk.

Und Sämeli stand froh wieder auf, legte andere Kleider an, wollte einen Herrn vorstellen, sah aber wie ein Bengel aus und wollte nun die Handlung lernen: dazu hätte er am meisten Gout, sagte er, indem er mit seinen Fingern durch die Haare fuhr. Der Vater ließ ihn machen, es war fast, als ob er ihn verschätzt hätte. Die Mutter nahm ihn unter ihre Flügel und half ihm in die gewählte Bahn. Er lernte nun die Handlung und kam in's Weltschland, kostete ein Sündengeld und war ein Schminggel von der Sorte, welche sich aufdonnert nach Möglichkeit mit Gold und Guttuch und innerlich versinkt in Schweinerei und Dünkel.

Auf Fritz, den zweiten Sohn, setzte nun Hans Berner seine Hoffnung und nahm diesen in die Metzg. Der kam eben so ungern als Sämeli und schämte sich eben so sehr des schwarzen Kittels mit dem rothen Kragen, aber er hielt es besser aus, wenn er auch nicht ward nach des Vaters Sinn. Er war eine derbere Natur als Sämeli; das Herumbalgen mit Hunden und Buben gefiel ihm so übel nicht, über Feld laufen that er nicht ungerne, er konnte da machen was er wollte, konnte seinen Schnauz an andere Hunde hetzen oder gar an Menschen.

Mit dem Schnauz und mit andern Metzgerbuben hielt er seine alten Schulkameraden in Respekt oder rächte sich an ihnen, wenn sie ihn ausgelacht hatten. Dem Vater gefiel dieses rührigere Wesen; er that daher manchmal ein Auge zu, verließ sich darauf, daß alles von selbst kommen werde, wenn er einmal den Verstand hätte, und ließ es ihm an Geld nicht fehlen. Im Hintergrunde mag wohl die Angst, auch diesen Sohn für das Handwerk zu verlieren, mit Ursache gewesen sein, daß er ihm manches nachsah, was sein klarer Verstand nicht billigte, und daß er ihm das Geld nicht zuckte, wenn er ganze halbe Tage in der Metzg sich nicht sehen ließ. Freilich

wußte der Vater nicht, daß Fritz bald als Metzgerjunge in Pinten saß, bald als Herr Berner im Kaffee Billard spielte, aber er sah ihm doch nach, was er keinem Lehrbuben nachgesehen hätte. So kam es, daß auch dieser Sohn zu einem Bengel gerieth, aber zu einem andern Bengel als der erste.

Der erste war nämlich ein geschleckter Bengel, und der andere ein ungeschleckter; der eine that verächtlich mit Commiswitz, der andere mit Metzgerflüchen; der eine that groß mit Liebschaften, der andere mit Schlägen und Trinken; von Religion wußten beide nichts, und der Commis verachtete alles, was nicht in der neuesten Mode steckte, und der Metzger alles, was nicht mit ihm schwitisirte, laichete. Natürlich verachteten also beide Vater und Mutter; nur von wegen des Geldes hielt der eine den Vater in Hulden, der andere die Mutter, und wenn man den Commis hörte in all seiner tiefsinnigen Weisheit, so bestand diese darin, daß er jede Stadt in zwei große Theile theilen würde; den einen würde er einrichten zu einem Magazin, den andern aber zu einem Lumpenhaus; dem Metzger aber lief seine Weisheit da hinaus, daß die Jungen das Geld hätten und das Recht, jedem die Beine entzweizuschlagen, der ihnen abwehren wollte von ihrem Thun, den Alten aber die Arbeit bliebe und das stillschweigende Zusehen, was die Jungen mit ihrem Gelde vornähmen. Der Commis kam nie Tags in's väterliche Haus, und anderwärts gab er sich aus für den Sohn eines reichen Lederhändlers; der Metzger aber sagte, so lange der Alte lebe, müsse er den Kittel tragen, wenn der aber einmal an der Ruh sei, so wolle er zeigen, wer er sei. Daß sie sinnlose Verschwender gewesen, kann man nicht sagen, beide liebten das Geld; arme Menschen mußten gute Augen haben, wenn sie ein Almosen von ihnen sehen wollten, und ohne Gewissensbisse verschoß der eine sich in Rechnungen oder that das Geld in's unrechte Loch, während der andere mit dem Gewicht es nicht immer genau nahm, die Preise des eingekauften Viehs nicht am ge-

nauesten angab und manchen eingestellten Neuthaler im Sack behielt. Aber für groß zu thun auf ihre Weise reute sie kein Geld; denn sie meinten, wenn Einer groß thue, so sei er wirklich groß, und wenn er alle Menschen verachte, so müßten ihn im Widerspiel alle achten, und was und wen sie klein machten, das müsse klein bleiben in alle Ewigkeit. Die guten Tröpfe bildeten sich ein, weil der Vater viel aus ihnen machen wollte, so sei auch viel aus ihnen geworden, und weil er viel Geld an sie gewendet, so hätten sie jetzt den Schlüssel zu aller Weisheit, zu Himmel und Hölle so wie zur afrikanischen Höhle Xaxa im Hosensack; sie dachten gar nicht daran, daß alle ihre sogenannte Bildung, Geschicklichkeit oder wie man es eigentlich nennen will, nichts sei als die gegebene Möglichkeit, zu eigentlicher Bildung zu gelangen, daß all ihre Weisheit nichts sei als gleichsam ein Teller, auf welchen man die Suppenschüssel stellt, also nicht einmal die Suppenschüssel, geschweige denn die Suppe selbst; und was sie noch mehr wußten als von der Schule her, war nur, was sie in solcher Ferne läuten hörten, daß sie nie unterscheiden konnten, läute eine Kuhglocke oder eine Tischglocke, ein Armensünderglöcklein oder aber eine Kirchenglocke.

Zusammen vertrugen sich die Brüder nicht schlecht. Freilich schämte sich Sämeli Fritzens, wenn er den Metzgerkittel trug, und wäre in diesem Aufzug nicht um viel Geld mit ihm durch die Stadt gegangen; aber da Fritz selbst dessen eigentlich sich schämte, so nahm er dieses dem Sämeli nicht übel, fuhr dieser doch recht gerne mit ihm, wenn er des Sonntags mit des Vaters Rossen irgend wohin zur Lustbarkeit fuhr. Sie vertrauten sich auch recht brüderlich ihre Streiche und Absichten; natürlich, wie es bei Leuten dieses Schlages gewöhnlich der Fall ist, log einer dem andern dabei, daß die Schwarten krachten.

Hans Berner sah zu klar und kam mit zu viel Menschen in Verkehr, als daß ihm das Treiben seiner Söhne hätte ge-

fallen können. Schon ihr Wesen gefiel ihm nicht. So war es doch nicht zu meinen Zeiten, ich hätte meinem Vater so kommen sollen, er hätte mir mit dem Munizehn aufgewartet, hörte man ihn öfters sagen. Er vernahm hier etwas und dort etwas, welches ihm weh that. Wenn er seinem Sohn zwei Neuthaler eingestelltes Geld übergab zum Ausrichten und hintendrein stellte ihn der Verkäufer zur Rede, ob er denn mit der Kuh oder dem Stier nicht zufrieden gewesen sei, daß er ihm nur einen Neuthaler oder gar nichts gesendet, so schnitt das ihm tief ein, denn das ging an die Handwerksehre, und manchmal hatte er die Hand schon am Munizehn, um den Sohn diese alterthümliche väterliche Kost wieder einmal kosten zu lassen, und nur der Spectakel, den es geben mußte, hielt ihn davon ab. Aber kapiteln that er ihm dann von sieben Leiden nach, daß es Einen dünkte, Fritz sollte sich niederlassen bis zu einem kleinen Höcklein. Aber er that es nicht, er gestand Böses nie ein, hatte immer Ausreden bei der Hand oder schalt den Verkäufer einen Lügner. Der Vater aber scheute eine gründliche Untersuchung, weil er den Sohn nicht gerne öffentlich zu Schanden machte; und eben deswegen blieb dieser übermüthig, weil er glaubte, Läugnen sei bei allen Streichen ein unfehlbar Mittel, ungestraft daraus zu kommen, und ward alle Tage frecher.

Aehnliche Noth hatte die Mutter mit dem Sämeli, und wenn sie schon nur den zehnten Theil von dem glaubte, was gute Weiber ihr zutrugen, so war doch schon dieses ihrem mütterlichen Herzen zu viel. Zwar schwur er immer auf **parole d'honneur**, alles sei erlogen, und sie war sehr geneigt, ihm zu glauben. Aber wenn dann noch der Vater kam und auch manches wußte und accurat das gleiche, was diese oder jene Frau gesagt, so kam doch wieder der Zweifel in ihr Herz und es kam ihr vor, als wäre nicht alles wie es sein sollte; und wie große Freude sie auch an ihrem Söhnchen hatte, so kam es ihr doch vor, wenn sie ein Mädchen wäre, so möchte

sie für alle Güter der Welt gerade so Einen nicht, wie ihr Sämeli Einer sei. So beschwerte sich nach und nach der Eltern Herz um ihre Kinder; je größer diese wurden dem Leibe nach, desto größer wurde der Kummer um ihre Seelen, und je erzogener sie sein sollten den Jahren nach, desto ungezogener stellten sie sich dar in ihren Sitten. Je mehr sie gelernt hatten, desto weniger wußten sie, was die Dinge werth waren; das sah man eben nur daran, daß sie nicht begriffen, wie unendlich höher vor Gott und Menschen ihre achtbaren Eltern seien, als sie zwei zuchtlose Schlingel, denen nicht einmal ihr alter Schnauz gerne mehr nachlief. Es ist aber wirklich oft merkwürdig, was so ein üppiger Taugenichts für einen Dünkel hat und was er sich einbildet.

Es wußten aber die Eltern das Ding nicht so recht anzufassen, und die Söhne schienen ihnen fast über den Kopf zu wachsen. Eine so nach und nach entstandene Frechheit wird gränzenlos hart, und sehr schwer ist es ihr beizukommen; da muß etwas ganz Besonderes eintreten und mit einem herzhaften Keulenschlag das Ungethüm sonder Schonen zerschlagen werden, sonst schrumpft in dem Maaße, als die Frechheit der Kinder wächst, das Selbstbewußtsein und der Muth der Eltern zusammen und die Kinder werden Meister. Hans Berner hatte der Sache schon lange nachgedacht, und im Rathe war es schon mehr als einmal aufgefallen, daß er zweimal gefragt werden mußte, ehe er es hörte, und daß er zu der Meinung stimmte, gegen die er geredet hatte; aber den Ausweg hatte er noch nicht gefunden.

Es war ein schöner Sonntag im Frühjahr und es dünkte Hans Berner, er müßte hinaus in's Freie, wiederum so einmal sich recht auslaufen, damit ihm das Herz leicht würde, das seit einiger Zeit ihm sehr schwer geworden war. Wenn Eltern immer Uebles von den Kindern hören und das ganze Thun und Lassen der Kinder bestätigt den Eltern das Böse, welches sie hören — müssen da nicht die Herzen schwer wer-

den und krank; denn so wie bei Elternfreude es den Eltern ist, als wüchsen ihnen Flügel an den Schultern, so ist nichts auf Erden, welches schwerer drückt als Elternleid. Schon am Samstag Abend hatte er es der Frau gesagt, wenn's morgen schön Wetter sei, so wolle er wiederum einen Lauf thun und selber in's Gäu, ihm thue es wohl und er müßte sehen, daß die Leute ihn nicht vergessen; es wolle ihm manchmal fast scheinen, als sei es nicht mehr wie ehedem und viele Leute ihm abgefallen. Die Frau gab ihm Recht, meinte aber, er solle nicht zu Fuße gehen, sondern den Fuchs nehmen; es sei doch eine strenge Sache für einen Mann wie er sei und nicht mehr jung, zu Fuße zu gehen, fahre doch jetzt jedes halbbatzige Herrlein, und wer leicht was sei, laufe nicht mehr im Lande herum wie ein Handwerksbursche. Das sei ihm gleich, sagte er, dessen achte er sich nicht. Gehe er zu Fuß oder fahre er, sei er der Hans Berner, mehr nicht und minder nicht; aber das wüßte er, wenn er immer gefahren wäre, so wäre er der Hans Berner nicht, der er jetzt sei. Zudem hätte er seine Rosse die Woche über hart gebraucht, und der Sonntag sei auch für das Unvernünftige da. Es thue ihm wohl, seine alten Wege wieder zu machen, und weiter als er möge, gehe er nicht. Des Näheren erzählte er seiner Frau noch seinen Reiseplan; als er aber am frühen Morgen zum Hause ausging, kam es ihm ganz anders in den Kopf und er ging gerade zum entgegengesetzten Thore aus.

Frisch wie ein Zwanzigjähriger wanderte er über Berg und Thal und ward je länger je heller auf. Erstlich war er auch ein Landmann und betrachtete jeden Acker und hatte seine Freude an schönen Saaten und gutgepflegten Wiesen, und allenthalben trat es ihm vor die Augen, wie es vor dreißig und mehr Jahren gewesen und wie um vieles allenthalben es gebessert. Zweitens ward er allenthalben, wo er zusprach, mit Ehre und Freude bewillkommt. Alt und Jung kam vor's Haus und reichte ihm die Hand und hieß ihn in

die Stube kommen. Der Bauer sagte, wenn er ein Gläschen möge, so solle er es doch sagen, und die Frau bot ein Kaffee an, wenn er warten wolle. Vor allem ging aber Hans Berner in den Stall, beurtheilte des Bauers Viehstand, lobte ihn wenn immer möglich und sagte ihm: Ihr habt's anders z'weg als euer Vater selig. Er ist ein braver Mann gewesen, allen Respekt vor ihm, aber was sein Land abtragen konnte, das hat er noch nicht gewußt. Was hat er gehabt, drei — vier Kühe und ein paar Stiere, und jetzt, potz Sapperlot! wie viel habt ihr, zehn Kühe und zwei Paar Stiere, ja das will was sagen! — Wollte er wieder gehen, so hieß man ihn bald wiederkommen, es freue sie allemal, wenn sie ihn nur von weitem sähen, und wenn sie was Fettes hätten, so bekäme es kein Andrer, wenn er es wolle, darauf könne er zählen. Den Kindern sagte die Mutter: Gebt dem Herrn die Hand; das ist der Herr Rathsherr, von dem der Vater so oft b'richtet, wie der ein so schönes Haus habe und so guten Wein und so viel Geld.

So ging es dem Hans Berner bei gar manchem Hause. Das freute ihn sehr und machte ihn fast stolz und mit Recht. Das ist der gerechte Lohn, den ein Ehrenmann in seinem Alter einzuziehen hat, und da zeigt es sich, daß der brave Mann geachtet wird auf der Welt und nicht der Großhans und nicht der Windbeutel; und ein Commis hätte zweispännig und vergoldet vor's Haus fahren können, zu diesem Metzger hätte man ihn nicht in die Stube kommen heißen.

So wanderte er den ganzen Tag und ward müde, denn es war heiß geworden, und im Frühjahr geht es sich immer etwas mühselig; so kehrte er im späten Nachmittag in ein Wirthshaus ein, ungefähr zwei Stunden von seiner Heimath, da wollte er ruhen und die Kühle erwarten. Hans Berner fühlte, daß er nicht mehr zwanzigjährige Beine habe. Auch da erregte sein Kommen große Freude. Wirth und Wirthin kamen herbei, reichten ihm die Hand und klagten, sie hätten

geglaubt, er wolle niemals mehr zu ihnen kommen, sie hätten recht Langeweile gehabt nach ihm. Sie führten ihn in ein heimeliges Stübchen, frugen ihn, was er befehle; was öppe möglich sei, das müsse er haben, und wenn er vor dem Essen ein wenig schlafen wolle, so wäre es ruhig hier und das Ruhebett sei auch nicht schlecht. So war Hans Berner da abermals wie ein Vogel im Hirse, und wo ein Mann allenthalben so empfangen wird, da muß er wohl den Glauben fassen, er sei auch etwas. Und das ist allerdings eine große Gewalt, wenn Einer vermag, an allen Orten zu sein wie daheim und allenthalben aufgenommen zu werden wie ein Vater oder Bruder. Es giebt Leute, die sind nirgends daheim, und allenthalben findet man sie am Rücken schöner als im Gesicht; unter diese gehören namentlich die eingebildeten Fratzen, welche sich über Gott und Menschen hinausgewachsen glauben.

Wirth oder Wirthin und manchmal beide leisteten ihm Gesellschaft, das war Hans Berner lieb. Was ihnen wichtig war, war auch ihm wichtig, ihre Gedanken begegneten sich auf den gleichen Feldern und einer lernte vom andern. Wenn verständige Männer sich in einem Wirthshause treffen, so entsteht da ein gegenseitiger Unterricht, welchen man häufig zu gering schätzt, und eben weil man ihn gering schätzt, lernt man nichts vom Leben und weiß höchstens etwas aus seinem Fach. Aber das ist eben das Zeichen der beschränkten Leute, daß sie nur Sinn für ihre Sache haben, daß ihre Gedanken nur auf einem Felde weiden; wessen Gedanken nun nicht an den gleichen Stengeln hangen, den finden sie tief unter sich, verachten ihn, mögen ihm das Maul nicht gönnen, finden ihn langweilig, dumm, altväterisch u. s. w. Als so Hans Berner wohlgemuth am Tische saß hinter einem guten Fisch und einer guten Flasche, der Wirthin es brachte und den Wirth ein eignes Glas nehmen, mit ihm trinken hieß und daneben redete von Unschlitt und warum die Kühe abschlagen müßten, fuhr mit hellem Geklingel ein schönes Chaischen vor, und mit einem

Fluche fuhr Hans Berner vom Ruhbett auf. Sind das nicht eure Söhne, Herr Rathsherr? frug die Wirthin; die werden euch holen wollen. Ja schön, sagte Hans Berner; die meinen, ich sei oben aus, nehmen mein Roß und fahren unten aus. Es ist mir leid, daß ich's sagen muß, aber man hat heutzutage nur Verdruß von den Kindern; groß thun, das ist ihre Kunst und sonst ist's, helf Gott! nichts mit ihnen, aber denen will ich es weisen, die müssen auch wissen, was Zufußgehen ist.

Wie schöne Herren das sind, sagte die Wirthin; sie sind dem Herrn Rathsherr wie aus den Augen geschnitten. Soll ich ihnen sagen, daß ihr auch da seid? Bei Leib und Sterben nicht! sagte Hans Berner, und verbietet es allen euren Leuten. Dem Spiel will ich einmal zusehen, so weiß ich doch, woran ich bin. Während die Wirthin hinausging, die Herren zu empfangen, ärgerte er sich an dem schönen Chaischen, das sie geliehen hatten, weil das seine ihnen zu schlecht war, am schweißbedeckten Fuchs, an den Buben selbst, welche die Stubenmagd jagten, statt dem Fuchs nach in den Stall zu gehen, um nachzusehen, daß er recht besorgt würde. Darauf polterten sie durch's Haus, als ob eine Schwadron Dragoner einrückte und quartierten sich in die Nebenstube ein, bestellten ein Essen, und auf die Frage des Wirths, was sie für Wein wollten, frugen sie nach dem Neuenburger, von welchem die Flasche achtzehn Batzen koste; wenn er noch von dem hätte, so sollte er ein paar Flaschen bringen.

Das juckte den Vater in beiden Händen. Er hatte mit dem Wirth eine Flasche Achtbatzigen getrunken und lange Komplimente gemacht, ehe er dem Wirth erlaubte, Zapfenwein zu bringen, von dem die Flasche vielleicht sechs Batzen kostete, und seine Buben begannen mit Neuenburger, die Flasche um achtzehn Batzen. Doch hielt er sich stille hinter seiner Bretterwand, sah durch ein Astloch, wie sie behaglich ausgestreckt auf Sesseln und Ruhbett lagen, hörte wie die erste Flasche knallte, wie sie einschenkten, dann Gericht hielten, ob's vom

rechten sei oder nicht. Als sie damit im Reinen waren, legten sie sich behaglich zurück, und Sämeli sagte: Wo stolpert wohl unser Alter herum und schwitzt wie ein Bär; wohl, wenn der wüßte, wie der Fuchs hat springen müssen, es würde ein Donnerwetter absetzen. Ich glaube es auch, sagte Fritz, und es ist gut, daß er es nicht weiß. Aber wenn er den Narren machen will, so mache er ihn; unterdessen wollen wir uns wohl sein lassen; heutzutage macht es ein Jeder, wie es ihn freut. Was würde er zum Neuenburger sagen? Ho! sagte Sämeli, er würde uns vielleicht die Flaschen um den Kopf schlagen, wie er schon manchmal gethan hätte, wenn er dazugekommen wäre; aber er weiß nicht alles, und wenn er einmal an der Ruh ist — und lange geht das nicht, es dünkt mich, er falle gar aus den Kleidern — so wollen wir dann eine andere Ordnung einführen und das muß anders gehen.

Und nun begannen sie ihre Luftschlösser zu bauen, lang gehegte Gedanken wurden zu Worten, und hinter der Bretterwand saß der Vater mit bleichem Gesicht, denn was jetzt aus den Herzen der Söhne herauskam, das hatte er doch nicht darin gesucht. Auf seinen Tod bauten sie ihre Pläne; gleich nach demselben sollte ein neues Leben angehen. Fritz wollte das Handwerk aufgeben, mit Sämeli eine Handlung anfangen, aber was für eine, das wußten sie nicht. Sie wollten ein neues Haus an einer Hauptgasse bauen, ein anderes auf dem Lande, wollten Equipage halten, gute Tafel, guten Keller, ein schönes Eingericht allenthalben, wollten dabei nichts thun als lustig leben, höchstens hie und da ein Profitchen machen und jemand tüchtig über's Ohr hauen. Sie rechneten dem Vater sein Vermögen nach und was es erleiden möchte, und fast lächerte es noch den Vater, als er merkte, wie sie noch von manchem, das er besaß, nichts wußten. Es ist gut, so dachte er; wie würden die erst thun, wenn sie alles wüßten. Sie rechneten ihm seinen Verbrauch nach und fanden, wenn man nicht den Narren machen wollte mit andern

Leuten, so könnte man d's Halb besser für sich leben. Sie schimpften über ihren großen Hausverbrauch, über der Mutter Wohlthätigkeit, über seine Freigebigkeit; wenn sie einmal das Heft in Händen hätten, so sollte das anders gehen. Den Diensten müßte alles knapper zugemessen sein und mit den Bettlern, unter welche sie jeden Armen rechneten, wollten sie kurzen Prozeß machen ein- für allemal. Sie wollten wetten, sagten sie, wenn man rechne, was so verschleudert würde, so fände man, daß man dafür das ganze Jahr durch zwei Pferde würde halten können und allemal, wenn man ausfahre, flott leben. Das begriffen die Alten nicht und der Alte laufe zu Fuß in der Welt herum, trinke ein schlechtes Kaffee, um einen Schoppen zu ersparen, und wenn es Wein sein müsse, so trinke er Sechsbatzigen, der die Fässer zerfresse, wenn man ihn mehr als ein Jahr darin hätte, und dann meine der alte Narr, wie er hause, und begreife nicht, daß er sein Geld nicht könne spielen lassen, daß er eigentlich ein Verschwender sei und d's Halb reicher sein könnte, wenn er es vorzunehmen wüßte. So etwas aber könnte er nicht begreifen, so ein alter Rathsherr sei zu dumm dazu; ihr Trost sei, daß er dem lieben Gott so gefalle, daß der nicht lange werde auf ihn warten mögen. Die Leute hielten so viel auf ihm, wenn sie aber einmal an's Brett kämen, so sollte man es erfahren, wer's besser verstehe, sie oder ihr Vater. So redeten die Söhne zum Zeitvertreib, bis die Suppe kam. Der Vater wußte manchmal nicht, sollte er drein reden in seiner Sprache oder sollte er weinen über seine Söhne.

Aber Hans Berner war ein kräftiger Mann und verlor die Fassung nicht schnell; er sah wohl, daß mit einem Wirthshausspectakel nichts geholfen wäre, daß da etwas Anderes nöthig sei, und hauptsächlich, daß er ihnen es einmal so recht beweise, wer er sei und wer sie seien, damit die Furcht und die Demuth wieder kämen in ihre aufgeblasenen Herzen. Er hielt also an sich, hielt an sich, als sie die Stubenmagd plag-

ten, daß sie nicht mehr auftragen wollte, als sie sogar die Wirthin vertrieben, so daß der Wirth ganz entrüstet zum Vater kam und ihm leise sagte: wenn es nicht seine Söhne wären, er jagte sie zum Loch aus und es wäre ihm lieb, wenn er ein Wort darein reden wollte. Aber Hans Berner schüttelte den Kopf und sagte leise dem Wirth: Wenn sie das Weibervolk nicht in Ruhe lassen, so sendet ihnen mit dem ersten Gericht den Stallknecht. So geschah es auch.

Die Jungen fluchten anfangs, fanden es endlich einen guten Witz, schenkten dem Stallknecht Neuenburger ein, daß es dem Vater in alle Glieder kam und ihn wahrscheinlich noch früher, als er es sonst gethan, bewog, leise Befehle zu geben, daß man so geräuschlos als möglich den Fuchs anspanne, aber ja seine Söhne nichts davon merken lasse. Als er den Fuchs eingespannt sah, nahm er leise Abschied und ließ dann plötzlich im Hausgang seiner mächtigen Stimme freien Lauf. Drinnen fuhren die Söhne trotz dem Neuenburger hoch von ihren Stühlen auf, als wie wenn der Blitz in's Zimmer geschlagen hätte. Sie wußten nicht, kam er oder ging er, sollten sie warten oder fliehen. Sie horchten auf die Stimme, wie die Schildwache horcht, wenn ein Ueberfall sich naht. Die Stimme redete freundlich, entfernte sich. Sämeli streckte vorsichtig den Hals aus, er wollte sehen, welchen Weg der Vater nehme; da stockte ihm ein Heer von Flüchen im Halse, denn was sah er? Er sah den Fuchs angespannt, sah den Vater ihm den Hals streicheln, Wirth und Wirthin die Hand geben, in ihr Chaischen steigen und davonfahren. Sie standen da wie angedonnert, wie zwei nagelneue Oelgötzen, und jedem ward, als ob man ihn vor den Kopf geschlagen hätte, der Hals ihm zugeschwollen wäre.

Endlich konnten sie wieder fluchen und aufbegehren, und sie riefen nach dem Wirth und wollten wissen, was das für eine Manier sei, daß man ohne ihren Befehl ihr Roß an ihr Chaischen spanne und fortfahren lasse, sie machten dafür

den Wirth verantwortlich und vor allem aus könnte er sie auf seine Kosten heimführen lassen. Der Wirth aber lächelte auf den Stockzähnen und sagte: die Herren sollten ihm verzeihen, aber er habe geglaubt, wem eine Sache gehöre, der habe darüber zu befehlen, und das Roß habe er selbst ihrem Vater verkauft; das wäre nun curios gewesen, wenn man ihm sein Roß, das er selbst bezahlt, nicht hätte anspannen wollen. Uebrigens lasse der Herr Rathsherr ihnen guten Abend wünschen und ihnen sagen: er erwarte sie dann morgen um sechs Uhr auf seinem Zimmer ohne Fehler und beide.

Die Söhne polterten erst recht, als sie diesen Befehl hörten, aber es war doch etwas in ihrer Stimme, welches nach einem erschrockenen Herzen roch, und als sie hörten, daß ihr Vater schon lange hier gewesen, da ging selbst die Stimme ihnen aus; sie wurden einsilbig und dachten dem nach, was sie alles geredet und gethan und ob wohl der Vater dieses alles gesehen und gehört. Sie mußten es vermuthen, aber aus dem Wirthe brachten sie es nicht heraus, und wie sie auch aufredeten, was das für eine Manier sei, sie hier sitzen zu lassen, so lag doch eben in dieser Manier etwas, das ihnen sagte: der Vater hätte, wenn er einmal wollte, noch die Hand am Arm, verstände keinen Spaß und verstände noch zu zeigen, wer Meister sei.

So könnten sie aber nicht bleiben, sagten sie; der Wirth müsse sie heimführen lassen. Es ist mir sehr leid, ihr Herren, sagte er, aber das Roß, welches im Wägelein geht, habe ich nicht daheim und die andern sind junge Thiere, welche ungewohnt sind. Es werde doch ein Fuhrwerk hier zu haben sein, frugen sie. Er zweifle daran, die Leute hätten ihre Rosse hart gebraucht und überhaupt seien sie hier nicht im Roßland, aber wenn sie es wünschten, so wolle er nachsehen lassen. Natürlich gaben sie den Befehl und brummten unterdessen über ihren Vater und redeten ab, wie sie ihm morgen den Marsch machen wollten und ihn fragen, was das für eine

Manier sei. Der Neuenburger war sehr gut gewesen und der war noch in ihnen. Bald darauf kam Bescheid, es wäre kein Fuhrwerk zu haben. Sie beschieden den Knecht herein, gaben ihm zu trinken, frugen ihn aus und vernahmen nichts; sie fluchten, es müsse doch ein wunderlich Ding sein, wenn in einem solchen Orte kein Fuhrwerk zu haben wäre, er hätte nur nicht recht nachsehen mögen u. s. w. Ja, sagte der Knecht, Fuhrwerke wüßte er wohl, aber es seien vielleicht nicht die schönsten, und er dächte, solche Herren würden nicht darin fahren. Das sei ihnen gleich, sagten sie, wenn es nur gefahren sei, und sie wollten sich leiden, so schlecht werde es doch nicht sein. Der Knecht sagte: wenn man kein besseres hätte, so wäre es wohl gut genug, und erhielt den Auftrag, es zu bestellen und kommen zu lassen. Unterdessen nahmen sie noch einen, aber er mundete ihnen nicht mehr, und dunkel war es geworden, als man ihnen ansagte, daß das Fuhrwerk unten sei.

Als sie hinaus kamen, waren viele Leute draußen; die lachten und rissen Witze. Aber meine Herren achteten nicht darauf, drängten sich an's Fuhrwerk und standen vor einem zweiräderigen Karren mit einer Blache bedeckt und ein Esel war angespannt. Da standen sie, hatten das Maul offen und ringsum erscholl ein wüthendes Gelächter. Wer weiß, vielleicht wären sie eingesessen, wenn das Gelächter nicht gewesen wäre; jetzt aber begannen sie zu schimpfen, daß sie sich nicht zum Narren halten ließen, und je mehr sie schimpften, desto herzlicher lachte es rings um's Haus.

Nun aber wurden die Herren Brüder fuchswild, wünschten Wirth, Zuschauer und Fuhrwerk zum Gugger, hatten aber Zeit zu gehen, wenn sie nicht Schläge riskiren wollten. Fritz, der Metzger, hätte d's Prügeln nicht geflohen, aber Sämeli frug ihm nichts nach, er setzte seine Toilette solchen handgreiflichen Proben nicht gerne aus. Die beiden Brüder, die so stolz mit einem Fuchs angefahren waren, mußten nun bei ein-

brechender Nacht freilich fuchswild, aber ohne Fuchs nach Hause stolpern. Hinter ihnen her tosete noch lange der Bauern Gelächter. Die erste halbe Stunde liefen sie ganz preußisch und man hätte glauben sollen, sie hätten Muth, wenigstens eine halbe Stadt aufzuspeisen mit Haut und Haar. Aber als die erste halbe Stunde vorbei war, begann es dem Sämeli jämmerlich zu werden, seine Stiefelchen drückten ihn, seine Beinchen schwankten, die Straße ward ihm zu einem Dornenfeld, die Welt schien ihm ein Dintenfaß und er schwamm mitten drin; aber näher und näher stieg die Dinte seinem Munde, näher und näher kam ihm das Ertrinken; er wimmerte, er weinte, das trunkene Elend kam vollständig über ihn. Fritz hatte seine große Noth mit Sämeli, und deswegen fing auch ihm an das Leben zu verleiden; und als er dann um Mitternacht nach Hause kam, war ihm gar elend zu Muth. Der Wein war verraucht, Leib und Seele waren jetzt matt, und am Morgen um sechs sollte er zum Vater, und wo war jetzt die Courage, mit welcher er ihm gegenüberstehen wollte? Er hatte jetzt nichts mehr als das Bewußtsein dessen, was geschehen war, und die Angst, was der Vater daraus machen werde, und das Gefühl, daß im Vater eine Kraft wohne, die ihm noch eben so übermächtig sei als wie vor zehn Jahren; der üppige Uebermuth hatte auf einmal der Furcht wieder Platz gemacht.

Hans Berner war längstens heim. Auch er war nicht leichten Herzens heimgefahren; man kann es sich wohl denken. Aber es war nicht eitler Jammer oder hohler Zorn, die in ihm mächtig wurden, sein kräftiges Gemüth rang nach gutem Rath in dieser schweren Sache. Er sah bald, wo der Fehler lag und daß er und die Mutter nicht ohne Schuld seien. Sie hatten an den Kindern zu große Freude gehabt und diese Freude merken lassen. Sie hatten den Kindern auch zu der Einbildung geholfen, daß, was sie in den Schulen lernten, die Hauptsache sei und sie zu andern Kerlissen machen werde als die Eltern, die es nicht könnten; sie hatten die

Thätigkeit im Hause und die Theilnahme an allem Häuslichen ihnen erlassen, so daß die Schule zur Hauptsache ward, das Haus zur Nebensache, daß die Buben sich mehr dünkten als die Eltern und weit über sie hinausgewachsen; daher Uebermuth und daß sie sich der Eltern schämten und ihres Berufes. Das alles dämmerte dem Hans Berner beim Heimfahren nach und nach auf, und er sah ein, daß alles darauf ankomme, daß er sich wieder über seine Buben stelle, den rechten Respekt wieder herstelle; dann erst könne er sehen, was sich aus ihnen noch machen lasse. Den größten Kummer dabei verursachte ihm ihre Herzlosigkeit; sie liebten niemand, sie lebten für niemand; sie liebten und lebten nur für sich, gönnten den Eltern den Tod, aber keinem Armen einen Bissen Brod. Recht eigentlich himmelangst wurde es Hans Berner, wenn er dachte, zu welchem Fluch sein großes Vermögen in solchen Händen werden müßte, zum Fluch für seine Kinder, zum Fluch für seine Mitbürger, denen seine Kinder nichts Gutes, sondern lauter Böses zudachten; und mit Geld läßt sich viel verrichten, wie man alle Tage erfährt. Das machte Hans Berner den meisten Kummer, denn wo kein Herz mehr im Menschen ist, wie kann man ihm wieder ein's hineinmachen! Und hier sah er nicht klar, wer schuld daran war; er hatte große Lust, diese Schuld nicht ganz auf seine und seiner Frau Schultern zu nehmen. Aber dieser theilte er seine Erlebnisse mit und auch ihr blutete das Herz; denn was schlägt wohl tiefer, als wenn man seine Kinder schweben sieht über dem Abgrunde, in dem Leib und Seele untergehen, erschrecken Eltern doch schon, daß ihnen die Glieder beben, wenn sie ein Kind an einem Loche sehen, wo es höchstens ein Bein brechen kann. Aber die Frau war auch eine verständige Frau und nicht bloß eine blinde Mutter; sie trat daher nicht auf die Seite der Söhne, sondern war in der Hauptsache mit dem Vater durchaus einig, und so trat sie mit ihrem Rath zu seinem Rath, und was das eine nicht fand, fiel dem andern ein, und wo Mutter

und Vater auf diese Weise Rath halten, da steht ihnen auch Gott bei und stärket ihre Augen.

Des andern Morgens um sechs Uhr erwartete Hans Berner seine Söhne. Da selben Morgen Rath war, so war er als Rathsherr angezogen, aber an der Wand hing sein Metzgerkittel; schöne Metzgerwaffen und Stöcke zierten die Wände, und in der Ecke stand eine Lade mit Büchern, aber nicht solchen, welche man jetzt hat. Die meisten hatten hölzerne Deckel, waren mit Schweinsleder überzogen, und wer sie in eine Tasche hätte stecken wollen, müßte eine andere Kutte gehabt haben, als man sie heutzutage trägt.

Er mußte lange auf seine Söhne warten, endlich erschienen sie. Sie hatten fast das Aussehen von armen Sündern, wollten trotzig aussehen, aber sie hatten Katzenjammer an Leib und Seele. Da kann der Mensch nicht lange trotzig aussehen, er fällt immer wieder zusammen, und eines jämmerlichen Gesichtes kann er sich nicht erwehren.

Vor ihnen stand Hans Berner groß und mächtig, und wie er so dastand, hätte er männiglich Ehrfurcht eingeflößt, denn man sah ihm an, er war nicht nur ein Metzger, auch nicht bloß ein Rathsherr, sondern er war ein Mann, und er fühlte es, daß er einer war. Und als der Vater so ernst und groß und schweigend vor ihnen stand, da fühlten es auch die Söhne, daß sie als Buben vor einem Manne stunden, und sie konnten sich des Zitterns fast nicht erwehren. Aber auch der Vater konnte sich der Thränen fast nicht erwehren, als er seine Söhne, die bald Männer sein sollten, noch so wie Buben vor sich sah, aber er bezwang sich, nahm sich zusammen, daß weder Zorn noch Weichheit über ihn kamen, und sprach endlich zu seinen Söhnen:

Was ich schon lange vermuthet habe, das sah und hörte ich gestern; jetzt weiß ich, was ihr treibt und was ihr denkt; wir hätten Ursache, die Mutter und ich, uns die Augen aus dem Kopf zu weinen oder euch zu verstoßen, denn wie gut

ihr es mit uns meint, das wisset ihr, und wohin euer Leben führt, das wisset ihr freilich nicht, aber wir wissen es. Ihr werdet ein Leben führen, welches die Menschen verfluchen und Gott verdammt, denn wer Vater und Mutter den Tod wünscht, der hat kein Herz mehr für einen Menschen und keine Furcht vor Gott.

Noch leben wir aber und das Vermögen ist unser, und Gleiches mit Gleichem könnten wir vergelten, und, wie ihr es aus unsern Händen möchtet, dafür sorgen, daß es nicht in eure Hände käme, denn wie wir es erworben, so können wir es auch aufbrauchen. Das wollen wir einstweilen nicht, aber das wollen wir, daß unser Vermögen in keine solchen Hände komme, wie die euren gegenwärtig sind, und dafür wollen ich und die Mutter sorgen.

Ich bin ein Metzger und habe wenig die Schule besucht, aber manchen Abend habe ich durchgelesen, und ihr habt ein Sündengeld in der Schule gekostet, aber noch kein Buch habe ich in euren Händen gesehen, seit ihr aus der Schule seid, und des Abends seid ihr anderswo als daheim.

Dort in jenem dicken Buche las ich einmal von einem Ritter, der durch seine Tapferkeit reich geworden war und geachtet im ganzen Lande. Der bauete oberhalb dem Städtchen Brugg eine Burg, wie man im ganzen Lande keine sah, und nannte sie Besserstein, und die Burg war fest, daß sie niemand einzunehmen vermochte. Dieser Ritter hatte zwei Söhne und die freuten sich auch auf ihres Vaters Tod und riethen ab, wie sie dann hoch leben wollten und Land und Nachbaren schädigen und plündern von ihrer sichern Burg aus. Das vernahm der Vater, ließ seine Söhne vor sich kommen und sprach: Liebe Söhne, dieses Haus habe ich erbauet meinem Hause zum Trost, dem ganzen Lande zu Nutz. Nun aber ich euer Vorhaben vernommen hab', will ich nicht, daß von diesem Hause aus das Land geschädigt werde, noch daß ich Ursache haben soll des Schadens, welchen das Land

empfangen soll. Und er bezwang die beiden Knaben, daß sie mit eigener Hand das Schloß anzünden mußten, daß es verbrannte, also daß niemand darin wohnen mochte. Gestern beim Heimfahren kam mir diese Geschichte in Sinn, und wenn ich auch kein Ritter bin und keine Burg erbauet habe, so erkannte ich doch die Wahrheit in dieser Geschichte, daß, was die Eltern mit dem Segen Gottes erworben haben, sie den Kindern nicht zum Fluche hinterlassen, es eher verderben sollen. Und so sind die Mutter und ich entschlossen, es also zu machen; wir wollen, was wir erworben, brauchen wie wir wollen; dafür wollen wir sorgen, daß es in euren Händen nicht zum Fluch werde. Aber ehe wir es machen wie jener Ritter, wollen wir es versuchen, mit Gottes Hülfe euch anders zu machen und eure Hände sauber. In die Kur wollen wir euch nehmen; wollt ihr derselben euch unterwerfen und schlägt sie an, wohl und gut, so sollt ihr wieder unsere lieben Kinder werden, und unser Vertrauen, daß ihr unser Andenken in Ehren halten, nicht schänden werdet, wollen wir wieder auf euch setzen. Wollt ihr euch aber nicht unterziehen, wohlan, so wollen wir uns unser Andenken selbst sichern und zwar also, daß ihr nichts mehr daran machen könnt. Jetzt bedenkt's, in drei Tagen will ich Antwort. Aber, aber vergeßt es nicht, wenn Hans Berner einmal die Augen offen hat, so ist er nicht mehr blind, und wer ihn einmal betrogen hat, betrügt ihn nicht wieder, und hat er einmal einen Entschluß gefaßt, so bricht ihn niemand wieder. Ihr sollt es erfahren, daß ich Hans Berner bin und nicht nur in der Metzg, nicht nur auf dem Rathhause, sondern auch zwei solchen Buben gegenüber, die nichts können und nichts sind, die im Zustande, wie sie jetzt sind, nicht acht Tage ein ehrlich Brod sich erwerben könnten. Jetzt geht, in drei Tagen will ich Antwort, und was ich dann sagen werde, das hält Hans Berner, und Hans Berner und seine Frau sind eins.

So redete Hans Berner mit seinen Söhnen, und wie

tausend Centner lasteten seine Worte auf ihnen, und ächzend und bangend brachten nach drei Tagen die Söhne ein Ja hervor, daß sie sich unterwerfen wollten. Eine harte Kur wurde angefangen; sie gelang endlich, und mit Freuden werden Hans Berner und seine Frau ihre Augen schließen, denn sie wissen, ihre wacker gewordenen Söhne werden ihr Andenken ehren und im Segen besitzen, was sie im Segen erworben.

Der Sonntag des Großvaters.

Die Erzählung erschien zuerst in den Alpenrosen. Jahrgang 1852.

Amen! So klang es von den blassen Lippen eines Greisen, der in einem reinlichen Bette hoch liegend, die Hände auf der Decke gefaltet, sein Morgengebet verrichtet hatte. Die Sonne schien freundlich in's Stübchen, in welchem wenig Anderes als ein schönes Buffert Platz hatte. Ihre schönsten Strahlen fielen auf ein blondes Mädchenhaupt, das auf des Bettes Rand schlafend lag. Es gehörte einem schlanken Mädchen, welches am Bette saß, beim Großvater einen Theil der Nacht über gewachet hatte, sich unbewußt das Gesicht auf's Bett gelegt und eingeschlafen war. Der Großvater heftete sein blaues Auge voll inniger Liebe auf das schlafende Mädchen, endlich legte er die Hand auf dessen Haupt und sagte leise: Bäbeli! Wie von einem elektrischen Schlage getroffen fuhr das Mädchen auf, zeigte ein Gesicht, wie selten ein lieblicheres gesehen wird, und rief: O Großvater, Großvater, habe ich geschlafen? Sey doch recht nit höhn, will es gewiß nicht mehr thun. Warum höhn sy, mys Bäbeli? sagte der Großvater. Hast gestern g'werchet bis spät, warum solltest nicht schlafen? Hätt ich dich nöthig gehabt, würde ich dich schon geweckt haben. O Großvater, wie bist so gut, was willst? soll dir z'trinken gäh? Bin nit durstig, sagte der Alte, aber thue mir das Fenster auf, die Sonne scheint so

schön und bald wird das erste Zeichen läuten. Es that mir immer so wohl, wenn ich es hörte an einem Sonntag Morgen. Es war mir immer, wenn es so über Wald und Hügel kam, als sei es ein Beten in den Lüften, als eine Fürbitte der Engel für die armen Menschen, und manchmal war es mir, als sei es Gottes Stimme, welche die trägen Menschen wecke aus ihrem Sündenschlaf. Bäbeli, die Haare z'weg streichend, machte das Fenster auf und sagte: Es ist wohl kühl, sagt, wann ich es wieder zumachen soll.

Und als ob die Glocke gewartet, bis der Großvater ihre Stimme höre, begann sie zu läuten gar mild und freundlich und doch so wunderbar und dringlich, daß es war, als töne sie aus allen Falten des Herzens wieder. Wie verklärt leuchtete des Großvaters Angesicht, und unter dem Fenster betete das Mädchen sein Morgengebet, und wie draußen Gras und Blumen im Thau, glänzten dessen Augen in tiefer Inbrunst. Das liebe Mädchen betete für den Großvater, der so rüstig geblieben tief in die achtzig Jahre hinein, plötzlich erschwachet war, von seinem Tode sprach und mit rührender Ergebung, ja Freudigkeit, ihn erwartete, obschon es ihm wohl war auf Erden, denn er hatte Friede in sich und um sich, ward geliebt wie selten ein Großvater. Aber wer, der lange in den Vorhöfen gewesen, sehnt sich nicht nach dem Innern des heiligen Tempels? Sein Leben war Arbeit und Mühe gewesen, er aber besaß in seinem Gemüthe einen hellen Sinn und mächtiges Gottvertrauen, da ward ihm die Arbeit Lust und die Mühe verklärte sich ihm in Zeugnisse, was der Mensch vermag, wenn er den Glauben hat. Er schaffte sich die Schulden vom Hals, erzog die Kinder in der Zucht des Herren, erbaute sich ein schönes Haus, erwarb sich einen guten Namen, der weit und breit bekannt war; wie er Gott vertraute, vertrauten die Menschen ihm, und wer bedrängt war irgendwie, nahm gerne zu ihm Zuflucht, suchte da Trost und Rath. Sein Heimwesen hatte er dem Sohn abgetreten, aber er war

doch Meister geblieben, denn ohne seinen Rath ward nichts gethan; die rechte Meisterschaft läßt sich nicht abtreten, auch die Liebe nicht, an der er so reich und die ihm auch sein höchstes Gut war. Als er so plötzlich schwach wurde, da war großes Herzeleid im Hause, bei Klein und Groß, und Großvater hatte zum ersten Mal keinen Trost für ihren Jammer. Der Arzt kam, er war des Großvaters Freund, man war ihm weit entgegengelaufen, Großvater hatte zugegeben, daß man ihn hole, es freue ihn, ihn zu sehen, daneben werde er ihm nicht viel helfen können, hatte er gesagt. Der Doktor gab den Fragenden nicht viel Bescheid, er müsse den Patienten doch erst sehen, hatte er gesagt. Als er den Puls gegriffen, sah er dem Großvater mit einem seltsamen Blick in die Augen, der Großvater schien etwas zu verstehen und hatte dem Doktor die Hand gegeben, dieser gute Brühen und zuweilen einen Schluck guten Wein verordnet und ohne viel Reden sich entfernt. Seither war der Großvater noch schwächer geworden, daß man bei ihm wachen mußte, aber hell im Geiste war er geblieben und noch freundlicher, wenn möglich, gegen Alle. Aber wie es gewöhnlich geht, wenn ein solcher Zustand länger dauert, kein besonderer Schmerz dazu kommt, die Hoffnung stellt sich wieder ein, was man wünscht, sieht man, und was vom Gegentheil zeugt, deutet man auf Genesung. So ging es auch hier oben und zwar um so mehr, als der Großvater nie klagte, sondern immer sagte, ihm sei wohl und es gehe recht gut.

Als die Töne verklungen waren, das Bäbeli aber noch betete, ging leise die Thür auf, ein rundes freundliches Gesicht kam zum Vorschein, guckte zum Großvater hin und sagte: Ich hörte euch reden und wollte fragen, ob ihr gut geschlafen, Vater, und was ihr z'Morgen wollt? Kaffee und es Eiertätschli drzu oder lieber es Schnäfeli Käs? hätt auch ganz frische süße Anke. Dank heigist, du guts Kätheli, sagte der Großvater, hab nit Hunger, es Tröpfli Kaffee nimm ich da-

gegen gern, er macht mr wohl. Mutter, denk, ich schlief, und der Großvater mußte mich wecken, klagte das Mädchen. Da siehst, wie es geht. Du wolltest absolut einmal dem Großvater wachen! Jungi Meitschi wie du wissen nicht was wachen ist, die müssen geschlafen haben, sagte die Mutter freundlich. Es war die Sohnsfrau und dem Großvater sehr lieb. Sie aber betrachtete ihn fast wie den lieben Gott und liebte ihn wie selten ein leiblicher Vater geliebt wird. Auch ging sie nicht heraus, bis sie dem Vater die Kissen zurecht gelegt, mit einem reinen Tuch ihm das Gesicht abgetrocknet und gefragt, ob er ein frisches Hemd verlange. Sie habe ihm eins draußen an der Wärme.

Als es bekannt war, Großvater sei erwacht, kam Eins nach dem Andern, ihm guten Morgen zu sagen und seiner ansichtig zu werden. Einer der Letzten war der Sohn, der jetzt der Hausvater war, bereits ein Mann in mittlern Jahren, von etwas düsterm Gesicht und langsamem Wesen. So freundlich er konnte, frug er den Vater nach seinem Befinden, ging dann alsbald zu Geschäften über, berichtete, was im Stall vorgegangen, frug, was der Vater meine, daß in der nächsten Woche vorgenommen werden solle, ob man Reps säen oder Hanf und Flachs ziehen wolle. Wenn man das erstere wolle, so könnte er heute für Samen sehen, er hätte im Sinn, in die Predigt zu gehen, wenn nicht etwas dazwischen komme, da ginge es in einem Gange zu. Der Großvater gab freundlichen Bescheid, trat in des Sohnes Wesen ein, obschon es von dem seinen sehr verschieden schien. Als er dem Sohne Rath gegeben, so weit er ihn verlangte, sagte er: Du könntest mir auch einen Gefallen thun, wenn du wolltest? Gern Vater, sagte derselbe, die Frau hat mir schon befohlen, ich solle sehen, daß ich ein schön Stückli Fleisch bekomme und Zucker soll ich auch bringen. Kätheli ist b'sonderbar es guts, denkt mehr an Andere als an sich. Hab's in Ehren, sellige Wyber gibts nit dick, und zu allem e fründliche Miene un es guts Wort. Du

glaubst nit, was das werth ist i re Haushaltig. Wenn du das Gegentheil erfahren müßtest ein Jahr oder zwei, so wüßtest erst, was das werth ist. Ist's was Anderes, das ich euch verrichten soll, Vater, frug der Sohn, oder wär's das gsy? Nein, sagte der Vater, möchte dir sonst was befehlen. Geh mir zum Pfarrer; ich laß ihn grüßen, sag ihm, und ihn bitten, er solle ein Gebet für mich verrichten, wenn er so gut sein wollte. Vater, hat es dir böset? frug hastig der Sohn. Aparti nit, antwortete der Vater, aber ich bin ein armer Sünder und habe das Beten nöthig, wenn ich zu Gnaden kommen will. Es thäte mir wohl, wenn ich denken könnte, es hülfen mir noch Andere beten für meine arme Seele, und in derselben Chile, wo ich getauft wurde, Erlaubniß erhielt und so manchmal zum Nachtmahl ging, möchte ich gerne, daß auch für mich betet würd, damit das Plätzli z'weg sei, wenn ich komme für geng.

Aber Vater, ist's euch denn so erleidet bei uns, daß ihr nicht warten mögt und sövli pressiret. Nein, Sohn, erleidet ist's mir nit bei euch, hätt Gottlob auch keine Ursache dazu, sondern den Herren zu loben und zu preisen, daß er mich so lange bei euch gelassen, und wenn er will, so bleibe ich noch länger mit Freuden hier. Aber einmal muß es sein, und denk, wie alt ich bin, da möcht ich gerne z'weg sein in allen Stücken. Deswegen wenn ich schon für mich beten lasse, geschieht es nicht aus Blangen, daß ich meine, es pressire, es müsse heute noch so sein, deretwege geschieht es weder früher noch später, sondern wie der Herr will und wie er es gesetzt hat. Aber es thut mir wohl, wenn ich denken kann, jetzt beten sie Alle für dich, und wenn Einer noch einen Groll gegen dich hat und das Geringste dir nachträgt, so läßt er es fahren, ist z'frieden mit dir, und ich kann auch denken, ich gehe so recht im Frieden heim, und wie die Leute sei auch der liebe Gott z'friede mit mir.

Aber Vater, wer wollte nicht mit euch zufrieden sein, ihr

thatet ja Allen nur Liebs und Guts, wo solltet ihr noch einen höhnen Menschen haben? Lieber Sohn, wir machen viele Leute bös, wir wissen es nicht. Wir gehen unsern Weg, leben nach unserer Art, reden, wie wir's denken, achten uns anderer Menschen viel zu wenig, ob wir ihnen im Wege stehen oder sonst weh thun, darum, weil wir nur an uns denken und Anderer Art nicht in Obacht nehmen. Wir machen viele Leute bös, was hilft es uns, hintendrein zu sagen, wir hätten es nicht bös gemeint, wir hätten denken sollen zu rechter Zeit. Warum sollte es mir anders gegangen sein, als es allen Andern geht? Der Sohn antwortete bloß: Wenn ihr es begehret, ja freilich, kann ich schon zum Pfarrer gehen. Will pressiren, daß ich noch vor dem Läuten zu ihm komme.

Die Mutter hatte des Großvaters Frühstück gerüstet, die ganze Kinderschaar wollte etwas tragen, es wäre fast nöthig gewesen, das Kaffeekacheli entzweizubrechen, damit ein jedes etwas in die Hände kriege, und sechs Hände hätte der Großvater haben sollen, um abzunehmen, was ihm entgegengestreckt wurde, kaum ein Fürst hätte mehr Aufwärter und Aufwärterinnen haben können, jedenfalls nicht fleißigere, so daß die Mutter ganz ruhig ihren Geschäften nachgehen konnte.

Aber rasch kam sie wieder mit Augen voll Thränen: Großätti, wollet für euch beten lassen, hets euch böset? frug sie schluchzend. Blanget ihr fort oder meint, ihr seiet uns erleidet und die Abwart im Weg. O Vater, ihr wißt nit, wie sich Alles streitet, um euch was thun zu können. Laut weinend kam Bäbeli und frug: O Großvater, ist's meinetwegen, weil ich geschlafen und nicht zu euch gesehen. O Großvater, verzeiht mir, ich will nie mehr schlafen, ich that es nicht expreß, weiß gar nicht wie es kam. Der Großvater hatte Mühe, zum Reden zu kommen. Nit, nit, sagte er, wenn ich gewußt, daß es euch so g'mühen würde, ich hätte ja nichts gesagt; ich habe dem Sohn es ja gesagt, warum ich es wünsche. Nit daß es mit mir diesen oder jenen Weg gehe

zum Leben oder zum Sterben. Es ist mir recht, wie der Herr es macht, und Ursache habe ich ja nicht, daß mir das Leben erleidet sein sollte. Es wär mancher gerne krank, wenn man ihm so thäte und zu ihm luegte wie zu mir. Aber ich möchte, daß meiner gedacht würde im Hause, welches Gott auf Erden hat, in welchem ich so oft war, und daß, wenn jemand gegen mich was hat, er es ablegt und mit mir zufrieden wird, denn gegen einen Kranken ist man barmherziger und verzeiht ihm, was man einem Gesunden nicht verzeiht. Und mancher betet sonst für mich, daß Gott mir gnädig sei. Aber Großvater, das mangelt ihr ja nicht, daß man für euch betet wegen den Sünden. Die Leute werden nicht wegen den Sünden beten, das thut man bei Leuten, wo es nöthig ist, sie werden meinen, ihr lasset um's Sterben bitten, und dann sterbet ihr und wäret nicht gestorben, wenn ich recht gewachet hätte und ihr nicht gedacht hättet, so wollet ihr lieber nit länger dabei sein. Bäbeli, sagte der Großvater und gab dem Meitschi die Hand, thu das aus dem Kopf, du plagst damit dich und mich, du sollst wissen, daß es heißt, betet für einander, und daß wir allzumal Sünder sind und gegen alle Gebote Gottes handeln, und daß, wer meint, er habe das nicht nöthig und sei besser als Andere, ein Pharisäer ist. Daran denken die guten Leute nicht, an die Sünden denkt man nicht gerne, sie meinen, man lasse beten um Tod oder Gesundheit, damit man der Pein los werde, und das Beten von Vielen werde mehr abbringen, als das Beten von einem oder zweien, und wenn ihrer viel genug seien, so könnte man gleichsam den lieben Gott zwingen. So thorrecht sind die Menschenkinder, Bäbeli. Nein, Bäbeli, so mein ich es nicht, sondern wo viele Liebe sei, da sei viele Vergebung, und wenn Viele mir Liebe erweisen vor Gott, so werde mir um dieser Liebe willen der liebe Gott um so eher alles vergeben, was ich Schlimmes gethan. O Vater, sagte die Mutter und konnte kaum vor Weinen, wenn ihr ein großer

Sünder seid, was sind dann wir Andern? Ihr waret ja von je unser Engel, und würde ich mich zu Tode sinnen, ich wüßte nichts Böses von euch. Wenn ihr so nöthlich thut, was soll denn aus uns werden, Vater? Du gute Tochter, bist nicht der liebe Gott, siehst mein Herz nicht, kennst mich nicht vom Mutterleibe an, kennst meine Gedanken nicht von ferne, verstehst meine Rede nicht, ehe sie auf meiner Zunge ist. Wenn du meine Jahre hast, wirst du deinen Kindern ein noch viel lieberer Engel sein. Nöthlich thue ich auch nicht, ich traue meinem Gott, im Leben hat er mich nicht verlassen, im Sterben wird er es auch nicht thun, er wird meinen Geist nicht verstoßen, ich glaube es mit aller Freudigkeit, aber es ist noch nicht vollbracht, darum darf ich nicht ablassen mit Ringen und Bitten, bis ich es ergriffen habe. Darum jammert und weinet nicht; so lange wir noch beisammen sind, wollen wir uns freuen in aller Liebe und allem Frieden. Schöneres und Besseres ist ja nichts auf der Welt.

So stillte der Großvater den Jammer, und als Mutter und Tochter hinaus waren, sagte die letztere: Mutter, kann ich z'Chilche oder hättest was darwider? Aparti nüt, sagte die Mutter; dachte aber, du würdest schläferig und habest gestern selbst gesagt, du wollest heute daheim bleiben, du bliebest am liebsten beim Großvater. Ich möchte darum gerne gehen, damit die Leute nicht lätz beten, in der Meinung, der Großvater solle sterben. Denk, wenn sie es thäten und es fehlte dann? Wenn der Vater zum Pfarrer geht vor der Predigt, so wollen alle Leute per se wissen, warum. Vielleicht sind Schulmeister und Sigrist bei ihm und sagen es auch, der Großvater sei übel und lasse für sich beten, und was können sie Anderes denken, als es sei, daß er sterben solle? Da ist es doch nöthig, daß die Leute den rechten Bericht vernehmen. Kannst gehen, wenn du willst, sagte die Mutter, habe nichts darwider. Daneben denke ich, viel würde es nicht machen, wenn auch einer oder der andere lätz beten

würde. Man kann ja vor Gott nie lätz beten, wenn man es gut meint, er weiß ja besser als der Mensch selbst, was den Menschen zum Guten ist.

Als sie draußen waren, lag der Großvater stille in seinem Bette, auf der Decke waren die Hände gefaltet und sein Gesicht begann mehr und mehr zu strahlen wie das eines Engels. Er dachte, und sein Gedanke war eigentlich ein Dankgebet, wie er doch glücklich sei, in so hohem Alter solche Liebe zu besitzen, daß er niemanden verleidet, daß man seiner nicht müde sei, gerne ihn länger behalten wolle und mit Freuden mehr an ihm thue als er verlange. Und wenn es schon noch länger daure, dachte er, wäre es immer das Gleiche, ihr Gutmeinen sei so groß, daß man ihm nicht sobald z'Bode chäme. Dafür habe er dem lieben Gott zu danken, daß er ihm so gute Menschen gegeben, denn was könne ein alter Mensch mehr und Besseres verlangen als das? Aber es werde ihnen auch vergolten werden von dem, der mit seinem Segen guten Kindern Häuser baut und ihre Wege ebnet. Daran dachte der Großvater nicht, daß er die guten Leute sich erzogen und er eigentlich nur ernte, was er ausgesäet. Denn es ist mit der Liebe auch wie mit andern Pflanzen; wer Liebe ernten will, muß Liebe pflanzen. Aber daran dachte der Großvater nicht, sondern ihm kamen die Gedanken an so viele tausend und tausend Alte, die es nicht so hätten wie er, die nichts von Liebe wüßten, die nirgends sein sollten, überall im Wege wären, die keine Wärme mehr hätten, innen nicht und außen nicht, die es immer friere am Leib und an der Seele. Er erinnerte sich, wie er einmal dabei gewesen vor vielen, vielen Jahren, wo ein alter Mann gesagt, wenn er nur draußen säße, die Sonne scheine so schön warm und ihn friere so bitterlich, und man ihm antwortete: jetzt habe man nicht Zeit, ihn hinaus zu tragen, er müsse warten, bis man fertig gedroschen. Als man fertig gedroschen, trug man ihn hinaus, aber die Sonne schien nicht mehr, war hinter Wolken

und ihn fror noch bitterlicher. Man tröstete ihn, er solle nur sich leiden und Geduld haben, die Sonne werde schon wieder kommen. Die Sonne kam richtig wieder, aber als sie wieder kam, da war der Alte todt. Und solche Geschichten mehr fielen ihm ein, wie es den Alten geht im Alter ohne Liebe, und sie erbarmten ihn sehr. Wie kalt muß es für sie sein in den alten Tagen auf Erden ohne Liebe, denn Liebe ist noch mehr als Sonne. Ja, wenn ich es so hätte, dann blangete ich auch nach dem Sterben, und mein Seufzen wäre, wenn ich nur sterben könnte, weg könnte, Allen aus dem Wege. Und wenn ich es nicht könnte, würde mir auch angst, und ich müßte denken, Gott hätte mich vergessen auf der öden Welt. O, das ist eine schreckliche Furcht, von Gott vergessen zu sein, wenn man immer ruft, o nimm mich, o nimm mich! und er kommt nicht, nimmt Einen nicht, und es ist, als ob er nichts mehr hörte. So dachte der Großvater und für diese armen Alten alle betete er, und bat Gott, er möchte ihnen Sonne und Liebe schenken die Fülle, daß nichts erkalte an ihnen, weder Glieder noch Herz, und wenn ihre Stimmen wimmerten: Ach nimm mich, ach nimm mich! so möchte er sie doch hören und sie holen, damit sie bei ihm sein könnten, nicht verzagen müßten auf der öden Erde und so allein und so frieren in der kalten Welt.

Wenn man so mit seinen Gedanken bei Gott ist, weiß man nicht, wie schnell die Zeit umgeht. Es läutete in des Großvaters Gedanken hinein unerwartet, mahnend und nöthlich, wie Einer einem langsamen Wanderer ruft, wenn er einem Thore bequemlich naht, in dem schon der Schlüssel zum Schließen steckt oder Verfolger auf seinen Fersen sind, nur in Eile die Rettung zu hoffen ist. Es steht nirgends geschrieben, aber denn doch ist das zweite Zeichen von Gott befohlen. Eile, eile! ruft es über Berg und Thal, überall den trägen Menschen, die in der Tiefe und in der Höhe wohnen, eile, eile! o Menschenkind, versäume nicht die gelegene

Zeit, zu spät, zu spät! klingt gar fürchterlich. Den thorrechten Jungfrauen ward nicht mehr aufgethan, sie mußten draußen bleiben, draußen — draußen klingt gar fürchterlich! Darum läutet es Zeichen um Zeichen, damit nicht versäumt die Zeit das träge Menschenkind, läutet ihm alle Sonntage so dringlich, daß es des zu spät! gedenke, daß Eile in seine träge Seele komme. Und trotz dem Läuten und Mahnen, wie viele kommen immer zu spät und wie viele rüsten sich gar nicht, weil es zu früh ihnen läutet, und wie viele hören kein Zeichen, kein Läuten mehr, einstweilen! Denn einmal werden sie wieder läuten hören, wenn am letzten Tage das Armesünder-Glöcklein geläutet wird, wenn seine Stimme in die Gräber dringt und vor den Richterstuhl Gottes die Sünder ruft.

Der Großvater kannte seines Sohnes Art, immer wohl ängstlich und dennoch immer wohl spät, sandte einen seiner kleinen Hüter hinaus, nachzusehen, ob der Vater bald z'weg sei. Dem war der Auftrag, für den Großvater beten zu lassen, grusam z'wider, daher wollte ihm nichts von Händen gehen, er zögerte unwillkürlich. So haben es eben Viele, leider, daß sie nie kommen zu dem, was sie sollen, aber nicht mögen. Der gute Sohn dachte nicht von ferne daran, den Auftrag seines Vaters nicht zu erfüllen, aber ohne Mahnung wäre es ihm doch vielleicht unmöglich geworden; denn wenn der Pfarrer einmal in der Kirche ist, läßt sich wenig mehr bei ihm anbringen. Endlich stießen sie von Land, zum offenen Fenster hinaus sah der Großvater mit innigem Wohlgefallen seinem Bäbeli nach, ein lieblich Röseli in Gottes schönem Garten.

Wie er so hinsah, sein Blümeli ihm mehr und mehr entschwand, gingen ihm leise die Augen zu. Die beiden Kinder, welche im Stübchen waren als seine Engelein, die seine Botschaften verrichten sollten, hielten sich lange still, selten plauderten sie ein Wörtlein mit einander. Nach und

nach ward ihnen bange, da Großvater die Augen immer zu hatte, sie güggeleten alle Augenblicke, ob sie noch zu seien, schlichen immer näher und näher, aber der Großvater rührte sich nicht, that die Augen nicht auf. Da konnte das ältere Kind nicht länger warten, es stieg auf einen Stuhl am Bette und schob, freilich so sanft es konnte, dem Großvater einen der Augendeckel in die Höhe. Da erwachte begreiflich der Großvater und that beide Augen auf. Schlaf nur wieder, Großvater, sagte das Kind, brauchst gar nicht zu erwachen, ich wollte bloß sehen, ob du schlafest oder nicht. Schlief ich denn? frug der Großvater. Ja, lang, lang, antworteten die Kinder. Es hat doch noch nicht zusammengeläutet? frug der Großvater. Nein, sagten die Kinder, geläutet hat es hier noch nicht, aber unten wird es schon lange angefangen haben, denke wie weit es ist von dort bis hier. Hinauf ist's noch viel weiter als hinab. Aber höre, Großvater, jetzt kömmt's, jetzt kömmt's!

Und richtig zum Fenster herein begann ein Quellen von Glockentönen, leise erst und vereinzelt abgebrochen, als ob sie sich erst Bahn brechen müßten durch das vermittelnde Element, dann sich suchen und einen zu vollem Klang und einigem Geläute, dem mächtigen Rufen des Hirten, daß die Heerde sich sammle an des Herrn Hütte, daß die Schafe von den einzelnen Weiden her, wo sie das tägliche Brod gesucht, eilen möchten, das geistige Leben zu nähren und zu kräftigen mit den Worten, die aus des Herrn Munde gehen. Es ist das freundliche Rufen an Alle, welche auf des Herrn Dornenpfade gehen: Kommet her, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, will euren Seelen Ruhe schaffen. Es ist das mahnende Wort des Vaters an seine Kinder: Ich bin der Herr und sonst keiner mehr, ich, der ich die Gedanken in den Herzen kenne, ehe sie aus eurem Munde sind, ich bin da, bin mitten unter euch, vergeßt mein nicht, meinem Auge entrinnt ihr nicht, aber wer lautern Herzens ist, der komme und

gehe ein zu den Thüren meines Hauses, wo gesättigt werden die Meinen mit den Gaben des Geistes und der Gnaden. Es gehören diese mächtigen Klänge, die schwellenden Töne über Berg und Thal zu den immer in vollen Fluthen strömenden Offenbarungen Gottes, in denen der Herr sich kündet den armen Menschenkindern, die Augen dem Lichte öffnen will, damit sie seine Wege sehen und die rechte Thüre zum Heil, nach welchem alle Herzen sich sehnen und doch so viele den Eingang nicht finden. Der Großvater lebte unbeschreiblich wohl daran. Er konnte zwar dem Rufen leiblich nicht folgen, aber im Geiste war er mitten unter den Schaaren der Gläubigen und gedachte, wie oft er dort neue Kraft empfangen, zu schaffen und zu tragen, wie mancher helle Strahl der Wahrheit seine Seele erleuchtet, wie oft er mit herzinniglichem Verlangen die Pfänder empfangen, daß keine Creatur weder im Leben noch im Sterben ihn von Gottes Liebe scheiden werde. Es ward ihm selig im Gemüthe. Es war ihm, als hätten Ströme der Herrlichkeit Gottes sich in sein Herz ergossen.

Die Kinder hatten unter dem Fenster dem Läuten mit kindlicher Freude zugehört; als es verklungen war, kamen sie wieder zum Großvater, fragend, was er begehre, ob er zu trinken wolle oder zu essen. Lernt ihr auch singen in der Schule, frug der Großvater, der mit seinen Gedanken bei den Gläubigen in der Kirche war. O ja, Großvater, wir singen auch und der Schulmeister sagt, wir könnten es von Allen am besten, wenn Alle so wären wie wir, er wollte mit uns durch's ganze Psalmenbuch fahren wie Schnupf. Könntet ihr mir einen schönen Psalm singen? frug der Großvater. Das war ein Jubel, daß sie dem Großvater einen Psalm singen sollten. Großvater, wollt ihr den, der geht schön, o und der, und dieser geht am schönsten! Könnt ihr den fünfundzwanzigsten? frug der Großvater. Ja, ja, schrien beide und wollten beginnen und jedes besser anstimmen und jedes

dem andern zeigen, wie es besser gehe und wie es machen müsse, daß sie recht fortkämen, bis der Großvater ihnen sagte, am schönsten gehe es, wenn jedes es mache so gut es könne, keines das andere unterbreche, bis sie fertig seien. Hinterher sollten sie dann einander berichten.

Und sie sangen mit ihren hellen Stimmen:

Du mein einziges Verlangen,
Gott, zu dir erheb ich mich;
Laß mich keine Schmach umfangen:
Ich vertraue nur auf dich.
Die Verehrer deiner Huld
Hoffen nicht auf dich vergebens,
Nur die stürzet ihre Schuld,
Die dich hassen, Gott des Lebens.

Denke doch an dein Erbarmen,
Das du hast von Ewigkeit,
Und beweise an mir Armen
Deine Gnad' und Freundlichkeit.
Ach, vergieb nach deiner Huld
Meiner Jugend schwere Sünden,
Tilge meine große Schuld,
Lasse mich Erbarmung finden.

Wer ist willig Gott zu ehren?
Denn er nimmt sich seiner an,
Ihn den besten Weg zu lehren,
Er zeigt ihm die Lebensbahn.
Seine Seele lässest du,
Herr, im Guten lange wohnen;
Und du wirst ihn mit der Ruh
In dem Himmel einst belohnen.

Gelehrte hätten sich vielleicht an dem Gesang geärgert, aber dem Großvater floß er wie eine süße Labung ins Herz. Könnt ihr vielleicht den fünfundsechzigsten auch? frug er. Nein, antwortete das ältere, singen nicht, der Schulmeister

hat aber gesagt, wir wollten ihn lernen. Ueber acht Tage können wir ihn vielleicht, dann wollen wir ihn dir singen, aber aufsagen kann ich dir davon, wenn du willst, zwei G'satz kann ich:

Ich widme meinen Lebenslauf
Zu deinem Ruhm bis an das Ende.
Entzücket heb' ich meine Hände
Zu dir in deinem Namen auf,
Du selbst wirst meine Seele speisen
Mit Wonne und mit Freudigkeit;
Ich werde dich zu jeder Zeit
Mit Dank und Lobgesängen preisen.

Ich denke, Herr! bei stiller Nacht
Vergnügt an dich und deine Güte;
Ich rühm' mit wachendem Gemüthe
Die Wunder deiner Gnad' und Macht.
Im Schatten deiner Flügel findet
Die Seele Sicherheit und Ruh;
Mein Helfer und mein Trost bist du,
Mein Heil ist nur auf dich gegründet.

Aber Großvater, habt ihr Schule? frug eine freundliche Stimme in's Stübchen hinein. Kinder, ihr macht dem Großvater wohl viel Lärm. Geht hinaus, ich will jetzt bei ihm sein, bin einstweilen fertig mit der Haushaltung.

Großvater, gäll, wir haben dich nicht geplagt, hießest du uns nicht aufsagen? frugen die Kinder. Wohl, Kinder, wohl! Ihr seid liebe Kinder und habt mir viele Freude gemacht. Könnt jetzt hinausgehen, Tauben und Kaninchen füttern, der Mutter zum Feuer sehen. Sie muß so viel auf den Beinen sein, und eine Weile abzusitzen thut ihr auch wohl, fügte der Großvater hinzu, da er merkte, wie die Kinder gegen das Hinausschicken sich verwahren und die Wache fürder behalten wollten. Aber Großvater, frugen sie, wir sind dir doch nicht erleidet, wir dürfen wieder kommen? Allweg, meine lieben

Kinder, sagte derselbe. Sobald die Mutter ihrer Sache nach muß, soll sie euch rufen.

Vater, soll ich euch ein Kapitel lesen aus dem Testament oder aus dem Paradiesgärtli? frug Kätheli. Dank heigist, sagte der Großvater, die Kinder haben mir gesungen und aufgesagt. Hock da beim Bett ab, ich möchte dir noch ein Wort sagen, wer weiß, ob ich es sonst noch thun könnte. Aber Vater, aber Vater! was redet ihr wieder, glaubt ihr, es sei Ernst, und denket ihr, es müsse gestorben sein, jammerte Kätheli. Ich weiß es nicht, sagte der Großvater. Ich weiß nicht, was Gott mit mir vor hat, b'sunderbar bin ich erschwachet und allweg möchte ich z'weg sein, wenn der Herr kömmt, daß ich nicht erschrecken muß, wie wenn er mir käme wie ein Dieb in der Nacht. Dich, Kätheli, möchte ich noch um Verzeihung bitten, vielleicht daß ich mich gegen niemanden so verfehlt als gegen dich. Das machte mir schon manchmal schwer.

Ihr euch gegen mich verfehlt, aber was denket ihr? Ihr waret mir der beste Mensch auf Erden, ihr truget mich auf den Händen, und wenn ihr heim geht, so möcht ich mit, ohne euch was soll ich? O mein Gott, so jammerte die Frau und weinte bitterlich.

Sieh, Kätheli, das ist eben, was mich drückt, und dein Weinen ist die schwerste Anklage gegen mich. Du bist mit deinem Mann nicht glücklich, und daß du ihn hast, daran trage ich Schuld, das plagt mich. O Großvater, was will ich mehr? Gläis ist ja so brav. Sachen haben wir mehr als genug, Freude an den Kindern, was will ich mehr? Wenn ich hundert Andere betrachte, so habe ich ja Ursache, Gott auf den Knieen zu danken, daß ich es so habe. Und wenn ich dran denke, wie leichtsinnig ich gewesen, wie kurz meine Gedanken waren, so wird es mir ganz angst, wie leicht ich der ärmste Tropf auf Gottes Erdboden hätte werden können.

Manche, sagte der Großvater, thäte es nicht so aufnehmen, sondern sie würde mir alles Trübe und Schwere, welches dieser Ehe zuwächst, nachtragen, denn an dieser Ehe bin ich schuld, wie du wohl weißt. Ich wußte, wie Gläis ist, unschlüssig, alles schwer nehmend; da dachte ich, mit einer Frau sei ihm am besten nachzuhelfen. Du warest mir lieb von Jugend auf, schon als du noch in die Schule gingest, sah ich dir manchmal nach und dachte, wenn das z'gutem ausfällt, so ist das wie gemacht für Gläis, das hat den heitern Muth, die raschen Gedanken und das anschlägige Wesen, was ihm fehlt. Wenn er eine Frau bekommt, wie er ist, geht es weiß Gott nicht gut, die werden nie fertig, wenn sie schon nicht zanken, so haben sie doch keine fröhliche Stunde; wenn sie Kinder bekommen sollten, so würden die die ärmsten Tröpflein von der Welt, es wäre ja gerade, als ob sie an einem Orte geboren worden, wo die Sonne nie zueche mah, Sommer und Winter nit. Du weißt, wie es ging. Ihr zoget einander beidseitig nit, es mangelte z'spatten und z'stoßen bis es ging. Wie dir es deine Eltern machten, weiß ich nicht, ihnen gefiel Gläis und was er zu erwarten hatte, weiß auch nicht, ob du eine andere Liebe hattest, aber ich hörte, wie du seufztest, als d'Sach richtig wurde, und sah nachher oft rothe Augen. Das kam mir schwer auf das Herz, erst jetzt sah ich recht, was Einer auf sich nimmt, wenn er fast gewaltsam den Lebenslauf zweier Menschen ordnet. Deppe rathe und warne wird Eltern wohl erlaubt sein, aber das rechte Mittel z'treffe, das ist schwer. Auf einem Vater, der gesagt hätte: Mira, wes d's Käthi thue will, so ist's mir recht, hätte ich nicht viel gehabt, hätte gedacht, das sei auch einer von den Neumodischen, denen es gleichgültig sei, fahren ihre Kinder hin, wohin sie wollen, von den gottvergessenen Vätern, die ihre Kinder betrachten wie Hunde ihre Flöhe, die nie lustiger sind, als wenn sie dieselben abschütteln können. Aber, aber zwinge oder Ernst brauchen, und wenn es schon

zum Besten ist, wie man glaubt, wer sagt, daß man recht glaubt? Ich weiß nicht, was deine Eltern sagten, aber ich sah deine rothen Augen und hörte deine schweren Seufzer und kenne die Bürde, die du tragen mußt, und, glaub es mir, ich trug schwerer daran als du und immer schwerer, je lieber du mir wurdest.

O Vater, schluchzte Kätheli, hätte ich das gedacht! Ja, manchmal wurde es mir schwer, aber wo ist nichts, und wo ist immer ein solcher Vater dazu? Wie wäre es wohl gegangen, wenn zwei Leichtsinnige zusammengekommen und wo wären wir jetzt? Gläis ist mir lieb, er hat ja keine Untugend! Und wie hätte ich mich in der Geduld und in der Sanftmuth üben wollen, wenn er nicht gewesen wäre mit seiner langsamen Art? O Vater, ich verstund euch wohl, wenn ihr redetet, wie man in der Ehe sich gegenseitig heiligen, eins am andern nicht Bosheit auslassen, sondern die Fehler abreiben solle. Gläis hatte an mir auch zu tragen, und ich sah wohl, wie es ihm Mühe kostete, nicht unzufrieden zu werden, mir nachzugeben, um nicht zu streiten, und wie es Gewalt brauchte an sich, um nicht zu kummern und nöthlich zu thun, sondern gefaßt die Sache zu nehmen. Das freute mich, Vater, und glaubt es mir, unsere glücklichen Tage kommen nach und nach und werden bleiben, während es umgekehrt ist bei denen, welche die Narrheit zusammenbringt und die nur heirathen, um gut zu haben und lustig zu leben. Man kann d'Sach zu schwer und zu leicht nehmen, und das letzte ist schlimmer als das erste, und wenn ich oft seufzte, so war es sicher mehr über mich als über Gläis, oder weil sonst etwas mich ungeduldig machte, weil in der Welt nicht alles Krummegrad werden will. Aber, Vater, daß ich gegen euch etwas im Herzen gehabt, Vater, als große, große Liebe, mit der ich nicht weiß wohin, wenn Gott euch nehmen sollte, das, Vater, glaubt mir. Wenn alle Menschen so wären wie ihr, so wär d'Welt ja der Himmel.

Du nimmst mir viel ab dem Herzen, sagte der Greis. O wenn man einander mehr das Wort gönnte, wie manche Bürde wäre weniger auf der Welt oder leichter! Und wenn jede kämpfte wie du, wie vieles würde sich zum Segen wenden, was ohne Kampf zum Fluch wird. So überwindet man die Welt und nimmt dem Versucher seinen Stachel. Also du zürnst mir nicht? Gieb mir die Hand. Jetzt ist es mir wohl, jetzt wird man für mich beten unten, und wenn es dort so freundlich geht wie hier, dann kann ich wohl sagen: Jetzt Herr, laß deinen Diener im Frieden fahren; denn was will ich mehr auf der Welt? Bei uns sein, Vater, bei uns sein, was sollen wir sonst und wie wird Gläis thun? Dafür sorge nicht, da wird Gott helfen.

Kätheli hatte noch viel auf dem Herzen, aber da lärmten die Kleinen herein, riefen die Mutter in die Küche, wo sie wirklich nöthig war und mit dem Großvater nicht mehr verkehren konnte, ehe die Kirchgänger heimkamen.

Allen weit voraus kam Bäbeli daher, hatte kaum noch Athem zu fragen: O Großvater, wie geht's, hat es dir gebessert? Darauf rollte dem Meitschi, das so glücklich war, daß der Großvater ob dem Beten nicht gestorben, sein dreistündiger Lebenslauf vom Munde wie vom Spulen der Faden. Wen es Alles gesehen, was die Leute gefragt, was sie über den Großvater gesagt, und was der Vater mit dem Pfarrer geredet und der Pfarrer mit dem Vater, und was die Leute gerathen, und was ihre Meinung gewesen über des Großvaters Zustand, daß sie nämlich alle gesagt, wenn er nicht Fieber habe oder Husten, so sei alles nichts, bloß wenn er Fieber hätte, wär's bös. Wie aber doch hier und dort jemand erschrocken und gesagt, um den wär's schad, für den sollte Alles beten, daß Gott nit pressirte mit ihm, und wie des Vaters Götti Augenwasser bekommen, als er's gehört, und wie er gesagt, wenn er es verbringen möge, so komme er diesen Nachmittag hinauf.

So schnäderte das Kind, da kam der Vater ebenfalls heim und trat ein zum Bericht. Der Pfarrer war erschrocken gewesen über das Begehren, hatte gefragt, ob er hinauf kommen solle, und wie Gläis meinte und Bäbeli bestätigte, den Fall ganz bestimmt in der Predigt angezogen, daß allen Leuten das Wasser in die Augen gekommen. Gottlob, sagte der Großvater. Bös habe ich es mit niemanden gemeint, aber man kann nie wissen. Habe doch manchen schönen Sonntag erlebt, für den ich Ursache habe, Gott zu danken. Aber ich wüßte doch keinen, wo es mir so leicht um's Herz geworden und mein Geist so hell und fröhlich war als heute. Eine Erquickung kommt mir nach der andern, es ist mir, als gingen mir alle Dornen aus, welche mich noch plagten, und es ist mir, als ob ich wirklich schon ein seliger Mensch sei. Gott Lob und Dank, so ist das Sterben schön und das Leben schön.

Der Sohn war düster. Der Pfarrer hatte ihm gesagt, eine solche Schwäche in so hohem Alter sei sehr gefährlich, er fürchte sehr, der gute Großvater erhole sich kaum wieder. Das sagte er aber niemanden, sondern verdrückte es in sich und machte dazu ein Gesicht, daß niemand wußte, was er hatte, ob er böse sei oder traurig. Der gute Gläis war von den seltsamen Menschen einer, die es gut meinen, aber es nicht erzeigen können, zu denen sich daher niemand gezogen fühlt, die darum glauben, sie seien zurückgesetzt und niemand frage ihnen was nach, die darüber traurig werden, daß man sie nicht zu lieben scheint, darum dafür gelten, als ob sie niemanden leiden mögen. Er liebte seine Kinder, aber mit großer Aengstlichkeit, er fürchtete, sie möchten arm werden, wenn in so viele Theile das Vermögen zerfalle, er sparte für, wie er nur konnte, und gewann damit zuweilen fast den Schein, als ob er ihnen nichts gönne. Ihm fehlte neben der Rührigkeit die Freundlichkeit, diese goldene Gabe oder vielmehr Tugend, denn sie ist nicht bloß gegeben, sondern sie läßt

sich auch erringen, welche das Leben lieblich macht und den freundlichen Glanz ihm giebt. Man ward diesen Mangel nicht so gewahr im Hause, wie es anderswo geschehen wäre, da der Geist des Großvaters noch das Haus erleuchtete und auf allen Gesichtern mehr oder weniger sich spiegelte. Nur Käthi fühlte Gläises Art peinlich, und trübe Schatten zogen über sein sonst so heiteres Gesicht, und diese Schatten sah eben niemand so deutlich als der Großvater. Derselbe wußte, wie große Gewalt die Gemüther über einander haben in der Ehe, wie die stärkere Kraft die schwächere überwältigt, die stärkere Natur der schwächern ihre Eigenthümlichkeiten aufprägt, eine in der andern aufgeht. So hatte er gehofft, Käthelis holdselig munter Wesen werde das düstere gstabelige seines Sohnes verschlingen und eine ebenrechte Heiterkeit ihr Leben verklären. Aber bis dahin war seine Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen, doch war es auch nicht bös gegangen, im Gegentheil schien ihm zuweilen, Gläis finde hier und da Freude am Wesen seiner Frau, fange an es zu begreifen, während er früher oft sichtbarlich daran sich geärgert. Wenn es so käme, so sei es gewonnen, hatte er dann gedacht, aber dann verschwanden diese Zeichen wieder, und der Großvater wußte nicht woran er war.

Wenn d'Chilchelüt heimkommen, muß die Hausfrau mit dem Essen z'weg sein, Gottes Wort macht hungerig. Offenbar haben immer die, welche in der Kirche gewesen und zwar andächtig, bessern Appetit als die, welche daheim geblieben sind oder in der Kirche geschlafen haben. Fleisch fehlt Sonntags in guten Häusern eben so selten auf dem Tische, als man die Woche durch welches darauf sieht, dazu kömmt Gemüse oder gedörrtes Obst; die Suppe geht voran und hie und da kömmt später Milch dazu, Wein nicht, neben dem Hause steht für den Durst, den die Milch nicht bewältigt, der Brunnen; Fleisch mache Durst, heißt es, vom Fleische kömmt die Lust, Fleischtage auch werden die Sonntage ge-

heißen, an denen Fleisch auf dem Tische steht, und was das Fleisch erzeugt, wird bewältigt mit der Milch, die auf dem Tische steht, mit dem Wasser, das unter dem Dache quillt. Daran nimmt der Christ ein Exempel, wie er des Fleisches Lust zu meistern habe, nämlich mit der Milch des Evangeliums, mit dem Tranke des ewigen Lebens, der den Durst löscht für immerdar. So ißt und trinkt der christliche Bauersmann am Sonntag zur Ehre Gottes, weiht Leib und Speise dem Herrn für die nächste Woche und weist sein ganzes Haus, von bösen Werken zu feiern und des Fleisches Lust zu löschen mit Wort und Geist von Oben. Leider aber geht es anders den Fleischlichgesinnten, ihnen ist der Sonntag des Fleisches Fest- und Ehrentag und das Fleisch auf dem Tische nichts als Pfand und Siegel, daß dem Fleisch sein Recht geworden, es alle seine Lüste loslassen könne, für alle Befriedigung suchen dürfe nach Belieben. Nun, da geht es dann lustig zu, es wimmelt auf Wegen und Stegen, und wenn der Teufel ein Engeländer oder Angler ist, er findet nicht Kübel genug, um seine Beute zu bergen, und je schöner der Tag ist, desto größer wird seine Beute und desto mehr thut es ihm an Kübeln fehlen.

Kätheli hatte für den Großvater nicht Fleisch. Es hatte Hirn wollen nehmen lassen in der Schaal und keins mehr gefunden; von dem groben Fleische, welches sie hatten, wollte es ihm nicht geben. Es brachte ihm einen Teller mit Suppe, in die weißes Brod geschnitten war und sagte, er solle das einstweilen nehmen, nachher bringe es noch ein Kaffee und ein Eiertätschli dazu, auf's künftig wolle es sich besser versehen, er solle ihm doch recht nicht zürnen. Häb nit Müh, Kätheli, sagte der Großvater, hab ja gar nit Hunger, und wär's nit dir z'lieb, so nähme ich lieber gar nichts. Es ist mir jetzt so wohl, daß ich nichts bessern nur bösern kann.

Aber Kätheli meinte, er schätze das nicht, es wollte ihm gerne was Besseres machen, wenn es nur wüßte was, und wenn

er von dem nichts möge, so müsse es glauben, er sei höhn. Nun der Großvater wollte Kätheli nicht traurig machen, er nahm ein wenig, rühmte sehr, wie gut es sei, wenn er nur möchte. Gieb es den Kleinen, welche mir so gut abgewartet und denk bald in die Kinderlehre müssen.

Dürfen wir heute nicht daheim bleiben, wir begehrten lieber nichts, wenn wir daheim bleiben könnten beim Großvater, sagten diese. Nein, liebe Kinder, das geht nicht, sagte dieser, denket, was würde der Schulmeister sagen oder gar der Pfarrer. Wenn man gesund ist, so muß man gehen, wenn der liebe Gott ruft; sonst ruft er Einem dann einst auch nicht, wenn er die Himmelsthür aufmacht. Denket Kinder, wie wär es euch, wenn wir alle, ich und die Mutter und der Vater da in's Haus gingen, machten es zu, ließen euch draußen stehen, thäten nicht aufmachen, gäb wie ihr riefet und döppeltet. Wenn wir euch riefen, warum bliebet ihr dahinten, warum kamet ihr nicht mit uns. Denket wie das schrecklich wäre hier und dann erst beim Himmel, wir wären drinnen und ihr müßtet draußen bleiben! Ja, aber der liebe Gott macht es nicht so, er ist gar e gute! Ja, sagte der Großvater, er ist e gute und e b'sunderbar e gute, aber habt ihr die Frage noch nicht gelernt: Gott ist wohl barmherzig, aber er ist auch gerecht, darum will er auch mit der höchsten Strafe strafen die Sünden gegen seine allerhöchste Majestät. Und denket, ist das nicht eine große Sünde, wenn er rufet und man kömmt nicht. Ja, aber, sagten die Kinder, der liebe Gott ruft nicht, ume dr Sigrist ist's, wo lütet. O ihr guten Kinder, sagte der Großvater, könnt ihr es auch schon, das Erklären und Vernütigen, und habt das doch wahrlich nirgends gelernt. Gott läßt euch in die Kinderlehr rufen, der Sigrist ist sein Diener, und wenn er in die Kinderlehr läutet, so läutet er die Worte des Heilands: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn denen gehört das Himmelreich. Geht Kinder, geht, sagte der Großvater, geht immer, wenn

der liebe Gott rufet, wenn ihr könnet; ihr werdet nie reuig werden. Glaubt es dem Großvater, er ist jetzt auch nicht reuig, daß er es so gethan.

Zürnet mir nicht, Vater, sagte die Sohnsfrau, als die Kinder fort waren, aber ich dachte doch manchmal, was es nütze, die Kinder so früh in die Kirche zu schicken, bei allem Wind und Wetter, und gar noch in die Predigt, sie verstehen doch von allem nichts. Wenn einst der Verstand da ist, so geht es dann in einem Jahr schneller als sonst in dreien.

Du liebe Frau, sagte der Großvater, es dünket den Menschen manches, es ist ganz das Gegentheil. Merkst an den Kindern, welche nie z'Chilche gehn, viel Religion, und hast du gehört, wie viel sie in der Unterweisung begreifen? Sagen ja unsere Kinder nicht immer, der Pfarrer könne sie erbarmen, wenn er zu solchen rede, sei es ja immer, als ob es an eine Mauer gehe. Es kann der Mensch nicht wissen, wie es dem Kind ist im Hause Gottes, und was das für einen Eindruck giebt, und die Worte, die hie und da in's Herz fallen und Gedanken machen, zählt auch nur unser Herrgott, und wie lange sie brauchen aufzugehen, weiß auch nur er, denn Samenkörner müssen oft lange im Boden sein, bis sie verweset sind und aufgehen. Glaub mir das, liebes Kind, je wunderbarer die Worte sind, desto tiefer greifen sie, desto besser ist aber auch ihre Frucht. Laß dich nicht irren das Geschrei, daß die Kinder alles begreifen müßten, sonst sei es gefehlt, das ist läppisch und macht die Kinder dumm, darum werden die Kinder so dumm jetzt in den Schulen, weil man ihnen alles begreiflich machen will und was man nicht begreiflich machen kann, dummerweise verachtet. O Kind, wenn die Menschen wüßten, wie niedrig ein Mensch bleibt, der nichts im Kopf hat als Begreifliches! Ihn erreichen die Offenbarungen Gottes nicht, ja ihm bleibt Gott ein fremdes Wesen und an ihm hat er keinen Theil.

O danke, Vater, aber ihr zürnt mir doch nicht, es redet Alles so und selbst alte Leute, und so dachte ich, so sei's. O liebs Kätheli, alt Lüt sy nit immer witzig, b'sunders wenn si meine, si müsse mit de Junge dr Narr mache. Ich werde schläfrig, sagte der Großvater, ich glaube, schlafen thäte mir gut, aber wenn Gläise Götti kömmt, und der wird kommen, so schicke ihn nur herein, mit dem möchte ich noch ein vertraut Wort reden.

Sobald es draußen hieß, der Großvater wolle schlafen, ward es stille, die nöthigen Geschäfte wurden alsbald abgemacht, dann hätte man das Haus für ausgestorben halten können oder für ein Seeräuberschiff, auf dem man auch oft keine lebendige Seele erblicken soll, bis man seine Nase zu nahe hinzusteckt, wo es dann Einem ergeht wie ungeduldigen Jungen bei einem Feuerteufel. Kätheli hatte am längsten zu thun, denn daß man unabgewaschen Geschirr in der Küche stehen lassen könne, fiel ihm nicht ein, hätte es ihm aber jemand zugemuthet, so hätte es ihn angesehen, als muthe derselbe ihm Ungebührliches zu. Aber es machte dasselbe so leise ab, als wäre es in einer Kirche, daß eine der handlichen Köchinnen, welche gewohnt sind, das Geschirr erst an allen vier Wänden herumzuwerfen, ehe sie es an ihren Ort stellen, mit offenem Maul stehen geblieben und wahrscheinlich versteinert wäre wie Loths Weib. Ganz sicher hätte sie geglaubt, sie stehe vor einer verzauberten Küche und eine Hex oder ein Gespenst sei drinnen und werde ihr jetzt was anthun, sie verhexen. So wäre es einer der fürtauben Köchinnen vorgekommen, was gar so ein Hauptkerl von Koch dazu gedacht, wissen wir nicht, vielleicht wüßte es uns ein begreiflicher Schulmeister begreiflich zu machen. Ein demüthig Mädchen aber hätte ein Beispiel nehmen können, wie eine rechte Hausfrau waltet, daß es niemand sieht und niemand hört, und ohne Schulmeister begriffen, was das Sprüchwort sagt: die sei die beste Hausfrau, von der man am wenigsten höre.

Nun glücklicherweise verirrte sich keine rumpelsüchtige Köchin, kein Koch mit seinem halbheidnischen Huppi hier herauf, ohne ihre Gegenwart wurde Kätheli fertig. Als alles fertig und sauber war und glitzerte, ging es ohne Schuh in die Stube, sah durch ein Spältchen in der Wand über dem Ofen nach dem Großvater. Der lag ruhig wie sonst und sein Gesicht strahlte wie das eines Engels. Die Freudigkeit, die sein Herz erfüllte, mußte groß und mächtig sein, daß sie so hell und mächtig aufstieg und auf dem Angesicht sich kündete fast wie die aufsteigende Sonne. Gott Lob und Dank, dachte Kätheli, wo noch solch Leben ist, da ist ferne der Tod. Kätheli kannte noch nicht das nahende ewige Leben, das sich kündet fast wie die junge Sonne an den in der Nacht erblaßten Bergen.

Kätheli ging leise wieder, ging um's Haus herum; da es niemanden hörte, nahm es ihn's doch wunder, wo sie wären, oder ob es alleine sei. Bei flüchtiger Umschau fand es niemanden, als es aber eine Thüre aufstieß, sah es Gläis auf dem Bänkchen im Stalle sitzen, er weinte, daß es ihn schüttelte. Aber mein Gott, was hast, frug Kätheli erschrocken, und als er nicht antwortete, setzte Kätheli sich neben ihn, schlang den Arm um seinen Leib, frug zärtlich wie vielleicht nie: Gläis, was hest, säg mrs, säg mrs doch fry recht? Der Vater wird sterben, was fangen wir an, wie soll es dann gehen? schluchzte er. Glaubst? sagte Kätheli. Ich kann es nicht glauben, wenn du ihn vorhin gesehen hättest, wie er so schön schlief, um zehn Jahre schien er mir jünger, du würdest nicht an's Sterben denken. Der Pfarrer hat gesagt, antwortete Gläis, wer so plötzlich erschwache, komme selten auf. Und wenn er stirbt, wie wollen wir es machen? Der Pfarrer kann sich auch irren, sagte Kätheli, es geht nicht allemal den gleichen Weg. Der Großvater ist gesunder Art, mochte arbeiten noch immer und vertrug die Speise manchem Jungen z'Trotz. Aber wegem machen, da kümmere dich doch recht nicht

so, ich verspreche es dir mit Gottes Hülfe, und wenn ich gesund sein kann, soll es gehen. Es ist wahr, das Vermögen schwachet. Zwei Theile von des Vaters Sache müssen wir herausgeben, wie viel, ist ja geredet, und was uns noch bleibt, wissen wir auch, und mit dem können wir es wohl machen. Rechne nur, um wie viel es alle Jahre vorwärts gegangen. Ich verspreche dir, ich will abbrechen, wo ich kann und mit z'Unnützembrauchen dich nicht mehr ärgern. Aber ich denke, nöthig wird es nicht sein.

O Frau, antwortete Gläis, so meine ich es nicht, du verstehst mich ja nicht. O wegem Geld ist es mir nicht. Genug thun werden wir wohl müssen, doch die Zinse uns nicht plagen wie tausend Andere, und wenn wir noch mehr geben müßten, es ginge, wenn der Vater bliebe, fing er ja fast mit nichts an. Aber wie soll es gehen ohne ihn, er verstund alles, und wo ein Mensch den andern nicht verstund, da war der Vater, und mit einem Wort dämpfte er alles, kehrte das Beste z'oberst. Da wo er war, mußte Friede sein, und da war es Einem wohl, es dünkte Einen immer, da möchte man nicht weg; o ich weiß, er hatte mich lieb. Und etwa sonst niemand mehr? fragte Kätheli, dem diese Worte fast über's Herz kommen wollten. Wohl, es wird wohl sein, sagte Gläis, aber er hat es mir immer erzeigt, daß ich ihm werth war, von ihm wußte ich es, und wenn er gestorben ist — seine Stimme erstickte im Schluchzen.

Da kam der gute Geist in Kätheli oben auf, und die Empfindlichkeit, welche dem Gläis den Balken zeigen wollte in seinem eigenen Auge, ging unter, der Geist des Großvaters regierte in seinem Herzen. O Gläis, wenn es nur das ist, sagte es. Weißt du dann nicht, daß wir dich Alle lieb haben, weißt nicht mehr, daß ich dein Kätheli bin? Aber man wußte nicht, hattest du es gerne oder ungerne, wenn man es dir erzeigte. Du thatest so kaltblütig, daß man ganz erschrack und die Kinder oft klagten, der Aetti sei höhne und wüßten

sie doch sicher nicht, daß sie was Böses gemacht. O nein, Gläis, die Liebe soll dir nicht ergehen, wenn schon Großvater nicht mehr sein sollte. Aber nicht wahr, ein klein weneli erzeigst du dann auch und machst es dem Großvater nach? sagte Kätheli und neigte ihr Haupt auf Gläises Schulter. Da war's, als ob eine eigene Gewalt den Mann erschüttre, reden konnte er nicht, aber er legte seinen Arm um Kätheli und Kätheli wußte, was er damit sagen wollte. Aber er stirbt nicht, sagte Kätheli, er soll noch eine rechte Freude an uns haben, und hättest nur sehen sollen, wie sein Angesicht geglänzt, fast wie das eines Engels. Ich muß aber gehn und sehen, ob er vielleicht erwacht ist. Stillschweigend reichte es Gläis noch einmal die Hand, der zog es an sich und in junger Liebe schlugen freudig beider Herzen.

Der Großvater schlief noch, aber als Kätheli wieder vor das Haus kam, war Gläise Götti da, der Thürli Bauer, ein schöner alter Mann mit der schönen Krone des Alters auf dem mächtigen Haupte. Er ging mühsam am Stocke, denn er war gliedersüchtig, aber nicht vom Wohlleben oder Faullenzen, es waren die Wunden, welche der fleißige Landmann oft erhält in seinem schweren Kampfe mit Erde und Wasser, mit Wind und Wetter. Freudig hieß man ihn willkommen. Wie geht es ihm? frug der Alte. Gut, sagte Kätheli, er schläft so schön und fehlen thut ihm nichts, den ganzen Morgen gab er sich mit den Kindern ab, mag reden und etwas hat er gegessen. Doktor will er keinen mehr. Er wüßte nicht, für was der ihm Zeug geben sollte. Aber kommt und seht ihn selbst, er freut sich auf euch. Will ihn nicht wecken, sagte der Alte und ließ sich mühsam am Stocke auf die Bank vor dem Hause nieder.

Kätheli ging hinein auf diese Worte und lauschte nach dem Großvater. Unterdessen hatte der Alte dem Gläis, der vor ihm stund, in's Gesicht gesehen. Du hest pläret, sagte er, glaubst du nicht, daß er z'weg kömmt. Ach wenn es Gotts

Wille wäre, antwortete Gläis, aber ich weiß nicht, und was soll ich anfangen, wenn er dahinten bleiben sollte? Das wird einmal sein müssen, sagte der Thürlibauer. Wir müssen Platz machen, früher oder später, so ist es Brauch und Recht; was sollte aus den Jungen werden, wenn sie den Pflug nie führen lernten. Für dich ist's auch Zeit und dazu hast eine rechte Frau und keinen Kreuzer Ungerechts. Euch fehlt es nicht, wenn ihr zusammenzieht und du ihr das Maul gönnst. Der Großvater ist erwachet, rief Kätheli von innen heraus, im Schlaf hat er eure Stimme gehört und blanget nach euch. So, sagte der Alte, sich mühsam erhebend, habe ich dann geschrien, daß es durch Thür und Fenster ging. Sie waren offen, antwortete die Frau, und dann hört der Vater so gut, wie ich's noch von keinem alten Menschen erfahren. Ja, ja, sagte der Alte, er hatte ein feines Gehör von Jugend auf, nur das Böse wollte nicht hinein, darum ist's ihm so fein geblieben, weil er es sich nie verdrecken ließ.

Aufgesessen erwartete der Großvater den Freund. Mit einem Grüß Gott und einem herzlichen Dank bewillkommten sie sich in heller Freude. Wie geht's? nit bös, wie es scheint, sagte der Thürlibauer. Bist ganz der Alte, Fieber hast keins, deine Hand ist trocken und kühl. Ja, es ist mir wohl, sagte der Großvater, und wer weiß, ob ich heute nicht noch ein wenig aufstehe; aber du weißt, wie alt ich bin, und alte Bäume fallen ung'sinnet, wenn man ihnen auch an der Rinde nicht ansah, wie mürbe sie waren. Nun wie Gott will, nit früher, nit später begehre ich es. Allweg freut es mich herzlich, daß du da bist. Sitz ab, möchte gerne noch ein vertraut Wort mit dir reden. Wirst öppe nit viel zu bekennen haben, das du nicht mitnehmen darfst, sagte der Thürlibauer. Gottlob nit, sagte der Großvater. That viel, was nicht recht war, aber räumte wo möglich alle Tage ab, ließ nicht die Last sich aufthürmen bis gen Himmel, daß kein Auge sie mehr übersieht, sie nicht mehr vergeben werden kann. Ich bekannte sie

dem Herrn und machte gut, was ich konnte, und jetzt wird der Herr es wohl machen. Aber zwei Freunde wie wir haben sich immer was zu sagen, besonders wenn einer geht, der andere bleibt, sie sich vielleicht über eine Weile nicht mehr sehen.

Kätheli, sagte er zu der Sohnsfrau, welche mit einer Flasche Wein und Gläsern gekommen, ich möchte mit Glaus (nach ihm hieß sein Götti Niklaus oder Gläis) ein Wort reden. Vielleicht daß noch jemand kömmt, halt draußen ein wenig auf. Wenn du glaubst, es müsse sein, so schicke Gläis hinein, er kann dann abräumen und du in der Zeit einen Kaffee machen, daß sie nicht meinen, sie müßten da bleiben bis z'Nacht. Ich dachte, ihr würdet viel Besuch haben, deswegen kam ich so früh, bin nicht mehr gerne im G'stüchel, bemerkte der Thürlibauer. Es ist eine Wohlthat, daß du kamest, sagte der Großvater, von wegen ich habe dir ein Amt zu übertragen. Ich weiß wohl, du thätest es ausüben auch ohne Auftrag, aber es aufzutragen ist meine Pflicht. Ich bin der Vater, du der Götti, ich weiß, Gläis achtet auf dich, aber wenn du im Fall der Noth sagst, der Vater hat es mir gesagt, so hilft es auch noch um etwas nach. Du kennst ihn, er ist im Herzen gut und meint es gut, das weiß ich wohl, aber er kann es nicht erzeigen und man weiß nie, ist er böse oder nicht. Daneben geht ihm das Geld schwer in die Hand und schwer aus der Hand, ich kam nie darüber, ist er eigentlich geizig oder nicht. Er kramte den Kindern nicht, brauchte kein Geld für sich, es fiel ihm nie ein, seine Frau anzustrengen, dieses oder jenes zu kaufen, doch ward er auch nicht böse, wenn ich Geld ausgab, und ward nicht böse, wenn ich meine Töchter oder ihre Kinder beschenkte, Angesichts ihm expreß. Ich weiß daher nicht recht, wie es in ihm aussieht und wie er thut, wenn ich nicht mehr bin. Wenn es nicht gut ginge, käme mir das Elend und das Unglück nach, denn du weißt, was ich an der Heirath gemacht, die arme Frau könnte mich von Herzen dauern und die Kinder. Verhudelt würde die

Sache nicht, aber was hülfen ihnen die paar Batzen, wenn ihnen durch die Uneinigkeit Leben und Herz versäuert würden. Ich habe mit Kätheli schon gesprochen, an ihm wird der Fehler nicht sein, es wird das Mögliche thun; ob ich mit Gläis noch reden kann und ob's fruchtete, weiß ich nicht, so mit einigen Worten ändert man schwer einen Menschen! eine vierzigjährige Natur ist härter als Nagelfluh, und Nagelfluh knübelt man nicht mit den Fingern auseinander. Bis jetzt war ich da, da ging's gut, bin ich fort, wird erst zum Vorschein kommen, was in ihm ist. Ich hoffe zu Gott, er erhöre mich, aber du wache auch und stehe auf meine Stelle, wenn ich nicht mehr bin, du bist der Götti, es ist das erste Mal, daß ich dich daran mahne.

Mit dem Vermögen weißt du, wie es steht. Es ist in der Ordnung. Verordnung habe ich keine gemacht, aber meinen Wunsch kennen sie, ich hoffe, sie kommen ihm nach. Ich fühle wohl, es war Gott versucht, aber ich dachte, es wäre doch schlimm, wenn meine Kinder, die ich in Zucht und Vermahnung des Herrn erzogen, gleich nach meinem Tode nicht an mein Wort kommen sollten. Es sind freilich auch Tochtermänner da, aber ich habe sie gehalten als Söhne, ich darf hoffen, sie erzeigen sich als Söhne. Steh Gläis bei, entweder gegen ihn selbst oder gegen die Andern, wenn es nöthig sein sollte. Ich habe oft gesehen, wie es einem Sohne vorkam, wenn er fortgeben mußte Theil um Theil von dem Vermögen, das wohl des Vaters war, aber in dem er gelebt und das somit zu seinem Leben ihm zu gehören schien. Es kam ihm vor, als stehle man es ihm, als werde er jetzt ganz arm, komme über nichts.

Was ich thun kann, Uli, thue ich, so lange ich kann, du weißt es wohl, hast es zehnmal ob mir verdient. Wegen den Tochtermännern wär's vielleicht besser gewesen, du hättest was geschrieben, von wegen zwischen braven Leuten und Tochtermännern ist manchmal der Unterschied, daß der Tochtermann

sich einbildet, er sei es seinen Kindern schuldig, das Wüstest alles zu machen. Wegen Gläis bin ich nicht im Kummer, er hatte vorhin verplärete Augen und Kätheli nasse, und wenn Mann und Frau zusammen plären, so ist d'Sach so bös nicht. Aber wenn eins lachet und das andere weint, dann hat es der Teufel gesehen. Indessen denke ich, der Auftrag sei überflüssig, du bist ja besser z'weg als ich fürchtete, siehst ordentlich aus, deine Stimme ist chäch und der Athem gut, ich wüßte nicht, wo es fehlen sollte.

Kann dir es selbst nicht sagen, antwortete der Großvater, aber es ist eine unendliche Mattigkeit in mir und ein wunderbar Gefühl, daß mir der Tod ganz nahe sei, daß er jeden Augenblick vor mir stehen und sagen werde: Komm, Uli, deine Uhr ist abgelaufen. Die Sonne scheint klar, die Welt ist so schön, die Meinen haben mich so lieb, daß das Leben schön ist, daß es für keinen Menschen schönere Tage giebt, als ich heute einen erlebe, und doch möchte ich Gott nicht um mehr so schöne Tage bitten, ich kann nicht anders bitten, als: Vater, wie du willst!

Glaus sagte nicht viel dagegen, begann noch zu reden von diesem, von jenem; da kam Gläis und sagte, die Frau schicke ihn, zu fragen, was sie machen solle, es seien ein paar Personen da, die zum Großvater möchten, und sie wüßte fast nicht mehr, wie sie aufhalten.

Gläis, los, sagte der Großvater, wenn ich nicht mehr bin, so halt dich an deinen Götti, er will für mich da sein, er hat mir es versprochen. Du bist zwar alt und verständig genug, aber es ist kein Mensch auf Erden, der nicht froh darüber sein soll, wenn er Einen im Himmel hat, aber auch Einen auf Erden, an den er sich wenden kann, wenn er Rath und Hülfe bedarf, welche Menschen leisten können. Dann hab deine Frau lieb und hör' auf sie, sie verdient's. Ich müßte mir noch vor Gott ein Gewissen machen, wenn nicht Friede und Liebe wäre unter euch. Du weißt, wer euch zusammen-

gebracht. O Vater, deswegen habt nicht Kummer, Kätheli hat mich lieb, hat es mir gesagt, und wenn es mich lieb hat, so ist alles gewonnen. Aber Vater, nit sterben, ihr müßt sehen, wie wir uns lieb haben. Gläis, wie Gott will. Es heißt auch, Einer säe, der Andere ernte. Ernte Gläis, ernte, ich wünsche es dir von ganzem Herzen. Gläis konnte nichts mehr sagen, er barg sein Gesicht auf das Hauptkissen neben seines Vaters Haupt. Da stund Kätheli vor dem offenen Fenster, es wußte seines Lebens nichts mehr anzufangen; der Großvater sagte, bring sie in Gottsnamen, und Gläis fuhr wie ein Eichhorn durch's Loch über dem Ofen in's Gaden hinauf und verschwand.

Kätheli hatte harten Stand gehabt. Ueber ein Dutzend Theilnehmende waren bei ihm aufgelaufen und viele von ihnen pressirten sehr, wollten sich aber doch dem Großvater zeigen und ihm verrichten, was ihnen von daheim an ihn aufgetragen worden war. Die Nachricht, daß der alte Uli plötzlich sterbenskrank geworden und habe für sich beten lassen, hatte wirklich Viele bewegt und erschreckt. Von wegen der alte Uli war nicht gestorben bei lebendigem Leibe, von ihm konnte man nicht sagen, wie es im alten Bohnenliede heißt: O alte Ma, wie lebst so lang, ha g'meint, du sygist g'storbe, jetzt bist e Kindlifresser worde. Der alte Uli war rege und lebendig geblieben. In der Kirche sah man ihn regelmäßig, manch guter Rath von ihm kam in's Thal, gar oft fragte man ihn von der Gemeinde aus um Rath, gar viele Arme fanden bei ihm Trost, seine Fürsprache war wie baar Geld und seine Göttin konnten ihn nicht vergessen. Sein Leben war wohl verborgen in Gott, aber deswegen war er doch den Menschen nicht abgestorben, seine Theilnahme nicht erkaltet, dem Weh und Wohl der Nächsten nicht entfremdet, er war in Liebe thätig geblieben.

Es ist sehr merkwürdig, wie bei vielen Menschen, welche während ihrem Leben andern wenig nachgefragt, am Schlusse

desselben ein Bedürfniß auftaucht nach einer gewissen Anerkennung; man soll sie kennen, nach ihnen fragen, um sie sich kümmern. Sie nehmen es schwer, wenn man nichts um sie weiß, wenn ihnen niemand nachfrägt, sie klagen bitterlich, sie könnten sterben, es würde es kaum jemand merken, und wer es merke, dem sei es anständig. Gott Lob werde er sagen, ist wieder einer weniger, der hätte schon lang abmarschiren können, es hätte es kein Mensch übel genommen. Und wenn ich 'mal unter der Erde bin, wird kein Mensch meiner gedenken, weder Hund noch Katze, ich werde ganz vergessen sein, sobald ich einmal da unten bin. Das ist wohl das aufwachende Gewissen, das von einem verlornen Leben redet, in welchem man es nicht so weit gebracht, die freundliche Theilnahme eines Menschen zu gewinnen und uns sein Andenken zu sichern. Es wohnt ein Mitgefühl in der ganzen Menschheit, oder vielmehr es ist ein Gefühl ausgegossen über Alle, welches empfinden läßt, was Andere empfinden in Freud und Leid. Es ist ungleich vertheilt dieses Gefühl in den Creaturen. Bei welcher dieses Gefühl am tiefsten geht, am weitesten reicht, die steht hoch begabt unter den Creaturen hoch oben auf der Leiter, die zum Himmel geht. Dieses Gefühl führt sie zu den Kranken, besonders zu denen, von denen man glaubt, sie würden bald scheiden von dieser Welt. Man will es ihnen zeigen, daß man sie nicht vergessen, daß man ihr Bleiben wünsche oder wenn es gestorben sein müßte, man ihnen von Herzen gönne die ewige Ruhe und ihrer in Liebe gedenken werde. Man bringt ihnen damit gleichsam gute Zeugnisse zu ihrem Troste für Leben und Tod. Für Leben allerlei Kram zur Stärkung: Wein, weißes Brod, Backwerk, Lebkuchen und bei Armen manchmal ein Stück Geld zur beliebigen Verfügung. Aber es ist schon oft geschehen, daß gerade solcher Kram zum Leben zum Tode führte. Zum Tode bringt man die Zeugnisse der Liebe, die Versicherungen des Nichtvergessens, die Bitten, daß, wenn man je gefehlt

unwissentlich, man es ja nicht mitnehmen, sondern es bei Seite legen und vergeben möchte. Nebenbei läßt man dann wohl auch einige Bemerkungen laufen, wie der Kranke grusam schlecht aussähe, es kaum lange mehr machen würde. Es stürben sehr viele Leute und gerade an solchen Krankheiten am allermeisten.

Kätheli machte es angst um den Großvater, der schon so viel geredet heute und noch so viel abthun sollte. Es sprach viel von seiner Schwäche, fast über Gewissen, und von seinen Hoffnungen, daß er wohl sich erholen werde, wenn er zur gehörigen Ruhe komme, jetzt sei der Thürlibauer bei ihm; sie würden zusammen zu rechnen haben, sobald er fertig sei, könnten sie zu ihm. Sie wollten ihn nicht plagen, sagten die Meisten, wenn sie nicht was zu verrichten hätten vom Großätti oder vom Großmüetti. Aber die Meisten wußten auch, daß, wenn sie heimkämen, nicht wüßten, wie Uli ausgesehen und was er gesagt, sondern sagen müßten, sie hätten ihn nicht gesehen, man ihnen seltsame Gesichter machen und Lektionen geben würde für ein ander Mal. Auf einen Wink der Mutter war Bäbeli mit den Zurüstungen zu einem guten Kaffee bereits beschäftiget. Es waren ältere und jüngere Leute, welche den Kranken besuchen wollten, billig gingen die ältern voran in's Stübchen, alle auf einmal faßte der Raum nicht, die schüchternsten blieben draußen in der Stube stehen. Der Großvater dankte mit gar freundlichen Worten für den Besuch und sagte, wie es ihn freue, daß man seiner gedächte, und gab jedem noch ein freundlich Wort und eine Vermeldung nach heim.

Unglücklicher Weise faßten zwei Weiber vor seinem Bette Posto, ein dickes und ein dünnes verschlugen den Platz, und nur von weitem, zwischen beiden durch oder von der Seite her, konnte eine Hand zum Gruß dem Großvater dargestreckt werden, und manchmal war er von den beiden so in Beschlag genommen, daß er der wartenden Hand den Gruß nicht ein-

mal erwiedern konnte. Die zwei Weiber geberdeten sich, als wären sie zwei Aerzte, die am Bette eines Kranken eine Consultation hielten, mit dem Unterschied jedoch, daß sie nicht in's Nebenzimmer gingen, um sich ihre Beobachtungen mitzutheilen und ihre Schlüsse zu ziehen, sondern ihre Verhandlungen auf löbliche Weise und ganz im Geiste der freisinnigen Fortschritte öffentlich am Bette des Kranken hielten. Die Dicke wiegte den Kopf bedächtig und meinte, es werde sicher ein innerlicher Schlagfluß gewesen sein, und die Andere heftig den Kopf schüttelnd sagte: jedenfalls kein Schlagfluß, es könnte die fliegende Brustwassersucht sein, aber es sei sie doch nicht, es sei die stille Blutauszehrung, gegen die sei nicht viel zu machen, wenn sie einmal eingerissen sei, aber zu rechter Zeit da gebe es ein Mittel, das helfe und ganz ungesäumt. Nun begann die Dicke wieder und verfocht den Schlagfluß, dann die Magere die Auszehrung, brachten ihre Mittel vor und führten sehr anzügliche Redensarten. Der Großvater hörte so wenig darauf als möglich, nahm die Begrüßung Anderer an und wechselte mit ihnen einige Worte. Wer fertig war, machte Andern Platz, ward draußen von Kätheli in Beschlag genommen und mit einem Kacheli Kaffee bewirthet. Da mußte nehmen, wer da war, er mochte sich wehren wie er wollte, Kätheli that es nicht anders. Nun, sie ließen sich zwingen, entfernten sich aber bald in aller Bescheidenheit. Bald waren die weisen Weiber alleine im Stübchen und fochten mit steigendem Eifer ihre gelehrten Disputationen fort, denn unter den Gelehrten aller Grade ist das eine Hauptregel, daß keiner mit Disputiren nachgebe. Da kam Kätheli, that einen herzhaften Anlauf und brachte sie glücklich aus dem Stübchen in die große Stube, wo sie aber, wie zwei Kämpfer, die in's Wasser fallen, sich fortbalgen, ihre Disputation heftig fortsetzten, bis endlich die Magere die Dicke fragte: sie werde schon Schlagflüsse gehabt haben allem an, daß sie die so wohl kenne. Das machte der Dicken die Zunge

trocken und die Bissen im Halse quellen, sie ward bald nicht mehr gesehen, die Magere blieb fest sitzen. Sie warf der Abgehenden einige liebenswürdige Bemerkungen nach. Es nehme sie wunder, was so eine vom Doktern wissen sollte, so ein Mehlsack, was wollte der wissen, was Kranksein sei. Man solle sie darüber reden lassen, die von Jugend auf keine gesunde Stunde gehabt, die wüßten, was Krankheit heiße, und wie man doktern müsse, daß es gut komme. Aber was sie sagen wolle, sie hätte vorhin dem Vater ein Gebet lesen wollen, aber sie hätte drinnen auf dem Tisch kein Betbuch, nicht einmal ein Testament gefunden, wie sonst üblich und bräuchlich, wo kranke Leute seien. Wenn man ihr ein Buch geben wolle, es sei ihr gleich, was für eins, das Lesen gehe ihr in allen Büchern gleich ring, wenn die Gschrift nit z'rein sei, so könne sie ihm jetzt noch ein Gebet lesen oder zwei. Kätheli sagte, sie solle nicht Mühe haben. Es sei drüben ein Buch gewesen, wahrscheinlich habe es ihr Mann weggenommen. Er werde gedacht haben, es sei dem Großvater heute schon viel gebetet worden und das Stillha werde ihm auch gut sein. He nun, sagte die Magere, das könne jeder machen, wie es ihm beliebe. Das sei so der Weltlauf, die Einen hielten viel auf einer Sache und die Andern d's Cunträri.

Auf diese tiefsinnige Bemerkung sagte Kätheli nichts. Bäbeli sagte nachher: Aber Mutter, das ist eine unverschämte Frau, warum antwortetest du der nicht, als die dir mit dem Holzschlägel zu verstehen gab, du hieltest nichts auf dem Beten. Meitschi, antwortete die Mutter, das mußt du auch noch lernen, schweigen hat seine Zeit und reden hat seine Zeit. Hättest mögen, daß ich mit einer Antwort in eine Disputation gekommen und sie noch, es weiß kein Mensch wie lange, da geblieben wäre? Das nicht, aber die verbrüllet dich jetzt allenthalben, du hättest nichts auf dem Beten oder es dem Großvater nicht einmal gönnen mögen, daß sie ihm

ein Gebet gelesen, sagte Bäbeli. In Gottes Namen! antwortete Kätheli.

Bäbeli hatte Recht. Das hätte sie doch von den Leuten nicht gedacht, redete die Magere für sich selbst. Die hielte man für geistliche Leute, und nicht einmal ein Betbuch beim Kranken, nicht begehren, daß man ihm bete, noch davor sein, wenn jemand Erbarmen hat und ihm beten will! Verstellen sei kommod, aber es gebe immer eine Zeit, wo man darüber komme, was die Leute eigentlich seien. Aber so gehe es oft in der Welt, daß man Leute bis zum Himmel erhebe, die an ganz andere Oerter gehörten. Es werde auch nicht umsonst heißen, die Gerechten müßten viel leiden, aber selig seien sie, weil sie um seinetwillen verfolget würden. Sie wolle sich dessen trösten, das werde, so Gott walle, heutzutage wohl noch gelten. So dachte die Magere, und da sie nicht die Person war, welche meinte, sie müsse ihre Gedanken unter den Scheffel stellen, sondern große Liebhaberin von der Oeffentlichkeit, so redete sie auch also, als sie unter die Leute kam. Indessen zur Steuer der Wahrheit müssen wir sagen, die Leute hielten ihr nicht viel darauf. Sie merkte etwas davon, tröstete sich aber eben, so gehe es den Gerechten, dafür würden sie dann aber auch selig.

Der Thürlibauer war fortgegangen, ohne mit Kätheli weiter gesprochen zu haben, das dauerte Kätheli, es wußte wohl, daß es der zweite Vater war. Vor allem hätte es gerne mit ihm geredet, was er vom Vater halte, und was sie vorkehren sollten. Das Geschwätz von den Krankheiten und den Heilmitteln, die unfehlbar helfen sollten, war doch nicht ganz ohne Eindruck an ihm vorübergegangen.

Der Großvater schlummerte, die Kinder kamen heim aus der Kinderlehre. Das älteste berichtete, der Pfarrer habe ihn's gerufen und nach dem Großvater gefragt; er lasse ihn grüßen und ihm gute Besserung wünschen, habe er darauf gesagt. Hat er nichts weiter gesagt? frug Kätheli. Auf die vernei-

nende Antwort sagte Kätheli zu Gläis, der auch wieder zu Tage gekommen: Es ist mir ein Stein ab dem Herzen. Du weißt, der Pfarrer ist mir lieb und dem Großvater auch, aber heute ist mir doch lieber, er komme nicht. Es ist mir, wenn der Vater nur recht ruhen und sich stille halten könnte. Er sprach heute schon so viel, daß es mir recht Kummer machte. Kommt Kinder, wir wollen unsern Kaffee nehmen und machen, daß es dann wieder so recht stille wird, daß der Großvater schlummern kann, ich halte dafür, das werde das Beste sein.

Da rief der Großvater. Kätheli, sagte er, da nimm die Sachen und esset sie, du weißt, ich mag solches nicht. Es hatten nämlich einige ihren Kram bis in's Stübli gebracht und ihn dem Großvater auf die Decke gelegt, damit er ihn doch ja bekomme und er ihm nicht vorenthalten werde. Dieses Mißtrauen ist ein allgemeines und hat allweg seinen guten Grund. Will es nehmen, Vater, sagte Kätheli, obschon wir es nicht brauchen, denn wir haben draußen für manchen Tag genug. Was soll ich euch bringen, lieber Vater? Es Schlückli Kaffee, Kätheli, sagte er; bin eine alte Frau geworden. Sag Gläis, er solle nicht fort, wenn er gegessen, solle er hereinkommen. Er kann gerade jetzt kommen und nachher essen, sagte Kätheli. Nein, nein! sagte der Großvater, mach wie ich es sage. Esset erst.

Man kann denken, daß Gläis nicht so lange aß wie der alte Chorrichter in der Stampfe, der achtzehn Stunden hintereinander essen konnte, ohne einmal z'gerechtem aufzuhören. Ich habe einen großen G'lust, sagte der Großvater, aber ich mache euch Mühe, und das thue ich ungern, aber heute ist Sonntag und ihr thut mir den Gefallen schon. Es dünkt mich, ich möchte an die Sonne, sie scheint so schön und warm und hier habe ich nur die Morgensonne. Wenn man mir ein wenig hilft mit dem Anziehen, so wird es schon gehen. Es ist mir jetzt wieder wohl und leicht und es dünkt mich, wenn ich draußen an der Sonne wäre, würde mir noch besser. Die

Nachricht erfreute Alle, Alle regten emsigst sich. Dr Großvater wott uf! dr Großvater wott uf! riefen die Kleinen aus um's ganze Haus, als ob es auch Hühner und Tauben wissen und sich freuen müßten.

Die Kinder suchten einen schönen Platz aus, wo man die Sonne sehen konnte, bis sie unterging. Dorthin schleppten sie einen alten Sorgenstuhl, den einmal der Großvater an einer Steigerung der Effekten eines gestorbenen Pfarrers gekauft hatte. Die Kinder waren mit ihren Vorrichtungen eher fertig, als drinnen die Eltern mit dem Großvater. An Kammerdienerdienst war er nicht gewohnt. Wer es nicht gewohnt ist, dem geht es fast so schwer sich bedienen zu lassen, als es dem wird, den Dienst zu entbehren, der daran gewöhnt ist. Auf beide gestützt, ging's doch langsam bis an das Ziel seiner Reise. Betrübt merkten erst jetzt Gläis und Kätheli, wie groß seine Schwäche war, und erschrocken sahen die Kinder dem Großvater zu, der vor kurzem noch so fest einhergeschritten war und jetzt so mühsam den kurzen Weg verbrachte. In seinem Sessel hatte man es ihm so bequem gemacht als möglich, so daß er sich bald von seinem schweren Gang erholte und unbelästigt den äußern Eindrücken sich hingeben konnte.

Es war ein schöner warmer Abend, klar der Himmel, verklärt die Erde im Sonnenlicht. Es war da keine Aussicht, wie es die Leute nennen, man sah die Erde in ihrem grünen Pflanzenschmucke, sah im Hintergrunde den blauen Berg, gegen den die Sonne sich zu neigen begann. Das höher stehende Haus umkränzte ein Baumgarten mit prachtvollen Bäumen besetzt, im dunkeln Laube rötheten sich die Aepfel, unter der Last der Früchte beugten sich die Birnbäume. Zu seinen Füßen lag der schönste Kranz, seine blühende Enkelschaar. Gläis saß neben ihm auf einem Dütschi, Kätheli, mit Abräumen beschäftigt, ging einstweilen zu und ab.

Lange hatte der Großvater die Landschaft betrachtet, an der Sonne in stiller Freude sich gelabet, endlich sagte er: Es

ist doch schön auf der Welt, ja wahrlich, weislich hat der Herr die Welt erschaffen, die Erde ist voll seiner Güte, groß sind seine Werke und wunderbar. Sieh Gläis, wie schön alles steht, selten habe ich um diese Jahreszeit alles so grün und üppig gesehen. Es ist Gottlob ein gutes Jahr, es kömmt Reichen und Armen wohl und b'sunderbar, wenn sie beidseits daran sinneten, von wem sie es haben. Aber da fehlt's leider! O! wenn die Menschen einander verstünden und Liebe hätten zu einander, so wüßte der Unmündige, was gut wär' und jeder dem andern schuldig ist und man hätte den Irrgarten von Gesetzen nicht nöthig, worin man je länger je weniger weiß, wo man ist und wo der Ausweg ist, und alles je länger je mehr verlyret und verhürschet wird. O warum sind die Menschen so hochmüthig geworden, meinen, sie seien zu Gesetzgebern berufen, und machen Gesetze, die man nie brauchen kann, und die, wo man braucht, muß man den andern Tag flicken und nach drei Tagen sieht sie niemand mehr an. Thäten die Schuhmacher nicht bessere Schuhe machen, man vermöchte nicht mehr Schuhe zu tragen, längst liefe Alles barfuß. — Darum ist's so, weil man den Gesetzgeber da oben verachtet und seine Gesetze, und doch kann er's alleine und nur seine Gesetze sind klar und fest und halten die Zeit aus, bis sie vergeht und es Ewigkeit wird. O wie schön wäre die Welt, wenn die Sünde nicht wäre, die bringt das Elend. Wo die Sünde mindert, mindert das Elend und das Licht geht auf von der Seligkeit da, wo keine Sünde ist. Da, Gläis, ist das Glück, nirgends sonst ist es. Sorg dafür, daß die Kinder arm an Sünde werden, dann hast du ihnen gut g'huset, hast für ein schön Erbtheil g'sorget, sie werden es dir danken in der Ewigkeit. O Vater, das haben wir euch zu danken und werden einst den Dank vor Gott bezeugen, seufzte Gläis. Aber wie soll ich es machen? Gläis, du hast eine Frau, die hilft dir. Gläis, du hast eine gesegnete Frau, sie hat Gaben, kostbarere als Gold und Edelstein. Meine ver-

lor ich früh, mußte alles alleine machen. Während den letzten Worten war Kätheli herangekommen, war, um nicht zu stören, weil der Großvater sprach, hinter Gläis getreten, hatte ihre Hand auf dessen Schulter gelegt. O Vater, sprach Gläis, ja Gottlob habe ich eine gute Frau, ich weiß es und wußte es immer, und sie hat mich lieb, und was wir machen können, das wollen mir machen, so gut als möglich, gäll Frau? sagte er. Und die Frau schlang den Arm um ihn und sagte: Ja, Vater! Mein Gläis und ich wollen thun, was wir vermögen in unserer Schwachheit, aber das Beste das müßt doch immer ihr thun, auch wenn ihr einst gestorben seid. Der Großvater hat gesagt, was würde der Großvater sagen, wie würd' es ihm vorkommen, wenn er das erlebte, das werden die besten Sprüche sein im Hause, so lange wir leben, und sie werden unsere Kraft sein über die Kinder. Aber Großvater, sagte Kätheli und legte den Arm um seine Schultern und seinen Mund an die grauen Haare, nit sterben, bei uns bleiben, es ist ja so schön auf der Welt, wenn die Sonne scheint! Mit euch geht uns die Sonne unter und trüb würde es uns auf der Welt. Nit sterben, Großvater, und die Stimme erlosch ihm.

Den Kindern, welche die Eltern weinen sahen, wurde angst, sie drängten sich um den Großvater, frugen: Wott Großvater sterben? Großvater stirbt noch nicht, die Welt sei ja so schön, hat er gesagt, sagte ein Kleiner. Gerührt lächelte der Greis dem Kinde zu, streckte ihm die Hand dar und zog es an die Knie. Ja, Kind, sagte er, die Welt ist schön, aber im Himmel ist es noch schöner. Sag mir, was gefällt dir jetzt auf der Welt am besten von allem, was du jetzt siehst.

Mit hellem Auge sah der Kleine nur einen Augenblick um sich und rief: Sieh, Großvater, dort unten in der Hofstatt den schönen Birnbaum mit den Gelbbirlene und neben dran den kleinern, der hat Geißhirtli, die fallen schon, die Mutter sagt, es gehe nicht manche Woche, so könnten wir die

essen, und dort den schönen Baum mit den rothen Aepfeln, das sind Stryfech, und dort dann den magern Baum, das sind Frühorenech. O Großvater, die sind b'sunderbar gut, ganz hungsüß, o Großvater, ich mag fast nicht warten, bis sie reif sind. Was hast lieber, d'Bäum oder d'Biren und d'Oepfel? Großvater, d'Bire und d'Oepfel, was wett ih mit de Bäume mache, die kann man nicht brauchen, Großvater, die sy ja süst nüt, wenn nit Bire u Oepfel dra sy.

He nun, liebe Kinder, habt ihr gehört, was Seppli gesagt hat, d'Bäume sy nüt, d'Oepfel und d'Bire sy d'Hauptsach. Es ist so. Aber denket, Kinder, die Welt ist dem lieben Gott sein Garten und die Menschen sind seine Bäume, die pflanzet er und läßt sie wachsen und nit bloß, daß sie dastehen und nüt abtrage, wie Seppli sagt. Der liebe Gott läßt die Menschen wachsen, daß sie ihm auch Früchte bringen, und wenn der Herbst kömmt, so kommt auch er und sieht, was an den Bäumen ist, ob sie was abtragen oder nicht. Nit Oepfel und Bire sucht er, die braucht der liebe Gott nicht. Er sieht, ob die Menschen gut sind, thun, was ihm wohlgefällt, fleißig, treu sind, den Eltern folgen, Friede haben, einer dem andern zu Gefallen thut, was er kann; das sucht der liebe Gott an seinen Bäumen. Und wo er dann ein gut Bäumli findt, das flyssig trägt und guti Frucht, das nimmt er, wenn es Zeit ist, aus seiner Baumschule und pflanzet es hinauf in seinen himmlischen Garten, der viel schöner ist als der hier und wo der liebe Gott alle Tage darin ist und zu ihm sieht und seine Bäume lieb hat wie seine Kinder. So, lieber Seppli und ihr alle seid Gottes Bäumchen und wachset in seinem Garten und jeder von euch soll seine Früchte tragen. Vater und Mutter werden euch b'richten wasfürigi, und was sich für jedes am besten schickt, ihm am wöhlsten ansteht. Vater und Mutter wissen das, der liebe Gott sagt es ihnen alle Tage, wenn sie zu ihm beten. Dann sagen sie es euch, und wenn ihr ihnen schön glaubt und thut, was sie sagen, so sieht es der

liebe Gott, wenn er seine lieben Bäumchen ansieht, hat Freude daran, denn das sind die Früchte, die er liebt, und wenn er es Zeit findet, so nimmt er euch dann hinauf und pflanzet euch in seinen himmlischen Garten.

Aber no nit grad, Großvater! rief Seppli. Da lächelte der Großvater und sagte: Weiß nit, lieb's Bubli, aber ich denke nicht. Er alleine weiß es, wenn die rechte Zeit zum Versetzen ist. Er nimmt sie früh manchmal, aber er thut ihnen nicht weh, sie wissen es kaum, wenn er sie nimmt in seinen himmlischen Garten, und wenn sie droben erwachen, dann sind Engeli um sie und es ist eine Freude, die nicht aufhört. Manchmal läßt er sie alt, alt werden, ehe er sie nimmt, und sie müssen ihm viele, viele Früchte tragen, ehe er mit ihnen zufrieden ist und sie in seinen Garten pflanzet.

Aber Großvater, bist du dann auch ein Baum in Gottes Baumgarten, du kannst ja den Eltern nicht mehr folgen? Allweg, sagte der Großvater, ich denke es. Wenn der liebe Gott die Menschen alt werden läßt, daß ihre Eltern sterben, so sollen sie dann, was sie von den Eltern gelernt, die Kinder b'richten und dem lieben Gott sie zuführen und die Kindskinder und sie lehren, was dem lieben Gott wohlgefällt und was ihn traurig macht, und sollen von allem das Beispiel geben und zeigen, wie man es macht, wenn man Gott Früchte tragen will. Großvater, da wirst du dem lieben Gott ein lieber Baum sein, du bist ja über und über voll Frucht, wie du sagst, rief Seppli. Das rührte den Großvater, er küßte den Knaben und zwei große Tropfen rollten ihm die Backen ab.

Der Großvater hatte langsam gesprochen, unterdessen war die Sonne vorwärts geschritten, nahte sich dem blauen Rande, wo sie verschwinden sollte für eine kleine Weile. Der Großvater schwieg, man sah, er ruhte, selbst die Kinder störten ihn nicht Er sah der Sonne zu, die näher und näher sank der Schwelle ihres nächtlichen Hauses; die andern folgten

den Augen des Großvaters. Es schien ihnen, als werde die Sonne größer, je näher sie dem Untergang kam, glühender, ihr Licht strahlender. Sie berührte den blauen Rand, in wunderbarem Duft schwamm die Erde, es war als ob sie bräutlich sich röthe. Der Großvater streckte seine Hand aus nach Kätheli und Gläis, sie legten ihre Hände in die seine. Es ist doch schön auf der Welt, sagte er, — wo Liebe ist, setzte er nach einer Pause bei.

Die Sonne sank. Es geht rasch, hat sie einmal den Fuß auf der Schwelle; nur ein kleiner Funke glühte noch überm Rande, bald verglühte auch der. Der Großvater hatte sein Haupt ein wenig gesenkt; als die Sonne sank, hob er es wieder, sah auf zu Gläis und Kätheli, dann wieder hin zur Sonne, als ob er ihren Augen den Weg dorthin zeigen wolle. Dann senkte er sein Haupt wie vorhin zum Ruhen. Plötzlich rief Kätheli aus: Mein Gott, mein Gott! Der Großvater hatte Käthelis Hand noch in seiner Hand und diese zitterte und zuckte plötzlich, und als Kätheli hinstürzte, war auch sein Licht erloschen, sein Leben war verglommen. Und wie, als die Sonne schwand, plötzlich in dunklern Schatten die Erde stand, so warf des Großvaters Scheiden plötzlich über ihr Leben einen schwarzen Schatten und groß war die Betrübniß bei Allen, bei Groß und Klein. Die Kleinen weinten sehr, daß der liebe Gott ihn so plötzlich genommen. Als sie davon gesprochen, wie Großvater ein Baum sei für Gottes Garten, so hätten sie Gott an den Großvater gemahnt. Wenn er ihn vergessen gehabt, so hätte er ihn auch noch länger können leben lassen.

Gar Viele wurden betrübt, als sie diesen Tod vernahmen, es war auch ihnen, als erlösche ihnen ein Licht und im Schatten stehe ihr Leben. Aber die Sonne stehet wieder auf, und wo die Sonne scheinet, schwindet der Schatten. Der Schatten, den der Tod eines Gerechten über das Leben der Seinen wirft, vergeht, wenn die Hoffnung aufgeht und zum

Bewußtsein kommt, wenn der Todte zu Grabe kommt und sein ganzes Leben verklärt vor den Augen der Seinen steht. Der Sonntag, dessen Abend so trüb im Schatten stand, der ging in strahlendem Glanze wieder über der Familie auf, und kein Tag, wo sie in Liebe beisammen war, und namentlich nicht der Sonntag, ging vorüber, ohne daß sie sein gedachten in Andacht und freudiger Rührung, und noch bis auf den heutigen Tag heißt des Großvaters Todestag der Sonntag des Großvaters.

Die Frau Pfarrerin.

Eine Hauptsache für jeden Menschen, welche bei weitem nicht genug beachtet wird, ist zu wissen immerdar, was für Zeit es sei. Wer die Sache kurz nimmt, wird die Nase rümpfen und sagen, schwer sei das nicht, wenn man eine Uhr habe, und so wichtig sei es auch nicht; habe man ja doch eben die kürzeste Zeit, wenn man vergesse, was für Zeit es sei, — wenn man nur die Eßglocke nicht überhöre, selb sei allerdings fatal. Der Ausdruck hat aber eine weitere Bedeutung, wie die Meisten wissen, und diese werden die Wichtigkeit dieser Kenntniß zugeben und zum Kalender rathen, der zur gründlichsten und umfassendsten Kenntniß der Zeit verhelfe. Der zeige, wann Neu und Wedel sei, und die Zeichen alle, wann haarschneiden gut sei und b'schütten und Bohnen setzen und z'Acker fahren und den Hühnern die Federn beschneiden, daß der Habicht sie nicht nehme, und Waizen säen, daß die Spatzen ihn nicht fressen, wann es regnen, wann es winden werde, wann man daheim zu bleiben habe, wenn man nicht verhagelt sein wolle. Ja im Kalender könne man sogar sehen, wann es heilige Zeit sei, absonderlich heilige Sonntage, was zu wissen Bäckern und Kommandanten Noth thäte, den ersten, damit sie nicht das Nachtmahlbrod zu backen vergäßen, den andern, damit sie wüßten, wann sie, allen Bärenwirthen

z'Trotz, nicht tanzen lassen sollten, sondern sie und ihre Offiziere sammt Soldaten sich anständig aufführen. — Den Pfiffigsten wird diese Auskunft nicht genügen, sie werden sagen, um die Zeit, über die man Auskunft in den Kalendern finde, gäben sie wenig, aber pfiffig werden sie sagen, die rechte Zeit und die wichtigste hätte ihre eigenen Organe, aus denen lerne man sie kennen, und das seien die Zeitungen. O nein, der Meinung sind wir nicht; da sieht man nicht einmal, wann Kaffee kaufen gut ist oder Korn verkaufen, nicht, ob man einen Stock zum Spazierengehen mitnehmen soll oder einen Regenschirm. Da sieht man bloß eines, daß leicht man zum Thoren wird, wenn man sich für einen Weisen hält, daß man oft Thorheit findet, wo man Weisheit gesucht.

Der Kalender, welcher uns immer am besten gefiel, am sichersten anzugeben schien, was für Zeit es sei, ist der Markt eines bedeutenden Ortes, auf welchem dessen Bevölkerung sich mit Lebensmitteln versieht. So auf einem Markte von allerlei, vom obern Thore bis zum untern Thore, was man da nicht alles sieht, und wie die Zeit von dannen rennt, und was man nicht alles für Leute erblickt! Wenn es Winter ist, das merkt der Dümmste, an der eigenen Nase erstlich und an den Nasen der Marktweiber, an ihrem Wärmapparat verschiedener Art, am kurzen Märten und raschen Laufen der Kaufenden, am Mangel eleganter Damen, ausgenommen um's Neujahr herum, wenn sie den fetten Gänsen, guten Enten, anderm Wildpret und sonstigen Leckerbissen nachstreichen.

Daneben ist der Markt nicht uninteressant, er enthält die ausgepackten Vorrathskammern der Umgegend. Im Herbste das Eingekellerte, Eingesetzte von allen Sorten, welches nach dem Neujahr immer mehr zusammenschmorrt, wenigstens an Frische verliert, bis nach und nach die Gewächse aus Treibhäusern und Couches auftauchen, Rübchen wie Nädelchen und

Salatstäudchen, die durch das Vergrößerungsglas sichtbar werden, Spinat mit den schnellen Beinchen, die sich nirgends ordentlich stille halten wollen; zu Zuckererbsen und Bohnen gelangt man bei uns trotz aller List und aller Müh erst viel später. Dann kommt, was unter dem Schnee verborgen lag, das Nüßlikraut, die Rabünzli, das Sauerkraut u. s. w.; da kömmt die Köchin Markttag um Markttag mit was Neuem heim, wo man nicht darauf zu achten hat, ob das Gemüse sechs Kreuzer oder sechs Batzen kostet, und mit dem Beisatz: Lueget Frau, kum es Hämpfeli und sollte drei Batzen kosten, und z'Noth konnte ich einen Kreuzer abmärten. An Orten, wo es knapper geht und die Kreuzer gewogen werden, kömmt die Köchin bloß mit Berichten: Es wär wohl öppis Anderes da gsy, ein klein Körbchen mit Rabünzli, aber gar hagels thür, das ganze Körbli für sieben Batzen, und wir hätten nicht für einisch genug gehabt, ihr hättet mir ein schön Gesicht gemacht, wenn ich damit heimgekommen wäre. Es ist fatal, sagt dann die Frau, der Herr grännet afange über alle Winterköch und will doch dann nicht ausrücken mit dem Geld, er begreift nicht, daß wenn man zuerst von einer Sache haben will, man es doppelt so theuer zahlen muß als einige Wochen später. Ja geht mir mit den Herren, es hat in Gottes Namen keiner mehr Verstand eine Kleblaus groß. Da ist ihnen daheim nichts wohlfeil genug und nichts gut genug; da sollte man ihnen daheim für ein Fränkli für die ganze Haushaltung kochen so gut, als sie für sich allein kaum halb genug kriegen für dieses Geld.

Nun wird es recht kurzweilig auf dem Markte, jeden Tag was Neues, namentlich sobald die Temperatur es erlaubt, auch Blumen und Blumenstöcke. Erst hier auf den Steinen sieht man die Entfaltung der Natur in ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem Reichthum so recht augenscheinlich. Es kommen die ersten Erdbeeren aus sonnigen Rainen, die ersten Kirschen von Basel her, die Bohnen aus dem Wistelach, die

Erbsen von den Halden um die Stadt, und ein Birnbaum um den andern spendet seinen Segen, bis ein kühn Weib mit den ersten Erdäpfeln kommt, unbekümmert darum, wie manchem Stadtherrn es Bauchweh kramt. Warum frißt er, wenn es ihm nicht wohl macht? würde es auf daherige Vorwürfe sagen.

Je mehr das Neue überhand nimmt, desto seltener wird das Alte, desto mehr sticht es gegen das Neue ab, die eingeschrumpften Erdäpfel, die eingefallenen Aepfel, die runzlichten Birnen, aber nicht desto minder werth sind sie, oft stehn im Preise sie viel höher als das verdächtige Neue, von dem man so recht nicht weiß, taugt es etwas oder nichts; denn begreiflich kömmt es am Ende doch darauf an, nicht ob eine Sache jung ist oder nicht, sondern kann man sie brauchen oder nicht. Je mehr das Alte schwindet, hie und da nur noch ein Halbdutzend Aepfel in die Ecken eines Korbes sich schmiegen, desto massenhafter rückt das Neue an, die Köpfe der Marktweiber reichen nicht mehr aus als Transportmittel, da müssen Wagen und Pferde her, und hochgethürmt ziehen Kabisköpfe ein, füllen Plätze aus, machen den Strohköpfen in der Stadt den Rang streitig, selbst jetzt noch, wo sich dieselben doch durch so viele Eidgenossen verstärkt haben. Jetzt legt das Jahr die Proben ab über den empfangenen Segen. Man kann es von weitem sehen, ob die Käufer um einen Wagen sich drängen, oder wir möchten fast sagen, die Wagen um die Käufer; und kömmt man näher, so empfindet man den richtigen Standpunkt ganz bestimmt an den Wistelachern: sind die zärtlich, dann aufgepaßt, dann haben sie Zwiebeln, Gurken und andere Herrlichkeiten in Hülle und Fülle, mehr als ihnen lieb ist; sind sie aber noch gröber als sonst, dann zugegriffen ohne Komplimente.

Aber nicht bloß die Verschiedenheit der Jahre merkt man. Wer fünfzig Jahre gelebt hat, merkt um diese Zeit besonders einen gar mächtigen Unterschied zwischen ehedem und jetzt.

Ehedem ging es um diese Zeit bis gegen Weihnacht viel lebhafter, wir möchten fast sagen, wilder zu. Da kellerte man noch ein, machte Vorräthe auf den Winter, machte Kabis ein, metzgete sogar. Seit aber die baumwollenen Hemdchen aufgekommen sind, welche man gemacht kauft, weil Weib und Töchter keine mehr nähen können, seitdem macht man nicht Kabis ein, metzget nicht, beides stinkt und macht Mühe, man kellert auch weder Aepfel noch Erdäpfel ein; in Vorräthen liegt allewcil ein Schaden, todtes Geld und Abgang, ein unnöthig Geschlepp, — und wirklich an vielen Orten hat man Nachts nicht mehr so viel Speise, um eine hungerige Maus zu sättigen.

Da sieht man aber eben auch, was für Zeit es ist. Ja noch viel mehr sieht man, wenn man nicht bloß in die Körbe der Verkaufenden, sondern auch in die Gesichter der Käufer sieht: da kann man Betrachtungen anstellen über die Zeit im Allgemeinen und die Zeit im Besondern, da kann man merken, ob es eine gesegnete oder ungesegnete ist in dieser oder jener Gegend und in diesem oder jenem Hause, wie auf die Ueppigkeit die Spärlichkeit folgt, wie der G'lust wäre, wenn das Geld noch wäre. — Lustig ist's, wie in bestimmten Häusern ein regelmäßiger Wechsel ist wie zwischen Ebbe und Fluth, daß man mit Sicherheit aus dem Marktkorbe schließen kann, besonders wenn die Frau selbst noch Einkäufe besorgt, beginnt ein Monat oder geht er zu Ende. Wenn ein Quartal der Mond wäre, könnte man auf dem Markte am heiterhellen Tage sehen, in welchem Stadium er wäre, und drei Wochen nach dem Neujahr bis gegen Ostern werden sicherlich auch in den Marktkörben die Fasten sehr merkbar sein. Und wie erst die Leute selbst kommen und verschwinden, mager werden oder fett, avanciren oder verkümmern, es ist merkwürdig! Da trohlet der Stoff zu den interessantesten Lebensbeschreibungen recht eigentlich auf der Gasse herum. Wahrscheinlich werden auch die Herren, welche bedächtigen Schrittes, mit

den Händen auf dem Rücken, den Augen in allen Körben und allen Gesichtern, Geschichtsforscher sein, welche hier auf dem Markte auf- und abwandelnd, Neuperipatetiker, ihre wichtigsten Geschichtsstudien machen oder Figuren zu Novellen suchen. Anfangs wird es ihnen gehen wie Andern; sie sehen ein buntes Durcheinander ohne besondere Merkmale, ohne eigenthümliche Züge. Erst bei längerem Beschauen trittet das Besondere auseinander und Einzelnes macht sich bemerkbar, trittet immer eigenthümlicher hervor, so daß, fehlt es einmal im Gemenge, der Beschauer es vermißt und sucht; er hat das Ganze nicht mehr, das Vermißte muß eine Lebensveränderung erlitten haben, welche, nimmt Einen wunder.

Doch es giebt nicht Männer nur, welche Anlage haben zur Geschichtsforschung, daherige Studien unwillkürlich machen und sich auf dem Markte auch um die Menschen kümmern und nicht bloß um Rüben und Rabünzli. Wir hatten eine Base, eine kuraschirte Frau mit hellen Augen, raschen Entschlüssen und Urtheilen, sie hätte den besten Schützen gegeben, ein Blick und paff! d'Sach war richtig. Sie kam in ihren Reden, mit denen sie nicht kargte, oft auf ihre Markterfahrungen. Am liebsten redete sie davon, wie sie immer lange voraus gewußt, ob eine Haushaltung verlumpen werde oder nicht. Wenn eine junge Frau alle Erstlinge gekauft, ihr nichts zu theuer gewesen, wenn sie bei keiner jungen Gans habe vorbeigehen können, so habe die Base in der Regel es getroffen, wenn sie gedacht: kauf du nur, du arms Tröpfli, es kömmt dir schon anders, wenn du Verstand hast, und hast keinen, je nun, so ist's nicht schade um dich, wenn dir auch das Geld ausgeht. Richtig habe ihr auch keine lange das Beste vor der Nase weggekauft. Sie war unerschöpflich in Geschichten über dieses Thema. Doch sah sie aber auch noch Anderes als der Menschen Schwächen, auch das Bessere, Anmuthige entging ihr nicht, überhaupt selten etwas Bemerkenswerthes. Mit besonderer Vorliebe hielt sie folgendes Markt-

bild fest, aber sie mußte in recht weicher, schöner Stimmung sein, wenn sie es zum Besten geben sollte.

Vor einigen Jahren, erzählte sie, traf man jeden Markttag, außer bei ganz grundschlechtem Wetter, eine ältlichte Frau an. Sie fiel weder durch ihre Kleidung auf, noch durch ihre Gestalt. Die Kleidung war äußerst einfach, aber ebenso reinlich, sie war von mittlerer Größe, hatte nichts Auffallendes im Gesicht beim bloßen Ansehen, sie fiel mir bloß auf durch die Stätigkeit ihres Daseins, das mir gar nicht nothwendig schien, denn sie hatte in der Regel nur ein ganz kleines Körbchen am Arme, kaufte wenig und zuweilen gar nichts. Hatte sie auch ihren Einkauf gemacht, ging sie nicht heim wie andere Frauen, sondern regelmäßig die ganze Straße durch von oben bis unten und bei schönem Wetter und wenn der Markt so recht viel Neues brachte, hin und her. Unwillkürlich fing ich an, mich zu achten, was sie eigentlich da treibe und was sie kaufe; im Handel war sie mir nie in Weg gekommen, hatte weder eine Taube noch ein Hähneli mir vorweg geschnappt. Sie kaufte nichts Meisterlosiges, überhaupt nichts aus dem Thierreich, sondern bloß aus dem Pflanzenreiche und hier auch zumeist das Allerwohlfeilste und was zum Kochen wenig Feuer brauchte, immer nur für einige Kreuzer, jedoch fast immer etwas Obst; hier und da märtete sie sich eine Blume ein, ein Röschen oder ein Stiefmütterchen, und oft gaben die Weiber eins ungebeten, auch einige Salatblättchen, woraus ich schloß, daß sie ein Vögelchen haben müsse, sonst aber wahrscheinlich alleine haushalte. Ihre Geschäfte wären also in einigen Minuten abgethan gewesen, wenn nicht etwas Anderes sie gefesselt hätte, und was das war, sah ich bald, als ich einmal aufmerksam auf sie geworden war.

Es war eine unendliche Freude an den Früchten und Pflanzen selbst, nicht um sie zu essen. Sie freute sich z. B. recht herzlich über den ersten Blumenkohl, aber sie kaufte den ganzen Sommer keinen, wenn er mißrathen war und hoch im

Preise blieb. Es waren ihr liebe Bekannte, Freunde, Kinder, die in fremden Landen gewesen, weit über Meer, die wieder herkamen und von ihr mit herzlicher Freude bewillkommt wurden. Natürlich war immer das erste Mal bei Wiedererscheinen in jedem Jahr die Freude am größten, aber sie verging nicht, loderte bei jedem schönen Stücke neu auf, und wenn die Pflanze oder Frucht immer seltener erschien, so ward ihre Freude an ihr um so inniger, fast wie an einem Menschen man sie hat, dem man zuruft: Ach, lebst auch noch! den man verloren gegeben und doch noch wiedersieht. So wimmelte der ganze Markt von oben an bis unten aus von lieben Bekannten, die sie ja alle grüßen mußte und wäre es nur mit einem Blicke. Vor allem war es das Obst, welches von den Bäumen kam, welches ihr Augen und Herz gefangen hielt. Den Beeren von den Sträuchern schien sie nicht viel nachzufragen, sie beachtete sie kaum; auch auf die Baselkirschen hielt sie nicht viel, sie seien so wässerig und hätten keinen ordentlichen Geschmack, sagte sie. Nur was auf unsern Bäumen wuchs, fand ordentlich Gnade vor ihren Augen. Ueber unsere Kirschen freute sie sich sehr, von ihr zuerst vernahm ich, daß auch die Kirschen verschiedene Namen hatten, ich meinte bis dahin, es gebe rothe und schwarze und nebenbei noch Weichseln oder Zahmkirschen. Doch erst bei den Aepfeln und Birnen ging ihr das rechte Leben auf; mit einem freudigen Ausruf ward jede neue Sorte, welche auf dem Markte erschien, begrüßt. Wenn die neuen erschienen und alte und neue in den Körben lagen, dann war ihr das Jahr eingegangen, das alte schloß sich, ein neues hatte begonnen und in neuer Reihe marschirten die alten Sorten auf, eine nach der andern, und jede wurde von der Frau mit Namen begrüßt, denn sie kannte alle wie ein Feldmarschall seine Regimenter.

Da sah ich dann auch, wie die Marktweiber die Frau kannten, ihr herbeiriefen, neue Sorten zu zeigen, nach ihrem Namen zu fragen, wie sie ihr von weitem Aepfel in die Höhe

hoben, wenn sie wußten, daß sie diese besonders liebe und sie vielleicht im vergangenen Jahr gefehlt hatten, oder ihr ein halbes Dutzend, welche abgesondert im Korbe lagen, aufdrangen, sagend: Nehmt sie nur, nehmt sie, das werden die einzigen dieser Art sein, welche ihr dieses Jahr sehet, sie geriethen nirgends. Unter die andern sie zu mischen wäre schade, und apart sie zu verkaufen lohnt sich nicht der Mühe; da dachte ich, ich wolle sie z'Ehren ziehen und euch sie bringen, ihr wüßtet sie am besten zu schätzen und ich hätte selbst Freude, wenn sie euch recht gut dünkten. Sichtlich mit Freuden, aber erst nach langem Weigern, nahm sie die Frau geschenkt. Denn wie sie auch die Kreuzer abmödelete, hier konnte sie nach ihrer Weise verschwenden, schienen die Kreuzer sie nicht zu reuen, hier kaufte sie nicht immer vom Wohlfeilsten, hier konnte sie wählig sein, kaufte aber oft auch recht Unscheinbares, anfänglich zu meiner Verwunderung, bis ich merkte, daß es besser war als schön.

Es war ein eigener Verband zwischen der Frau und den Weibern und zwar ein recht freundlicher. Durch das Interesse, welches die Frau am Inhalte ihrer Körbe nahm, die Freude, die sie hatte, wenn sie schöne Produkte sah, ihr sachkundiges Urtheil, ihre nützlichen Winke aller Art war sie den Weibern werth geworden, ihr Erscheinen that ihnen wohl, sie freuten sich sicherlich schon daheim darauf, wenn sie was Schönes bringen konnten, sie wechselten gerne einige freundliche Worte mit ihr, das eintönige Marktten unterbrechend. Nicht selten geschah es, daß sie zur Schiedsrichterin oder Rathgeberin aufgerufen wurde. Gar manches Dämchen kennt nichts von dem, was es kaufen will, und steht vor den Körben, als wären es lauter Tennsthore, steht kummervoll von einem Bein auf's andere, es möchte Aepfel und ist in Seelenangst, man möchte ihm Zwiebeln für Aepfel anhängen, von wegen es hatte gelesen, das sei einmal irgendwo einer Dame passirt. Und wenn auch die meisten zwischen Zwiebeln und Aepfeln zu

unterscheiden wußten, wie manchem Dämchen ist bekannt, welche Aepfel am besten für Kuchen sind, welche am besten für Brei oder Compotes 2c.? Nun da ward meine Frau gar oft von irgend einem Weibe als Autorität angerufen. Die kann am besten sagen, lüge ich oder lüge ich nicht, die weiß einen Reinetten von einem Holzäpfel zu unterscheiden, hieß es.

In einem ähnlichen Falle kam ich mit ihr in's Gespräch. Ich wollte ein Quantum zum Einkellern für den Frühling kaufen und werweisete zwischen zwei Wagen; auf beiden priesen die Weiber ihre Waare an, als hätte jedes die allerbesten Aepfel mit fast menschlichen Tugenden. Da deutete das eine der Weiber auf die eben vorübergehende Frau und sagte: Die kann sagen, was ich für Aepfel habe, die kennt sie. Sie gab ganz gefällig Bescheid, daß die Aepfel der andern Frau für jetzt zu brauchen passender und besser seien, aber für später wären ihr diejenigen der Frau, welche sie angerufen, viel lieber. — Von da an wechselten wir öfter einige Worte, aber zu einer eigentlichen Bekanntschaft kam es nicht, wir suchten sie beide nicht, fragten nicht einmal nach unsern Namen, wenigstens ich nicht.

Da geschah es einmal im Winter, als es recht kalt war und glatt, daß sie umfiel auf dem Markte und an Bein und Arm sich übel wirsete. Ob sie bloß ausglitt oder umgerannt wurde, wußte ich später selbst nicht, wahrscheinlich das letztere. Wahrscheinlich ward die Menge durch einen der schrecklichen eidgenössischen Postwagen, vor denen weder Mann noch Maus sicher ist, auseinandergesprengt, und Einer, der in Todesangst sein Leben retten wollte, hatte die alte schwache Frau umgerannt, doch glücklicher Weise nicht gegen den dahinrollenden Wagen zu, eidgenössisch überfahren wurde sie nicht. Man lief ihr zu, stellte sie auf die Füße, sie hatte nichts gebrochen, unter großen Schmerzen konnte sie gehen, doch nicht alleine. Zufällig war ich der einzige Mensch in der Nähe, der eine Bekanntschaft mit ihr hatte; ich konnte nicht anders, ich bot

ihr meine Begleitung an, sie nahm sie dankbar, doch unter tausend Entschuldigungen an, wie sie zu meiner Zeit noch üblich waren, wo nicht jeder Schlingel meinte, unser Herrgott habe nur um seinetwillen die Welt erschaffen und ebenfalls das übrige Gesindel, um ihm die Hände unter die Füße zu legen. Dem sagt man jetzt altväterisch, wenn ein Mensch von Herzen für eine Wohlthat danket, man sollte sich schämen. Aber was will man, wenn man dem lieben Gott nicht mehr danken will, weil es nichts abtrage, warum sollte man Menschen danken?

Es war wirklich aber auch eine große Mühe, die arme Frau, welche unsäglich litt und alle Augenblicke stille stehen mußte, in ihr Quartier zu bringen. Billigermaßen sollte jede eidgenössische Postkutsche verpflichtet sein, hinten aufgeschraubt ein Transportmittel, Sänfte oder Karren, mit sich zu führen, um die hinter ihr liegen bleibenden Todten oder Schwerverwundeten aufzuraffen und in ihre Wohnungen zu schaffen. Glücklicherweise wohnte die Frau nicht drei Treppen hoch, sondern nur zwei hintenaus in einem Stübchen gegen ein Höflein, aber von der Sonne beschienen. Im Stübchen war es unbeschreiblich reinlich und heimelig, und wie ich richtig vermuthet, ein Vogel empfing uns mit freundlichem Gezwitscher. Du Arm's, sagte sie, meinst, du bekommst deinen Salat, und ich habe dir keinen.

Leidend sank sie auf einen Sessel. Du mein Gott! und jetzt, was fange ich an! Sie war so gleichsam zu sagen allein auf der Welt, hatte niemand als eine Wochenmagd, die einmal des Tages kam, Abends um sechs, um ihr Holz und Wasser zu tragen, alles Uebrige besorgte sie selbst. Im Hause hatte sie das Stübchen gemiethet, mit den übrigen Hausbewohnern hatte sie keine andere Gemeinschaft, als daß man sich grüßte, wenn man einander auf den Treppen begegnete, das will zwar schon was sagen. Ein solches Vereinzeltsein mag zuweilen gehen, aber früher oder später kommt

dann doch die Frage: und jetzt, was? kommt oft so plötzlich, daß sie Einem den Schweiß austreibt.

Damals kam sie auch mir und nicht bloß der halb ohnmächtigen Frau. Und jetzt, was? Ich war alleine da, die Wochenmagd kam um sechs Uhr, jetzt war's zehn. Wäre ich nur zu Hause gewesen, da hätte ich schon jemand senden können, aber durfte ich sie allein lassen? und wem rufen im wildfremden Hause? Es war nicht einmal ein Glockenzug im Stübchen. Da klopfte es an die Thüre, ein lustig Kindergesicht guckte hinein und rief: Die Mama schickt mich und läßt fragen, ob sie der Frau Pfarrerin mit etwas behülflich sein könne, sie habe gehört, sie sei krank heimgekommen. Das war ein Engelein in der Noth, das mit großem Mitleid die arme Frau streichelte, die vor Husten die Antwort nicht fand.

Könnte die Mama selbst kommen? sagte ich, sah nicht das Kopfschütteln der Kranken, und zur Thüre hinaus war das Kind, ehe sie es zu einer Antwort brachte. Mein Gott, was denkt ihr! sagte sie endlich, eine so vornehme Frau ... Aber ehe sie vollenden konnte, trat diese schon ein, allerdings eine vornehme, aber äußerst liebliche Erscheinung. Mitleidsvoll wandte sie sich zur Frau Pfarrerin, mich grüßte sie kaum, steif und von der Seite. Ich nahm's für Hochmuth, dachte bei mir, sie sind doch Alle gleich, später kam ich darüber, daß sie schüchtern war. Weit über dreißig und vornehm, ich wollte es lange nicht glauben, aber es war doch so, sie war schüchtern, wurde leicht verlegen und sogar roth aus einfacher Verlegenheit.

Und jetzt, was machen? Vor allem aus müsse sie in's Bett, wurden wir räthig, dann wolle ich nach meinem Arzte aus. Sie wollte nach dem ihren senden, sagte sie, aber der sei etwas bequem, und wenn er sich einmal eine Tagesordnung gemacht, so weiche er nicht mehr davon ab, und wenn man ihm nachliefe mit der Nachricht, seine Frau wolle sterben, würde er antworten: sie solle warten, er habe noch vier Visi-

ten zu machen, sobald die abgethan, werde er alsbald kommen. Die Dame schickte nicht nach dem Kammermeitli, wie ich erwartet hatte, sondern legte selbst Hand an, zur unaussprechlichen Verlegenheit der guten Frau Pfarrerin. Aber nein, Frau Landvögti! aber mein Gott, Frau Obersti! ich bitte, ich muß mich ja schämen, und als sie zum linken Fuß gekommen war, kostete ihr der fast das Leben. Als die Dame darnach griff, um auch ihn vom Strumpfe zu befreien, rief die Frau Pfarrerin: Nei, es het doch gewiß kei Gattig! bückte sich, wollte selbst ziehen, verlor den Halt und wäre beinahe mit dem Gesichte voran unter's Bett gefahren. Nun ich griff noch zur rechten Zeit zu und verhütete den Sturz, aber es geschah so unsanft, daß die gute Frau laut aufschrie und der Thränen sich nicht erwehren konnte. Mit großer Mühe brachten wir sie zu Bette, das so reinlich war, daß die Frau Pfarrerin uns gerne gebeten hätte, uns drei Schritte weit davon entfernt zu halten, wenn die Höflichkeit es ihr erlaubt hätte. Endlich war sie unter vielen Schmerzen im Bette und hätte nun wenigstens ruhig sein können, wenn die Höflichkeit nicht gewesen wäre. Aber mein Gott, was die Frauen Mühe mit mir gehabt und wie das mich plagt, daß die Frauen da um mich herum stehen, ich ihnen nicht einmal Sessel geben kann, um wenigstens doch zu sitzen. Uebrigens glaube sie, sie brauche uns nicht länger lästig zu fallen, sie könne wohl alleine sein, bis der Arzt komme, es sei ihr so unendlich leid, daß wir ihretwegen Mühe hätten. Ich glaube nicht, daß es so böse ist, sagte ich, geschunden und gequetscht indessen seid ihr brav und das ist manchmal schon genug. Jetzt will ich um den Arzt aus, hernach komm ich bald wieder. Die Frau Landvögtin übernahm die Wache und that noch mehr. Sobald ich fort war, rief sie Lisette, ihr Kammermädchen, machte mit ihr kalte Aufschläge und gab der guten Frau, die zu fiebern begann, zu trinken. Ich fand den Arzt rasch und alsbald ließ er sich von mir dirigiren. Er fand die Verletzung an sich un-

bedeutend, dagegen die Erschütterung und den Schreck in solchem Alter bedenklich, daher er nichts sagen könne, man müsse zuwarten, es werde sich jedenfalls bald zeigen, die Hauptsache sei Ruhe und gute Abwart. O, Ruhe hätte sie, sagte die Frau, und wenn sie wisse, was machen, und es ihr nicht böse, so könne sie schon machen, was sie nöthig habe. Da erklärte die Frau Landvögtin dem Arzte, sie meine, sie könne es mit der Wochenmagd machen, die im Tage nur einmal komme. Das werdet ihr bald merken, daß es nicht geht, sagte dieser, nein, dafür muß anders gesorgt werden. Nun machte er ihr den Vorschlag, sie in den Spital transportiren zu lassen, wo alle Burger unentgeltlich aufgenommen und verpflegt würden, sobald sie krank würden. Er sei Arzt dort, sagte er, und besser als dort sei sie nirgends aufgehoben, das verspreche er ihr. Das könne sie nicht, sagte die Frau zu der Andern großen Verwunderung, in ein so großes Haus, ein so großes Wesen hinein dürfe sie nicht. In einem großen Saale könnte sie nicht krank sein, da hätte man ja Tag und Nacht weder Ruhe noch Schlaf, krank sein könne man nur in einem kleinen Stübchen. Man redete ihr warm zu, dieses Vorurtheil fahren zu lassen, in einem Tag sei sie an den Saal gewöhnt, und was sie wünsche, habe sie alsbald. Sogar Lisette mischte sich ein, und feine Ohren hätten bemerkt, daß ihre Stimme am schärfsten tönte. Wahrscheinlich fürchtete sie bei der Güte ihrer Herrin, mit der Frau vielfach belästigt zu werden.

Die gute Frau Pfarrerin fühlte gar wohl, daß dieses Weigern als eine kindische Meisterlosigkeit vorkommen mußte, sie kam in sichtbare Angst. Da sagte die Frau Landvögtin: Nein, meine liebe Frau Pfarrerin, seid nur ruhig, es ist denn nicht, daß dieses absolut sein muß. Ich begreife gar wohl, daß man lieber alleine krank ist als unter einem Dutzend, wo, wenn eines schlafen möchte, ein anderes hustet. Ich hätte es ganz auch so. Eine gute Abwart wird sich wohl finden. O ja, sagte Lisette, für's Geld sind immer Leute zu haben,

die etwas verdienen möchten. Lisette, sagte die Frau Landvögtin, geht doch hinauf und seht, ob die Köchin vom Markt zurück ist, und ist sie noch nicht heim, so schließt das Vestibule, der Herr ist auch ausgegangen. Es ist ein Strolchenvolk in der Stadt, man ist nirgends mehr sicher. Ihr werdet doch denken, sagte die Frau Pfarrerin, für eine arme alte Frau thue ich doch dumm, es ist so, ich will gerne meine Schwachheit bekennen. Auf dem Erdboden habe ich nichts Lebendiges mehr, das mich liebt, als mein Vögelein, und ich möchte fast auch sagen, meine Blumenstöckli. Was sollte dann aus dem armen Vögeli werden, wenn ich in den Spital müßte? Es würde ihm wohl jemand zu fressen geben, aber lieb hätte es niemand und niemanden könnte es seine Liebe erzeigen. Es würde vor Längizyti nicht fressen und ich könnte nicht schlafen. Herr Doktor, wenn es zu machen ist, ich halte an, was anzuhalten ist, so laßt mich hier. Ganz ohne Geld bin ich nicht, ich habe auch ein Sparhäfeli, nicht ein großes, aber doch dachte ich auch an die bösen Tage.

Der Arzt war nicht einer von denen, die nicht eintreten können, nicht fühlen, was Andere fühlen, böse werden, wenn man sich ihnen nicht ohne Widerrede unterwirft, aber spotten that er gern und sehr oft, um seine Weichheit dahinter zu verbergen. Ja, wenn es so ist, Frau Pfarrerin, so sage ich kein Wort mehr. Ein solcher Grüsel bin ich denn doch nicht, daß ich eine solche Liebe stören möchte. Wenn nur Frau X. da wäre (er meinte mich), die hat ihre Nase an allen Orten und kennt alle Leute, die wüßte uns sicher eine Abwart, die paßte.

Danke für das Zutrauen, Herr Doktor, sagte ich, da ich längst eingetreten war, aber eben nicht nöthig fand, mich kund zu geben, aber ihr habt Recht, ich weiß zwei für eine, es frägt sich nur, welche eben zu haben ist. Die Frau Landvögtin ward verlegen, aber der Doktor nicht. Da weiß ich jetzt my Seel nicht, welches Sprüchwort ich anwenden soll, ob das

vom Horcher oder das vom Wolf. Aber sei es das eine oder das andere, so ist's gut, daß ihr Rath wißt. Es sei ihr so leid, daß sie uns so Mühe mache, sagte die Frau Pfarrerin, aber wenn der Herr Doktor meine, sie müsse im Bette bleiben, so sei sie dankbar, wenn man für eine sorgen wolle; ihr Ruhbett sei ein Kastenruhbett, so daß eine Wärterin kommen könne, wann sie wolle, G'scheer gebe es nicht.

So ward die Sache abgeredet. Ich machte mich nach der Abwärterin auf, welche beim Arzte die nähern Instruktionen zu holen hätte. Die Frau Landvögtin übernahm die einstweilige Ueberwachung.

So hatte ein sogenannter Zufall Personen zusammengewürfelt und in Verbindung gebracht, die sonst nie in Berührung gekommen wären, um freundliche Erinnerungen wäre mein Leben ärmer geblieben, um Vorurtheile reicher. Wie vieles in der Nähe ganz anders sich macht als in der Ferne, man glaubt es gar nicht. Es giebt Verhältnisse, Lebenslagen, sie schimmern weithin, dort wohne, sollte man glauben, das leibhaftige Glück, nach dem Mitgenusse seufzen lüsterne Seelen, und wären sie dort, säßen sie mitten drin, sie würden erschreckt die Augen aufrichten, würden meinen, sie seien verirrt, an's unrechte Ort gerathen, würden nicht rasten, nicht ruhen, bis sie wieder heraus wären aus der Pein, die ihnen von ferne wie der Vorhof der Seligkeit vorgekommen. Und wie es mit den Verhältnissen so oft der Fall ist, geht es auch mit Menschen. Menschen, von ferne die liebenswürdigsten, werden nicht selten in der Nähe die widerwärtigsten. „Als wir noch nicht verheirathet waren, dünkte mich immer, ich müsse meine Braut fressen, und jetzt bin ich so reuig, that ich es damals nicht," seufzte ein beschwerter Ehemann. Umgekehrt geht es aber eben so oft. Lagen, von denen man versicherte, man möchte nicht gemalt darin sein, können sehr angenehm und heimelig werden. Menschen, von denen man sagte, sie hätten rechte Längizytg'sichter, bei denen hielte man es nicht aus,

„gut Lüt, gut Lüt i Gott's Name, aber längwylig vom Tüfel", und gerade diese Leute können uns recht lieb werden, ja sich eigentlich einnisten in unser Leben, daß, wenn sie uns genommen werden, eine rechte Lücke entsteht in unserm Dasein, die lange sich nicht füllen will. Sie haben halt das Meiste und Beste nicht auf dem Gesicht, sondern tiefer innen.

Eine ähnliche Erfahrung sollte ich jetzt machen. Wer mir gesagt hätte, es würde mir zwischen einer alten Pfarrfrau und einer eleganten und vornehmen Frau Landvögtin recht wohl und heimelig, ja absonderlich wohl und heimelig werden, den hätte ich sehr ausgelacht, und doch ging es mir jetzt so. Freilich wäre es nicht Allen so gegangen, ja Vielen nicht und gerade den Tonangebern, Ausschließlichen, der Creme der Gesellschaft nicht. Es giebt Leute, welche über alles, was nicht nach ihrem Salon oder ihrem Kaffeehaus riecht, die Nase rümpfen, für nichts Interesse haben und unendlich langweilig finden, was nicht in diesen Kreisen besprochen wird. Diese Leute halten sich für sehr fein gebildet und sind es eben nicht, sondern äußerst bornirt, grusam beschränkt, denn nur in einem ganz kleinen Gebiete des Menschenlebens sind sie einigermaßen bekannt. Und so Einer kann unter sinnigem Grännen und schrecklichem Aufblicke gen Himmel sagen, die dummen Leute, die könne er gar nicht leiden. Wen heißt er dumm und können nicht mit dem gleichen Rechte die Andern ihn den Allerdümmsten beizählen? Das dumm ist gar ein seltsam Wort, es gleicht gar oft dem Stein, der den Schleuderer selbst in's Gesicht schlägt.

Die Folgen des Unfalls waren ganz andere, als die gute Frau sie sich anfangs gedacht. Es ist mit dem menschlichen Körper fast wie mit Wein, den man in Flaschen gezogen, jahrelang unberührt liegen gelassen hat, so daß er sich auf das feinste abgeklärt, goldgelb herrlich leuchtet. Werft die Flasche unbedacht hin und her, so mischt sich die Unreinigkeit, die sich abgesondert hatte, mit dem reinen wieder und trübt

es dergestalt, daß man den Wein lange nicht wieder hell bringt, daß es fast ein anderer Wein geworden zu sein scheint. Aehnlich ist es mit dem menschlichen Körper. Laßt einen ältlichen Menschen, der jahrelang ein einförmig stilles Leben geführt, von einem Unfall betroffen werden, durch einen Beinbruch z. B., so daß der Körper erschüttert ist, die Lebensweise geändert werden muß, so trittet so gerne eine Hinfälligkeit hervor, die man gar nicht geahnet, der Schaden wird zur Nebensache, die Kränklichkeit nimmt eine ganz andere Gestalt an, geht nicht selten endlich in Tod über. Die gute Frau Pfarrerin hatte gehofft, wenn nicht noch in selber Woche, so doch in der nächsten aufstehen, Steg und Weg wieder brauchen zu können, aber sie täuschte sich schwer, täuschte sich von Woche zu Woche, und wenn auch mit Seufzen, nahm sie doch die Täuschungen ergeben hin. Die Schäden wollten nicht recht heilen, die verstauchten Glieder sich nicht recht kräftigen, und allmählig schlich eine allgemeine Schwäche sich ein. Der Arzt that sein Möglichstes, nahm aber nach und nach ein fatales Kopfschütteln an. Die Abwart war gut, ich hatte es glücklich getroffen, sie erfüllte nicht bloß ihre Pflichten treu, sondern sie liebte die Kranke, die so geduldig litt, nie befahl, sondern so freundlich um das Nöthige bat und wenn möglich jedes Schläfchen schonte.

Indessen konnte die Abwart nicht ihre ganze Zeit der Frau Pfarrerin widmen, sie hatte noch andere Verbindlichkeiten, welche sie nicht lösen durfte. Sie mußte Sorge tragen zu ihren Leuten trotz allem Kredit, in welchem sie jetzt stund, von wegen man kann nie wissen, was es geben wird. Das ist eine Vorsicht gut für Alle, und manchem käme es wohl, er hätte sie beobachtet, und zwar manchem nicht nur in den obersten, sondern auch in den untersten Ständen. Ja, Rathsherren per Exempel brauchen noch oft Vorsicht, aber so manches Stüdi, das einmal zu einem Platz gekommen, wo man zweimal in der Woche frisch kocht, meint nun, von da aus

liefen die Wege zu allen Herrlichkeiten der Welt unfehlbar, und unbekümmert um Gott und Menschen könne es Schüsseln und Kacheln himmeldonnern an den Wänden herum, das mache alles nichts, ihm fehlten die besten Plätze nicht, wenn es einmal einen Moken abdämpfen und saure Leber anbrühen könne, und läßt sich nicht träumen, daß es im nächsten Jahr sechs Monate ohne Sohle an den Schuhen werde einen Meister suchen müssen, keinen Tag wissend, wo es am Abend sein Haupt werde zur Ruhe legen können.

Eine Wochenmagd oder auch Abwart hat gar ein zufälliges Einkommen, weil keine bleibende Anstellung. Empfehlungen machen da die Hauptsache, und um die kommt man so leicht. Man braucht nur an einem Orte uneben zu trappen, so ist die Gnade verwirkt. Das isch e Madame, heißt es, wohl, da läßt sich luegen, daß man die Majestät nicht verletzt, die möchte ich um keinen Preis mehr und rekommandiren keinem Menschen. Unsere Abwart hatte sich also einige Zeit vorbehalten, mußte zudem auch für die Frau Pfarrerin Verrichtungen machen, so daß sie alleine war in diesen Zwischenräumen. Wir ordneten die Zeit, so daß diese Zwischenräume des Alleinseins ganz klein wurden oder völlig verschwanden. Ich muß sagen, die Frau Landvögtin that da das Beste und nicht bloß durch Lisette oder eine andere Stellvertreterin, sondern wenn möglich in eigener Person. Ja wenn sie auch wußte, ich war da, so kam sie doch noch zuweilen mit der Arbeit und half die Zeit vertreiben. Und wenn jemand sagte: Die Frau Landvögtin ist aber fleißig, man sollte meinen, wie nöthig sie es hätte, man muß sich schämen neben ihr, so antwortete sie: Bin es gewohnt von Jugend auf; bei meiner Mutter hätte jemand müßig sein sollen! Die sagte, jede anständige Bernerfrau arbeite, nume Güjschigut und junge Gärnäseni thäten nichts.

Was uns an der Frau Pfarrerin am meisten auffiel, war eine Verlassenheit oder Vereinzelung, wie sie wohl selten

vorkommen wird. Sie fragte, schickte nach niemanden, niemand fragte nach ihr. Nur ihr Vögelein zwitscherte, bis es zu ihr konnte, und nur die Blättchen schienen ihm recht zu schmecken, die es von ihr bekam oder die sie zwischen die Stäbe steckte. Auch des Marktes muß ich gedenken, wo ihr Ausbleiben natürlich den Marktweibern auffiel. Großes Bedauern erweckten die Folgen des Unfalles; hier eine Frau, dort eine ließ sie grüßen, ihr sagen, sie solle doch ja machen, daß sie bald wiederkomme, man habe recht Langeweile nach ihr. Hier eine, dort eine gab mir eine Blume, einen Apfel für sie, mit dem Bedeuten, man habe den expreß für sie mitgebracht, weil man sich erinnere von früher her, wie sie Wohlgefallen daran gehabt. Ein Weib gab dem andern das Beispiel, daß wenn ich alles hätte annehmen wollen, ich eine eigne Magd hätte mitnehmen müssen, freilich kaum für lange, so was ist selten anhaltend bei den Weibern. Aber ich bat, es nicht zu gut zu machen auf einmal; wie wollte sie das alles brauchen, da sie alleine sei, aber jeweilen ein Zeichen werde sie sehr freuen, die arme Frau, welche es kaum lange mehr machen werde. Nun trug ich denn allemal etwas heim, und ward es mir zuviel, so schob ich es zurück auf's nächste Mal. Mein Trägerlohn war aber ein reicher. Ach, was die gute Frau Pfarrerin sich freute über die Gaben und über die Weiber, daß sie ihrer gedachten und daß die Aepfel so schön gerathen, sie ward jedesmal glücklich bis zu Thränen. Solch ein kindlich Gemüth kam mir in meinem Leben nie vor. Aber was solch ein Gemüth für ein Schatz ist, begreift die Welt nicht, es ist auch ein Gut, das über allen Verstand geht, so gut als der Friede Gottes. Das sogenannte Glück, dem Alle nachjagen, ist außerhalb den Gränzen der beiden, ist nichts als ein trügerisches Wesen oder ein garstig Gespenst.

Daß wir nach Verwandten, Bekannten fragten, die man vielleicht etwas wissen lassen könnte, wird jedermann begreiflich finden. Doch durften wir es nur leise, unbemerkt

thun, sie hätte sonst geglaubt, es sei nur, um ihnen unsere Last zuzuschieben. Aber sie antwortete immer, sie hätte niemand als den Waisenvogt ihrer Zunft, den sie kenne und den sie einstweilen ruhig lassen wolle, so lange es möglich sei. Er meine es nicht bös, aber er sei ein grober Polteri, trete in nichts ein, und wenn man nicht alles mache exakt wie er befehle, so behandle er Einen ärger als eine Magd oder gar als ob eigentlich Leben und Sterben nur von seiner Gnade abhingen. Sie schlotterte ordentlich, die gute Frau, wenn sie von ihm sprach. Wie schlotterte sie aber erst, als sie vernahm, daß derselbe mein Vetter sei; ich hatte die größte Mühe, sie zu beruhigen und ihr begreiflich zu machen, daß ich durchaus nicht beleidigt sei. Der Vetter sei mir zwar lieb, aber ich kennte ihn zu gut, um es übel nehmen zu können, wenn jemand über seine Schwächen lache oder sich beschwere. Es war ein Mann, wie man zu sagen pflegt, von altem Schrot und Korn, ehrlich und tüchtig bis in's innerste Mark hinein und dazu in Privatgeschäften mild und angenehm und ganz anders, als wenn er auf den amtlichen Boden kam; da kam er wie auf den Wolken der Majestät,. Majestätsverbrechen waren ihm Widerspruch und Einrede, da ward er rücksichtslos und streng, schien hart und hochmüthig. So mußte ihn die arme Frau erfahren haben, es nahm mich wunder, wie.

Ueberhaupt drängte es mich, den Umhang vor ihrer Vergangenheit aufzuheben, um zu erfahren, wie es gekommen, daß sie so eigenthümlich geblieben oder geworden. Aber nicht bloß ich war g'wunderig, der Frau Landvögtin ging es accurat gleich wie mir. Als ich einmal des Nachmittags zu ihr wollte, traf ich auf der Treppe die Frau Landvögtin an. Sagt mir doch, redete mich diese an, wisset ihr nichts vom Leben unserer Frau Pfarrerin, es nimmt mich z'Tod wunder, sie sitzt sorgfältiger darauf als eine Gluggere auf ihren Eiern und möchte nicht das Geringste merken lassen, und gerade deswegen nimmt es mich so wunder. Gerade gleich gehe es

mir, sagte ich. Nun, wißt ihr was, ihr seid eine so resolute Frau, so stecht sie diesen Nachmittag geradezu an. Es ist absurd Wetter, so gerade recht, daß man nicht gestört wird und besonders geneigt ist, etwas zu hören. Sie ist so eine gute, daß sie es nicht abschlagen darf, und was wir zu hören bekommen, bringen wir ihr nicht aus, wir dürfen es also wohl wagen. So war es mir gerade auch, und sobald die Frau Landvögtin, die noch einen kleinen Ausgang gemacht, sich gesädelt hatte und die Lismeten im Gang waren, fragte ich: Was hättet ihr gesagt, Frau Pfarrerin, wenn ich meinen Vetter herauf gebracht hätte? ich traf ihn fast vor der Hausthüre an und hatte gute Lust ihm zu sagen, er sei ein sauberer Vogt und kümmere sich schlecht genug um seine Anvertrauten; was der wohl für ein Gesicht gemacht hätte! Meine kleine Bosheit hätte ich bald bereut der Angst wegen, in welche die arme Frau gerieth. Mein Gott, nur das nicht! rief sie, ich glaube, der Schlag rührte mich, Gott behüte mich davor, rief sie, wenn ich ihn plötzlich unter der Thüre sähe. Wohl, der würde mir schöne Sachen sagen, daß ich mich nicht habe krank melden lassen bei ihm und nicht in den Spital gegangen sei, er ließe mich noch jetzt auf der Stelle transportiren.

Nachdem wir sie bestens beruhigt, fuhr ich fort und bat sie uns zu erzählen, warum sie den guten Waisenvogt so fürchte, uns überhaupt unsern G'wunder zu stillen und uns von ihrem vergangenen Leben zu erzählen, wir wüßten ja gar nichts von ihr als den Namen, und in Bern sei es bräuchlich, daß man nicht bloß diesen, sondern auch die Herkunft eines Menschen, wenigstens bis zu Großvater und Großmutter hinauf, genau wisse, sonst bleibe ein Mensch immer verdächtig. Sie entschuldigte sich anfänglich mit dem Nichts ihrer Geschichte. Mein Gott, was wollte ich erzählen, sagte sie, was wollte einem so unbedeutenden Menschenkinde, wie ich bin, Merkwürdiges begegnet sein, ihr würdet einschlafen darob. Als

wir ihr sagten, schon das sei merkwürdig, daß sie hier niemand kenne und dahergekommen scheine fast als wie vom Himmel herab, sagte sie, das ist ganz natürlich, ich bin nicht von hier, sondern — und somit kam sie in ihre Geschichte hinein, und als sie einmal im Zuge war, vergaß sie die Bedenken.

Als ich jung war, dachte ich nicht daran, daß ich je Burgerin von Bern werden würde, doch, um Vergebung, es ist nicht alles Gold, was glänzt. Ich bin aus einem der kleinen Städtchen, wo, wie das Sprüchwort sagt, man am obern Thore einen Schoppen Nidle ausleeren und am untern Thore wieder auffangen kann, ohne einen Tropfen zu verlieren. Dort war mein Vater Thorwärter und hatte zugleich die Stadtuhr zu überwachen und zu sorgen, daß immerdar zu rechter Zeit Mittag sei. Es war ein wichtiger Posten, aber auch ein beschwerlicher. Die Uhr war alt, stund daher gern still, und merkte das mein Vater nicht alsbald, so kam die Frau Burgermeisterin oder die Frau Burgerschreiberin oder eine andere Frau vom hohen Adel des Städtchens daher gelaufen und machten meinem Vater und später mir den Marsch und drohten, wenn man 's Zeit nicht besser besorge, gebe es ander Wetter. Unter dem Thore hatte mein Vater ein Lädeli angebracht zum Verdienst und Zeitvertreib, wo man das beste Schwefelholz fand, denn mein Vater machte es selbst, doch hielt er es so viel möglich geheim. Nebenbei waren noch andere wichtige Sachen zu haben, Tabak z. B. und oft auch Kaffee, im Winter Nüsse und Kastanien. Mein Vater war Wittwer, hatte keine Kinder als mich, und eine Magd vermochte er nicht und dachte nicht daran. Als Burger hätten wir Land zum Pflanzen und darauf einige Fruchtbäume. Mein Vater und ich besorgten das gemeinschaftlich so gut es gehen wollte. Ach, mein Vater selig war gar ein guter Mann, er meinte nie, daß ein Mensch an zwei oder drei Orten zugleich sein könne; wenn ob dem Lädeli eine Pflanzung oder ob dem

Garten das Lädeli versäumt wurde, schmählte er mich nie, und mit der Zeit nahm er es am geduldigsten, er aß, wenn gekocht war, und meinte nicht, daß es immer zu gleicher Zeit geschehen müsse, wie z. B. die Frau Stadtschreiberin mit ihrer spitzigen Nas. Ich wußte oft nicht, wo wehren, um das Nöthigste abzuthun, aber ich war zufrieden, es kam mir nicht in Sinn, daß ich's bös hätte, und die Sonntage waren mir recht schöne Tage. Da konnte ich im Lädeli sitzen und Alles sehen, was aus- und einging, löste manchen schönen Kreuzer, erhielt manches gute Wort, und Abend wurde es, ich wußte nicht wie. Dann träumte ich noch die schönsten Sachen, und war der Montag da, so freute ich mich wieder auf den Sonntag. So lebte ich fast in lauterem Glücke, wenn auch in stillem. Ich war sehr wenig unter Gespielen, meist daheim, wo ich mehr als genug zu thun hatte; aber der Vater hatte mich lieb und was wollte ich mehr? Hie und da weinte ich wohl auch, wenn mir ein Blumenstöcklein drauf ging, das ich lieb hatte, oder der Vater mir einen kleinen Verweis gab. Da — doch das darf ich g'wüß nit säge, das muß ich überspringe, sagte die alte Frau, noch jetzt roth werdend.

Aber wir merkten wohl, was jetzt kommen müßte, das Kurzweiligste von allem, wie sie Burgerin von Bern geworden, und ließen daher nicht nach mit Bitten und Schmeicheln, bis sie wieder anfing: Da ... da ..., aber stotternd fast nicht mehr in Zug kam.

Da steht eines Tags, an einem Montag gegen Abend war es, plötzlich ein kleiner Herr vor meinem Lädeli und frägt nach Schwamm, er müsse seinen verloren haben und möchte doch rauchen auf dem Heimweg. Ich bediente ihn wie andere Menschen, so gut als möglich, er wählte lang, ich rieth ihm, und endlich ging er, ohne daß ich was Anderes dachte, als das sei ein freundlicher Herr und habe eine gar liebliche Stimme, der werde sicher schön singen können, den möchte ich inmal hören.

Am nächsten Montag steht er plötzlich wieder vor dem Lädeli; ich erschrack recht, denn ich hatte ihn ganz vergessen. Er rühmte den Schwamm sehr und fragte, ob wir etwa auch Tabak hätten, er sei mit dem seinen fast aus. Ich sagte, wir hätten wohl Tabak, aber einem solchen Herrn sei er wohl zu schlecht. Er meinte nein, seit er so guten Schwamm hier gefunden, habe er das Zutrauen, wir würden auch guten Tabak haben, und ich mußte ihm ein Päcklein von unserm geben. Ich that's mit rechter Angst, er finde ihn nicht gut und meine dann, ich hätte ihn angeführt. Diesmal vergaß ich ihn die Woche durch nicht, mit Bangen und Sorgen erwartete ich den Montag und mochte doch fast nicht warten, bis er da war, um zu vernehmen, wie dem Herrn der Tabak geschmeckt. Endlich kam der Montag und der Herr kam auch. Er hatte ihm recht gut geschmeckt wie lange keiner, er hätte es nicht erwartet, aber es seien nicht immer die größten Läden, wo man das Beste finde, er wolle künftig allen bei uns nehmen. Ich wußte nicht, was darauf sagen; wenn er es nicht so freundlich gesagt, ich hätte geglaubt, er wolle mich zum Besten halten.

Am Abend sagte ich dem Vater, es komme da ein Herr, ich wüßte nicht, wer er sei, aber er wolle den Tabak bei uns nehmen, er solle ja machen, daß wir immer recht guten hätten und ich nicht mit Schanden bestehen müsse. Wenn ich nur wüßte, wer er wäre. Als ich dem Vater auf seine Fragen antwortete, er sei, seit ich ihn bemerkt, immer an einem Montag gekommen, sagte er, das werde sicher der Vikar im Blackenboden sein, der komme alle Montage in's Städtchen, die Leute lachten sehr über ihn, er kaufe immer in der Apotheke einen Vierlig Täfeli und einen halben Schoppen Magenelixir und trinke beim Hirschen einen halben Schoppen Vierbatzigen und nie mehr. Das machte mich sehr böse, daß die Leute einen so freundlichen Herrn auslachen konnten, und erbarmte mich sehr. Ich war deswegen das nächste Mal desto freundlicher gegen

ihn aus Erbarmen wegen den bösen Leuten. Er schwatzte auch länger als sonst, es freute ihn, als ich ihm Herr Vikar sagte, daß ich wüßte, wer er war. Er erzählte, wie der Montag Nachmittag die Zeit sei, wo er sich eine Freude gönne, am Dienstag in der Früh müsse er dann schon wieder anfangen zu studiren für den nächsten Sonntag.

Nun freute ich mich noch immer auf den Sonntag, aber hauptsächlich weil nach ihm der Montag kam. Ach wenn es doch nur Montag wär, dachte ich die ganze Woche, litt aber immer an großer Angst, der Vater möchte mich verschicken auf unser Land am Montag Nachmittag, dann finde der Vikar vielleicht gar niemanden und nehme künftig seinen Tabak an einem andern Orte. Wir meinten nicht, daß immer jemand im Lädeli sein müsse. War ich nicht daheim, so ging der Vater immer ganz ungenirt seiner Wege, ja oft bei wichtigen Angelegenheiten, z. B. dem Bohnen- und Kabissetzen, gingen wir beide. Ich zog daher die ganze Woche alles z'weg, von dem ich am nächsten Montag dem Vater sagen konnte, wenn ihn etwa das Gelüsten ankommen sollte, mich auszusenden, das müsse abgethan sein, es sei ja morgen auch ein Tag. Der Herr Vikar war sehr pünktlich, wenig Minuten werden gefehlt haben, daß er früher oder später vor dem Lädeli stand, aber nie mehr unerwartet oder unversehens; wie klein er auch war, immer von weitem schon hatte ich ihn kommen sehen. Ehe er in's Städtchen ging, hielt er jedesmal an und frug nach, ob wir noch von dem Tabak hätten, wenn nicht, so müßte er sich im Städtchen versehen. Bhütis Gott wohl, Herr Vikari, antwortete ich. Dann hielt er sich nicht länger auf. Ungefähr zwei Stunden nachher, welche Zeit aber allmählig sehr zusammenschrumpfte, erschien er wieder und machte seinen Einkauf, und wir redeten zusammen ein wenig von Wetter und von Feuersbrünsten und Mordthaten, wenn es irgendwo welche gegeben. Wenn er schon klein war, so schritt er doch recht stattlich einher, besonders von hinten zu sehen, daß man

Respekt haben mußte vor ihm; daher sah ich ihm immer nach so weit ich konnte. Für mein Leben gerne hätte ich ihn predigen hören, aber das gab sich nicht, ich durfte den Vater nicht darum fragen. Hingegen wenn irgend jemand aus dem Blackenboden bei mir einsprach, so vergaß ich nie, zum Ruhme meiner Sachen zu sagen: ihr Herr Vikari nehme auch alles bei mir und sage, er finde es nirgends so gut. Nichts konnte mich böser machen, als wenn man mir antwortete: selb wolle nicht viel sagen, von wegen er sei gar e Dumme und sei nicht schuld daran, daß die Pferde nicht Hörner hätten. Viel lieber hörte ich, wenn sie sagten: es sei ein guter Herr und hätte für so einen Kleinen ein b'sunderbar schönes Wort, und ein Eifriger sei er mit dem Studiren, er wende an, er werde immer bachnaß darob; sie trauten, es gehe ihm wohl schwer, aber mit der Zeit werde es ihm wohl bessern, er sei noch gar e Junge.

Einmal, als er eben seine Einkäufe in den Taschen untergebracht hatte, gab es einen plötzlichen Schneesturm. Es wurde ganz finster, ganze Haufen trieb es durch das Thor, daß ich nicht anders konnte als ihm geschwind die Thür aufthun und ihn in unsere Stube führen, denn im Lädeli hätten wir kaum beide Platz gehabt. Er war schon über und über voll Schnee, als er hineinkam. Ich hätte ihn abklopfen sollen, aber ich durfte nicht vor Respekt, der Vater schmählte nachher mit mir bedenklich. Aber ich hatte auch schnell einige Sachen zu verstoßen, die unnöthig herumlagen, und mußte daher entschuldigen, daß es so wüst bei uns aussehe, und hätte gerne gesagt, der Vater ziehe immer allerlei hervor und thue es nicht an seinen Ort, wenn er es nicht mehr brauche, aber ich durfte doch nicht recht, und zudem rief, sobald er wieder sah, der Vikari: Nein aber, was habt ihr doch für einen schönen Rosenstock, so einen sah ich mein Lebtag nicht. In der That hatte ich beim Fenster vornen einen Rosenstock voll prächtiger Rosen, wie ich sie auch noch nie gehabt. Er ward recht

eifrig und erzählte, wie er ein großer Blumenliebhaber sei, besonders die Rosen gern habe, aber es noch nie höher gebracht als bis auf drei Geschirre. Wie er sich auf eine Pfarrei freue, wo er einen Garten habe und sonst noch Land und Blumen ziehen könne nach Lust und Liebe. Da wolle er erst recht leben, und mit einem Garten voll Blumen sei er reich genug. Im Blackenboden habe er nicht einmal ein einzig Stöcklein, aber wenn ich ihm im Frühling ein Schoß geben wolle, so werde er mir dankbar sein. Begreiflich sagte ich ja und wagte es endlich zu fragen, ob ich ihm nicht eine Rose mitgeben dürfte. Und als er sagte: Bhütis, gar gern, brach ich einen Stengel ab, an welchem eine eben aufgegangen und eine Knospe zum Aufgehen war. Ach, wie er so freundlich danken konnte!

Von da an ward unser Verkehr traulicher, und er kam nicht bloß vor's Lädeli, sondern auch zuweilen in die Stube, indem er nach den Blumen fragte und sie zu sehen begehrte. Mein Vater hielt viel auf dem Vikar, nicht bloß wegen der Ehre, daß er unser Kunde war, sogar bei uns einsprach, sondern daß er ihm geduldig zuhörte, wenn er eine seiner Geschichten zum Besten gab, und sogar darüber lachte, was dem Vater selten mehr begegnete, da er selten auf jemand stieß, dem er sie noch nicht erzählt hätte, er sagte oft: Solche seien afe rar im Lande, wenn viel derer wären, ging's auch besser im Lande.

Der Rosenstock machte unsern Verkehr lebhafter, der Herr Vikari fragte immer nach demselben und fragte auch wohl, ob er nicht etwa ein Röschen von demselben haben könnte, er thäte gern etwas einstellen, und im Pfarrhause hätten sie gar nichts Grünes. War das nicht deutlich genug gesprochen, ich sollte ihm für etwas Grünes sorgen? und ich that es so gerne, dachte die ganze Woche daran, und hätte ich es nicht gethan, hätte mich der Vater daran gemahnt. Er war so bescheiden und klagte gar nicht über des Pfarrers im Blacken-

boden, wenn wir ihm auch Anlaß dazu gaben, indem wir, gestützt auf das, was die Blackenbödeler über des Pfarrers sagten, ihn zuweilen bemitleideten. Er könne nicht klagen, sagte er dann, sie meinten es nicht bös, aber verstünden es nicht besser. Er sei nicht meisterlosig und nie hungerig zu Bette gegangen, nur sei es ihm nicht angenehm, wenn die Frau Pfarrerin immer sage, was das Stückli Fleisch auf dem Tische gekostet und wie theuer abermal das Brod sei und ein Pfarrer, wenn er einen Vikari habe, z'armen Tagen gerathen müsse nothwendig. Das stelle ihm zuweilen den Appetit, daß er nicht recht esse, wenn er daher hungerig bleibe, sei es seine Schuld, denn genug wäre da gewesen. Das rührte mich immer, das gäbe einmal ein gut Mannli, mußte ich denken, ich mochte wollen oder nicht. Ja lacht nur, ihr Frauen, ihr habt Recht, aber daß er mein Mannli werden könnte, daran dachte ich doch wahrhaftig nicht, nein, das fiel mir nicht von weitem ein.

Die Frau Pfarrerin war besonders berühmt wegem schlechtem Kaffee, der Kaffee hieß und zumeist auch nicht eine Bohne Kaffee enthalten sollte. Als ich ihn einmal darüber fragte und er entschuldigend sagte, das wisse er nicht, etwa viel Tugend habe er nicht, aber doch keine Abkust, er sei zu trinken, besonders wenn man durstig sei, sagte mein Vater: Mach dem Herrn Vikari ein Kaffee, er kann dann unterscheiden, was eigentlich Kaffee sei oder nicht. Er thut uns wohl die Ehre an und trinket eins mit uns und schämt sich unserer nicht, wenn wir schon geringe Leute sind. Der Vikar war sichtlich erfreut über die Einladung und gab ein Kapitel gegen den Hochmuth los und erklärte, wenn er schon Burger von Bern sei, so wüßte er nicht, warum er eigentlich stolz darauf sein sollte, von wegen er sei nicht schuld daran, daß er es sei, so habe es ihm Gott geordnet, er hätte eben so gut in einem Städtchen, ja sogar in einem Dorfe geboren werden können, wenn es Gottes Willen gewesen wäre.

Ich zitterte vor Freude und Angst, dem Herrn Vikar aufwarten zu dürfen, obschon ich fast nicht wußte, wie ich das machen sollte. Es war die erste Visite, die ich serviren sollte, und noch dazu ein Vikar, wenn auch ein kleiner, man stelle sich das recht vor! Ich machte alle Augenblicke etwas Verkehrtes, was meinen Vater bitterlich ärgerte und das er allemal rügte, um zu zeigen, daß man es eigentlich denn doch besser wüßte. Aber Setti, wie dumm! Setti, was denkst? Setti, bisch z'hinderfür im Kopf? — kam alle Augenblicke, ich hätte klaftertief in den Boden sinken mögen. Es ist mir recht leid, Herr Vikari, ich hätte euch nicht einladen dürfen, wenn ich gedacht, wie dumm Setti zur Sache thun würde. Es ist sonst gewiß nicht so dumm, man kann es recht ordentlich brauchen. Wenn es Gottes Wille ist, daß es einmal einen Mann bekömmt, so wird der sich verwundern, was es alles kann. Pflanzen kann es recht ordentlich, und mit Kochen kann es auch mehr als eine Mehlsuppe machen. Es wäre ihm ein recht guter einmal zu wünschen. Aber Vater, was schwatzt ihr auch! rief ich endlich, auf dem Punkte fortzulaufen, schweigt doch um Gotteswillen, sonst laufe ich fort, ich will gar keinen Mann. He, sagte der Vater, welle oder nit welle, man kann nicht wissen, und wenn du immer so dumm thust, so bekömmst du keinen, wie gern du auch einen möchtest, gället, Herr Vikari? Was der Vikari antwortete, hörte ich nicht, ich hatte mich in's Kucheli hinaus gemacht, so böse über meinen Vater, ich schäme mich noch jetzt, ich glaube, ich hätte ihm in die Haare fahren können. Indessen es verrauchte, als der Vikari mir den Kaffee rühmte und mir z'lieb, wie er sagte, drei Kacheli voll trank und endlich sagte, er habe seit langem nie so wohl gelebt.

So machte sich der Verkehr immer heimeliger, aber auch von weitem kam uns nichts Anderes in Sinn. Auch als mich die Leute mit einem Liebeshandel unter dem Thore aufzuziehen begannen, weckte es keine Gedanken, ich betrachtete es als

einen üblichen Spaß und lachte dazu. Es war mir bloß angst, der Vikari vernehme etwas davon, werde böse darüber und nehme seinen Tabak an einem andern Orte, das wäre mir leid gewesen, nicht wegem Profit bloß, sondern wegem Vater, der so gerne mit ihm schwatzte und selten fehlte zur üblichen Zeit. Da lachten die Frauen, und die Frau Pfarrerin fuhr fort: So kam es mir wenigstens vor und böse machten mich die Leute, daß sie sich über so was aufhielten; ging es sie doch nichts an, redeten sie nicht auch, mit wem sie wollten, und wir ließen sie machen?

Aber, Frau Pfarrerin, sagte lächelnd die Frau Landvögtin, und wegen euch, wäre es euch nicht auch leid gewesen, wenn der Vikari nicht mehr gekommen wäre? Hintendrein vielleicht wohl, Frau Landvögtin, sagte die Frau Pfarrerin, aber g'wüß dachte ich damals gar nicht an mich. Ich dachte wohl daran, in welche Herrlichkeit eine Frau Pfarrerin komme, wie sie in Haus und Garten walten könne und unter den Weibern sei fast was eine Königin, b'sunderbar wenn sie einen so guten, gelehrten Herrn zum Manne hätte, wie der Vikar einer war. Aber daß ich zu einem solchen Glück kommen könnte, das fiel mir wirklich nicht ein. Er gab mir aber auch keine Ursache, an so was zu denken. Er war nicht wie andere junge Herrlein, die jedem Fürtuch Komplimente machen und tschänzeln mit jedem Zaunstecken. Von dem war bei ihm keine Spur, er war so freundlich, aber doch ernsthaft, nannte mich immer Jungfer Lisette, und nicht einmal die Hand gab er mir, und doch e Vikari — denket! Er redete auch nicht von Etabliren und zukünftigen Aussichten, er machte den Mund auf keine Weise süß; er rühmte auch seine Predigten nicht, wenn er je darüber sprach, so klagte er, wie schwer es ihm gehe. Das sind gerade die Schlimmsten, Frau Pfarrerin, sagte Erzählerin dieses, sie demüthigen sich nur scheinbar, damit man sie desto mehr erhebe und rühme. — Nein, wahrhaftig nicht, das that er nicht, der war viel zu aufrichtig,

er war gar nicht, wie jetzt die Leute sind. Und es hätte ihm nichts genützt, ich rühmte ihn nicht, ich hätte ihm doch nicht sagen können, was ich von den Leuten hörte: er werde wohl bald fort wollen, er sei schon lange da; keiner noch so lange. He nun, man werde sich drein schicken müssen, aber reuen thue er sie, wenn er schon so ein Kleiner sei.

Einmal' an einem Montag kam er nicht, und alles Warten und alles Luegen half nichts, er kam nicht und die ganze Woche durch kam keine einzige Seele aus dem Blackenboden, die man hätte fragen können, ob der Vikari fort sei oder krank. Er war auch schon an einem Montag ausgeblieben, aber er hatte es allemal vorher gesagt und zwei Päckli Tabak zusammen genommen. Er möge hinkommen, wohin er wolle, sagte er, so fänden die Leute, er rieche sehr gut. — Das war eine lange Woche und was da Einem in Sinn kam, was begegnet sein könnte, und wäger dem Vater so gut als mir! Er sagte oft, wenn das Laufen ihm nicht so z'wider wäre, er wollte nicht so lange im G'wunder sein. Am nächsten Montag machte es gar so schlecht Wetter, da werde er per se nicht kommen, dachten wir. Indessen auf die Vorsorge machte ich etwas früher zu Mittag wie gewöhnlich, damit alles abweg sei und ich noch Zeit hatte, mich ein wenig z'weg zu machen, wenn er kommen sollte, nicht zu putzen, bewahre, da hätte mir der Vater ein schön Kapitel gelesen! aber bei der Arbeit, welche mir oblag und die am Morgen nach fünf Uhr anfing, war man des Mittags nicht mehr wie aus einem Druckli. Allweg schadete es nicht, wenn man ein wenig Strähl und Wasser brauchte und allfällig das Halstuch, welches bereits den Sonntag mitgemacht, aufpflanzte.

Während wir am besten beim Essen waren, klopfte es an der Thür, was bei dem Verkehr, den wir hatten, wo gar oft jemand etwas zum Hüten gab, oft geschah; der Vater rief: Ume yne. Und herein kam — der Herr Vikari, ganz schwarz angezogen, in vollem Staat, mit dem Dreieck auf dem

Kopf, wie es damals bei Feierlichkeiten noch üblich war. Mein Gott! wie erschrack ich, ich meinte, ich müsse unter den Tisch, es war mir gar nicht mehr zu helfen, nit z'weg gemacht und der armselige Tisch, an dem wir saßen. Mein Gott, es wird mir jetzt noch fast schwarz vor den Augen und katzangst, wenn ich daran denke. Er machte Entschuldigungen, daß er störe, aber er habe in einer wichtigen Angelegenheit mit uns zu reden und daher einen Augenblick gewählt, wo er uns beisammen finde und ungestört sein Anliegen vorbringen könne. Wir würden gehört haben, daß er Pfarrer geworden sei in's Bohnengschüch. Nein, das sei viel gemacht vom Herr Vikari, daß er die Mühe nehme, uns dieses selbsten zu annonciren. Aber nun kam es noch ganz anders, daß Vater und ich ganz verschmeiet wurden. Er begehrte mich zur Frau und that so schön dar, wie er eine Waise sei, verlassen auf der Welt, und er eine Frau haben müsse, welche ihm Vater und Mutter sei, und alles in allem, daß ich noch heute weinen muß, wenn ich daran denke. Nun erzählte er, wie er in mir alles in allem gefunden, daß der Vater laut aufweinte wie ein Kind, daß ich nicht wußte, werde es ihm übel oder nicht, und als er aufhörte, keins von uns ihm antworten konnte. Also ich, das arm Thorwärtermeitschi sollte Frau Pfarrerin und Burgerin von Bern werden! Das war zu groß für meinen Kopf, es wollte gar nicht als Wahrheit hinein, es kam mir vor als geträumt.

Der Vater konnte zuerst antworten und redete von der Ehre und unserer Armuth, und ich in meiner Angst jammerte, ich könnte den Vater nicht verlassen, wer das Lädeli hüten sollte, wenn ich fortginge. Da kam das Beste noch nach. Wenn es nur das sei, was die Jungfer Lisette dawider hätte, so habe er daran auch gedacht, und das sei leicht beseitigt. Er möchte den Vorschlag machen, daß mein Vater mit uns käme, es wäre ihm ein großer Dienst, wenn er sich dazu verstehen könnte. Es sei etwas Land zur Pfarrei, mit dem wüßte er gar nichts anzufangen, überhaupt verstehe er nichts

vom Landleben und sehe erst jetzt ein, wie wichtig es sei für den Pfarrer, wenn er wüßte, was üblich und bräuchlich sei; mein Vater verstehe das aus dem Fundament, wie er sehe, da könnte er ihm äußerst behülflich sein; denn daß er etwa als Knecht oder Taglöhner einstehen solle, daran denke er nicht von ferne, davon solle er überzeugt sein.

Das war wirklich eine Leiter zum dritten Himmel; was wir darauf antworteten, weiß ich wirklich nicht mehr. Ich weiß bloß noch, daß wir uns endlich setzten, das Lädeli vergaßen. Der Vater sagte: Lisette, räum' doch ab und reich Wy, e Maaß, g'hörst! Daß wir Wein holten, geschah hie und da, bald that es der Vater, bald ich, und ganz ungenirt, denn wenn man keinen im Keller hat und welchen haben sollte, muß man ihn holen. Diesmal dachte der Vater nicht daran zu gehen, wie unendlich gerne ich es auch gehabt. Jä gället, Frau Pfarrere, sagte die Frau Landvögtin, ihr wäret gerne beim Herrn Vikari daheim geblieben, ich hörte noch nichts vom Verlobungskuß, es ist sonst überall der Brauch, daß man sich da um den Hals fällt und Müntschi git. O bhütis, Frau Landvögti, darvo ist gar nüt gsy, dara het niemer denkt. Wenn der Vater gegangen wäre, so wären wir erst in Verlegenheit gewesen und hätten nicht gewußt was sagen, und aus Verlegenheit wäre ich wohl in's Lädeli gelaufen. Nein, ich schämte mich zu gehen, weil ich dachte, sie thäten es mir ansehen, was vorgegangen, wüßten, daß der Wein für den Vikari wäre, thäten mich tapfer aufziehen, — und dachte doch in der That niemand daran.

Das Stubenmeitschi, als es mir den Wein gab, fragte mich leise: Lisette, sahst heute den Vikari noch nicht oder weißt, ob er kommt? Glücklicherweise sah es mich nicht an, es setzte hinzu: Er kehrt gewöhnlich bei uns ein, da möchte ich ihn fragen, was für Schriften man nöthig hat zum Heirathen, er weiß das am besten, aber sag' es niemanden. Häb nit Kummer, antwortete ich ehrlich.

Aber Frau Pfarrere, sagte die Frau Landvögtin, erlaubet zu fragen: wann gab euch denn der Herr Vikari das erste Müntschi? Am Hochzeittage, antwortete die Frau Pfarrerin unb'sinnt. Das wäre mir wohl lange gegangen, bemerkte die Frau Landvögtin, und euch, Frau Pfarrere? Ihr seid e Bösi, antwortete diese und fuhr fort: Ihr habt keinen Begriff, wie der Gedanke, Frau Pfarrerin, ja Burgerin von Bern zu werden, alle andern Gedanken verschluckte, unmöglich machte, wer hätte da an ein Müntschi denken sollen! — Ich konnte gar nichts denken, lief aber doch unglücklicherweise zum Bäcker um ein frisches Brödchen. Hast Besuch, Lisette? wen hast? frug die Bäckerin. Der Vikar kam mir raus, ehe ich dran dachte, dann schoß mir alles Blut in Kopf und ich lief davon. So Lisettli, so! rief sie mir nach, wer hätte das von dir gedacht!

Wie der Nachmittag verging, weiß ich nicht, in der Nacht tanzte Bett, Thurm, Stadt mit mir in der Welt herum, und in Zwischenräumen wollten mich die Frau Pfarrerin und die Burgerin von Bern fast versprengen, und wie oft ich sagte: o Lisettli, ist's möglich!? weiß ich nicht. — Am folgenden Morgen schon lief allerlei im Städtchen herum, Verdächtigendes hauptsächlich, als ob der Vikari hier einen Einzug hätte. Alle wollten ihn bei mir gesehen haben, sein Tabakhandel mit mir kam jetzt auf die Trommel, wahrscheinlich kam alles von der Bäckerin aus. Es muß ein arger Spectakel gewesen sein, denn gegen Mittag schritt unser Herr Pfarrer daher und stellte sich bei dem Vater unter dem Thore und sagte ihm, er müsse doch fragen, was an der Sache sei, plötzlich kämen ihm da Dinge zu Ohren, an die er nicht gedacht, die er uns nicht zugetraut, und wie er leider vernommen, sei das ganze Städtchen voll davon. Er solle ihm jetzt aufrichtig sagen, ob es wahr sei, daß ich ein Zöök mit dem Vikari habe, ihn locke, daß er g'sotte und brate bei uns sei. Als ihm der Vater nun sagte, das sei nicht wahr, aber der Vikari sei Pfarrer

geworden in's Bohnegschüch und ich sei seit gestern unerwartet seine Braut, da verstummte er und wollte es fast nicht glauben, wir hätten Spaß für Ernst genommen, man müsse nicht gleich alles für baar annehmen. Als er es endlich glauben mußte, wünschte er mir Verstand zu meinem Glück, es sei größer als ich meine, vielleicht wüßte ich nicht, daß ich auf eine der besten Zünfte komme, aber es fehle mir noch sehr viel, um Frau Pfarrerin zu sein mit Ehren und nicht mit Schanden, das ertraume Einem nicht. Sie wollten mir gerne verhelfen zu allem, was ich nöthig hätte. Ich solle forthin zu ihnen kommen, so oft es mich freue. Daran aber hätte er wirklich nicht gedacht, es heiße nicht umsonst, stille Wasser seien tief.

Was es erst jetzt für einen Lärmen im Städtchen gab, kann man sich denken, aber alle Leute schienen mein Glück mir zu gönnen, selbst im Pfarrhause, wo doch sieben Töchter waren. Alles war so gut gegen mich, es war, als ob das ganze Städtchen mein Glück sich als eine Ehre anrechne. Man lud mich allenthalben ein und ich mußte immer wieder erzählen, wie alles zu- und hergegangen vom ersten Päckli Tabak an bis auf den letzten Tag. Der Vater meinte, die Leute trieben das Gespött mit mir, aber ich glaubte es ihm nicht, ich hätte nicht gewußt, warum sie das thun sollten. Das war eine Art Weltschland für mich, wo ich einen Begriff erhielt, wie man Besuche machte oder Besuche empfing. Bei meinem Vater unterm Thor hatte ich nicht Gelegenheit gehabt, hierin Erfahrungen zu machen.

Leider war diese Zeit sehr kurz, wir mußten pressiren mit Aufziehen und hatten so viel zu thun mit Rathen und Anschaffen. Da kam uns der Vater sehr kommod, er hatte Verstand in der Sache und sparte uns viel Geld. Der Herr Vikari und ich waren löthige Kinder, und des Herrn Pfarrers im Blackenboden halfen ihm auch nicht. Sie waren schrecklich böse über diese Heirath, sie sagten, es sei eine Schande für

die ganze Stadt Bern und jeden Burger, daß ein Burger die Frechheit hätte, ein so gemein Mensch als Burgerin herzuschleppen, das solle ihm nicht vergessen werden, auf Kindes-Kinder nicht. Da sie keine Kinder hatten, so hieß es, sie seien deßwegen so böse über seine Heirath, weil sie ihn gerne als Vikar behalten hätten, denn er sei ein gar kleiner Esser und Wein trinke er fast keinen, so einen wohlfeilen bekämen sie kaum mehr, klagten sie.

Ich mußte auf Bern, wo ich noch nie gewesen. Es war ein großer Tag für mich, ich freute mich, aber mit Furcht und Zittern. Da war ich also künftig daheim und durfte doch kaum abtrappen in den Lauben. Er führte mich, damit ich mehr Muth bekäme, überallhin an der Hand; ohne dieselbe hätte ich kaum gehen dürfen, glaube ich. Es war eine große Erlösung für mich, als wir die Thore im Rücken hatten. Ich hatte große Angst, wir verirrten uns und fänden den Heimweg nicht mehr, trotzdem daß der Herr Vikari mich immer versicherte, er kenne von Jugend auf jedes Eggeli und wollte jedes Haus finden mit verbundenen Augen.

Nächst diesem Tag war der wichtigste in meinem Leben der Tag, wo wir Hochzeit hielten und in die Gemeinde zogen. Bis dahin hatten wir viel Noth auszustehen. Denn wir beide verstunden von allem nichts und der Herr Vikari sagte oft, wenn wir meinen Vater nicht hätten, er wüßte gar nicht, wie das gehen sollte. Wir nahmen unsere geringen Habseligkeiten mit, der Vater wollte nichts davon zurücklassen, man könne alles brauchen, sagte er; was man habe, brauche man nicht zu kaufen, es koste ohnehin schon so viel Geld. Ein prächtiges Möble schaffte der Herr Vikari an unter Vaters Beistand, und viel Geschenke bekamen wir, ich wurde fast beschämt, es war fast, als wolle das ganze Städtlein an unsrer Aussteurung Theil nehmen, wir hätten nie geglaubt, daß wir den Leuten so lieb wären. Wir glaubten lange, unsre Habe nicht auf ein Fuder bringen zu können. Am Ende aber gab

es sich und der Vater meinte, ein solcher Aufzug werde Respekt in's Dorf bringen. Er ging mit dem Fuder einen Tag früher ab als wir und wollte uns alles einrichten. Am folgenden Tage wollten wir auf dem Wege uns copuliren lassen und gegen Abend einziehen im Bohnengschück.

Das war ein Tag, von dem ich wenig zu sagen weiß, als daß ich nicht wußte, ging ich auf dem Kopf oder auf den Füßen. Ich war so voll Glück und voll Demuth, daß ich den ganzen Tag kein Dutzend Worte sprechen konnte, ich schwamm in einer Herrlichkeit, die unaussprechlich war, ich konnte den begrüßenden Leuten kaum danken, ungehindert ließ ich die Thränen rinnen die Backen ab. Üsi Frau Pfarrere isch ume noh es Ching, hieß es im ganzen Dorfe, aber es het scho us mengem Ching e rechti Frau gäh; sie isch emel nit hochmüthig. O nein, hochmüthig war ich nicht, aber es war mir, als sei mir der Himmel aufgegangen und ich mitten darin.

Man lachte viel über uns, aber wir merkten es nicht. Aber wir, besonders mein Mann, hatten eine so aufrichtige Liebe zu den Menschen, daß das Lachen verging und es hieß: Er sei b'sungerbar e Gute, wenn er chönnt, er hulf alle Lüte. Mein Vater stellte am meisten vor und war die Respektsperson im Hause. Unter den Bauern fühlte er den bekannten Burgerstolz in ebenrechtem Maaße, er saß unter ihnen wie unser Burgermeister daheim mit seinen Untergebenen, hatte viel erlebt, wußte was zu erzählen, mit dem Lande auch umzugehen, besonders mit den Bäumen, was ihm ganz vorzüglich Achtung verschaffte. Wir lebten sehr einsam, das Dorf lag abgelegen, und besondern Verkehr hatten wir auch mit den andern Pfarrern nicht, mein Mann war schüchtern und ich noch mehr. Ich begreife, daß man nichts mit uns zu machen wußte; wenn wir auch nicht geradezu dumm waren, so wußten wir es doch nicht zu zeigen, daß wir es nicht waren. Aber wir lebten nicht destoweniger glücklich und namentlich mein Mann an der Gemeinde, der Vater an den Bäumen, ich am

Garten, und je enger früher unsere Gebiete waren, desto weiter und schöner kam jedem das Feld vor, das sich ihm eröffnet, und was das eine freute, freute auch das andere. Und diese Freuden wurden im regen Leben um uns jeden Tag neu und anders, jede Jahreszeit brachte ganze Körbe voll, wir konnten uns wie Kinder freuen über das, was wir ernteten und das, was nachwuchs, und den ganzen Winter über auf's herzlichste auf den Frühling. Besonders mein Mann, der in der Stadt aufgewachsen und keinen Begriff vom Segen und den Freuden des Landes hatte, war ganz glücklich, ein neues Leben war ihm aufgegangen, und daher kam ihm das Gefühl, daß er doch auch etwas sei, unabhängig und geehrt und geliebt. Aber er war wirklich auch gar so lieb und gut, daß es gar nicht auszusprechen ist. Er hatte es nicht so wie ich oft hörte, daß die, welche am armseligsten aufgewachsen, später am meisterlosigsten seien, es ihnen fast nicht zu treffen, daß sie zufrieden seien. Er sagte so oft, er hätte nie gedacht, daß man so glücklich sein könne, und am allerwenigsten, daß er es je werde.

Mein Vater war es nicht weniger als mein Mann, aber er schrieb nicht nur sein Glück, sondern unser Aller Glück sich zu. Man sollte sehen, wie es ginge ohne ihn, wir wären arme Tröpfe und möchten nicht g'fahren, — und wir glaubten es. Wir glaubten Alle, daß wir ein Glück über Verdienen hätten, absonderlich ich. Ich war oft so kindisch, daß ich mich schämen mußte, und dann dachte ich wieder, wir hätten ein viel zu großes Glück, so könne es nicht bleiben, und wir würden es büßen müssen. Dann wurde ich fast schwermüthig und ich mußte oft daran denken, wo der liebe Gott anfangen werde mit seinen Gerichten. So arm wir eigentlich waren und Andern vorkommen mochten, für so reich hielten wir uns, denn keins von uns hatte je so viel Geld gehabt, und da wir in gewohnter Armüthigkeit fortlebten, keine fremden Leute hatten, die Leute keine Ansprüche an uns machen zu dürfen

glaubten, so hatten wir immer übrig und schienen uns selbst im Glücke zu schwimmen. Glücklichere Leute hätte man sicher weit umher nicht antreffen können, als wir waren und zwar mehrere Jahre lang.

Da starb zuerst mein Vater sehr rasch und unerwartet, er hatte seine Rüstigkeit so bewahrt, daß wir gar nicht dachten, er könnte uns sterben. Er machte uns eine große Lücke in's Leben, er fehlte uns allenthalben. Dazu hatten wir keine Kinder, kamen uns gar so einsam und verlassen vor, machten uns nach und nach ein Gewissen daraus, so allein für uns zu leben unbelastet, während Andere unter ihrer Bürde fast erliegen mußten. Wir meinten, Gott meine es auch so, und durch den Tod meines Vaters habe er uns einen Fingerzeig geben wollen. Wir freuten uns recht kindlich, als wird endlich eins fänden, welches uns Beiden gefiel, einen schönen Knaben mit weißem Krauselhaar, und freuten uns schon damals sehr auf den Gotteslohn, den wir ob ihm verdienen wollten, und um so mehr, da das Kind aus einer verwahrlosten liederlichen Familie kam. Du armes liebs Tröpfli, wie gut ist's dir gegangen, daß du in andere Hände gekommen bist, wo du ein rechter Mensch werden kannst, Gott und den Menschen lieb! dachten wir. Wir hatten eine unaussprechliche Freude an dem Kinde, es war unser klein Herrgöttlein, wenn mein Mann es nicht an der Hand hatte, trug ich es auf den Armen, sein Wille galt unumschränkt, und was wir noch dazu ersinnen konnten, thaten wir. Ja, wir vergaßen beinahe Blumen und Bäume ob ihm, es konnten Lieblingsäpfel reifen, wir merkten es nicht, er konnte Blumen und Töpfe zerschlagen, wir wehrten nicht, wir sahen zu mit blutendem Herzen. Es sei sich gar nicht zu wundern, daß er es so mache, er wisse es nicht besser, wenn er Verstand erhalte, werde das schon anders kommen.

Aber das wollte nicht anders kommen, sondern das Gegentheil, er wurde immer böser, roher, verderben war seine

Lust und trotzen that er statt gehorchen. Was wir ihm auch thaten, kein Funken Liebe wollte sich bei ihm zeigen, nicht eine Spur von Leid, wenn er auch sah, wie sehr er uns betrübt hatte. Flattiren konnte er wohl, bis er hatte, was er wollte, hintendrein höhnte er uns aus. Wir hofften lange, lange, es komme noch besser, und sprachen zu, aber es kam nicht besser; Hand anlegen an ihn durfte keins von uns, auch als es uns schien, es wäre vielleicht gut. Im Dorfe konnte er auch machen, was er wollte, niemand sagte ihm die Wahrheit. Die andern Kinder meinten, sie dürften nicht anders als ihn regieren lassen, er wurde ein eigentlicher Tyrann. Wir jammerten zusammen, wir weinten aus Erbarmen als wie über ein eigenes Kind auf bösen Wegen, aber was machen? Er war hart wie ein Stein, mit Worten brachte man nichts ab, und wer sollte ihn schlagen? Er sah unser Leid, aber er achtete sich dessen nicht das mindeste, wir verheimlichten eins dem andern, was wir wußten, um den Verdruß einander nicht schwerer zu machen.

Sobald die Leute von weitem merkten, daß der Knabe uns Leid verursache, wir nicht mehr ganz blind an ihm seien, begannen sie zu b'richten, leise erst, dann immer lauter und lauter und konnten sich nicht satt verwundern, daß wir ihn noch bei uns hätten, ihn nicht dahin schickten, wo er früher gewesen. Sie erzählten, wie er unserm Ansehen schade und was er ungestraft thun könne, auf unsern Conto geschrieben würde. Wir wollten lange nicht einmal denken, daß wir ihn wegthun könnten, wir hatten ihn ja angenommen. Endlich begriffen wir, daß wir damit nicht versprochen, ihn ewig bei uns zu behalten, sondern nur für ihn zu sorgen; dafür brauchte er ja nicht bei uns zu sein, ja an einem andern Orte konnte es noch viel besser geschehen als bei uns. Wir sagten es ihm, er müsse fort, wenn er nicht besser thue. Allein er lachte uns aus: er gehe nicht, wir sollten es nur probiren, und zuletzt könne er mit seinem Leben machen was er wolle. Und dazu

konnte er wieder flattiren, daß wir's nicht über's Herz brachten, Ernst zu brauchen und eine Drohung auszuführen; wir ergaben uns in den täglich neu werdenden Verdruß, meinten, es müsse so sein, es sei jedem Menschen doch auch seine Portion Leiden geordnet, die müsse er geduldig tragen, und wir hätten ja sonst auch gar nichts als dieses Elend mit unserm Gottliebeli.

Weiß Gott, wie es am Ende gegangen wäre, wenn der liebe Gott sich nicht unserer erbarmet und als wie mit seiner Hand eingegriffen hätte. Er nahm uns den Knaben ab, sandte den Tod und ließ ihn zu sich bringen. Der Knabe zeigte in seiner Krankheit viel Gutes, wir meinten, er hätte sich sicherlich gebessert, baten inbrünstig um sein Leben, sein Tod hielt uns sehr hart, wir haderten mit Gott. Aber endlich kamen wir zu der Erkenntniß, daß er sich nur unter der Hand Gottes gedemüthigt, da die als Krankheit so schwer auf ihm lag, daß, wenn Gott diese weggezogen und ihn unsern Händen wieder übergeben hätte, er der Alte wieder geworden wäre, und das ward unser Trost, daß Gott ihn nicht wieder zurückfallen ließ in den Trotz der Sünde, sondern ihn abrief in den guten Stunden, wo er zerknirscht war und den Willen zur Besserung hatte. Wir erkannten endlich, wie gut es Gott mit uns gemeint, daß er uns von einer Last befreit, welche wir in unserm Gutmeinen uns selbst aufgeladen hatten. Er gab uns keine Kinder, er wußte, daß unsre Hände zu schwach waren, solche zu regieren, warum wollten wir weiser sein und luden solche Erziehung uns auf, wollten haben was Andere und dachten nicht an das, was wir vor Tausenden voraus hatten? Und doch wollte er nicht, daß um unserer Thorheit willen eine Seele verloren gehe, ließ ihn nicht in der Verhärtung sterben, ließ ihn nicht zum Verbrechen reif werden, stieß uns nicht auf Lebzeiten den glühenden Stachel in's Herz, daß wir schuld an dem Verderben einer Seele seien.

Das war die bitterste Zeit, die wir hatten, wir sollten

die Unvollkommenheiten dieses Lebens auch so recht empfinden nach unserm Verdienen. Darauf flossen unsere Tage wieder dahin friedlich und lieblich, und jeder brachte uns etwas Gutes und meist etwas Frohes. Wir waren in der Besorgung großer und kleiner Pflanzen recht geschickt geworden, hatten viel Glück dabei und dieneten vielen Leuten weit umher.

So floß eine Reihe von Jahren fast unbemerkt dahin, wir wurden nachgerade alt, als mein Mann mir plötzlich starb. Daran hatte ich nicht gedacht. Er war nicht krank gewesen, kaum unpäßlicher als sonst. Er dökterlete gerne, wahrscheinlich weil er kränklich war von Jugend auf, daher nahm man es als ein Gewohntes hin, daß ihm etwas fehle, und ob etwas mehr oder etwas minder, merkte man nicht. Das war ein Schlag aus heiterm Himmel, als ich so plötzlich todt ihn hatte. Erst jetzt empfand ich, wie lieb ich ihn gehabt, eigentlich nur in ihm gelebt hatte fast vierzig Jahre lang, er war mein Vater, mein Mann, mein Kind, mein Alles gewesen. Und doch ermaß ich meinen Verlust noch nicht, wußte nicht, was mit ihm alles zerrissen war und zu Grabe ging. Das Dörfchen war meine Welt geworden, außerhalb demselben kannte ich niemand mehr. All' meine Hoffnung, mein Trost war, in demselben bleiben zu können, bei meinen Bäumen, meinem Kirchlein, in der Nähe von dem, was mir lieb war, bei den guten Leuten im Dorfe, bei denen mir so lange so wohl war. Mit einem einzigen Stübchen wollte ich vorlieb nehmen, und gerade eins, wie ich es wünschte, wußte ich. Vermögen hatten wir keins zusammengebracht, anfangs und im Leben nicht. Wir hatten wenig gebraucht für uns, aber als die Leute das merkten, so brauchten sie desto mehr, thaten desto nöthlicher, und wir gaben beide gern und behielten auf diese Weise nichts für uns.

Als alles Ueberflüssige verkauft war, blieb eine kleine Summe; zudem hatte ich Rechte in zwei Wittwenstiftungen, aus deren Ertrag ich prächtig zu leben hoffte. Dem Abge-

ordneten der Zunft war das nicht recht. Er gab mir ziemlich unverblümt zu verstehen, ich sei eine dumme Frau und verstehe das Ding nicht, ich wüßte nicht, was alles dahinten bleibe, wenn ich nicht mehr Frau Pfarrerin sei und alles kaufen müßte, und die Burgernutzungen, welche ich aber nur bekomme, wenn ich in Bern wohne, seien auch etwas zu rechnen. Aber es war mir, als sollte ich sterben, wenn man mir von Weggehen redete, darum hatte ich furchtsame Person den Muth, mich dem Wegziehen zu widersetzen, dem grimmigen Gesichte des Herrn Waisenvogtes z'Trotz. Probirt's meinetwegen, sagte er endlich, ihr werdet es bald erfahren, wer Recht hat.

Er hatte Recht, ich dachte nicht, was mir mit meinem Mann alles begraben wurde. Den neuen Pfarrersleuten kam ich als eine dumme alte Frau vor, mit der man nichts zu reden wüßte, von der man lieber wollte, sie wäre nicht da. Ich durfte weder im Garten noch im Baumgarten herumgehen, sie waren fremdes Besitzthum geworden, man ermunterte mich nicht dazu, von ferne nur durfte ich sie noch ansehen. Die Leute waren auch anders geworden, fremder, kälter; es war, als ob sie fürchteten, die Pfarrersleute zu beleidigen, wenn sie gegen mich freundlich wären wie ehedem. Dagegen blieben die Ansprüche die alten, und derjenige, gegen den wir früher gut gewesen, meinte das Recht zu haben, immer die gleichen Gutthaten von mir zu fordern. Man hielt mich auch für reicher als ich war, man ließ sich nicht ausreden, ich hätte geheime Schätze. So ein schön Einkommen, keine Kinder, ein so einfach Leben, da müßte es ja der Tusig thun, wenn die nicht ein schön Vermögen haben sollte, sagte man immer. Ach du mein Gott, wenn man gewußt, wie oft wir eng im Gelde gewesen, man hätte nicht so gesprochen. Aber wir hatten es nicht im Brauch wie Andere, die, wenn sie einmal einen Kreuzer gespendet, auf den Markt laufen und gackeln als wie Hühner, die hintereinander drei Eier gelegt.

Nach und nach verzehrte ich meine Vorräthe oder sie gingen mir sonst fort, ich brauchte immer mehr Geld, wurde immer ärmer und mußte dem Waisenvogt schreiben, ich könnte es mit dem Gewohnten nicht mehr machen, er sollte mir mehr senden, ich hoffe, es werde schon wieder bessern, aber es sei alles gar theuer. Er schrieb mir barsch und kurz: habe er's nicht gesagt? ich werde jetzt wohl froh sein, auf Bern zu kommen, er werde mir ein Losement besorgen; in Bern käme ich viel besser aus, da werde ich wenigstens meine Sache nur für mich brauchen und nicht fort und fort gerupft werden, als ob ich noch Frau Pfarrerin sei.

Der Herr hatte vollkommen Recht, jetzt sehe ich es wohl, damals aber nicht. Es war mir viel schrecklicher, als wenn er mir geschrieben, er hätte mir den Todtenbaum bestellt. Ich stellte vor, ich wolle arbeiten um's Geld, und einstweilen könnte man mein Kapitälchen angreifen, es wären ja keine Kinder. Aber da half alles nichts, es blieb bei des Herren Wort. Da war eine Zeit des Weinens. Am meisten schmerzte mich das Zureden der Leute, ich sollte doch nicht so wüst thun, es wäre gewiß in Bern ein lustig Leben und sövli Holz und noch sövli Geld dazu, ich solle doch denken! Ich glaubte endlich zu merken, daß die Leute meiner satt seien, meiner gern los wären, von wegen man könne nicht wissen, wie es mit mir noch kommen könne. Das that mir grusam weh, das machte mir das Zügeln leichter. Aber als es endlich sein mußte, da wollte mir das Herz doch brechen, die Bäume blühten so herrlich; und noch manches Auge wurde naß, und noch manche alte Mutter sagte: Es wird mir ungwahns thue, wenn ich euch nicht mehr habe; hier sehen wir uns kaum mehr, aber so Gott will, einmal an einem andern Orte, und vielleicht nicht über langem, mit mir geht es alle Tage äne abe, und ihr habt auch grusam g'schlechtet die letzte Zeit.

Da war ich nun in der weiten steinigen Stadt und kannte keinen lebendigen Menschen als meinen Herrn Waisen-

vogt, wo es mir immer war, wenn ich ihn von weitem kommen sah, als müsse ich draus laufen, als sei der Bär aus dem Graben und komme her, mich zu fressen. Es war undankbar von mir, denn er hatte für mich gesorget wie ein Vater. Dieses Stübchen hatte er mir empfangen, und daneben fand ich alles, was ich nöthig hatte; und eine scharfe Vermahnung, kein Stadtbesen und keine Hoffahrtsnärrin zu werden, wie es Frau Pfarrerinnen, welche in die Stadt kämen, oft im Brauche hätten, gab er mir obendrein. Ach, der Mann meinte es gut, aber wie weit er neben durch schoß, begriff er nicht. Schüchtern von Natur und dadurch noch mehr eingeschüchtert, machte ich keine Bekanntschaften, ja im Anfang durfte ich kaum aus meinem Stübchen, sah keinen Baum, keine Blume, hörte kein Vögelein pfeifen. Da erfuhr ich, was es heißt, sterben aus Langeweile, aus dem Gefühl, verlassen zu sein von allen Lebendigen, niemandem zu sein auf der weiten Welt, zu leben, ohne daß jemand auch nur die geringste Theilnahme an Einem genommen hätte.

So lebte ich einige schreckliche Wochen durch und wäre wohl gestorben, wenn mir Gott nicht den Gedanken eingegeben hätte, etwas Lebendiges in meinem Stübchen zu hegen. Ich wagte mich auf den Markt und befand mich da alsbald in einer bekannten Welt; was in den Körben war, kannte ich alles, und mit den Bauerweibern war ich gewohnt zu reden, ich lebte neu auf und hatte eine herzliche Freude an all' dem Schönen und oft recht sorgsam Gepflegten, was ich da sah. Ich kaufte einige Blumenstöckli, dann mein Vögeli und ging später alle Markttage auf den Markt; das war mein Leben, und allmählig an's Ausgehen gewohnt, fand ich andere Orte noch, wo ich ungestört an Blumen und Bäumen mich erfreuen konnte, die schönen Todtenhöfe z. B. und die an Werktagen verlassenen Lustörter der jungen Welt um die Stadt herum. So lebte ich allgemach mich in die Stadt hinein, ohne nähere Bekanntschaft mit irgend einem Bewohner zu machen; die

Marktweiber blieben meine einzigen Bekannten, die mich recht lieb hatten; ich lebte ein recht still vergnügt Leben, wie ich nicht geglaubt, daß es mir noch bescheert sei. Und war ich einmal trüb im Gemüthe, so kam mein Vögelchen und pickte so lange an mir, bis ich mit ihm zu schnäbeln begann. Auch kam ich mit dem Gelde besser fort als auf dem Lande. Es machte kein Mensch irgend ein Anforderung an mich, so daß ich mich recht schämte, keine Gelegenheit zu haben, um Gutes zu thun, und ängstlich dachte, wie das gehen solle, wenn Gott mich frage: Und denn du, was hast du gethan? Ich muß auch dem Waisenvogt allemal, wenn er mir Geld bringt, bekennen, daß ich damit weiter komme als im Bohnengschüch, das schenkt er mir nie. Er ist ein guter Mann, aber ich kann nicht helfen, er kömmt mir immer vor wie der Bär aus dem Graben. Einmal lud er mich zum Mittagsessen ein, aber als es vorüber war, waren sie froh und ich noch mehr, und seither ließ er es sein. Ich glaube nicht, daß ich zehn Worte gesprochen, der Hals war mir wie zugeschnürt, sie redete viel, besonders weltsch, und war eines Weibels Tochter, daneben sehr geputzt. O, als ich endlich aus dem Hause heraus war, ich weiß noch jetzt nicht wie, da war mir, als käme ich aus dem Bärengraben und hätte mein Leben gerettet ganz unerwartet. So dumm war ich in meinem Leben nie gewesen; wenn sie an mir das Maaß für die andern Pfarrersfrauen genommen haben, so geschieht diesen bitter Unrecht, aber Gottlob! seither erhielt ich keine Einladung mehr und lebte vergnügt mein stilles Leben fort mit rechtem Dank gegen Gott, bis er mich heimsuchte und ich es erfuhr, wie es mit dem Alleinsein nicht gemacht sei, wie dankbar ich jetzt dem Herrn sein müsse, der mir seine Engel sandte zur Stunde, als ich sie bedurfte.

So erzählte uns die Frau Pfarrerin in mehr als einem Nachmittage, denn das Reden machte sie müde und that ihr doch wohl. In ihrem wahrhaften Stillleben hatte sich doch

viel bei ihr angesammelt, das Herz war ihr voll geworden ihr unbewußt, unsere Theilnahme erwärmte es, schloß es auf, und sichtlich wurden ihr diese Mittheilungen zu einem eigentlichen Labsal. Erst jetzt erhielt ihr Leben eine feste Gestalt, sie konnte es so zu sagen ansehen, hatte erst jetzt ihre Freude daran und ward so recht innig dankbar dafür. Wir gestunden ihr offen, ein so vergnügt Leben sei uns nie vorgekommen, wir hätten es nicht für möglich gehalten; besondere Glücksfälle kamen wohl nicht vor, aber was hatten sie zu bedeuten gegen ein andauernd vergnügliches Dasein in gegenseitiger Liebe? Eine solche Gabe, nur das Freundliche wahrzunehmen und wohl daran zu leben, bei großer Beschränktheit keinen Mangel zu empfinden, kein Gefühl zu haben für das Bittere, Giftige im Leben, gehe über alle Schätze der Welt, sei uns aber in der Größe noch nicht vorgekommen im Leben. Von Mal zu Mal entwickelte sich merklich ihr Geist und reifte, während wir uns nicht verhehlen konnten, daß der Körper schwächer werde, und der Arzt, der erst die beste Hoffnung hatte, den Kopf zu schütteln begann. Sie aber schien dieses nicht zu bemerken, wenigstens würde sie heiterer, man möchte fast sagen, es fuhr, besonders in Gesprächen mit der Frau Landvögtin, wie ein Schimmer von Muthwillen über ihr Wesen hin.

Eines Nachmittags waren wir wieder bei ihr, und wir waren eben mitten in einer sehr interessanten Gespenstergeschichte, welche die Frau Landvögtin aus ihrer Familie zum Besten gab, als die Frau Pfarrerin mit allen Zeichen des Schreckens auffuhr und ausrief: Um Gottswille! der Vogt, der Vogt! ich will unter die Decke! und fuhr runter. Schlafen, schlafen! rief die Frau Landvögtin, und so legte sich die Frau Pfarrerin, statt vollends unterzufahren. Starke Schritte tönten gegen die Thüre und eine schwere Hand polterte daran. Ehe ich noch „herein" rufen konnte, that sich die Thüre weit auf wie vor jemand, der gewohnt, hinlänglich Platz zu haben,

und unter derselben erschien mein lieber Vetter, blieb verdutzt stehen, langsam sich zurechtfindend, ob er wohl am rechten Orte sei. Ich hob warnend den Finger in die Höhe, legte ihn auf den Mund. Verwundert erkannte er mich, machte Anstrengungen, auf den Zehen näher zu kommen, aber vergeblich, mit dem ganzen Fuß mußte er abtrappen. Er wollte flüsternd nach der Frau Pfarrerin fragen, er habe vernommen, sie sei krank, aber das ging auch nicht, sein Lebtag hatte er das Flüstern nicht gelernt. Ich gab ihm leise zu verstehen, daß man die Frau Pfarrerin nicht wecken dürfe, es sei ein wichtiger Schlaf, aber er hörte nicht mehr gut und wollte mich nicht verstehen. Die Frau Landvögtin machte dazu ihr schlimmstes Gesicht, daß ich mich kaum halten konnte. Er hatte erst vernommen, daß seine Anbefohlene krank sei, und war alsbald gekommen, um Anstalten für den Transport in den Spital zu machen. Als er vernahm, daß die Frau Pfarrerin und jene von der Post Ueberstoßene die Gleiche sei, die Krankheit also von lange her schon datire, sah er mich unwillig an und verwunderte sich, daß niemand den Verstand gehabt, an den Spital zu denken. Vermögen sei keins da, ohne Zuschüsse von der Gesellschaft vermöge sie nicht daheim krank zu sein, aber ehe die Gesellschaft etwas zahle, müßten die vorhandenen Hülfsmittel benützt werden. Das könne er nicht verantworten, man hätte es ihm auf jeden Fall sollen sagen lassen, er hätte erwartet, dies fiele mir ein, auch hätte es ihn gefreut, wenn ich selbst gekommen wäre, er hätte lange nicht die Ehre gehabt, mich zu sehen.

Zum Glück merkte er selbst nicht, wie laut sein Flüstern geworden, er hätte sonst gegen den Schlaf der Frau Pfarrerin Verdacht schöpfen müssen, aber sie schien bombenfest zu schlafen; mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt lag sie so stille da wie gestorben. Die gute Frau hatte eine sehr schlimme Nacht, ich bin doch so froh, daß sie wieder einmal recht schlafen kann, sagte ich. Wenn es der Vetter erlaubt,

so komme ich morgen zu ihm und will ihm sagen, warum man sie nicht in den Spital transportirte und warum es auch noch jetzt nicht geschehen kann. Das wird doch sein müssen, sagte er, das ist nur Meisterlosigkeit, und wer zahlt? Enfin, Vetter, morgen um welche Zeit ist es euch am liebsten? Es wird mich freuen, sagte er, aber an der Sache wird das nichts ändern, Ordnung ist Ordnung; Burger, die nicht Vermögen haben, werden im Spital verpflegt, es hat sich dessen niemand zu schämen. Sie ist eine Burgerin, ist krank, hat nicht Vermögen, also gehört sie in Spital. Ordnung ist Ordnung, Bäsi, und für die Kranken wird gesorgt wie in wenig Privathäusern, Landvögt wären froh, wenn sie immer diese Abwart hätten.

Kaum war die Thüre hinter ihm zu, so ließ die Frau Landvögtin ihre Burgerlust über die Hiebe, welche er ausgetheilt, los. So seien die Burger am schönsten, in ihrer Pflichttreue und ihrer Rücksichtslosigkeit bei der Erfüllung derselben; so ein rechter Bernerburger nähme unb'sinnt den Teufel bei den Hörnern, wenn er sich ihm in den Weg stellte bei der Ausübung seiner burgerlichen Rechte und Pflichten. — Weinerlich drehte sich die Frau Pfarrerin um, der Muthwillen war ganz verflogen. Sie machte sich ein Gewissen mit der Verstellung, aber um alles in der Welt hätte sie kein Lebenszeichen von sich geben dürfen. Das gebt mir auf mein Gewissen, sagte die Frau Landvögtin, daran trage ich nicht schwer. Späße sind ja wohl erlaubt, namentlich wenn sie Aergernissen vorbeugen, überhaupt Ungutes verhüten, von dem man nachher wollte, es wäre nicht.

Am folgenden Morgen machte ich mich auf zum Vetter; er war gar nicht gnädig. Für alle meine Gründe wegem Vögeli, ihrer Schüchternheit, dem Bedürfniß von Stille hatte er gar keine Ohren. Ah bah, sagte er, gewöhnt hat sie sich bald und verpflegt wie dort wird sie nirgends und ohne daß es sie einen Kreuzer kostet. Ich sagte, einstweilen habe sie

Geld genug und lange werde sie es kaum mehr machen. Und wenn sie es noch lange macht und kein Geld mehr da ist? frug er. Spare sie es jetzt, so kann sie es immer noch später brauchen, wenn es gebraucht sein muß, was aber nirgends geschrieben steht.

Nun rückte ich mit der schweren Batterie vor. Bei ihrer Schwäche stünde ich für gar nichts, wenn sie wider ihren Willen und ohne Noth in den Spital gebracht werde, und ob er es auf sein Gewissen nehmen wolle, wenn er so um nichts und wieder nichts, bloß um etwas zu erzwingen, das nicht nöthig gewesen, eine Person tödte? Bäsi, sagte er, das verstehn die Frauen nicht, wo man seine Pflicht thut, da hat man sich vor dem Gewissen gar nichts zu fürchten, und Ordnung ist Ordnung. Indessen damit ihr seht, daß ich nicht eigensinnig bin, so will ich es der Waisenkommission vortragen, was dann die spricht, das geschieht dann, Bäsi. Und ich rede mit dem Arzt, und was dann der sagt, das geschieht, Vetter. So, sagte er, also mit der Waisenkommission wollt ihr es probiren? — Wenn sie will, aber sie wird nicht wollen. Mein Arzt ist der Frau Pfarrerin Arzt und der Arzt ist Mitglied eurer Waisenkommission, und jetzt Vetter, was meint ihr? Ja, sagte er, wo die Weiber die Nase in einer Sache haben, da ist es aus mit allem Verstand.

Nun, der gute Herr Vetter mußte sich diesmal darein schicken, daß es nach Weiberköpfen ging und nicht nach seinem, es war auch ganz vernünftig so. — Die Frau Pfarrerin schien eine Natur gehabt zu haben von äußerst schwacher Art, die gesund schien, so lange die Tage in stiller Einförmigkeit über sie weggingen, die aber harte Stöße nicht zu ertragen vermochte. Auch möglich, daß in ihrem Wesen sich schon lange der Krankheitsstoff eingeschlichen hatte, ohne daß sie es selbst bemerkte, der erst nach den groben eidgenössischen Zärtlichkeiten Bahn erhielt und sich geltend machen konnte. Was es war, weiß ich eigentlich nicht, denn die Aerzte tituliren die Krank-

heiten nach ihren eigenen Köpfen; was der eine ein Schleichfieber nennt, dem sagt ein anderer Schleimfieber; wissen sie mit etwas nichts zu machen, so sagen sie ihm Grippe, und was ihrer Kunst den Weg vorläuft, das machen sie zur galoppirenden Schwindsucht; den einen plagen die Hirnentzündungen im Traum, andere glauben nur an Herzerweiterungen, die dritten reden bloß noch vom Rückenmark, und wenn ihnen der Verstand ganz stille steht, so sagen sie, es fehle offenbar in den Organen, aber sie könnten in Gottes Namen nicht darüber kommen, in welchen. Daher werde ich mich wohl hüten zu sagen, was die Frau Pfarrerin eigentlich gehabt, damit nicht jeder Arzt sage, das sei nicht wahr, sie hätte dies gehabt oder jenes, oder es sei eigentlich gar nichts gewesen, aber man habe sie offenbar verpfuscht, nur wisse er nicht wer, ob der Arzt oder die Weiber, wahrscheinlich beide zusammen.

Sie lebte scheinbar auf, doch nur geistig, sie wußte sich viel inniger auszudrücken, ihre Gefühle schienen lebhafter als früher. Sie redete viel von einem Reischen in's Bohnengschüch, sobald sie genesen sei, sie hätte ein recht Heimweh nach ihres guten Manns sel. Grab, möchte sehen, wie die Bäume gewachsen, möchte wissen, ob die Leute sie noch kennten, ihrer noch gedächten. Wenn ich ihr vom Markte was heimbrachte als Geschenk eines Marktweibes, so freute es sie wie ein Kind, sie konnte vor Freude darüber weinen. Allgemach verscholl sie aber auf dem Markte, es wird am Ende alles vergessen, aber um ihr nicht weh zu thun, ließ ich sie es nicht merken, sondern brachte ihr fort und fort die Andenken, und ein jedes war eine Labung für sie. Auch diese Täuschung gab ich der Frau Landvögtin auf's Gewissen, und sie nahm sie gern, es gehe zu allem Andern, sagte sie.

Am rührendsten war ihre Zärtlichkeit zu ihrem Vögeli. Sobald Morgens die Aufwärterin wach war, mußte sie es aus dem Käficht lassen, und den ganzen Tag über entfernte es sich wenig von ihrem Bette und flattirte und schnäbelte,

wie ich es noch nie gesehen. Sie stürbe nicht ungern, sagte sie zuweilen, wenn es sein müßte und das Vögeli nicht wäre. Es ginge niemand auf der Welt mehr übel, wenn sie nicht mehr wäre, als gerade dem Vögeli. Sie wüßte wohl, wir würden es nicht verhungern lassen und es so gut besorgen als wir es verstünden, aber einmal nun liebe es sie, so könnte es niemanden mehr lieben wie sie, daher thäte ihr das Sterben für's Vögeli weh, und in die alte Heimath wäre sie auch gerne noch einmal gewesen, doch an dem hange sie nicht; wie der Herr wolle, sie schicke sich gerne darein.

Es war der Wille des Herrn, daß sie stürbe. Eines Morgens, als eben die Sonne ihr Stübchen vergoldete, schied sie leise, ohne schweren Athemzug; bloß das Vögeli, das auf ihrem Kopfe saß, merkte ihr Scheiden, flatterte ängstlich um ihren Kopf herum, setzte sich auf ihre Achsel, schlug, so laut es konnte, seine Triller, pickte dann und zerrte, als ob es sie wecken wolle, und als es sie nicht wecken konnte, setzte es sich trübselig auf's Hauptkissen, flatterte von Zeit zu Zeit über sie hin, setzte sich, wenn es sie immer so still und unbeweglich sah, wieder an's alte Ort, sträubte schon Nachmittags sein Gefieder, und als man es mit Sonnenuntergang wie üblich z'Sädel tragen wollte, war es schon für immer z'Sädel gegangen, todt lag es auf ihrer Achsel, wo es im Leben so viel gesessen war, es war seiner guten Herrin nachgegangen, ihre Liebe zu missen vermochte es nicht einen Tag lang. So innig hängt wohl selten der Mensch am Menschen, man vermißt einander wohl, aber selten werden die Herzen blutig gerissen, geschweige daß sie sterben.

Nun, eine Lücke riß ihr Verlust auch in mein Leben, wie ich sie selten empfunden und worüber mein Vetter sich nicht wenig ärgerte. Er könne nicht begreifen, was mir da sollte zu Herzen gehen, sagte er, wir seien ja gar nicht verwandt, nicht einmal von der nämlichen Gesellschaft, nicht manchen Monat daure unsere Bekanntschaft, und da sei es ein Röth-

lichthun, das nicht natürlich sei, sondern affektirt, unnatürlich, sentimental; die Herren von der Waisenkommission fänden es auch so und hätten sich sehr aufgehalten darüber.

Beim Mangel an allen Verwandten nahm niemand von ihrem Tode Notiz als die Herren von der Waisenkommission, sie füllten auch die Kutsche, die hinter ihrem Sarge herfuhr. Ihr Scheiden machte also keinen Lärm auf Erden, ging ganz stille vorüber. Desto größere Freude wird im Himmel gewesen sein bei den Engeln, die schon lange sie kannten und liebten, als sie zu ihnen kam, mit ihnen den Herrn zu loben und zu preisen, wie es nur die reinen Seelen vermögen.



Gedruckt bei C. G. Hendeß in Cöslin.

Inhalt.



